This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

sind, um so mehr, theils unmittelbar, theils durch Erweckung des Widerspruches, den Anfang der deutschen Literatur der Neuzeit bilden; die deutsche Gesellschaft bestand ursprünglich nur aus solchen, welche das Görlitzer Gymnasium besucht hatten, und war vor Gottscheds Regiment auf Reinhaltung der schlesischen Sprache bedacht; das Programm, mit welchem Clodius ihr 25jähriges Bestehen feierte, enthält eine der beredtesten Lobpreisungen der oberlausitzischen Sechsstädte.

Aus einer dieser Städte stammt Gotthold Ephraim Lessing, der beide Richtungen der deutschen Neuzeit, das Streben nach tiefem Gehalt und nach reiner Form, zuerst zu vereinigen gewußt hat; denn ihm verdanken wir sowohl eine inhaltsvolle Dichtung, als auch einen der bedeutendsten Anfänge zu einer Philosophie, die von „trüber Tiefe" und oberflächlicher Deutlichkeit gleich weit entfernt ist. Er wurde zu Kamenz am 22. Januar 1729 geboren, und nach damaliger Sitte schon zwei Tage darauf, am 24., in der dortigen lutherischen Pfarrkirche getauft.

Der Umstand, daß die Oberlausitz neben einer Mehrzahl von deutschen Bewohnern auch ein Hunderttausend wendische zählt, hat die Veranlassung herleihen müssen, dem deutschen Volke das Recht, Lessing sein nennen zu dürfen, gar abzusprechen und ihn für einen Slaven zu erklären, auf daß der Deutsche inne werde, welchem Volksthum er sein Bestes verdanke — denn auch Luther wird für einen Slaven erklärt — und wie ihm von Osten — es war ja immer so — Licht und Heil gekommen sei und ferner kommen werde.[1])

Angenommen, diese Behauptung ruhte auf einer urkundlichen Begründung, und Lessing stammte wirklich aus slavischer Familie, so dürfte dies den Deutschen doch nimmer grämen. Es zeugt von großer Armuth, wenn sich ein Volksstamm, was ein anderer Bedeutendes hervorgebracht, durch den Stammbaum der Individuen aneignen will, ja es liegt bei solchem Verfahren eine ganz ungebildete Anschauungsweise zu Grunde. Kommt denn etwa der Schatz geistiger Leistungen, welcher ein Volk groß macht, durch zufällig von allen Winden her herbeigetragene Scherflein der Individuen zu Stande, oder geht nicht vielmehr das Ganze seinen stillen großen Gang, dem der Einzelne bewußt, oder unbewußt gehorchen muß? Wo man einen Einfluß einer Nationalität auf die andere behaupten will, muß nachgewiesen werden, wie etwas, das in der letztern auftritt, seine Grundlage und seinen Keim nicht in ihr, sondern in jener habe, dies könnte z. B. in Luthers Fall möglich sein — ich glaube es nicht, aber ich habe es hier nicht zu untersuchen — denn seinem Auftreten ging doch eine ähnliche, eine reformatorische Bewegung in einem slavischen Lande voran, und es bedürfte also außer der Abstammung selbst nur der empirische Zusammenhang zwischen den Vorgängern und dem Nachfolger noch eines Erweises. Von etwas Derartigem kann bei Lessing nicht die Rede sein; wo ist im Slaventhum eine Erscheinung, die ihm ähnlich wäre? Lessing möchte immerhin echtes slavisches Vollblut sein, er wäre doch einer der Unsrigen, denn er lebt ganz in unserer Literatur, ja er nimmt gelegentlich an dem etwas rohen Spott seiner Zeitgenossen gegen die Wenden Theil (I, 217. M. 263. H. IV, 9), welcher dem Verfasser des Lustspiels „die Juden" freilich nicht recht

[1]) Erzähler an der Spree 1843 d. 3. Febr. — Wuttke, Polen u. Deutsche. 2. Aufl. S. 92.

anstehen will — oder vielmehr unsere Literatur lebt in ihm, er ergreift ihre Aufgabe tiefer als irgend einer, und was er leistet, zündet mehr als jemals eine ähnliche Anregung und zündet nur hier — und der Mensch ist nicht wie das Roß, bloß dieses animalische Ganze von feiner oder grober, blonder germanischer oder brauner slavischer Complexion, sondern das, was er thut, und was sich in seinem Geiste vollführt.

Ueberdies wird jene Behauptung durch die Ueberlieferung selbst vielmehr widerlegt — und das sollte Niemandem erwünschter sein als dem eifrigen Panslavisten selbst, denn dieser hätte, verhielte sich die Sache anders, so wenig Grund, den Deutschen diesen Umstand vorzurücken, daß gerade die Herrlichkeit der slavischen Volksstämme durch sie eine empfindliche Verdunkelung erleiden würde; oder was kann einem Volke weniger zur Ehre gereichen, als wenn seine bedeutendsten Männer — wir Deutschen haben davon leider an Friedrich II., insofern er in Bezug auf literarische Bildung vor 1740 seinen Standpunkt ein für allemal eingenommen hatte, ein Beispiel — nur in der Einlebung in eine fremde Literatur Befriedigung und einen inhaltsvollen Lebensberuf zu finden wissen?

Der fromme Familiensinn unserer Altvordern, die auf den weißen Blättern der Familienbibel, die sie durchs Leben begleitete, die hervorstechenden Momente des Lebensganges selbst verzeichneten, und was so hier und da zerstreut war, mit Vorliebe sammelten, setzt uns in den Stand, den slavischen Ursprung Lessings so ziemlich in demselben Lichte erscheinen zu lassen, in welchem der gleiche Ursprung des Minneliedes König Wenzels erscheint, in dessen angeblicher Urschrift ein Druckfehler der Bodmerschen Ausgabe auf böhmisch zu lesen ist.

Schon vom funfzehnten Jahrhundert an beurkundet sich die Familie durch eine Reihe deutscher Beamten und Prediger, und durch thätige Betheiligung am deutschen Geistesleben als eine deutsche. Im Jahre 1409 wird zuerst eines Lessigk in den Stadtbüchern erwähnt; seine Schwester war 1416 Abtissin zu Kloster Marienstern in der sächsischen Oberlausitz,[1]) ein späterer, von dem uns erzählt wird, ist Clemens Lessigk, Pfarrer in Kursachsen im erzgebirgischen Kreise unter der Chemnitzer Inspection. Mehr wird von ihm nicht überliefert, nicht einmal der Ort, wo er Pfarrer gewesen, aber es wird angemerkt, er sei eben der Clemens Lessingk, welcher 1580 die Eintrachtsformel, zufolge aller gedruckten Ausgaben derselben, mit unterschrieben. Ein Sohn desselben, Matthäus (Matthias) Lessing, ist ebenfalls Geistlicher gewesen und im Jahre 1624[2]) als Diakon in dem Städtchen Schkeuditz, im Stifte Merseburg zwischen Leipzig und Halle, gestorben. Dieser hatte einen Sohn Namens Christian, der, wie es in einem alten geschriebenen Lebenslaufe hieß, ein Literatus und Pachtinhaber unterschiedlicher hochadliger Güter gewesen — worunter man einen Oekonomen zu verstehen haben wird, der früher auf Schulen und Universitäten gewesen. Es folgt ein anderer Christian Lessing, welcher es in dem schon genannten Schkeuditz bis zum Bürgermeister gebracht hat. Und dieser zeugete Gotthold Ephraim Lessings Großvater, Theophilus, mit welchem die Familie nach der Oberlausitz verpflanzt ward. Dies machte sich auf folgende Weise.

---

[1]) H. Zimmern, Lessings Leben, deutsch von Claudi. Celle und Leipzig 1879. II, 522. — [2]) Siehe Dietmann, Priesterschaft. IV, 1209.

Er hatte, hieß es in seinem Lebenslaufe, Personalia betitelt, bei annoch währendem dreißigjährigen Kriege 1647 das Licht der Welt erblickt und war 1659 nach Merseburg auf das damals sehr berühmte fürstliche Gymnasium gekommen, wo er sich dem Rector desselben, Dr. Georg Möbius, durch Fleiß und gute Aufführung empfohlen hatte. Als er nun auf die Universität gehen wollte, brannte seine Vaterstadt ganz ab, wodurch seine Eltern so gänzlich verarmten, daß sie ihm auf die hohe Schule nur zwei Thaler mitgeben konnten. Er sah sich also darauf angewiesen, in der Fremde sein Glück zu suchen. Auch fand er sich schon in Leipzig durch Empfehlungen des Rector Möbius in das Haus eines Bürgermeisters Wagner eingeführt, der ihm zu Stipendien und Freitischen verhalf, wofür er zwei Söhne desselben informirte, von denen einer schon im 14. Jahre mit großem Ruhme Magister werden konnte; eine Disputation de religionum tolerantia — nicht etwa nur von der Duldung der drei Religionen im heil. Römischen Reiche, sondern von allgemeiner Duldung aller Religionen, welche er hielt, darf bei dem Großvater des Verfassers von Nathan dem Weisen nicht übergangen werden. Theophilus Lessing wurde 1676 in dem kurfürstlich sächsischen Amte Stolpen Actuarius, und 1681 kam er, nach der Pest in Kamenz, in den dortigen Rath. Hier war er zehn Jahr Rathsherr und Scabinus oder Gerichtsschöppe, zehn Jahr Stadtschreiber oder Syndicus und ebensolange Stadtrichter, endlich vierundzwanzig Jahr Bürgermeister, bis er 1735 den 11. November starb;[1]) so lange er noch nicht zu den höchsten Stellen emporgestiegen war, hatte er auch viele Gerichtshaltereien in dortiger Gegend verwaltet. Er war zweimal vermählt gewesen und ist der Stammvater einer weitverbreiteten Familie geworden.[2]) Seine zweite

[1]) F. F. Allg. — [2]) Der Name Lessing begegnet uns in dem Oberlausitzischen Magazin und der Oberlausitzischen Monatsschrift beständig. Da Joh. Gottfr. Lessings Söhne, so viel mir bekannt ist, alle ausgewandert sind, so haben wir hier an Brüder desselben und ihre Nachkommen zu denken. Ein Bruder ist „Joh. Traugott Lessing, praktischer Jurist in Kamenz, Amtsinspektor in Ruhland und Justitarius in Elstra, geboren 1704 den 21. März in Kamenz, wo sein Vater, Theophilus, Stadtrichter war († 1781);" (Supplem. zu Otto S. 247); denn der Bürgermeister Theophilus L. war ja unmittelbar vorher Stadtrichter gewesen, und kann es, ist er 1735 nach 24jähriger Verwaltung des Bürgermeisteramtes gestorben, gerade Anfang 1704 noch gewesen sein. Joh. Traugott L. war nach des Dichters Tode Curator seiner Erben; vgl. Chrysander, Lessingiana, in Westermanns „Illustrirten deutschen Monatsheften," December 1856. S. 256. H. XX, 1, 10. Anmerk. [2]) und 225, Anm. [1]). Besonders aber kommt hier in Betracht „Theophilus L., geb. zu Kamenz den 4. Dec. 1697, wo sein Vater gleiches Namens Bürgermeister war, 1724–39 Actuarius, und 1739 Amtmann zu Hoyerswerda" (Frenzel, Chronik v. Hoyerswerda S. 107); denn von ihm stammt eine zahlreiche Linie ab, zuerst Joh. Theophilus, der 1728 geboren war (Otto II, 465), mit Gotthold Ephraim bis 1747 gleichzeitig in Leipzig studirt hatte und seinem Vater im Amte folgte, und dieser hinterläßt 7 Söhne, 13 Enkel und 1 Urenkel; von den ersteren sind zwei als Officiere bei dem kurf. sächs. Prinz Albrechtschen leichten Reiterregimente angestellt, von denen der Eine der räthselhafte Lieutenant von L. in eben diesem Regimente sein wird, dem, nach derselben Quelle, 1804 ein Sohn geboren wird; die im Civilfache angestellten Söhne des Joh. Theophilus würden sich in den Oberl. Zeitschriften auch verfolgen lassen, z. B. vertheidigte K. G. Lessing aus Hoyerswerda am 13. Februar 1776 zu Leipzig, unter dem Vorsitze des Prof. Zoller, eine juristische Dissertation. Der Lessing, mit welchem G. E. Leising 1748 nach Wittenberg ging (XII, 6. M. 11. H. XX, 1, 9) war Theophilus Gottlob L., geboren 1725, starb 1752 als Candidat der Theologie. Sein Vater Friedrich Gottlieb, Buchbinder und Buchhändler in Kamenz (H. XX, 2, 156) der Oheim oder Vetter, Bruder von Lessings Vater, der 1760 stirbt. (XII, 139. M. 166. H. XX, 1, 190.)

Frau war Anna Dorothea, geb. Hillmann (gestorben 1719), eine Tochter des ebenfalls kamenzischen Bürgermeisters Gottfried Hillmann, der im 87. Jahre seines Alters gestorben ist und auch über 50 Jahre im kamenzischen Rathsstuhle gesessen hat.[1]) Aus dieser Ehe ist Gotthold Ephraim Lessings Vater, Johann Gottfried, entsprungen — er war am 24. November 1693 geboren.

Ich weiß nicht, was man zum Beweise der deutschen Nationalität der Lessingschen Familie noch weiter verlangen könnte; denn bis zu Noahs Söhnen kann doch Niemand zurückrechnen, und für eine bürgerliche Familie, die nicht an einem Patricierthum Antheil hat, ist ein Nachweis aus dem 15. Jahrhundert schon ganz anständig. Zwar haben die Gegner doch noch weiter ins Dunkel der Zeiten hinein zu greifen versucht; sie haben sich an den Namen gehalten; Less, sagen sie, ist ein slavisches Wort, das Wald bedeutet. Nun so ist dagegen ing eine ächt deutsche Endung — und Sachkenner versichern uns, daß es mit solcher Namendeutung überhaupt ein mißlich Ding sei.[2])

Aber es handelt sich hier nicht um G. E. Lessings Vorältern, sondern um ihn selbst — könnte nicht er wenigstens noch der Mutter einen Antheil slavischen Bluts verdanken? Auch diese Ausflucht ist vergebens; die Gattin Gottfried Lessings ist, wie schon der Name zeigt, unbezweifelbar deutschen Ursprungs; Justine Salome Feller,[3]) mit der er sich 1725 vermählte,[4]) war die Tochter des Mag. G. Feller, dessen Nachfolger in der Stelle eines Pastor Primarius Lessing im Jahre 1733 wurde, und Feller war im Lande Meißen geboren. Und wenn nun etwa auch die Mutter von Gottfried Lessings Fellerin eine Slavin gewesen sein sollte, denn hier gehen unsere Nachrichten aus, so müßte die Verdünnung des slavischen Elementes in Gotthold Ephraim Lessing doch wohl selbst dem eifrigsten Panslavisten zu homöopathisch werden.

Und so könnte die Herbeiholung dieses ganzen genealogischen Apparats vielleicht als überflüssig oder gar als leere Ostentation erscheinen, wenn er sich nicht auch noch in anderer Beziehung als lehrreich erwiese; die Geschichte der Familie giebt uns, verglichen mit andern Thatsachen, Aufschlüsse über den Charakter der Familienumgebung, in welcher Lessing sein Knabenalter verlebte.

„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt!" Lessing konnte sich auf seinem Lebenswege mit dem Bewußtsein ausgestattet fühlen, das eine tüchtige Lebensführung wesentlicher erleichtert, als diejenigen wissen, welche seiner entbehren müssen, daß er guter Leute Kind sei. Das Familienleben seiner Aeltern zeigt den Charakter würdiger Beschränkung und patriarchalischer Einfachheit, und wenn später in Folge der großen Kinderzahl — Lessing hatte 11 Geschwister — allerlei äußere Bedrängnisse eingetreten sind, wenn diese Umstände und die Einförmigkeit des Daseins in einer kleinen Stadt, wie der Inhalt einer von Lessing von dem Gymnasium dem Vater eingesandten Arbeit, daß doch die Zeiten nicht eben schwerer werden, belegt, ziemlich früh eine gedrückte Stimmung herbeigeführt haben, so wird doch der älteste Sohn, —

---

[1]) Oberlausitz. Magazin 1769, S. 109. — [2]) Doch erfordert die Gerechtigkeit zuzugeben, daß die slavische Namendeutung (sind ja doch auch Leibniz' Name und der von Lessings Vaterstadt Kamenz slavisch) viel Wahrscheinlichkeit hat. Dabei aber bleibt Danzels obiges Raisonnement durchaus richtig. (M. und B.) — [3]) Ebendas.; ein „Vetter" Namens Feller kommt in Lessings Brief an den Vater vor (XIII, 657. M. XII, 190. H. XX, 1, 123). Er war der Bruder von Lessings Mutter. — [4]) Vgl. Bautzener Nachrichten. 1879. Nr. 27.

nur eine Tochter, Dorothea Salome, war älter; sie ist erst 1803 am 9. September, 76 Jahre alt, gestorben [1]) — überwiegend den günstigen Einfluß erfahren haben, welchen die Lebensverhältnisse eines angesehenen Geistlichen auf ein Kind ausüben müssen. Eine strenge Religiosität herrschte im Hause; der Knabe ward, sobald er nur etwas lallen konnte, zum Beten angehalten; das Lesen lernte er in der Bibel und im Katechismus, und bei den Betstunden, die Morgens und Abends allezeit mit der Familie gehalten wurden, lernte er bei Zeiten eine Menge geistlicher Lieder. Auch entsprach diesen Lebensgewohnheiten die Handlungsweise; wenigstens wird die Familie wegen ihrer Mildthätigkeit gegen Arme gerühmt. Ebenso war das persönliche Verhältniß der Familienmitglieder untereinander, so viel wir von ihm wissen, guter alter Sitte gemäß. Die Mutter — denn sie wird, wo es sich von dem Einfluß auf das Kind handelt, billig zuerst genannt — scheint freilich eine ganz gewöhnliche Frau gewesen zu sein, und von einem höheren Einfluß auf den Knaben, wie ihn z. B. Goethe seiner Mutter verdankte, ist nicht die Rede, ja im Verlaufe der Zeit ist sogar in ihr die Quelle der beschränkten Lebensansicht zu suchen, die den Sohn in bester Absicht in seiner freien Entwickelung zu hemmen Anstalt macht. Eines Pastoris Primarii Tochter und Gattin, die zugleich des Bürgermeisters Schwiegertochter ist, wird in einer kleinen Stadt einer ungewöhnlichen Bildung bedürfen, um nicht bei wachsendem Alter einer gewissen engherzigen Abschätzung der verschiedenen Lebensstellungen zu verfallen, und so dürfen wir die Empfindlichkeit wegen Nichtachtung solcher Aemter und Würden, die später bei Lessings Mutter sichtbar wird, eben noch nicht für ein Zeichen gemeinen Sinnes halten; ursprünglich hat das Bewußtsein, von guter Familie zu sein, bei ihr gewiß nur den Werth gehabt, daß sie um so mehr auf gute Sitte hielt, und das ist, dem Andern gegenüber, die Hauptsache. Und eine gute Gattin war sie gewiß; weiß doch Lessing der Schwester gegenüber seine Frau nicht besser zu rühmen, als daß sie eben so herzlich gut und rechtschaffen sei, als die Geschwister nur immer die Mutter gegen den Vater gekannt hätten (XII, 476. M. 569. H. XX, 1, 681). Der Mutter scheint die Schwester nachgeartet zu sein, nur daß hier freilich die Gemeinheit bei wachsendem Alter, da die Verstimmung der „einsamen Beglücktheit" hinzukommt, nicht ganz ausbleibt; Lessing findet später Veranlassung in Bezug auf die Zumuthungen, die in diesem Sinne an ihn und seine Brüder ergehen, einmal ein ernstes Wort drein zu reden (XII, 459. M. 547. H. XX, 1, 650); in der Kindheit kann sich diese Anlage wohl nur gelegentlich durch ein gouvernantenmäßiges Wesen gezeigt haben, das die ältere Schwester gegen den Bruder leicht ausübt und von dem sich der Knabe ebenso harmlos frei macht; auch erweist sich hier der weibliche Sinn beider Frauen noch im fernern Lebensgange mit neuer Leibwäsche, ja wollenen Strümpfen (XII, 140. M. 167. H. XX, 1, 191) hilfreich. Von den 9 Brüdern, welche Lessing nach und nach geboren werden sah, dürfte nur Theophilus, [2]) der ihm an Alter am nächsten stand, eigent-

[1]) Von ihr und ihrer Mutter befinden sich, von jener 5, von dieser 11 Briefe an den Bruder und Sohn im Besitz des Banquier Herrn Ernst Mendelssohn-Bartholdy in Berlin, jetzt veröffentlicht in H. XX, 2, die eine Zier dieses Bandes bilden und einen erwünschten, wenn auch unerfreulichen Einblick in die finanziellen Bedrängnisse der Familie gewähren. — [2]) Geboren 1732 den 12. Nov., seit dem 27. Oct. 1751 (Mohnike, S. 152) Stu-

lich sein Gespiele gewesen sein, wenigstens ist er der einzige, mit dem er auch späterhin von der Jugend her auf einem gewissen Fuße der Gleichheit steht; wir werden selbst von gemeinschaftlichen Studien, die sie betrieben, zu berichten haben; die übrigen [1]) sind bei seinem Austritt aus dem Vaterhause noch so jung, daß er sie im Grunde erst später kennen lernt, und daher fast in einem väterlichen Verhältnisse zu ihnen steht; Karl, der Lebensbeschreiber, der jüngste von Allen, war zu dieser Zeit kaum geboren. Indessen wird sich auf den gesunden Kern des Familienlebens, das alle diese verschiedenen Verhältnisse einschloß, daraus schließen lassen, daß der früh ausgewanderte und im Leben vielfach bedrängte Mann sich die Unterstützung Aller, die Erziehung der Jüngeren ernstlich angelegen sein läßt, und sogar nach 25jähriger Entfernung noch so sehr in der Familie fortlebt, daß er unaufgefordert die Schulden des Vaters alle übernehmen zu wollen erklärt (XII, 258. M. 311. H. XX, 1, 370). Lessings Kindheitsverhältnisse deuten darauf hin, und die Gesundheit seines Seelenlebens bürgt dafür, daß er das erste, was der Mensch gelernt haben muß, Liebe zu geben und Liebe zu nehmen, nicht übersprungen haben wird. Und als der Knabe allgemeinerer Blicke fähig wurde, fehlts auch hier nicht an einer einfachen geistigen Hausmannskost. Es ließe sich von vornherein annehmen, daß jenes lebhafte locale und provincielle Interesse, das oben an den Oberlausitzern des vorigen Jahrhunderts gerühmt wurde, in dem Hause seines Vaters, das sich vermöge der Verwandtschaftsverhältnisse allenfalls für den Mittelpunkt einer der Sechsstädte halten konnte, nicht gefehlt haben werde, und dies wird noch besonders durch das Vorhandensein einer Schrift desselben belegt, welche der vaterstädtischen Geschichte gewidmet ist.[2])

---

dent in Wittenberg, 1768 Conrector in Pirna, 1778 in Chemnitz, 1805 Rector daselbst (Oberlaus. Monatsschrift v. d. J.), stirbt 1808, 6. Oct.

[1]) Außer Theophilus und Karl begegnen uns in Lessings Briefwechsel folgende Brüder: 1) Gottfried. Wird er nicht bald auf die Universität gehen? 1753 (XII, 24. M. 33. H. XX, 1, 35). Student in Leipzig, Ostern 1756 (XII, 39, 44. M. 50. 56. H. XX, 1, 57. 64); stirbt 1764 (XII, 159. M. 191. H. XX, 1, 224). 2) Gottlob Samuel. Bitte an den Vater, ihm denselben anzuvertrauen, 1753 (XII, 24. M. 33. H. XX, 1, 34). In Berlin (das. S. 29. M. 40. H. XX, 1, 45. Leben von K. Lessing I, 166). In Halle 1756 (XII, 44. M. 56. H. XX, 1, 64). Student in Wittenberg 1759 (XII, 132. M. 158. H. XX, 1, 180). Besuch in Berlin 1760 (XII, 142. M. 169. H. XX, 1, 193). Verdrießlichkeiten mit ihm 1763 (XIII, 656. M. XII, 190. H. XX, 1, 223). Placirt 1764 (XII, 160. M. 191. H. XX. 1, 225). 1765 (XII, 169. M. 201. H. XX, 1. 237). Justitiarius in Schlesien beim Grafen v. Boos 1766 (XII, 172. M. 205. H. XX, 1, 241). In Namslau in Schlesien 1777 (XIII, 591. H. XX, 2, 896). Stirbt als königlich preußischer Domainen-Amts-Justitiarius und Justizcommissarius daselbst 1803. 3) Erdmann, ein ungerathener Sohn, will 1759 Soldat werden (XII, 132. 140. M. 157. 167. H. XX, 1, 179. 190 f.). Stirbt im April 1760 zu Warschau; vgl. H. XX, 2, 156. Söhne von Karl Lessing (gest. 1812) waren der in Berlin 1850 gestorbene Justizrath Christian Friedrich L., Mitbesitzer der Vossischen Zeitung, und der 1848 zu Pol. Wartenberg verstorbene Gerichts-Kanzler Karl Friedrich Lessing; der letztere war Vater des bekannten Historienmalers Karl Lessing; die Novellendichterin Karoline Lessing war eine Schwiegertochter Gottlob Samuels; eine von ihren Novellen, des Onkels Portrait, soll sich auf G. E. Lessing beziehen und manche Familienverhältnisse berühren. S. Goedeke Grundriß, III, 692 Nr. 162. — [2]) Zweyhundert-jährige Gedächtniß-Schrift derer ersten Evangelischen Predigten, welche in der Sechs-Stadt Camentz, 1527, an Ostern gehalten worden, Als ein geringer Beytrag zu der Ober-Lausitzischen Kirchen- und Reformations-Geschichte, ... Von M. Johann Gottfried Leßingen, Archi-Diacono allda. Leipzig, Bei Johann Samuel Heinsio. Anno 1727. Der Verfasser spricht sich hier in der

Alles das ist nur das ganz Gewöhnliche, gewiß, aber gerade darum durfte es nicht übergangen werden. Man schlägt die Wichtigkeit dieses ganz Gewöhnlichen in den Kreisen höherer Bildung leicht zu gering an. Um nicht dem blos Naturgemäßen, dem blos Gesunden zu viel einzuräumen, vergißt man gelegentlich, daß es ohne dasselbe doch nicht geht, daß es die unentbehrliche Grundlage für alle höhere Entwicklung bildet, der Geist muß sich eben, um in reiferem Alter einer freien Entfaltung fähig zu sein, in der frühern Jugend sozusagen ausgelebt und eine gewisse Breite und Innigkeit gewonnen haben. Oder sollte es ganz von ungefähr sein, wenn nicht aus den hauptstädtischen Kreisen hochgesteigerter Cultur, in denen schon das Kind mit geistigem Confect genährt wird, sondern aus der anspruchslosen Unmittelbarkeit des bürgerlichen Lebens die bedeutendsten Männer hervorgegangen sind? Jene erzeugen prächtige aber schwächliche Treibhauspflanzen, aber diese ein gesundes Gewächs, das der Unbill des Klimas seine Existenz wacker abzuringen weiß. Und immer hat das Gewöhnliche den Vortheil, daß, wenn ihm nichts Bedeutendes entspringt, doch wenigstens die hausbackene Brauchbarkeit herauskommt, deren die Welt einmal nicht entbehren kann.

In Lessings Falle war dafür gesorgt, daß er hierbei nicht blieb. In dem engen Familienkreise selbst machte sich ein Einfluß geltend, der über ihn hinausdeutete und den Knaben auf allgemeinere Interessen und einen höhern Wirkungskreis hinwies, und dieser Einfluß ward von dem Vater ausgeübt.

Lessings Vater war kein gewöhnlicher Mann. Ein Paar Notizen, die uns aus seinem Knabenalter aufbehalten sind, zeugen von geistiger Selbstständigkeit. Er hatte frühzeitig ein starkes Gedächtniß und einen außerordentlichen Hang zum Studium der Geschichte gezeigt, und in der letzteren so große Fortschritte gemacht, daß seine Lehrer sie gegen das, was er im Lateinischen leistete, für zu unverhältnißmäßig hielten — und wenn dies wirklich gering gewesen war, so hatte der Grund darin gelegen, daß das Latein auf die geistloseste Weise betrieben wurde; man ließ den Knaben aus einer lateinischen Grammatik die Regeln ohne Anwendung auswendig lernen; sobald demselben der Vater eine deutsch geschriebene Grammatik gab, und während er ihn mit den Regeln bekannt machte, zugleich einen Schriftsteller mit ihm las, gehörte er nicht mehr zu den Zurückgebliebenen. Auch in Wittenberg, wo er seine

Vorrede über sein Unternehmen sehr besonnen und bescheiden aus; außer den erbaulichen Gründen hat er noch einen andern. „II. haben mich zu dieser unternommenen Arbeit die vielen falschen Dinge bewogen, welche man von unserm Camentz, sonderlich in Kirchensachen, geschrieben. Ich bescheide mich zwar gerne, daß, wenn man Kirchen, Klöster und Hospitäle hiesiges Ortes miteinander verwechselt, eine und andere Prediger seit der Reformation außen gelassen, oder verkehrt angeführet, ja ganz unwahre Dinge aus einem unvollkommenen Manuscripte eines zwar gelehrten, aber passionirten Medici, in die Welt geschrieben, an derselben Verbesserung und Widerlegung keineswegs der Kirchen Wohlfahrt hange; allein weil die historische Wahrheit einem solchen Auge gleichet, das nicht das geringste Stäublein leidet, so geschiehet wohl nichts unrechts, sondern vielmehr der Wahrheit was zuträgliches, wenn man mit der allergrößten Bescheidenheit die Geschichte seiner Vater-Stadt von allen Verfälschungen zu retten suchet. Denn die allgemeine Historie eines Landes kan nicht besser excoliret werden, als wenn man an allen Oertern in demselben einen geringen Beitrag zur Perfectionirung derselben ausarbeitet; doch die, welche solches thun, müssen sich darauf wenig einbilden, denn wenn große Männer das Corpus Historicum davon bereits heraus gegeben, so kommen mir solche Dii minorum gentium nicht anders vor denn Zwärge, welche auf Riesen stehen, und also weiter, denn selbige, sehen können.

Universitätsstudien gemacht hatte, war er nicht einfach im hergebrachten Geleise fortgegangen: so hatte er sich die Kenntniß der englischen Sprache angeeignet, die in Obersachsen noch heutigen Tages manchem Candidaten der Theologie fremd bleibt, und mehreremale unter dem Präsidium der dortigen Professoren disputirt. Das Letztere war mit solchem Beifall geschehen, daß er den Plan faßte, auf der Universität zu bleiben; seine Vindiciae Reformationis Lutheranae ab nonnullis novatorum praeiudiciis 1717 mögen seine Habilitationsschrift sein. Zwar hatte eben diese Schrift die Berufung zu einer Prediger- und Katechetenstelle in seiner Vaterstadt zur Folge, und äußere Verhältnisse mögen ihn genöthigt haben, dieselbe nicht von der Hand zu weisen, aber weder dieses Amt noch seine späteren und mühevolleren konnten das einmal gefaßte wissenschaftliche Interesse in ihm unterdrücken; sein Lebensbeschreiber, der Kamenzer Rector Voigt, füllt mit dem Verzeichniß seiner Schriften und der Recensionen derselben $4^1/_2$ Quartseiten; auch muß Gottfried Lessing sich die Achtung der Zeitgenossen erworben haben, denn er hat mit einer Anzahl der angesehensten Theologen, als Marperger, Löscher, Mosheim, Rambach, Neumeister, Pleske, in Briefwechsel gestanden. Nur die Poesie war seine Stärke nicht. Das alte Kamenzer Gesangbuch enthielt 4 Lieder von ihm, darunter folgende Strophe auf das Speisewunder:

„Andreas hat gefehlet,
Philippus falsch gezehlet,
sie rechnen wie ein Kind,
mein Jesus kann addiren,
und kann multipliciren,
auch da, wo lauter Nullen sind.“[1])

Diesem gelehrten Treiben des Vaters verdankte Lessing den Grundton seines Lebens. Es wird in Gelehrten- und besonders in Predigerfamilien häufig als etwas sich von selbst verstehendes betrachtet, daß wenigstens die älteren Söhne ebenfalls Gelehrte und vornehmlich Prediger werden. In Lessings Familie war dies in besonderem Grade der Fall; die Aeltern opferten sich dem Vorsatze, die zahlreichen Söhne sämmtlich auf Schulen und Universitäten zu schicken, mit unerhörter Selbstverläugnung auf, und die Mutter, welche von der großen Welt nichts wußte, war eine zu fromme Frau, als daß sie nicht gewünscht und gebetet haben sollte, daß wenigstens der älteste Sohn ein Gottesmann werden möchte. Man kann eine solche Ansicht als Anzeichen eines beschränkten Zunftgeistes tadeln, unter dessen Einfluß der Einzelne über seiner Erziehung zu einem Berufe, der für den höchsten gilt, seine wahre Lebensbestimmung nur allzu leicht verfehlt, aber wo diese mit dem durch das Vorurtheil vorgeschriebenen Wege zusammentrifft, wird eine um so gründlichere Vorbereitung, ein um so vollständigeres Einleben in diese bestimmte Sphäre stattfinden. Dies war Lessings Fall: er ward bestimmt, Gelehrter zu werden, und ist darum, weil er das Handwerkszeug des Gelehrten spielend kennen gelernt hat, gewiß kein schlechterer Gelehrter geworden. Seine Aeltern erzählten oft ihren übrigen Kindern, daß Lessing von Kindheit an mit eben so großer Lust

[1]) Gefällige briefliche Mittheilung des Oberlehrers und Stadtbibliothekars Herrn F. F. Klix in Kamenz, welcher sich um die Ermittelung der Lessingschen Verwandtschaftsverhältnisse große Verdienste erworben hat und demnächst ein Werk über „Die Familie Lessing“ veröffentlichen wird. -- Man sieht, das Dichten hat Lessing seinem Vater nicht abgelernt, aber wohl könnte ein „Genealog“ wie Herr „Obmann“ Dr. Volger daraus Lessings frühe Vorliebe für Mathematik „volgern.“ (M. und B.)

als Leichtigkeit gelernt und nichts lieber gethan, als, sogar zum Zeitvertreibe, in Büchern geblättert, wenn er auch nicht immerfort darin gelesen. Auch wird von ihm eine Geschichte erzählt, wie sie, nach einer Aeußerung Villemains bei Gelegenheit des Bernardin de St. Pierre, bei Jedermann vorkommen, aber von bedeutenden Menschen eben erzählt werden: als ein Maler ihn im fünften Jahre mit einem Bauer, in welchem ein Vogel saß, malen wollte, hatte dieser Vorschlag seine ganze kindische Mißbilligung: mit einem großen, großen Haufen Bücher, läßt ihn der Biograph bei dieser Gelegenheit mit Anticipirung einer für seinen Styl charakteristischen Wendung sagen, müssen Sie mich malen, oder ich mag lieber gar nicht gemalt sein. — [1])

Noch wichtiger ist für Lessings geistigen Entwickelungsgang der theologische Standpunkt, welchen der Vater bei dieser Schriftstellerei einnimmt. Gottfried Lessing ist ein orthodoxer Lutheraner, aber nichts weniger als ein Eiferer; was er vertritt, ist der Protestantismus dem Papismus gegenüber, an den Streitigkeiten mit den Reformirten und mit den Pietisten nimmt er nicht Theil. In diesem Sinne warnt er in seinen Unvorgreiflichen Gedanken von einer jährlichen öffentlichen Gedächtnißfeier der Augsburgischen Confession, bei welcher er die 21 ersten Artikel derselben öffentlich vorgelesen zu sehen wünscht, ausdrücklich vor vermeinter Symbololatrie. Noch bezeichnender ist seine Vorrede zu der von ihm übersetzten „Glaubensregel" des Tillotson. Hier schärft er zwei Grundwahrheiten ein — erstlich, daß man wesentliche Punkte von unwesentlichen unterscheiden und auf den letztern nicht bestehen müsse, und zweitens, daß man die sogenannten polemicos an ihren Früchten erkennen solle; die Früchte des Geistes aber sind Liebe, Freude, Geduld. Gal. V, V. 22. — Es sei also die Mittelstraße zu halten zwischen allzu großer Lust an Streitschriften und allzu großem Ekel, der auf Indifferentismus beruhe. Und da meint er nun, in dieser Beziehung haben neben einer Anzahl deutscher Theologen, unter denen er auch Spener nennt, die meisten Engländischen Gottes-Gelehrten das Richtige getroffen. In ihren Schriften finde man keine personalia, aber desto mehr realia, man suche nicht des Gegners Worte zu verdrehen, man lobe an ihm, was zu loben sei, und vergesse überhaupt die allgemeine Höflichkeit nicht, und dies gelte selbst von den sonst ungezogenen Gemüthern, die nicht blos das gemeine Wesen und die Kirche, sondern die Religion selbst anfallen. Endlich sehen es die Frömmsten und Klügsten unter ihnen nicht gern, wenn man die Conformisten oder Dissenters mit Sectirischen Namen beleget und sie fast so arg als die Papisten abgemalet habe. Weßhalb er denn eine Sammlung der besten antipapistischen Streitschriften englischer Theologen beabsichtige, von welcher diese Schrift Tillotsons, welche gegen die „höhern Fußstapfen" eines gewissen Sergeant gerichtet sei, den Anfang machen möge.

In späterer Zeit, als verschiedene freidenkerische Richtungen in Deutschland Eingang gefunden hatten, bestritt Gottfried Lessing auch diese.

Ein fast ausgearbeitetes Manuscript, das er in seinen letzten drei Jahren

---

[1]) Schöpfer des in Kamenz im Barmherzigkeitsstift befindlichen Originalbildes und Lessings erster Lehrmeister beim Zeichenunterricht war Christian Gottfried Haberkorn, Kunstmaler, geboren in Kamenz 1701, gestorben daselbst 1760. S. Budissiner Nachrichten. 1862. Nr. 133. u. A. Stahr darüber in der Nationalzeitung 1862. Nr. 326. (Mittheilung von Herrn F. F. Klix in Kamenz.) — Eine Copie dieses Bildes schmückt als Vignette den Schluß der Groteschen Lessing-Ausgabe VIII, 785.

geschrieben, kann man unmöglich ganz mit Stillschweigen übergehen. Nach seiner Vorrede dazu sollte es den Titel haben: „Meine Gedanken über die vor funfzig Jahren von mir widerlegten siebenzehn Vorurtheile, die man nach einem Zeitlaufe von zweihundert Jahren zum Nachtheil der Kirchenverbesserung auf die Bahn gebracht." Die Vorrede fängt so an:

„Die unverdiente Güte meines Gottes hat mich gegen das 74. Jahr meines Lebens und gegen das 50. Jahr meines Predigtamts leben lassen. In dieser verflossenen Zeit haben sich unzählige Veränderungen zugetragen, welche den Zustand der Menschen in und außer der Christenheit, obschon anders, jedoch nicht viel besser gemacht. Gewissenszwang und Verfolgungsgeist ist zwar nach und nach ziemlich verloschen; die unerhörten Grausamkeiten in Religionssachen sind abgekommen: aber dagegen hat nun eine ungemessene Freiheit und unverschämte Frechheit von göttlichen und geistlichen Dingen zu reden und zu schreiben, was man will, überhand genommen. Der um sich gefressene Unglaube hat sich auf den Thron des Aberglaubens gesetzt. Die heilige Schrift hat jedermann lesen, aber auch schänden dürfen. Gute und löbliche Anstalten in Kirchen- und Polizeisachen sind gemacht und anbefohlen worden; aber Ungerechtigkeit, Unbarmherzigkeit, Unwissenheit und Ungehorsam ist dadurch nicht weniger geworden. Die Wissenschaften sind gestiegen, aber die Sitten der Menschen nicht gebessert. Durch Gelehrsamkeit, nicht durch Gottesfurcht, will man berühmt werden."

„So denke ich, wenn ich eine Vergleichung mit den vorigen und jetzigen Zeiten und Leuten anstelle. Jene verachte ich nicht, und diese kann ich nicht allzu sehr erheben. Vieles wird unter den Menschen wohl anders, aber nicht besser. Das Alte sieht man auf der schlimmen, und das Neue nur auf der guten Seite an."

„Die Vertheidigung der Glaubenswahrheiten, die in Gottes Wort gegründet sind und einen unstreitigen Einfluß in das thätige Christenthum haben, ist für ein Hauptwerk eines ächten Gottesgelehrten beinahe zu aller Zeit gehalten worden; aber niemals ist diese Pflicht so enge eingeschränkt gewesen, als jetzt, da nichts so sehr als die Gleichgültigkeit in Religionssachen bei denen, die Christen heißen, überhand genommen; auf die nun gar Verachtung zu folgen scheint. Wer redet und schreibt gern von Religion? Wer liest gern theologische Bücher? Bei den berühmtesten Gelehrten in diesen Tagen sind sie so verhaßt und übel angeschrieben, daß sie es für Strafe halten, sie zu lesen, und wenn sie sie ja endlich lesen, nichts Gescheidtes darin finden."

„Ein anderes ist es, etwas ohne Ursache verachten, und ein anderes, etwas mit gutem Grunde widerlegen. Lege et judica, sagt ja die gesunde Vernunft. Wie kann ich aber richtig urtheilen, wenn ich ohne Fleiß und Aufmerksamkeit lese?"

„Kennt der wohl Luthers und seines vornehmsten Beistands Philipp Melanchthons Schriften; kennt der wohl was Spalatin, Johann Bugenhagen, Justus Jonas, Brentius, Snepfius, Urbanus Regius, Aquila und Myconius gethan und geschrieben: der behaupten kann, daß die Gelehrten, welche in und außer Deutschland die Reformation angehoben, Männer von sehr mittelmäßiger Geschicklichkeit gewesen, und daher viel niedergerissen, wenig aber erbauet hätten?"

„Da ich vor 50 Jahren zu Wittenberg Vindicias Reformationis Lutheri

schrieb und auf das Katheder brachte, war mir dieses Vorurtheil nicht bekannt, weil man noch nicht auf eine offenbar falsche Art die Kirchenbesserung bestritten, und nur diejenigen also davon urtheilen, die besagte Theologen sehr wenig oder gar nicht gelesen und doch ihre inner'liche Beschaffenheit vollkommen wissen wollen. So weit ist es mit den stolzen Freigeistern unserer Zeit gekommen?" [1])

Mit diesem Studium der Polemik der protestantischen Kirchen verbindet sich bei Gottfried Lessing unmittelbar ein besonderes Interesse für Reformationsgeschichte, wie es bei einem Studirenden der Theologie in Wittenberg wohl fast nothwendig entstehen mußte. Seine Schriften beziehen sich größtentheils auf diesen Theil der Wissenschaft. Die historische Anlage, die er ursprünglich besaß, kam ihm hier zu Statten; eine Reformationsgeschichte von Kamenz ist schon erwähnt worden; der soeben genannten Uebersetzung einer Tillotsonschen Schrift ist eine Einleitung von den englischen Streitschriften gegen das Papstthum vorgesetzt, mit welcher er ergänzen will, was Buddeus in seiner Isagoge Histor. Theol. über diesen Punkt gesagt. Im Andenken an

[1]) Die von Gottfried Lessing widerlegten Vorurtheile gegen die lutherische Reformation sind folgende:

1) Luthers Reformation in den Lehr- und Glaubensartikeln sei nicht so nöthig gewesen, als man vorgegeben, und die Kirchenverbesserer hätten nicht Christi, sondern ihre Lehre und Ehre zum Augenmerk gehabt. 2) Die Kirchenverbesserung sei mit allzu großem und noch dazu fleischlichem Eifer angefangen worden. 3) Luthers erste Schriften hätten mehr Nutzen gestiftet als seine letztern, weil jene mit mehr Demuth und Sanftmuth abgefaßt wären, als diese. 4) So sei er auch Anfangs bescheiden gewesen, habe Widerspruch und Andersgesinnte vertragen können, hernach habe ihn der Hochmuth eingenommen: er habe geschimpft, verketzert und in keiner Kirchengemeinschaft stehen wollen. 5) Er sei von den Hohen im Lande unterstützt worden. 6) Man habe auf eigene Glaubenslehren gesehen, nicht aber auf wahres und thätiges Christenthum. 7) Luther und seine Gehülfen hätten die Lehrer und Zuhörer mehr verschlimmert als gebessert; und 8) bei der Kirchenverbesserung nicht auf die Verbesserung der Polizei Rücksicht genommen. 9) Er sei Schuld, daß die Kirchenzucht und der Kirchenbann gänzlich abgeschafft worden. 10) Er habe auf die Erhaltung und Ehre des Predigtamts wenig gesehen und beides geschwächt. 11) Er habe lieber Anfangs allen öffentlichen Gottesdienst und äußerliche Ceremonien abschaffen, als sich mit denselben lange aufhalten wollen. 12) Er habe von der Würde, dem Ansehen und der Nothwendigkeit beider Sacramente, der Taufe und des Abendmahls, im Anfange ganz andere Gedanken als hernach gehabt. 13) Er habe die unverschämte Frechheit eingeführt, von Religionssachen alles zu predigen und zu schreiben, was man wolle. 14) Er habe mit der vorgenommenen Kirchenverbesserung unsägliche Streitigkeiten, ohne allen Nutzen, aber mit vielem Schaden, auf die Bahn gebracht. 15) Er sei von Zwingli und Calvinus in seiner Kirchenverbesserung nicht gehindert worden. 16) Unsere Evangelische Kirche habe nach der lutherischen Reformation vieles noch aus dem Papstthume beibehalten. 17) Das was Lutherus gethan, sei nur als Vorbote und Morgenröthe der zu hoffen stehenden allgemeinen und vollkommenen Kirchenverbesserung anzusehen. 18) Luthers Person, Gelehrsamkeit und Gemüthbeschaffenheit, sei Ursache, daß seine Kirchenverbesserung schlechten Fortgang gehabt. 19) Man habe bei der Kirchenverbesserung das Beste der hohen, mittleren und niedrigen Schulen nicht vor Augen gehabt. 20) Nicht für die Armuth gesorgt, und die Einkünfte der eingegangenen Klöster, die dazu hätten angewendet werden sollen, zu andern Absichten verschleudert. 21) Die Reformation sei ein aus sittlichen und politischen Ursachen zusammengekommenes Menschenwerk. Endlich 22) wäre es zwar kein bloßes Vorurtheil, daß Gelehrsamkeit und verbesserte Staatskunst vom Reformationswerke befördert worden; allein da die gelehrtesten Staatsleute nach Religion nicht viel fragten, so müßte man doch die dabei waltende göttliche Fügung und Regierung erkennen, ohne welche alle menschliche Klugheit und Gelehrsamkeit nichts zu Stande gebracht haben würde."

jenen alten Pastor Lessing, der die Concordienformel unterschrieben, konnte solches Interesse sogar als ein theures Familienvermächtniß erscheinen.

Uebrigens stellt sich Gottfried Lessing als ein ganz gebildeter Mann dar. Sein Styl ist, wie die so eben angeführte Probe zeigt, für so einen alten Theologus rein und gewandt genug; die Verbindung mit Mosheim mag hierin ihre Früchte getragen haben. Auch nach andern Seiten hin werden wir ihn uns als vorurtheilsfrei denken müssen, und seine 1720 erschienenen Allgemeinen Erinnerungen bei Beurtheilung der Besessenen, Gespenster, Zauberei und Hexerei werden doch wohl im Sinne des Thomasius abgefaßt gewesen sein. Vornehmlich aber scheint er in sittlicher Beziehung die Durchbildung besessen zu haben, welche in seinem Stande billigerweise allgemein sein sollte. Die Milde der Grundsätze, welche sich in den Ansichten über die theologische Polemik kund giebt, ging nicht aus der Schwäche und Mattherzigkeit hervor, denn er war von heftigem Temperamente, sondern aus dem Bewußtsein dessen, was sein Beruf als christlicher Lehrer von ihm forderte; mit welcher Selbstverleugnung er hierbei zu Werke ging, beweist ein Vorfall, welchen K. Lessing in der Biographie seines Bruders [1]) erzählt: der letztere traf 1756 seine Aeltern unverhofft in Dresden an, welche hergekommen waren, um mit einem Freibergischen Pastor der Sühne zu pflegen, der sie mit seiner Pastoralklugheit auf ziemlich plumpe Weise um eine ganz ansehnliche Erbschaft, die einzige Hoffnung in ihren dürftigen Umständen, gebracht hatte. Sie sollen hier blos aus dem Grunde in einen magern Vergleich eingewilligt haben, weil die Betrügerei eines Geistlichen gar zu offenbar geworden wäre, und dadurch der ganze geistliche Stand bei Unverständigen leicht in ein nachtheiliges Licht hätte kommen können.

Der Einfluß, welchen dieses Alles auf den Sohn ausgeübt, kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Man glaubt gemeiniglich, und auch eine Schrift, welche diese Seite von Lessings Thätigkeit am gründlichsten besprochen hat, huldigt dieser Ansicht, daß Lessing erst in seiner letzten Lebensperiode ein lebendiges Interesse an theologischen Fragen gefaßt und in Bezug auf sie einen bestimmten Standpunkt eingenommen habe, sogar Heinrich Ritter sagt in seiner Abhandlung über Lessings religiöse und theologische Ansichten: es habe sich bei ihm, wie in der deutschen Literatur, das theologische und religions-philosophische Interesse erst aus dem ästhetischen entwickelt. Dies ist ganz irrthümlich; Lessing erklärt sich allerdings, wie wir sehen werden, mit Entschiedenheit gegen die Ergreifung des Predigerberufes, er macht sich auch von dem orthodoxen Kirchenglauben mit so großer Entschiedenheit los, daß er später finden kann, er habe doch zuviel weggeworfen, aber ein theologisches Interesse liegt bei ihm nur um desto mehr beständig im Hintergrunde, auch sind in der That in allen Perioden seines Lebens Schriften von ihm verfaßt, oder wenigstens Studien gemacht worden, die direct in die Theologie einschlagen; gerade dieser Parallelismus des theologischen und ästhetischen Interesses, bei welchem beide auf das Strengste auseinander gehalten worden, ist einer der wesentlichsten Charakterzüge in Lessings geistiger Organisation. Gewiß wäre Lessing der Mann nicht gewesen, an einer Sache hängen zu bleiben, weil er sie von dem Vater betreiben sah, aber wenn er selbst in seiner nega-

[1]) I, 182.

tivsten Uebergangsperiode in der Theologie niemals das Kind mit dem Bade hat ausschütten mögen, so wird man wenigstens die Veranlassung zu solcher Bedächtigkeit darin finden können, daß ihm dieselbe in der Person des Vaters gleich anfangs in achtungswerther Gestalt entgegengetreten war. Denn Lessing war stolz auf seinen Vater; „welche Lobsprüche würde ich ihm nicht beilegen" (schreibt er an Michaelis), „wenn er nicht mein Vater wäre; er ist einer der ersten Uebersetzer des Tillotsons." Und so darf man wohl noch einen Schritt weiter gehen, und selbst die bestimmten theologischen Ansichten, welche Lessing später in sich ausbildete, zum Theil, zwar nicht auf die Ansichten des Vaters, mit denen der Sohn freilich sehr in Widerspruch gerieth, aber doch auf den Eindruck, welchen die Persönlichkeit desselben auf ihn gemacht hatte, zurückführen. Ich darf mir hier nicht darin vorgreifen, daß ich sie genau charakterisire, aber wenn Lessing die Religion vornehmlich im Gefühl bestehen läßt, wenn die wahre Religion, nach seinem Nathan, diejenige sein soll, die uns mit Liebe zu den Mitmenschen erfüllt, so mag es dabei immer in Betracht zu ziehen sein, daß ihm das Bild eines Mannes vor Augen schwebte, bei welchem das wirklich der Fall war. Wenigstens wo er zuerst diese Ansichten kund giebt, in dem Lustspiel: der Freigeist, wird man ganz entschieden an den Vater denken müssen. Denn nicht nur mag dieses Stück beiläufig dazu bestimmt gewesen sein, den Unwillen des Vaters zu besänftigen — „soll denn ein Christ über die Laster nicht lachen?" sagt Lessing in einem Briefe an den Vater zur Vertheidigung seiner Komödienschreiberei. „Und wenn ich Ihnen nun gar verspräche eine Comödie zu machen, die nicht nur die Herren Theologen lesen, sondern auch loben sollten, wie wenn ich eine auf die Freigeister und die Verächter Ihres Standes machte?" — sondern Theophan, der Geistliche, welcher den Freigeist endlich von seinem Theologenhaß bekehrt, ist auch der leibhafte Vater Lessing, wie wir ihn in seiner besonnenen Milde kennen gelernt haben; die Uneigennützigkeit des Theophan in Geldangelegenheiten, wo es der Ehre seines Standes gilt, hat eine unverkennbare Familienähnlichkeit mit der Gesinnung, aus welcher, um ein halbes Jahrzehend nach der Abfassung dieses Lustspieles, die oben erwähnte Handlungsweise des alten Lessing hervorging.

Wie sehr ihm der Sohn in dem letzten Zuge ähnelte, werden viele Beispiele zeigen; eine weitere Uebereinstimmung im Charakter beider geht aus folgender Aeußerung des letzteren hervor: Wie Lessing eben den zwölften „Anti-Goeze" anfangen will, bekommt er eine Nachricht von sehr verdrießlicher Art (XI, 746. M. XI, 2, 401. H. XIX, 625, wo zuerst die richtige Lesart XII. antig. B. [zwölften antigoezischen Bogen] statt: „eilften antiquarischen Brief" durch Vermuthung hergestellt ist. Vgl. Schnorr, Archiv für Literaturgeschichte VIII, 550.). Er wünscht, daß seine Irascibilität sich nur lieber sogleich recht austoben möge, und redet sie an: „Nun mach bald, was du machen willst, knirsch mir die Zähne, schlage mich vor die Stirne, beiß mich in die Unterlippe!" Dann fährt er fort: „Indem thue ich das Letztere wirklich, und sogleich steht er vor mir, wie er leibte und lebte, mein Vater seliger. Das war seine Gewohnheit, wenn ihn etwas zu wurmen anfing; und so oft ich mir ihn einmal recht lebhaft vorstellen will, darf ich mir nur auf die nämliche Art in die Unterlippe beißen. So wie, wenn ich mir ihn auf Veranlassung eines andern Dinges recht lebhaft denke, ich gewiß sein

kann, daß die Zähne sogleich auf meiner Lippe sitzen. Gut, alter Knabe, gut. Ich verstehe dich. Du warst so ein guter Mann, und zugleich so ein hitziger Mann. Wie oft hast du mir es selbst geklagt, mit einer männlichen Thräne in dem Auge geklagt, daß du so leicht Dich erhitztest, so leicht in der Hitze Dich übereiltest. Wie oft sagtest Du zu mir: Gotthold, ich bitte Dich, nimm ein Exempel an mir, sei auf Deiner Hut. Denn ich fürchte, ich fürchte — und ich möchte mich doch wenigstens gern in dir gebessert haben. Ja wohl, Alter, ja wohl. Ich fühle es oft genug" 2c.

Lessing hat sein ganzes Leben hindurch zu seinem Vater in dem besten Verhältnisse gestanden, in welchem ein Sohn, der freiere Gesichtspunkte und einen ausgedehnteren Lebensberuf verfolgt als der Vater, nur immer zu demselben stehen kann. Es muß ihm sehr angenehm gewesen sein, daß er gerade in dem letzten Briefe noch dem alten Theologen, der an seinem bewegten Lebensgange bisweilen irre geworden war, die Entdeckung der Schrift des Berengarius Turonensis gemeldet hatte, die den Lutheranern so erwünscht kam. Auch würde es seiner würdig sein, wenn er etwa sein entschiedenes Auftreten in theologischen Dingen absichtlich bis nach dem Tode des Vaters aufgeschoben haben sollte, um ihn nicht zu kränken, denn große Männer haben Zeit im Leben und brauchen bei ihrem inneren Reichthume eine bedeutende Geistesthat nicht mit der Verletzung der einfachen menschlichen Pflichten zu erkaufen. Um so mehr dürfen wir annehmen, daß er als Knabe die volle Einwirkung liebevoller Zucht erfahren, welche in diesem Alter das einzig wünschenswerthe ist, zumal da der Vater, nach seinen Schriften über Erziehung zu urtheilen, sich derselben bei seinen Kindern eigens dürfte gewidmet haben — so daß denn auch in dieser Beziehung Lessingen eine durchaus gesunde und normale Lebensgrundlage zu Theil geworden wäre.

Und hiermit wäre denn auch so ziemlich Alles gesagt, was sich über Lessings Kindheitsgeschichte sagen läßt. Wenn in diesem Alter der Einfluß der Familienumgebung der Natur der Sache nach einen jeden andern überwiegen wird, so mußte dies in der kleinen Stadt, die keine von den mannichfaltigen Anregungen darbot, die z. B. Goethes Kindheit beschäftigten, und in der ohnehin Lessings Vater die bedeutendste Persönlichkeit gewesen sein dürfte, doppelt der Fall sein. Wenn Lessing eine Zeit lang von einem gewissen Christlieb Mylius unterrichtet worden sein soll, der sein leiblicher Vetter gewesen sein muß, denn Mylius' Mutter war eine geborne Lessing, wobei man nur an eine Schwester des Gottfried Lessing denken kann, so hat das nur insofern ein Interesse, als dieser und seine Familie zu einem seiner Brüder in mannichfaltige Verhältnisse getreten sind, denn der Unterricht selbst kann sich um so mehr nur auf die ersten Elemente bezogen haben, da der Religionsunterricht natürlich vom Vater selbst ertheilt wurde. [1]) Mylius wurde bald darauf Rector in Königsbrück bei Kamenz, wo er 1744 gestorben ist. [2]) Das

[1]) Zuverlässiger ist jedoch die Nachricht, daß er vom Privatlehrer Martini aus Zwickau unterrichtet wurde, der in Kamenz als Candidat lebte und mit Lessings Vater vertraut war. Der noch nicht 20 Jahre alte Christlieb Mylius hatte erst 1742 hier einige Vettern (Gotthold Lessings zu Schülern. (F. F. Klix.) — [2]) Historia Myliana vel de variis Myliorum familiis, autore Joh. Christoph. Mylio. Jenae 1751, II. 105. Der Mylius in Elstra, dessen Lessing in einem Briefe vom 2. Nov. 1750 Erwähnung thut, ist der ältere Stiefbruder des genannten; noch ein anderer, und zwar ein ächter Bruder des Jugendlehrers, muß derjenige sein, welcher 1753, nach einem andern Briefe Lessings,

Rectorat der Kamenzer Schule verwaltete in Lessings erster Kindheit ein gewisser Lindner. Erst unter seinem Nachfolger Heinitz, der das Amt 1737 antrat, mag der nunmehr achtjährige Knabe die Schule besucht haben. Auch hier war er in gute Hände gerathen; es wird von dem jungen Rector — er war erst zwei Jahre vorher in Wittenberg Magister geworden — gemeldet, er habe die Schule gut empor gebracht; und es ist hier Lessingen jedenfalls die erste frische Thatäußerung einer kräftigen Natur — Heinitz konnte später als Rector in Löbau sein fünfzigjähriges Lehrerjubiläum feiern — zu Gute gekommen.

Uebrigens leitet ein Vorfall, der auf Lessings spätere Verhältnisse zu seiner Familie in zu nahem Bezuge steht, als daß es nicht angemessen sein sollte, ihn gleich hier zu erwähnen, auf eine Spur, daß der Vater Lessing mit dem zuletzt genannten Schulmanne vermuthlich wegen abweichender Religionsansichten nicht im besten Vernehmen gestanden haben möge.

Als Heinitz im Jahre 1743 das Kamenzer Rectorat mit dem Löbauer vertauschte, fertigte auf diesen seinen Abgang der damals 21 Jahre alte einjährige Leipziger Student Christlob Mylius, ein Stiefbruder des so eben genannten, und wie er, ein Sohn des Pastor Casper Mylius, der früher in Elstra, dann in Reichenbach stand, übrigens der Lessingschen Familie, von dem entfernteren Verwandschaftsgrade abgesehen, schon darum entfremdet, weil er erst in Reichenbach 1722 geboren worden, ein Gedicht, von welchem ein Exemplar in die Hände eines Kamenzer Schülers Namens Karl Gottlieb Kamenz gekommen war. Dem Kamenzer Magistrat wurde hinterbracht, dasselbe enthalte Schmähungen auf ihn, und der Schüler wurde vor Gericht gefordert, wo sich denn ergab, daß Mylius 100 Exemplare nach vorgängiger Censur des berühmten Professor Christ, der noch manches gestrichen, bei Breitkopf drucken lassen, Heinitz aber davon 50 erhalten. Hierauf wurde Mylius sofort am 25. April 1743 — wegen der Ostermesse mochte er nach Hause gereist sein — gefänglich eingezogen, und obgleich er von den Anspielungen, die man in dem Gedichte fand, nichts wissen wollte, wurde doch in dem beim Wittenberger Schöppenstuhl eingeholten Urtheil gegen ihn am 8. Mai 1743 dahin erkannt, daß er den Beleidigten vor Gericht Abbitte thun, alle Untersuchungskosten tragen solle und nach Gutdünken der Obrigkeit entweder mit einer Woche Gefängniß oder mit einer Geldstrafe von 20 Thlr. zu belegen sei. Das Gedicht selbst[1]) ist ein an Heinitz gerichteter Glückwunsch, der sich besonders darauf bezieht, daß dieser eine Stadt verlasse, deren „Bürger Kunst und Weisheit hassen, und wo Verstand und Wissen der Schmach und Unvernunft als Sklaven fröhnen müssen;" wie das so gewöhnlich die Reden junger Studenten über ihre liebe Vaterstadt sind. Die Anspielungen sind durch die Fiction, daß der Dichter einen Traum zu erzählen vorgiebt, nur wenig verhüllt; außer einer Hindeutung auf den Bürgermeister Lessing — der sich, nach den Acten, auf sehr edle Weise dadurch rächte, daß er sich er-

in Berlin eine sehr vortheilhafte Heirath macht, und von dem Lessing sagt, er möge sein wie er wolle, er habe sich gegen ihn immer sehr redlich erwiesen.

[1]) Siehe Neues Lausitzisches Magazin. 1836, S. 306, wo H. Gräve die Sache aus den Kamenzer Archiven zuerst bekannt gemacht hat. Mohnike erwähnt ihrer S. 171 ff. Man wird an dieses Gedicht zu denken haben, wenn es in der histor. Myliana naiv genug heißt: Plura adhuc alia scripta minora edidit, quae autem ex rationibus longe gravissimis silentio potius premenda, quam aperte indicanda esse censet.

bot, für den Fall, daß gegen Mylius erkannt würde, 25 Thlr. Caution für ihn zu stellen — interessirt uns besonders eine Stelle. Doch der Verfasser spielt in der Lebensgeschichte Lessings eine so wichtige Rolle, daß wir unsern Lesern einen Dienst zu erweisen glauben, wenn wir das Gedicht, wie es von Gräve mit den Scholien E. E. Raths veröffentlicht worden ist, hier einschalten:

Dem
Hochedlen und Hochgelahrten Herrn
M. Johann Gottfried Heinitz
erklärt sich
bey dessen im Aprilmonate 1743 geschehener Verwechselung
des kamenzischen Rectorats mit dem löbauischen
ein
verbundener Diener
Christlob Mylius
d. A. B.

Leipzig,
gedruckt bei Bernhard Christoph Breitkopf.

Der Glieder Müdigkeit verlangte Schlaf und Ruh.
Kaum drückte Morpheus mir die Augenlieder zu,
Es irrte schon mein Fuß durch saatenreiche Felder;
Ich ging, kam in ein Dorf,[1]) und als ich es verließ
Und sich ein Mauerwerk[2]) mir auf der Höhe wieß,
Wo man im Kriege schaut, ob sich die Feinde zeigen,
Fing ich begierig an den Berg[3]) hinauf zu steigen.
Die Spitze war erreicht, hier sah ich eine Stadt,[4])
Die sich mir wachend sonst — dünkt mich — gezeiget hat.
Viel Gärten prangten da umher mit grünen Zäunen;
Mein Gang zur Stadt war voll von Dornen und von Steinen,[5])
Ich kam bis an den Wall, ging durch ein altes Thor,[6])
Hier trat manch starr Gesicht[7]) mir in den Weg hervor,
Und suchte mir durchaus die Schritte schwer zu machen;
Der kränkte mich mit Schimpf, und der mit Hohn und Lachen.
Indem ich seitwärts wich, sieh da! so winkte mir
Ein wohlbekannter Freund. — O Freund! was willst Du hier?[8])
Sprach er, und führte mich; — hier, wo Verstand und Wissen
Der Schmach und Unvernunft als Sclaven fröhnen müssen.
Wer Kunst und Weisheit kennt, wer sich vom Pöbel hebt,
Als ein Gelehrter nicht an Wort und Sylben klebt,
Vielmehr nach Weisheit forscht, in Gott und Geister dringet,
Der Seelen edle Kraft durch tausend Himmel schwinget;
Den haßt dieß rohe Volk,[9]) kränkt und verfolget ihn,
Sucht ihm durch Spott und Schimpf die Ehre zu entziehn,
Die er sich da erwirbt, wo die Vernunft regieret,
Wo man Gelehrten giebt, was ihrem Werth gebühret.
Komm, sprach er, zum Beweis zeig' ich dir einen Mann,[10])
Den diese tolle Stadt[11]) durchaus nicht leiden kann,
Weil er zu richtig denkt, des Wahns Altar zerstöret,
Der Jugend Bestes sucht und nicht pedantisch lehret.
Ich ging, ob zwar bestürzt, dennoch begierig mit.

---

[1]) Lückersdorf. — [2]) Die Ruinen auf dem Huthberge. — [3]) Der Huthberg, über den man von Lückersdorf aus gehet. — [4]) Kamenz. — [5]) Der Fußsteig zwischen dem fellerschen und pleißnerischen Garten. — [6]) Das Pulsnitzer Thor. — [7]) Die daselbst stehende Bürgerwacht. — [8]) Die Kamenzer Einwohner. — [9]) Die Kamenzer Bürger. — [10]) Den Rector M. Heinitz. — [11]) Kamenz.

Wir eilten durch ein Thor;[1]) und als mein schneller Schritt
Durch manchen krummen Gang[2]) ein alt Gebäu erreichte,
Sah' ich, daß dieser Ort fast einem Kloster[3]) gleichte,
Hier zeigte mir mein Freund den Mann,[4]) den er genannt.
Ein Lehrstul war sein Sitz. Ich sah ihn unverwandt
Und mit Verwundrung an, indem ich eifrig hörte,
Wie schön, wie gründlich er die stille Jugend lehrte;
Dieß ist — so sprach mein Freund, — der Mann, von dem ich sprach,
Den[5]) man so schlecht belohnt. Nun folge Du mir nach;
Komm, schau die Weisen[6]) an, die ihn am meisten kränken.
Verwunderst Du Dich da; ich kann dir's nicht verdenken.
Wir kamen in ein Haus,[7]) wo man versammelt war,
Hier saß ein stolzer Mann,[8]) und drohte mit Gefahr,
Weil er sehr grausam sah, die dürren Backen blehte,
Und uns gleich, als der Ost, beinah zu Boden wehte.
Ein andrer schien sehr fromm,[9]) ein andrer überklug,[10])
Der hub die Augen auf,[11]) die jener,[12]) niederschlug
Und alle[13]) schrie'n zugleich mit Ungestüm und Freuden:
Der Mann im Kloster muß sammt seiner Jugend leiden!
Mit Schrecken und Verdruß verließ ich diesen Ort,
Wir stiegen schnell herab, und gingen weiter fort
Und kamen in ein Haus,[14]) wo tausend fromme Mienen,
Und so viel Heuchler auch, uns auf einmal erschienen.
Ein schwarz und weißer Mann[15]) stund da erhöht und schrie.
Er preßte Wort auf Wort mit ungemeiner Müh,
Mit laut und klarem Ton aus angestrengter Lunge;
Der rohen Jugend Herz — schrie er — ist lastervoll!
Sie hört nicht Gottes Wort! weil, der sie lehren soll,
Sie durch sein Leben selbst in aller Bosheit stärket!
Ach! meine Lieben! ach! das werde ja vermerket!
Wir machten uns davon, verstärkten Schritt und Lauf
Und eilten vor uns hin den langen Weg hinauf.
Hier kam der Lehrer,[16]) selbst von seiner Schaar umfangen,
Und — wie es schien — ganz froh vom Kloster hergegangen.
Sobald er mich erblickt und meinen Schmerz erkannt,
Den mir sein Schimpf erregt, nahm er mich bei der Hand,
Und sprach: Verlaß die Stadt, — ich muß sie auch verlassen,[17])
Weil ihre Bürger mich und Kunst und Weisheit hassen.
Ihr Grimm verfolget mich, weil ich ihr Heil gesucht;
Mein Fleiß und meine Treu wird — welch ein Dank! — verflucht.
Jetzt ruft mich eine Stadt,[18]) wo kluge Leute leben:
Drum will ich diesem Volk auf ewig Abschied geben.
Hier wacht ich plötzlich auf und wen das Bild betraf,
Das mir in einer Stadt mein unruhvoller Schlaf
Durch einen Traum gezeigt, das sind mir Dunkelheiten.
Wo Pharao nicht träumt, kann Joseph selbst nicht deuten.
Um mich verdienter Mann! verzeihe, daß dieß Blatt
Ein nie gesehnes Ding, ein Traum, erfüllet hat.
Doch du hast schon verzieh'n. Zeuch denn, geschickter Lehrer!
Dein Glück erwartet dich und macht dir keine Störer.[19])

---

[1]) Das Thor, durch welches man in die Schule geht. — [2]) und [3]) Die krummen Klostergänge und die aus dem Kloster gebildete Schulanstalt. — [4]) Den Rector M. Heinitz. — [5]) Derselbe. — [6]) Die Rathspersonen. — [7]) Das Rathhaus. — [8]) Der Bürgermeister Joh. Florian Schubert. — [9]) Bürgermeister Lessing. — [10]) Stadtschreiber Förstel. — [11]) Scabin Haugk. — [12]) Scabin Püschel. — [13]) Die andern Magistratspersonen. — [14]) Die Kirche. — [15]) Der Past. prim. M. Lessing. — [16]) Der Rector und dessen Schüler. — [17]) Die Stadt Kamenz und deren Bürger. — [18]) Die Stadt Löbau. — [19]) In diesen letzten vier Zeilen habe er den Rector M. Heinitz, an den dieses Gedicht gerichtet, gemeinet.

Es paßt, nach Gräves Nachweisungen, Alles so vollkommen, daß man kaum begreift, wie Mylius habe hoffen können, mit dem Leugnen durchzukommen — und die Verse, welche auf Lessings Vater zielen, deuten, welche Uebertreibungen sie auch enthalten mögen, jedenfalls auf eine Abneigung desselben gegen Heinitz hin.

Vielleicht erklärt es sich hieraus, daß Lessing schon im Jahre 1741 das Vaterhaus verließ, um als Alumne in die Meißner Fürstenschule einzutreten. Es ward ihm hier die Freistelle zu Theil, über welche, nach Müllers Geschichte der Landesschule zu Meißen (I, 84), das Haus Carlowitz zu verfügen hat; der Collator, welcher ihm dieselbe ertheilte, dürfte Joh. Georg, königl. polnischer, kurfürstlich sächsischer Obristlieutenant im Regimente Prinz Xaver gewesen sein.[1]) Ehe er aber nach Meißen abging, nahm ihn vermuthlich für die Zwischenzeit von Ostern bis zum Juli — denn mit dem Juni ging in Meißen das Schuljahr damals zu Ende, weil das Stiftungsfest am 3. Juli gefeiert wurde; Lessing hielt auch später seine Abschiedsrede in diesem Monat — der Pastor Joh. Gotthelf Lindner, damals in Putzkau bei Bischofswerda, zu sich, ein Verwandter der Lessingschen Familie, und vermuthlich auch jenes Rectors Lindner in Kamenz, und Altersgenosse von Lessings Vater, der mit ihm also nahe befreundet sein und ihm ein besonderes Vertrauen schenken mochte. Lindner war ein Schüler des Afraneums gewesen, und also am besten geeignet, über die Aufnahmefähigkeit des jungen Lessing zu urtheilen und ihn allenfalls noch ein wenig vorzubereiten — er hatte damals, wie Lessing in dem Briefe an Klotz sagt, „seine Unterweisung über sich genommen." Vielleicht aber sind seine Verdienste um denselben noch größer; nach einer Aeußerung desselben aus dem Jahre 1749: er wolle an Lindner schreiben, sobald es nicht mehr scheinen werde, als sollten seine Briefe nur Aufmunterungen zu neuen Wohlthaten sein, verdankte er ihm sehr viel;[2]) man kann auf die Vermuthung kommen, daß eben Lindner es gewesen, welcher jene Gönnerschaft des Obristlieutenants von Carlowitz vermittelt habe. Wenigstens ist sonst nicht zu ermitteln, wie er zu derselben gelangt sein sollte; daß sich später der Oberjägermeister v. Carlowitz[3]) in Braunschweig dafür interessirt, daß Theophilus, der die gleiche Wohlthat genossen hatte, sich um die Stelle des Vaters bewirbt,[4]) kann sehr wohl nur eine Folge der durch Lindner eingeleiteten Verbindung mit dieser Familie sein.[5])

---

[1]) v. Uechtritz diplomat. Nachrichten adl. Familien. IV, 4. — [2]) Diese Aeußerung bezieht sich zugleich auf einen „Herrn Inspector," welcher derselbe sein dürfte, den L. nach dem Tode seines Vaters seinen „Vetter" nennt, er setzt hinzu, er habe sich immer die beste Idee von ihm gemacht und ihn jederzeit für einen rechtschaffenen Mann gehalten. Er war der Bruder von Lessings Vater, hieß: Johann Traugott L., geboren 1704, und starb unverheirathet 1781 als Advocat und Accis-Inspector in Kamenz. (F. F. Klir.) — [3]) Georg Wolff, geb. zu Liebenau 1721, herzogl. braunschweigischer Oberjägermeister. S. a. a. O. V, 22. — [4]) XII, 279. M. 334. H. XX, 1, 398. S. auch 305. M. 362. H. XX, 1, 428. — [5]) Die Angabe K. Lessings (I, 30), man habe Lessing um ein Jahr älter machen müssen, weil keiner unter dem dreizehnten und über dem sechzehnten Jahre habe aufgenommen werden dürfen, ist theils an sich widersinnig, denn der im Januar 1729 geborne Lessing stand doch im Juni 1741 bereits im dreizehnten Jahre, theils hat auch eine solche Bestimmung nie bestanden; nach Müller (I, 83) sollten nach den alten Verordnungen die Aufzunehmenden nicht unter 11 oder 12, und nicht über 15 oder 16 Jahre alt sein, und in der erneueten Schulordnung (1769) wurde das Alter von 13 bis 15 Jahre festgesetzt; auch mußte das Alter durch einen richtigen Schein aus den

In Bischofswerda war damals Klotzens Vater, welcher seinen Sohn und den Ruhm desselben weit überlebt hat, Superintendent; er ist auch dadurch merkwürdig, daß er mit Gottsched zugleich von 1725 an auf einige Zeit Hauslehrer bei Burkhard Mencke gewesen ist. Daß Lindner nicht verfehlt hat, seinem Vorgesetzten den ihm anvertrauten Sohn eines wegen seiner Gelehrsamkeit rühmlich bekannten Amtsbruders vorzustellen, erhellt aus dem schon angeführten Briefe Lessings an den jüngern Klotz; wenn aber Lessing hinzusetzt, er werde diesen bei dieser Gelegenheit nothwendig gesehen und gekannt haben, doch wohne ihm davon nur ein sehr dunkles Bild bei, so erscheint das Letztere um so wahrscheinlicher, und Klotzens Berufung auf diesen Umstand um so lächerlicher, wenn man bedenkt, daß dieser, welcher im Jahre 1738 geboren ist, damals nur zwei oder drei Jahre alt gewesen sein kann.

Mindestens von größerem Einflusse auf Lessings Bildungsgang und spätere Geistesrichtung könnte es gewesen sein, daß der Rector Heinitz im Jahre 1740 ein Programm geschrieben hatte, „daß die Schaubühne eine Schule der Beredsamkeit sei," so wie, daß er von dem bereits genannten Maler, der nach seinem Urtheil kein ganz schlechter Künstler gewesen wäre, und sogar etwas Kunstgelehrsamkeit besessen hätte, Unterricht im Zeichnen genossen hatte und sein Geschmack an bildender Kunst erweckt worden war, worin er wohl bei dem damaligen Bildungszustande einer kleinen Stadt wie Kamenz eine besondere Gunst des Schicksals erblicken durfte.

Zweites Kapitel.

Die Schule zu St. Afra, in welche Lessing am 21. Juni 1741 [1]) eintrat, trug ganz das Gepräge ihrer Stiftungszeit. Sie war eine jener Fürstenschulen, die, wenn sie in den Gebäuden der aufgehobenen Klöster errichtet und mit ihren Gütern dotirt wurden, zugleich dem Ueberbleibsel klösterlichen Geistes, das dem Reformationszeitalter ebensowohl noch anklebte, wie jenem Rest scholastischer Auffassung, der sich später auf so traurige Weise bemerkbar gemacht hat, zur Ablagerungsstätte dienten. Was in dieser Beziehung von der Pforta erzählt wird, galt größtentheils auch von der Schule zu Meißen. Auch hier dieselben mönchischen Lebensformen, denen sich freilich für eine bloße

Kirchenbüchern belegt werden, wie in dem in Dillers Schrift: Erinnerungen an Gotthold Ephraim Lessing, Zögling der Landesschule in Meißen, S. 20 abgedruckten, kurz vorher am 3. März 1741 erlassenen kurfürstl. Rescript noch besonders eingeschärft worden war; dabei würde sich Lessings Vater doch keine Fälschung erlaubt haben. Es ist ein sehr wesentlicher Zug in der Charakteristik eines Familienlebens, ob man in ihm Bedenken trägt, einen jungen Menschen zum Mitwisser solcher kleinen Unredlichkeiten zu machen oder nicht.

[1]) Das Gedächtniß dieses Tages wurde 1841 feierlich begangen. Nachdem — so berichtet das Neue Lausitzische Magazin XIX, 216 — ein Primaner eine Rede gehalten, in der er Lessing als Vorbild im redlichen Wahrheitsforschen darstellte, trug Prof. Diller Notizen über Lessings Studien und ein lateinisches Gedicht auf ihn vor, worauf der Rector Baumgarten-Crusius mit einem Vortrage schloß. Gedicht und Notizen Dillers bilden den Inhalt der schon angeführten Schrift, welche für diesen Abschnitt von Lessings Leben die Hauptquelle bildet. Vgl. „Dresdner Zeitung" 1877, Nr. 146 f.

Männergesellschaft eine gewisse Nothwendigkeit nicht absprechen läßt, und die jedenfalls auf die zuchtbedürftige Jugend angewandt, einen bessern Sinn haben, als ausgebildeten Männern gegenüber, bei denen die Zucht zur Knechtung wird. In vier Tabulaten befanden sich zweiundfunfzig Zellen; in jeder dieser letzteren, die aus einer Studir- und einer Schlafkammer bestanden, wohnte ein Primaner als Obergesell, ein Secundaner als Untergesell und zwei ihrer Aufsicht und zum Theil auch ihrem Unterricht anvertraute Tertianer oder Quartaner als Untere oder Unterlectioner. Außerdem gab es noch in den Klassen sogenannte Decurionen oder Bankälteste oder Bankaufseher, und dreizehn der bewährtesten Primaner waren zu Tisch-, Hof- oder Tabulatinspectoren bestellt, bis denn endlich dieser reiche Bau des wechselnden Beamtenpersonals sich in dem Lehrer gipfelte, welcher als Hebdomadarius je eine Woche in der Schule wohnte, die Betstunden mit den Schülern hielt und sich seinerseits in schwierigen Fällen zunächst auf die sonnabendliche Lehrerconferenz zu berufen hatte. Auch in der übrigen Lebensweise trat die Erinnerung an das Kloster sehr in den Vordergrund. Oeffentlicher Gottesdienst, Gebet und Bibelerklärung nahmen wöchentlich 25 Stunden in Anspruch, bei Tische trat aus der Reihe der Schüler ein Vorleser auf, der Mittags aus den historischen Büchern der heiligen Schrift, Abends aus einem lateinischen Historienbuche vortragen mußte, auf daß, wie es in der Schulordnung mit einer Anspielung auf das Leben des T. Pomponius Atticus hieß, wie der Leib mit der Speise gesättigt, also zugleich auch das Gemüth genährt werde,[1]) ja selbst die äußere Erscheinung war einer Regel unterworfen; sämmtliche Schüler trugen die sogenannte Schalaune (Scholana), die freilich schon zu Lessings Zeit als ein Merkmal von Pedantismus in Mißcredit kam und ein eigenes Programm des Rector Grabener veranlaßte.

Ich glaube keiner ausdrücklichen Rechtfertigung dafür zu bedürfen, daß ich diese Einzelheiten anführe. Abgesehen davon, daß es von Interesse sein muß, eine Anschauung des Lebenskreises zu gewinnen, in welchem sich Lessing in dieser wichtigen Periode bewegte, lohnt es wohl der Mühe, darauf hinzuweisen, daß der Freieste, ja der Befreier der strengsten Zucht unterworfen gewesen sei und sich gerade an ihr zur gründlichsten Selbständigkeit gestählt habe. Und in diesem Sinne wird der Leser es sich auch gefallen lassen, einen Blick auf den damaligen Lehrplan der Schule zu thun, zumal da sich hier für Lessings spätere Wirksamkeit bereits manche merkwürdige Anknüpfungspunkte finden.

Die Schüler zu St. Afra waren seit 1664 in zwei Hauptabtheilungen geschieden, und jede Abtheilung wieder in zwei Klassen. Je zwei Klassen hatten gemeinschaftlichen Unterricht, nur bei der Correctur der lateinischen und griechischen Arbeiten, Emendation genannt, so wie in den mathematischen Vorträgen galt die Abtheilung in vier Klassen. Die vereinte erste und zweite Klasse hieß die Oberlection, die dritte und vierte die Unterlection. In der letztern waren für die fünf Religionsstunden Heinsius Fragen aus der Kirchen-

[1]) A. Baumgartner, S. J., Lessings religiöser Entwicklungsgang. Freiburg im Breisgau 1879. S. 7 bemerkt, daß diese Verordnung wörtlich aus der Regel der Gesellschaft Jesu entnommen sei (Summar. Reg. 30), „wie ja die Protestanten Vieles aus der Studienordnung ꝛc. der Jesuiten in ihre Schulen hinübernahmen."

geschichte, das Compendium Hutteri und der Catechismus parvus Hutteri cum scholiis (Lips. 1580) von Matthias Dresser schon lange vor der Zeit Lessings zu Grunde gelegt und wurden auch jetzt noch benutzt. Der lateinischen Stunden waren im Sommer funfzehn; es wurden Cicero (Epp. ad fam.), Cornelius Nepos, Eutropius, Phaedri fabulae, Ovid (Tristia und Epp. ex Ponto) gelesen, und außerdem Syntaxis und Prosodie getrieben. Der griechische Unterricht beschränkte sich in vier Stunden auf das Neue Testament und die Hallesche Grammatik. Außerdem waren zwei französische, zwei mathematische, eine arithmetische und zwei geschichtliche und geographische Lehrstunden, wobei das Französische — Diller verbessert hier ausdrücklich eine Angabe K. Lessings — zu den regelmäßigen Unterrichtsgegenständen gehörte. Fast dieselbe Vertheilung der Zeit unter die verschiedenen Lehrgegenstände fand in der Oberlection statt. Auch hier fünf Stunden Theologie, nämlich Griechisches Neues Testament, und Erklärung von Schreberi lineae doctrinae fidei — eines Buches, das die Jugend mit der Art des theologischen Vortrags auf Universitäten im Voraus bekannt machen sollte — und Rechenbergii summarium historiae ecclesiasticae. Ferner widerum funfzehn Stunden Latein — nämlich Cicero (Orat. oder Offic.), Livius, Virgil, Horaz und außerdem Etymologie und Syntaxis nach Melanchthons Grammatik, und Prosodie, jedoch im Winter statt dieser drei Gegenstände Logik und Rhetorik. Griechisch auch hier nur vier Stunden, Isokrates, Plutarchus, Sophokles und Dolscii versio graeca Augustanae confessionis. Uebrigens drei Stunden Hebräisch, zwei Stunden Französisch; ferner Philosophie, nämlich neben der Logik Sittenlehre, Mathematik wöchentlich in jeder Klasse zweimal, in Prima sphärische und theoretische Astronomie, allgemeine Geographie, d. h. mathematische und physische, Chronologie; in Secunda Geometrie, endlich Geschichte zweimal, Geographie einmal nach den Büchern des Cellarius: historia — und geographia — antiqua media nova. Uebrigens wurde beim Lateinischen sehr viel Werth auf Stylübungen gelegt, ein großer Theil der für dasselbe bestimmten Stunden war der Emendation gewidmet, und die lateinische Poesie war Lieblingsstudium, wie denn aus der Schule viele lateinische Dichter hervorgegangen, unter denen auch Theophilus Lessing noch mitzählt.

Bei dieser Lebensweise und diesen Beschäftigungen mußte sich denn freilich der Knabe in eine ganz andere geistige Sphäre versetzt fühlen, als die das Vaterhaus und die Vaterstadt ihm dargeboten hatten. Die Entfremdung von der Heimath, welche sich auf den Fürstenschulen ausbildet, ist nicht ihre schönste Frucht. Lessing erlebte in sich nur die guten Folgen der Entfernung aus der Umgebung seiner Kindheit. Dem Vaterhause blieb er immer in kindlicher Liebe zugethan, aber die localen und provinzialen Interessen seiner Vaterstadt, in denen er aufgewachsen war, hat er schon hier gänzlich abgestreift; von dem Ehrgeiz, den ihm doch die Familie gern eingeflößt hätte, auch einmal in der Lausitz auf der Kanzel oder im Rathsstuhl eine bedeutende Rolle zu spielen, findet sich bei ihm so wenig eine Spur, daß er sogar darüber hinaus ist, diese Interessen, wie Mylius, zu verspotten, und seine Schriften sind so ganz frei von irgend einem provinziellen Gepräge, daß in einer Anzahl von literarischen Handbüchern, Meusels gelehrtes Deutschland an der Spitze, der Irrthum Eingang finden konnte, er sei in Pommern (zu Palsewalk) geboren.

Im Uebrigen wurde Leſſing in Meißen, ſo viel an der Schule und ihren Einrichtungen lag, genau auf dem Wege fortgeleitet, auf welchen ihn der Vater hingeführt hatte. Sie pflanzte eben den Geiſt der Zeit fort, in welcher dieſer mit ſeiner Bildung wurzelte. Daß Gelehrſamkeit in Meißen über Alles galt, lag in der Natur der Sache, und wenn einer bezweifeln wollte, daß die Anſtalt völlig orthodox geweſen, ſo wäre er, abgeſehen davon, daß der damalige Rector Grabener in Wittenberg gebildet war und von dem Conrector Höre ausdrücklich überliefert wird, er ſei ſtrenggläubig geweſen, ſchon dadurch zu widerlegen, daß Leſſing ihr überhaupt anvertraut worden. Daß die Schule eine Pflanzſtätte des evangeliſchen Glaubens ſei, war im Grunde der Hauptgeſichtspunkt der Stifter; Sprache und Wiſſenſchaften ſollten, ganz im Sinne Luthers, zu einer Schutzwehr für das Evangelium dienen. Heißt es doch in der Stiftungsurkunde ausdrücklich: es ſolle in denen Land-Schulen die Jugendt zu Gottes Ehre vnd in gehorſam erzogen, in den Sprachen vnd Künſten vnd dann fürnehmlich in der heiligen Schrifft gelernt vnd vnterweiſet werden, Auf daß es mit der Zeit an Kirchendienern vnd andern gelehrten Leuthen in vnſern Landen nicht Mangel gewinne.

In der That iſt bei Leſſing von einer Losſagung von den Feſſeln der Orthodoxie in Meißen noch nichts zu bemerken. Die Glückwünſchungsrede an ſeinen Vater am erſten Januar 1743 hat ſogar in ihrer Anlage und Ausführung etwas entſchieden Predigthaftes, und daß Leſſing auch ſpäter die theologiſchen Dinge wenigſtens hat auf ſich beruhen laſſen, beweiſt der Umſtand, daß man ihn ſeiner Zeit mit günſtigen Zeugniſſen entließ.

Dagegen hat allerdings der friſche kecke Sinn des Knaben ſich der ſtrengen Zucht und der vorgeſchriebenen Studienordnung nicht ſogleich fügen wollen. Er ward zwar gleich anfangs, um der guten und gleichmäßigen Vorbildung willen, die er dem Paſtor Lindner verdankte, um eine Decurie höher geſetzt, als dies einem Novitius gewöhnlich widerfuhr, aber zunächſt eilten ihm manche von ſeinen Mitſchülern voran. Er ſcheint namentlich das Lateinſchreiben etwas vernachläſſigt zu haben, was doch kein geringer Mangel war, denn in den kurfürſtlichen Examenreſcripten, welche auf den Lehrerbericht über Ausfall der halbjährigen Prüfungen eingingen, wird einmal erinnert, daß er auch hierin ſeine profectus zu zeigen ſich angelegen ſein laſſen möge. Freilich mag das nur in Bezug auf die auf dieſen Punkt vorzugsweiſe gerichteten Forderungen Geltung haben, denn mag auch die lateiniſche Ueberſetzung des Anfangs der Meſſiade der Hauptſache nach auf Theophilus zurückzuführen ſein, der gerade in dieſer Fertigkeit ſich auszeichnete und eben (1753) von der Schule kam, und könnten die lateiniſchen Epigramme der ſpäteren Beſchäftigung mit Martial allein zu verdanken ſein, ſo urtheilt doch der Philolog Diller über die lateiniſche Briefſtelle an den Vater aus dem Jahr 1749 (XII, 14. M. 19. H. XX, 1, 18), welche noch dazu ganz aus dem Stegreif, und nachdem Leſſing mehrere Jahre wohl nichts weniger als das Lateinſchreiben getrieben hatte, hingeworfen iſt, man könne in einem Briefe nicht leichter und gefälliger Latein ſchreiben. Auch wird uns ſpäter — im 3. Kap. des 2. Buches — noch ein überraſchendes Beiſpiel von Leſſings lateiniſcher Verskunſt begegnen. Dagegen iſt uns ein anderer Tadel gegen ihn begreiflich genug. „Ein guter Knabe," hatte einer der adligen Inſpectoren in ſeinem Schülerverzeichniß bei Leſſings Namen bemerkt, „aber etwas moquant."

Und daß hier denn wohl gelegentlich ein in solcher Umgebung nicht zu duldendes Ueberſprudeln des kecken Jugendmuthes vorgekommen ſein mag, beweiſt folgende Geſchichte. Da Leſſing ſchon einer der erſten Schüler war und zu den Inſpectoren gehörte, wohnte er als ſolcher einſt einer der Sonnabendconferenzen bei. Der Rector fragte, warum die Schüler in dieſer Woche — der Conrector Höre war gerade Hebdomadarius geweſen — ſo ſpät ins Gebet gekommen. Alles ſchwieg, nur Leſſing nicht, der voreilig genug war, ſeinem Nachbar zuzuflüſtern: das weiß ich. Der Rector, der es hörte, befahl ihm, es laut zu ſagen. Anfangs wollte er nicht, endlich platzte er heraus: der Herr Conrector kommt nicht gleich mit dem Schlage, daher denkt jeder, das Gebet gehe nicht ſogleich an! Der Herr Conrector mochte es nicht mit gutem Gewiſſen in Abrede ſtellen können, und rief nur aus: Admirabler Leſſing. Seitdem nannten dieſen ſeine Schulkameraden nicht anders, als aber Leſſings Bruder, kurze Zeit nachdem Leſſing auf die Univerſität gegangen war, ſo daß die Sache noch in friſchem Andenken ſein mochte, auf die Schule kam,[1]) entließ ihn Höre bei der Aufnahmeprüfung mit den Worten: „Nun geh in Gottes Namen, ſei fleißig, aber nicht ſo naſeweis wie dein Bruder.“

Indeſſen bald hatte ſich Leſſing in die vorgeſchriebenen Formen eingelebt und wir ſehen ihn in raſchem Fortrücken begriffen. Diller hat ſich die Mühe nicht verdrießen laſſen, die Stufenfolge, in welcher er von den niederen Klaſſen in die höheren aufſtieg, aus den Schülerverzeichniſſen zuſammenzuſtellen. Zuerſt war es langſam gegangen. Es iſt ſchon oben erwähnt worden, daß alle Schüler damals zwar nur in zwei Hauptabtheilungen aber doch in vier Klaſſen geſchieden waren. Jede Klaſſe hatte drei Decurien, die von der erſten bis zur vierten in fortlaufender Nummer gezählt wurden, alſo von 1 bis 12. Bei ſeiner Aufnahme war Leſſing in die vierte Klaſſe auf die elfte Decurie gekommen, und nach der erſten Herbſtprüfung 1741 war er auf die zehnte verſetzt. Im Frühling 1742 hatte er, obgleich von zwei anderen Schülern überſprungen, die dritte Klaſſe und neunte Decurie, nach der Herbſtprüfung die achte und wieder nach einem halben Jahre einen ſeiner Vorgänger ſelbſt überſpringend, die ſiebente erreicht. Im Herbſt 1743 ward er Secundaner, und jetzt fing er an, ſein Licht leuchten zu laſſen. Schon bei der Frühlingsprüfung 1744 zeichnete er ſich aus, und die Herbſtprüfung war für ihn noch günſtiger. Indem er ſechs ſeiner Mitſchüler überſprang, was damals wie jetzt in höhern Klaſſen ein ſeltener Fall war, ward er Primus der zweiten Klaſſe: ein Beweis, wie vortheilhaft der Klaſſenlehrer, der Conrector Höre, damals über ihn dachte. In dieſer Klaſſe, wo er fleißig das Griechiſche und Lateiniſche betrieb, als Primus aber anfing, auch die mathematiſchen Studien eifriger zu pflegen, durchlief er die ſechſte bis vierte Decurie. Bei ſeinem Aufrücken in die erſte Klaſſe im Frühjahr 1745 gelangte er auf die zweite,

[1]) Am 6. September 1746 nach Diller. K. Leſſing läßt mit einiger Ungenauigkeit den Conrector Höre unterdeſſen Rector geworden ſein, was er nach Grabeners Tode 1750 nicht ſogleich wurde, ſondern erſt 1755. Dies wäre eine Kleinigkeit, die ſchwerlich Jemand intereſſiren würde. Aber K. Leſſing läßt ſich (S. 43) verleiten nun auch in die Briefſtelle vom 8. Febr. 1751 (XII, 19. M. 25. H. XX, 1, 25) „dem guten Hrn. Conrector hat es gefallen, ſeinen Groll gegen mich auch noch in dieſem Briefe ein wenig zu verrathen,“ wie ſie nach dem Original heißt, den Rector hineinzucorrigiren, und das iſt um ſo beklagenswerther, je mehr man ſich in Bezug auf manche Angaben allein auf die Glaubwürdigkeit ſeines Berichtes verlaſſen muß.

rückte nach der Herbstprüfung in gewöhnlicher Ordnung weiter und ward im Frühjahr 1746 auf der ersten Decurie der sechste Primaner, in einem Alter von siebenzehn Jahren. Jetzt hätte er noch ein Jahr und drei Monate auf St. Afra bleiben müssen, denn damals ward viel auf das Sexennium gehalten; wer dieses durchgemacht, mußte abgehen, reif oder nicht, und ebenso war früher abzugehen nur in Folge besonderer Erlaubniß des Oberconsistoriums erlaubt. Lessing, der der Schule innerlich bereits entwachsen war, ging wiederholt seinen Vater an, ihm zum Abgange behilflich zu sein. Dieser mag sich bei dem Rector Grabener in Bezug auf die Reife seines Sohnes erkundigt, und dabei das Zeugniß empfangen haben, welches K. Lessing überliefert, „Er ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Die Lectiones, die andern zu schwer werden, sind ihm kinderleicht. Wir können ihn fast nicht mehr brauchen." Darin lag ein offenbarer Wink zu Gunsten des Abgangs. Der Vater wendete sich also an das Oberconsistorium, ward aber am 2. Mai 1746 abfällig beschieden. Aber der ungeduldige Primaner scheint dem Vater keine Ruhe gelassen zu haben, auf ein wiederholtes Gesuch erging an den Rector und Schulverwalter folgendes Rescript:

Friedrich August, Churfürst ꝛc.

Uns ist zwar unentfallen, was wir auf des Pastoris Primarii zu Kamenz Mag. Joh. Gottfried Lessings, wegen der Demission seines Sohnes Gotthold Ephraim Lessings aus der Landschule Meißen beschehenes unterthänigstes Ansuchen unterm 2. Mai a. c. an euch rescribiret haben:

Nachdem wir aber von demselben in der Beifuge hierum anderweit demüthigst angegangen worden, solchem seinen Suchen auch, benannten Umständen nach, und daferne ihr diesfalls nichts erhebliches einzuwenden findet, in Gnaden endlichen statt zu geben gemeinet;

Als ist unser Begehren hiermit, ihr wollet euch darnach gehorsamst achten, und besagten seinen Sohn zu der gebethenen Zeit mit einem gewöhnlichen testimonio dimittiren.

Daran geschieht unsre Meinung.

Datum Dresden am 8. Juni 1746.

Hierauf hielt Lessing am 30. Juni seine Abgangsrede; daß sein Abgangszeugniß, welches nirgends aufbehalten ist, günstig ausgefallen, versteht sich nach dem Angeführten von selbst.[1])

Und so dürfen wir denn wohl nicht zweifeln, daß wenigstens, was die Gelehrsamkeit anbetrifft, der Zweck der Schule und die Absicht, in welcher er derselben vom Vater übergeben war, bei ihm vollständig erreicht worden sei. Lessing soll selbst oft versichert haben, daß wenn ihm etwas Gelehrsamkeit und Gründlichkeit zu Theil geworden sei, er es ihr allein verdanke. Ja er verdankte ihr in dieser Beziehung vielleicht mehr, als ihr selber, hätte sie reden können, lieb gewesen wäre. Die Gelehrsamkeit stand hier, nach den obigen Andeutungen, der ursprünglichen Anlage nach im Grunde nur im Dienste der Religion, und der Zweck der Anstalt war, Prediger zu bilden, die Sprachen wurden zuletzt doch nur getrieben, weil sie im Protestantismus nun einmal zur Bibelauslegung nöthig sind; der Zustand des griechischen

[1]) Zehn frühere Censuren von Kauderbach, Weiß, Höre und Grabener sind in deutscher Uebersetzung durch die „Gartenlaube" 1877, Nr. 15, S. 251, mitgetheilt.

Unterrichts beweist dies sattsam. Eine solche Beziehung ist für die reine Wissenschaft tödtlich, denn da für die theologische Anschauungsweise die letzten Ergebnisse im Voraus feststehen und die Gewohnheit der willkürlichen Auslegung der Bibelstellen per la predica den Sinn für die reine Thatsächlichkeit abstumpft, kann bei ihr der Begriff der Wissenschaft, der unbefangene Wahrheitssinn gar nicht aufkommen. Lessing hat schon in Meißen jene Beziehung gänzlich bei Seite gesetzt; bei der Wahl und dem Gange seiner selbständigen Studien, von denen noch die Rede sein wird, ignorirte er seine Bestimmung zum Predigtamte eben so stillschweigend, wie sie von seiner Familie stillschweigend angenommen war. Daß Lessing hier wirklich bereits die freie Wonne des reinen Wissens ohne theologischen Hinterhaltsgedanken kostet, zeigt der Umstand, daß er ohne Weiteres, was nur Mittel sein sollte, zum Zweck macht und sich dem Studium des Alterthums ohne Rückhalt hingiebt. Käme es darauf an, Lessings Thätigkeit in einer Klassification der Wissenszweige unterzubringen, so läge es am nächsten, ihn als Philologen zu bezeichnen. In seinem bedeutendsten wissenschaftlichen Werke ist die Beförderung richtiger Auffassung antiker Werke der Literatur und Kunst mehr als beiläufiger Zweck; in einer Reihe von Schriften oder gelegentlichen Aeußerungen sehen wir das Interesse an Literaturwerken des Alterthums, die ihm schon auf der Schule vorgeführt waren, fortleben; ich erinnere nur daran, daß hier Phädrus, Horaz, Sophokles und Isokrates gelesen wurden. Zwar nahm der Geist der Wissenschaftlichkeit bei ihm im Lauf der Zeit eine tiefere Form an als die der bloß philologischen Auffassung und alsdann ward er auch fähig, der religiösen Sphäre selbst in dieser Weise etwas abzugewinnen, aber auch hier noch spielt der streng philologische Gesichtspunkt eine bedeutende Rolle, z. B. wenn er die Evangelisten als bloß menschliche Geschichtsschreiber betrachten will, so wie er denn auch mit Vertretern der kritisch-philologischen Schule der Theologie, mit Michaelis und Ernesti, noch am ersten einverstanden ist, und will man unter Philologie etwas Allgemeineres, nämlich geschichtliche Auffassung der Geisteswerke und Geistesformen der Menschen verstehen, so gehört ihr von dem Höchsten, was Lessing auch nach dieser Seite hin geleistet, ein guter Theil an.

Gleichwohl liegt es schon in dieser gründlichen Auffassung der Gelehrsamkeit ihrem allgemeinen Wesen nach, daß wir bei Lessing in Meißen nicht an eine Unterdrückung des frischen Jugendgeistes durch dieselbe, nicht an ein unfreies Versinken in die Kleinigkeiten der Stockphilologen denken dürfen. Nur in der ersten Zeit, am Ende des Jahres 1742, da er den Glückwunsch an den Vater schrieb, der den zu erhärtenden Satz doch gar zu regelrecht durchführt und den Brief an die Schwester, welcher dieselbe schilt, daß sie es nicht so weit gebracht, einen ordentlichen Brief schreiben zu können, und dabei die Gellertsche Vorschrift: Schreibe wie du sprichst, so schreibst du gut, anzuführen nicht vergißt, und ihr altklug-stoisch zum Neujahr wünscht, ihr möge ihr Mammon gestohlen werden, ist er, so bezeichnend diese Ueberbleibsel auch im Uebrigen sind, allerdings ein kleiner Pedant. Aber die späteren so sehr über das Gewöhnliche hinausgehenden Leistungen lassen sich nur daraus erklären, daß Lessing inne geworden, es finde jener kecke Jugendsinn, jene frische Lebensauffassung voll sprudelnder Productivität, denen zuerst die Wissenschaft einen harten Zwang anzuthun schien, auch wohl in ihrem Gebiete selbst eine Stätte,

und damit wäre denn auch der Umstand, daß der Aufschwung von Lessings Geist so plötzlich und gerade von dem Zeitpunkte seines Aufrückens in die Oberlection an, wo er neue Lehrer und neue Lehrgegenstände antraf, eingetreten, ganz im Einklange.

Die Zeit von Lessings Aufenthalte in Meißen hat für die Geschichte seiner Geistesentwickelung eine Bedeutung, die uns Heutigen unerwartet sein kann. Uns dünkt, vornehmlich wohl im Hinblick auf Goethe und Schiller, eine solche einen normalen Verlauf nur dann zu haben, wenn der Geist erst im Mannesalter in Folge trüber Kämpfe und gewaltsamer Umwälzungen den Standpunkt erreicht, auf dem er zu beharren bestimmt war; wir meinen, es gehöre dazu, daß Einer von einem totalen Bruch mit seiner Vergangenheit zu erzählen habe, und thun uns nicht wenig darauf zu Gute, wenn es uns so schlimm geworden, und sollten wir uns auch das innere Zerwürfniß, welches dabei vorausgesetzt wird, erst nachträglich eigens zu diesem Zwecke antäuschen. Nicht so das ältere, einfache, und zum mindesten nicht weniger gesunde Geschlecht, welches noch nicht gelernt hatte, mit sich selber schön zu thun. Hier gewann der Geist zu der Zeit, in welcher sich überhaupt der Mensch physisch und sittlich zu einem Individuum erfestigt, seine Grundstellung zu Welt und Wissenschaft und wählte sich, was er lieben wollte; es war dies seine Urform, die sich dann nicht eben in gradliniger Fortbildung, sondern auf dem Wege vielfältigen Hinzu- und auch Umlernens, aber doch in continuirlicher Metamorphose theils in der Breite hin fortentwickelte, theils immer schärfer bestimmte und mit gründlicherem Selbstverständniß vertiefte. So ist von Klopstock schon auf der Schulpforte nicht nur der Messias, das Werk seines Lebens, entworfen und begonnen worden, sondern die Rede, welche er bei seinem Abgange auf die Universität hielt, spricht auch das klarste Bewußtsein über seinen Standpunkt aus. Auf ähnliche Weise hat auch Lessing schon in Meißen jene That geistiger Selbsterschaffung vollführt, durch welche der Mann ist, was er ist, und wenn er nicht sogleich eben so vollständig wie jener wurde, was er zu werden bestimmt war, wenn nicht sein erstes Aufleuchten sein Glanzpunkt ward, nach welchem sein Leben nur ein langsames Erlöschen war, sondern dasselbe bis ans Ende den Charakter eines unabläßigen Fortschreitens trägt, so war es nur, weil das, was sich in ihm als das Gesetz seines Daseins feststellte, eben nicht eine todte Form, sondern die Formel einer lebendigen Entwickelung war.

Von der geistigen Nahrung und Anregung, welche Lessingen in der Oberlection zu Theil werden mochte, vermögen wir uns eine ziemlich deutliche Anschauung zu bilden. Der vorzüglichste Vertreter des klassischen Alterthums auf der Anstalt scheint den Lehrstunden nach, die er ertheilte, der schon genannte Conrector Johann Gottfried Höre gewesen zu sein. Er war streng orthodox — in späterer Zeit hat er ein Programm unter dem Titel: Delectus discipulorum a Spiritu sancto ductorum in Afraneo geschrieben, mit welchem er eine Sage zu widerlegen sucht, als hätte Luther sich einmal tadelnd über die Schule geäußert — und jedenfalls ein guter Schulmann von altem Schlage. Er las mit den Schülern der Oberlection Virgil, Horaz und Sophokles, auch vertrat er das Lieblingsstudium des Afraneums, die lateinische Verskunst, und daß er auch der deutschen Dichtkunst seine Aufmerksamkeit zuwandte, wird noch weiterhin zu erwähnen sein. Es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß er gerade in Lessings Abgangsjahre den Aias des Sophokles mit Anmerkungen

und einer doppelten, prosaischen und metrischen, lateinischen Uebersetzung heraus-gab. Wegen seines eigenthümlichen, obgleich echt römischen lateinischen Styls soll ihn später sein ehemaliger Schüler Klotz geflissentlich zum Ziele seines Tadels gemacht haben. Uebrigens war er ein sehr rechtschaffener Mann, aber bei eifrigem Lobe antiker Urbanität ohne Weltbildung, wie denn auch die oben angeführte Anekdote den über der kleinlichen Beschäftigung in eine kleinliche Empfindlichkeit verfallenden Schulmeister verräth; es stimmt mit jenem Ausruf: Admirabler Lessing! ganz wohl überein, wenn uns von ihm berichtet wird, der erste Aus-bruch seiner Mißbilligung seien demosthenische Complimente gewesen, wie sie Reiske verdeutscht, sei er aber im Ernst böse geworden, so habe er zu satyri-siren und zu höhnen angefangen.

Feiner organisirt war der Rector Theophilus Grabener. Es charakteri-sirt ihn dem Conrector gegenüber vollständig, daß jener Vorfall auch so erzählt wird, er habe selbst das Zuspätkommen desselben bemerkt, und um ihm dies zu verstehen zu geben, die Schüler in der Hoffnung, daß schon einer mit der Wahrheit herausfahren werde, wegen ihres Vergehens gegen die Schulordnung befragt. Auch in wissenschaftlichen Dingen nahm er einen höheren Flug. Neben dem Lateinischen unterrichtete er besonders in der Philosophie, und zwar ließ er sich dies so sehr angelegen sein, daß er die auf der Schule gebräuchlichen Lehrbücher unbenutzt ließ, und hier wie in der Rhetorik, nach eigenen Sätzen lehrte. Man wird dies erklärlich finden, wenn man in Betracht zieht, daß er nahe daran gewesen war, in Wittenberg, wo er studirt hatte, für immer zu bleiben; übrigens wird sein Philosophiren um so weniger die alte Heerstraße des Aristotelismus verlassen haben, wenigstens ist ein Einfluß des Wolffianis-mus auf den 1685 geborenen und in der Mutterstadt der protestantischen Ortho-doxie gebildeten Mann nicht wahrscheinlich. Doch war es gewiß nicht mehr als wohlverdient, wenn ein solcher Mann bei dem Oberconsistorium in hohem Ansehen stand, zumal da uns auch überliefert wird, er habe sich in seiner Stel-lung als Rector bei Lehrern und Schülern wohl geltend zu machen gewußt.[1])

Gleichwohl verdankte Lessing nicht ihm, sondern gerade demjenigen unter seinen Lehrern, welcher sowohl seiner persönlichen Stellung als dem Fache nach, dem er angehörte, in dem kleinen Schulstaate so ziemlich die letzte Stelle ein-nahm, die gründlichste Weckung seines Geistes und die folgenreichsten An-regungen.

Es ist schon oben angeführt worden, daß Lessing in Secunda eine besondere Vorliebe für die Mathematik gefaßt. Er sagt selbst,[2]) was ihn zu ihr hin-gezogen: sie behagte seinem Verstande. Auch werden seine Fortschritte in der-selben 1745 in den halbjährlichen Examenberichten mit besonderem Lobe er-wähnt. Freilich dürfen wir deshalb nicht etwa meinen, daß er es darin be-sonders weit gebracht habe; es wird uns überliefert, er habe das zweite, dritte und vierte Buch des Euklides übersetzt[3]) und zu einer Geschichte der Mathe-

[1]) Grabener, der Verfasser einer Reihe von Programmen über das Heldenbuch, den Lessing in einem Briefe an Gschenburg 1776 (XII, 443. M. 526. H. XX. 1, 624), sowie auch in der Abhandl. über das Heldenbuch (XI, 30. M. 1, 43) erwähnt, ist Christian Gottfried, der Sohn des Meißners; seine Schrift veranlaßte einen Streit mit Gottsched und hat Lessing zu weitläufigen Untersuchungen angeregt, wovon später. — [2]) Danzel behauptet: in der Vorrede zu Jerusalems Aufsätzen; doch haben wir hier die Stelle nicht finden können. (M. und B.) — [3]) Diese Uebersetzung, so wie die

matik — nämlich vermuthlich bei den Alten — gesammelt und seine Abgangsrede von der Schule hat de mathematica barbarorum gehandelt;[1]) dagegen handelt es sich wenigstens in dem Artikel Mathematik in den Kollectaneen, wo er anmerken will, in welche lächerlichen Fehler witzige Köpfe verfallen, wenn sie gar nichts von der Mathematik wissen, um sehr einfache Dinge, und zur Auflösung der arithmetischen Räthsel, mit denen Lessing die griechische Anthologie vervollständigen wollte, bedurfte er fremder Hilfe. Auch schreibt er selbst 1758 an Mendelssohn, indem er von ihm eine Auskunft über die Schönheitslinie verlangt: „Schreiben Sie mir aber so, daß ich es verstehe, denn von der Geometrie weiß ich jetzt weniger, als ich jemals gewußt habe," und wenn er hinzusetzt: „Komme ich aber wieder nach Berlin, so sollen Sie erstaunen, wie sehr ich mich darauf legen will," so wird daraus eben auch nicht viel geworden sein. Desto gewisser sind die indirecten Folgen dieser Studien, die für Lessing daraus hervorgingen, daß er durch sie mit dem Mathematicus und fünften Collegen Johann Albert Klimm, der diese Stelle seit 1729 bekleidete, näher bekannt wurde. Dieser Mann wußte sich als Lehrer und wöchentlicher Aufseher keine Autorität zu verschaffen; sein Vertrauen und seine Gutmüthigkeit wurden häufig von der Jugend mißbraucht, auch fehlte es ihm an einem guten Vortrag, und daß die Philologen nicht eben bestrebt zu sein pflegen, das Ansehen ihrer mathematischen Collegen zu erhöhen, kann man noch jetzt beobachten. Um so weniger war Klimms geistiger Gesichtskreis durch die Mauern der Schule begrenzt. Er muß ein nicht unbedeutender Mann gewesen sein; er hatte Hansch 1717 bei der Ausgabe der ungedruckten Werke Kepplers beigestanden und 1735 und 36 einen wiederholten Ruf an die Akademie der Wissenschaften zu Petersburg ausgeschlagen: Kästner sagt 1778 in der Recension einer Abhandlung von Klimm, die freilich nicht erheblich gewesen zu sein scheint, mit Erstaunen müsse man den Mann ehren, der noch so viel Scharfsinnigkeit in einer Wissenschaft zeige, in der er schon vor 52 Jahren, da er de la Hires astronomische Tabellen übersetzt und erläutert, Deutschlands Lehrer gewesen. Außerdem hatte er reiche Sprachkenntnisse, und hat vielleicht, da er für seine mathematischen Vorträge Wolffs Auszug zu Grunde gelegt,[2]) auch insofern einer neuern Bildungsepoche angehört, daß er sich auch der Philosophie desselben angeschlossen. Uebrigens war er höchst bereitwillig, den Wenigen, die sich ihm anschlossen, nicht nur in seiner Wissenschaft fortzuhelfen, sondern auch im freien Gespräch ihre Fortbildung zu befördern; einer seiner letzten Schüler, ein Bürgermeister Chladenius zu Großenhayn, erzählt in einer Handschrift, die er dem

Kollectaneen zur Geschichte der Mathematik, ferner das bald zu erwähnende Gedicht an v. Carlowitz und Anderes hat K. Lessing noch in Händen gehabt (Leben I, 36. 39); sie werden aber mit dem größten Theil des anderweitigen Nachlasses, als 1812 K. Lessing gestorben war, verschleudert worden sein. M. s. über das Schicksal von L. Nachlaß Guhrauer in den Bl. für literarische Unterhaltung 1843. Nr. 244. Vielleicht ist noch Manches hier oder da verborgen. Indessen hat wenigstens Guhrauers Aufsatz nicht, wie es doch sonst zu geschehen pflegt, den Erfolg gehabt, etwas davon ans Tageslicht zu locken.

[1]) Müller sagt zwar (Gesch. d. Landesschule zu St. Afra I, 54) diese Reden seien schriftlich auf der Schulbibliothek beigelegt, aber Diller hat die Lessingsche nicht auffinden können S. 87. Ueberhaupt verdankt dieser seine Notizen weniger den im Lauf der Jahrhunderte, besonders auch wohl noch im siebenjährigen Kriege, arg mitgenommenen Schularchiven, als einer vom Cultusministerium mitgetheilten Sammlung von Ausfertigungen des ehemaligen Oberconsistoriums an die Schulinspection aus den Jahren 1740—50. — [2]) Müller I, 78.

Afraneum übergeben,[1]) er habe mit andern Günstlingen oft bis 12 Uhr in seiner Inspectionsstube gesessen. Das wird auch Lessingen gestattet gewesen sein, und hier hat er denn zuerst freiere und geistigere Ansichten über Wissen und Wissenschaft aussprechen hören, daß Sprachstudien immer nur Mittel zum Zweck sein könnten, daß ein Gelehrter ohne Mathematik und Philosophie nicht viel sei u. dgl.; wenn Lessingen später der Sinn für Naturwissenschaft keineswegs abgeht, obgleich er auch in diesem Fache nur bei der Lehre von geschnittenen Steinen gelegentlich selbstthätig auftritt, so dürfte dieser schon hier geweckt worden sein; die Astronomie gehörte zu den ordentlichen Unterrichtsgegenständen, Klimm hat sich von Anfang bis zu Ende seiner Laufbahn mit ihr beschäftigt, wie er denn gerade um diese Zeit 1744 in Gottscheds „Neuestem aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" eine Nachricht von dem Durchgange des Mercurs durch die Sonne drucken läßt — und eins der ersten Geistesproducte Lessings dürfte das Gedicht über die Mehrheit der Welten gewesen sein, zu welchem ihn, wie er selbst angiebt, die Whistonsche Kometentheorie und der Kosmotheoros des Huygens angeregt hatten, und das liegen geblieben war, als ihm in den bekannten Gesprächen des Fontenelle sur la pluralité des mondes (Oeuvres II, 1, ff.), die er bis dahin nur dem Namen nach gekannt hatte, eine geistreichere Behandlung desselben Stoffes in die Hände gekommen.[2])

Daß der Conrector Höre von diesem Gange in Lessings Studien wenig erbaut gewesen, und daß Lessing bei denselben in seinen Augen sogar unfleißig geworden, versteht sich so sehr von selbst, daß es uns gar nicht überliefert zu sein brauchte. Aber gerade eine Freimachung von seinem Standpunkte war es, was Lessing hier gewann. Er schreibt später (den 2. Nov. 1750) an seinen Vater, es freue ihn, daß er mit Theophilus in Meißen so wohl zufrieden sei. „Wenn ich Theophilus wäre" — der es in seinem ganzen Leben wenig über das hinausgebracht hat, was in Meißen am meisten galt, das lateinische Versificiren; er ist ein guter lateinischer Poete, heißt es in Ottos Schriftstellerlexikon — „so hätten Sie es mit mir auch seyn sollen. Da er so fleißig studiert, so möchte ich gar zu gerne wissen, was er, und wie er studiert. Ich habe es in Meißen schon geglaubt, daß man vieles daselbst lernen muß, was man in der Welt gar nicht brauchen kann, und jetzo sehe ich es noch viel deutlicher ein." Und im Verfolg der schon angeführten Stelle über den Conrector setzt er hinzu, er habe alle Hochachtung gegen ihn, doch reue es ihn gar nicht, ihm nicht in Allem gefolgt zu sein. „Ich weiß wohl, daß es seine geringste Sorge ist, aus seinen Untergebenen vernünftige Leute zu machen, wenn er nur wackere Fürstenschüler aus ihnen machen kann, das ist, Leute, die ihren Lehrern blindlings glauben, ununtersucht, ob sie nicht Pedanten sind," und Gottlob möge, wenn er nach Meißen komme, dem Beispiel des Theophilus lieber nicht folgen, sondern so leben, wie er, wenn er aus der Erfahrung lernen werde, was nöthige und unnöthige Studien seien, gelebt zu haben sich wünschen möchte. Es ist nicht schwer zu sagen, was Lessing hier meinen mag; es ist die bloß formale Philologie, insoweit sie als Zweck betrachtet wird, ich erinnere daran, daß er im Lateinschreiben nicht eben so sehr, wie in anderen Fertig-

[1]) Tiller S. 41. — [2]) Siehe „Briefe," Elster (III, 298. M. 303. H. VIII, 194). Inwiefern Zeitangaben und Aehnliches bei diesen Briefen nicht bloß fingirt sei, wird an seinem Orte untersucht werden.

keiten, ein besonderes Lob eingeerntet. In der That gehört Alles, was Lessing im Fache der Alterthumswissenschaft geschrieben, eher der realen Philologie an, wenn man diese Benennung überhaupt auf die Richtungen jener Zeit übertragen darf; das Ediren der Autoren war nicht seine Sache, und die Wortkritik und die Interpretation des Einzelnen wenigstens nicht seine Stärke; er war nur darauf bedacht, irgend etwas Wichtiges, eine kunst- oder literargeschichtliche Frage, den sittlichen Charakter eines alten Schriftstellers u. dgl. ins Licht zu setzen, mit jener Uebersetzung einiger Bücher des Euklid, und den Sammlungen und Ausarbeitungen, welche auf die Geschichte der Mathematik Bezug haben, schlägt er schon ganz diesen Weg ein. Ja noch mehr, auch die Kenntniß des Alterthums nach dieser Seite hin ist sein letzter Zweck nicht, da ist keine Spur von dem Hängengebliebensein an den Dingen, die auf der Schule getrieben werden, das bei den Philologen gewöhnlichen Schlages so widerlich ist, und selbst bei berühmten Gelehrten dieses Faches bisweilen ein wenig durchblickt; man erkennt überall den Mann, der in der Erörterung der Fragen, die seine Zeit bewegen, lebt. Es ist ihm nicht um die historische Kenntniß dessen zu thun, was die Alten von den Dingen dachten, sondern darum, wie es sich mit ihnen selbst verhält; die philologischen Untersuchungen gruppiren sich bei allem selbständigen Werth, den sie in Anspruch nehmen können, unmerklich und unwillkürlich zu einem hierauf bezüglichen Ergebniß zusammen, wovon der Laokoon das schlagendste Beispiel ist, und auch dies ist nur wieder ein Beispiel seines Gebahrens mit aller seiner mannigfaltigen historischen Kenntniß und weitschichtigen Gelehrsamkeit.

Und hiermit wäre denn auch schon auf das bedeutendste Ergebniß von Lessings Schulzeit, das ihm freilich, wenn wir von Klimms Einwirkung absehen, nicht sowohl durch die Schulerziehung, als trotz derselben zu Theil ward, nämlich die Urform seines Geistes, die sich hier feststellte, die Alles überdauernde und Alles beherrschende Stellung zu den Dingen, die er hier gewann, hingedeutet.

Jeder gebildete Deutsche hat von Lessings Eigenthümlichkeit eine eigene, unzerstörliche, man möchte sagen, krystallinisch scharfe Anschauung, wie von keinem anderen hervorragenden Manne seines Volkes. Das muß seinen Grund in dem Object der Anschauung haben, denn wie man sonst gerade von Lessing eine besonders klare Vorstellung haben sollte, ist nicht abzusehen, da er nichts weniger als der bekannteste von unseren großen Schriftstellern ist. Es muß sich mit ihm eben wie mit dem Krystall selbst verhalten, dessen Form wir auch von vornherein nicht so auffassen, daß er durch die umgebenden Media nur schlechthin so begrenzt sei, sondern daß er in keuscher Verschwiegenheit eine gewisse reinliche That in sich schließe, vermöge deren er die Form, in der er vor uns liegt, nur eben so gewiß besitze, als er sie, wenn man ihn zerschellte, wieder annehmen würde. Lessing ist uns der Hauptsache nach ein fleischgewordener Geistesact, worauf schon das hindeutet, daß Jeder zugiebt, er sei in hervorstechendem Grade ein Mann, denn ein Mann sein, heißt sich selber gemacht haben; nur daß freilich diese Bestimmung viel zu weit ist, um Lessings Wesen ausdrücken zu können, denn ein Mann wird jeder, sobald er das, wozu ihn die Natur bestimmt, die Grundform seines Wesens, durch seine eigene Wahl bestätigt hat, und auch ein weicher Wieland wird doch als Individuum zum Manne herangereift sein, hier aber handelt es sich darum, eine besondere Grundform der Art auszusprechen.

Zu diesem Zwecke schiene es vielleicht am nächsten zu liegen, Lessings Styl zu charakterisiren, und in der That hat man ihn oft genug als das hervorgehoben, was Lessing am schärfsten bezeichne. Aber dies würde hier nicht ausreichen. Der Styl ist nicht immer der Mensch. Der Mensch macht sich oft einen Begriff vom Styl, wie er sein solle, und dann wäre er wenigstens nur dieser Begriff, und da dieser etwas Allgemeines ist, das er mit Vielen theilt, so kann auch dies nicht er sein. Auch in anderen Fällen, z. B. bei mangelnder Durchbildung, die nicht zu einem eigenen Style gelangen läßt, ist die physiognomische Bedeutung des Styles nur eine negative. Und wo sie etwa einmal mehr ist, da ist sie doch auch immer nur eine physiognomische, d. h. der Styl zeigt uns wohl das Ergebniß, in welchem das innere Wesen sich auf einem Außenwerk abspiegelt, aber in das lebendige Räderwerk des Wesens läßt er uns doch nicht hineinblicken; er ist immer nur ein Gethanes, aber nicht die That selbst.

Und doch tritt diese letztere bei Lessing so zu sagen ganz nackt in die Erscheinung, und zwar in demjenigen, was die Schreibart zwar auch in sich schließt, aber weit über dieselbe hinausreicht, in seiner allgemeinen schriftstellerischen Form, seiner Methode.

Die Methode eines Schriftstellers ist in allen Fällen charakteristisch für ihn, denn sie zeigt uns ihn selbst, wie er mit den Dingen umgeht, von welchen Seiten er sie angreift, und welchen Standpunkt er ihnen gegenüber einnimmt. Wenn man aus dem allgemeinen Gerede der schöngeistigen Beschreibungen, wie sie auf diesem Felde gäng und gebe sind, einmal herauskommen will, so wird man sich entschließen müssen, auf die einfachen Grundelemente der formalen Logik zurückzugehen, die freilich heutzutage Wenigen so geläufig sind wie Leibniz, der selbst von ihnen ausgegangen zu sein bekennt. Wenn Einer wie der Geometer rein synthetisch, wie der Naturforscher in manchen Fällen rein inductorisch, verfährt, so mag darüber nicht viel zu sagen sein, obgleich die Sachverständigen in diesen Fächern auch hier Unterschiede zu bemerken wissen, aber so einfach ist die Sache eben nur hier. Bei allen Schriftstellern, die nur einigermaßen auf schöne Form Anspruch machen, flicht sich synthetisches und analytisches Verfahren auf das mannigfaltigste durcheinander, den geistreich gewendeten Erörterungen liegt bald diese, bald jene Schlußfigur zu Grunde, und vor Allem ist es für jeden Einzelnen bezeichnend, inwiefern er von einem Bewußtsein dieser Formen ausgeht — wie man es denn Manchem anmerkt, daß sein Gewissen ihn geradezu, z. B. an die mathematische Methode mahnt, oder wie heutigen Tages Manche das Schema der Hegelschen Methode nicht los werden können. Es ist ganz unbegreiflich, daß man auf die Grundeigenthümlichkeiten, die in dieser Beziehung jeder Schriftsteller hat, noch nicht mehr geachtet, und namentlich wo es über die Echtheit oder Unechtheit abhandelnder Werke, z. B. des Platon ein Urtheil zu fällen galt, nicht die logischen Formen in ihnen förmlich durchgezählt hat, so wie man in solchen Fällen durchzählt, wie oft diese oder jene sprachliche Form in ihnen vorkommt.

Nur daß freilich diese Eigenheiten die Eigenthümlichkeit eines Schriftstellers allerdings immer noch nicht erschöpfen. Eine rein festgehaltene Methode, wie es die mathematische bei Spinoza oder Wolff ist, kann man so gut wählen, oder äußerlich annehmen, wie eine Schreibart, und wenn auch die Verschlingung

von mannigfaltigen Denkformen, die das freiere Verfahren charakterisirt, zum größten Theile das Werk eines unbewußten Bildungsprocesses sein muß, so ist doch das, was sich hier darstellt, immer nur eine Combination von Allgemeinheiten, die das Individuum zwar unterscheiden, aber nicht bezeichnen kann; es muß etwas durch sie nicht Gegebenes jedenfalls wenigstens insofern hinzukommen, als der Grund, weshalb sich jene Elemente hier gerade so combiniren, doch nicht in ihnen selbst liegen kann, denn warum hätten sie sich alsdann in anderen Fällen anders combinirt?

Und so müßten wir denn, um die Grundform von Lessings Wesen zu bezeichnen, zuerst jenen allgemeinen Formen nachgehen, und alsdann jenes Weitere aufsuchen, bei welchem es doch sehr bedenklich ist, ob man von ihm jemals etwas Anderes wird aussagen können, als daß es eben der Grund jener Combination sei?

Gewiß verdiente es Lessing vor Allen, daß man das schärfste anatomische Messer an seine Werke legte, und wer über ihn auf wissenschaftliche Weise reden will, sollte es billiger Weise gethan haben — oder muß nicht auch der Musiker die Intervalle zu nennen wissen, die ein wirkungsreiches Tonstück bilden? Auch behalte ich mir vor, gelegentlich auf derartiges hinzuweisen, wie das ja bei der Besprechung von Lessings dichterischen Werken ohnehin nöthig sein wird — allein hier steht uns noch ein kürzerer Ausweg offen.

Nämlich welche intellectuelle Charakterzüge auch in der angegebenen Beziehung bei Lessing stattfinden mögen, seine tiefste geistige Eigenthümlichkeit besteht nicht in ihrem Vorhandensein, sondern in einem gewissen Verhältniß, in das er sie in ihrer Gesammtheit setzt, in einer Stellung, die ihre ganze Sphäre bei ihm einnimmt.

Lessing gebraucht alle wissenschaftlichen Formen mit der größten Gewandtheit; was hat er nicht Alles abgehandelt, was hat er nicht Alles untersucht, mit welcher Schärfe der Analyse, mit welcher Bündigkeit des Schließens hat er nicht etwa bloß seine oftmals ziemlich elenden Gegner, sondern selbst die klarsten Köpfe seiner Zeit beschämt, z. B. Wieland in der Frage über Enthusiasmus und Schwärmerei, und Winckelmann, wenn dieser die Behauptung aufstellt, daß die Künstler die Farben nicht auf gleiche Weise sehen müßten, weil sie dieselben verschiedentlich nachahmen.[1]) Und hierbei ist sein einziger Zweck, so sehr er es jemals bei einem Menschen gewesen sein kann, die Wahrheit zu ermitteln. Aber giebt er uns nun in seinen zum Druck ausgearbeiteten Schriften auch wirklich bloß die Wahrheit als solche und was zu ihrer Ermittelung erforderlich ist? Wenigstens den hergebrachten Weisen solcher Mittheilung, die doch auf die Darstellung eines rein objectiven Sachverhältnisses sehr gut berechnet sind, geht er aus dem Wege, und wo er sie nicht ganz vermeiden kann, sagt er sich gleichsam ausdrücklich von ihnen los. Lessing hat kein eigentlich systematisches Buch geschrieben, so daß man bis auf die neueste Zeit an seinem systematischen Denken hat zweifeln können; die Erziehung des Menschengeschlechts, die allenfalls für eine systematische Darstellung gelten kann,

[1]) „Dieser Satz," sagt Lessing in den Kollectaneen zur Literatur (XI, 240. M. 1, 321. H. XIX, 269), „hat keinen Verstand, denn, wie der Mahler die Farbe in dem Object erkennt, so erkennt er sie auch in der Nachahmung; und wenn die Mahler die Farben nur vollkommen so nachahmen, wie sie sie sehen, so muß sich in ihren Nachahmungen kein Unterschied finden."

verobjectivirte er sich sogleich wieder dadurch, daß er sie für das Werk eines Andern und sich für den bloßen Herausgeber erklärt. Auch nicht einmal eine Abhandlung, die sich für eine solche gäbe, hat Lessing herausgegeben; den Laokoon nennt er nicht ein Buch, sondern Materialien zu einem Buche, oder er verhüllt, wie in der Dramaturgie, die abhandelnde Form in eine Menge von zufälligen Zuthaten, die zu den allgemeinen Betrachtungen nur gelegentlich Veranlassung zu geben scheinen, endlich giebt er der Erörterung auch wohl eine halb ästhetische Form, wie in den Dialogen Ernst und Falk, von wo denn sogar zum Nathan, zu den Juden, zu dem Freigeist, und ähnlichen Werken, in denen es sich um allgemeine Gesichtspunkte handelt, das heißt, von wissenschaftlichen zu ästhetischen Werken, ein ganz continuirlicher Uebergang stattfindet.

Also Lessing untersucht, aber er schreibt keine Untersuchungen, er systematisirt, aber er schreibt keine Systeme, er handelt ab, aber er schreibt keine Abhandlnngen — was thut er denn?

Er schreibt Monologe. Das heißt, er untersucht und systematisirt nicht schlechthin, sondern er behandelt die Dinge so, daß sich uns ein Mensch darstellt, der das Alles thut, oder er faßt, indem er selbst dieses thut, dies selbst auf, insofern er es thut und thut es von vornherein nur im Sinne dieser Selbstergreifung und Selbstanschauung — dies erklärt Alles. Vor Allem den Umstand, daß er nur Werkchen geschrieben, nicht Werke. Dies kommt nicht daher, wie J. J. Engel, dessen Ansichten über Lessing übrigens, so sehr man den Verfasser des „Philosophen für die Welt" belächelt, noch jetzt in vielen Stücken Berücksichtigung verdienen, in seiner „Mimik" meint, daß seine außerordentliche Gelehrsamkeit und sein ungemeiner Scharfsinn ihn in der Bearbeitung einer ganzen Wissenschaft eine unendliche Aufgabe habe erblicken lassen, denn Lessing legt ja gerade in ein Einzelnes das Ganze hinein, und oft mehr als das Ganze Einer Wissenschaft — und obendrein hätte ja auf diese Weise die Behandlung des Einzelnen ihm gerade zu einem weitschichtigen Werke anschwellen müssen, sondern es kommt daher, daß systematische Behandlung keine Form der unmittelbaren menschlichen Aeußerung ist, auf der man das Individuum gleichsam ertappen könnte. Darum bedient sich auch Lessing am allerliebsten der Briefform, denn der Brief ist ohne Weiteres ein schriftlicher Monolog. Und wie sehr die zufällige Anknüpfung, die Lessing allerdings so sehr liebt, daß man wohl sagen kann, er habe niemals etwas anderes gesagt, als gelegentlich, der Erörterung — ich will nicht sagen, einen individuellen Anstrich giebt, sondern die individuelle Lebendigkeit, welche sie bei ihm an sich hatte, erhält, liegt auf der Hand. Auch das dramatische, das man von jeher in Lessings Verfahren anerkannt hat, und das ihm seine Feinde gelegentlich selbst zum Vorwurf machen, wie man auch Goethen bei seinen wissenschaftlichen Werken aufmutzte, daß er zuerst als Dichter aufgetreten,[1]) muß auf

[1]) Es heißt in den Göttinger gel. Anzeigen, 1773 den 1. Febr. in einer Recension des ersten Beitrages zur Geschichte und Literatur: „Hr. Lessing behandelt mit einer Kunst, die wir bewundern, jeden seiner Artikel; wie im Drama schürzt er seinen Knoten mühsam, läßt uns lange warten, und dann löst er ihn. Diese Methode thut, wenn man nur die Lösung des Knotens nicht gleich voraus sieht, und die Sache des Knotens werth ist, ihre gute Wirkung, müßige Leser in Erwartung und Aufmerksamkeit zu setzen, und auch Kleinigkeiten ein Ansehen von Wichtigkeit zu geben. Aber sie führt auch unvermeidlich in das Weite und ermüdet. Was durch einen Strich abgethan war, wird

dieſen monologiſchen Charakter ſeiner Darſtellung zurückgeführt werden — er geht von einem beſtimmten Punkte aus, findet einen allgemeinen Geſichtspunkt, zweifelt, macht ſich ſelbſt Einwürfe, es fallen ihm neue Umſtände ein, und er gelangt zum Reſultat. Vor Allem wird die wunderbare Magie einer ungemeinen Anziehungs- und Ueberzeugungskraft, die Leſſings Schriften inwohnt, durch dieſe Auffaſſung erklärt. Dieſe Art des Vortrags verpflanzt, wie Engel ſich ein andermal (Fragmente über Handlung, Geſpräch und Erzählung S. 71, Ausg. v. 1846) im Anſchluß an eine Aeußerung des Kanzlers Baco über Leſſings Methode ausdrückt, die Wahrheit ſo in die Seele des Leſers, wie ſie in des Schriftſtellers eigener Seele gewachſen iſt; ſie giebt ihm nicht bloß den abgehauenen unfruchtbaren Stamm, ſondern die ganze Pflanze mit der Wurzel und ein wenig anhängender Erde, ſo daß ſie in dem Leſer ſelbſt lebendig fortwuchern kann. Das habe das Selbſtgeſpräch, ſagt Engel weiterhin, mit den Dialogen der Sokratiker gemein, und wirklich weiſt Leſſing einmal auf bedeutungsvolle Weiſe auf dieſelben hin, „zu unſern Zeiten (ſagt er) kann die Sokratiſche Lehrart mit der Strenge der jetzigen Methode auf eine ſo geſchickte Art verbunden werden, daß man die allertiefſinnigſten Wahrheiten herausbringt, indem man nur richtige Definitionen aufzuſuchen ſcheint.“ „Ich will (ſetzt er hinzu) geſchwind ſchließen; Sie möchten mich um die Weiſe dieſer Art des Vortrages fragen,“ dergleichen freilich erſt etwa der Laokoon war. Warum es ſich hier handelt, ſpricht die Stelle des Kanzler Baco aus, auf welche Engel hinweiſt; ſie ſteht de augm. scientiarum lib. V. cap. I und handelt von einer methodus initiativa, deren Benennung von dem Initiiren in Myſterien hergenommen iſt, alſo von der Verpflanzung eines wahren Lebensproceſſes in unſer Inneres. Eine ſolche kann Leſſings Methode hervorbringen, weil ſie ſelbſt auf einem Erleben beruht und ein Erleben iſt; denn wo wir erleben ſehen, da erleben wir unwillkürlich mit. Und darum iſt auch Alles von Leſſing ohne Ausnahme intereſſant. Was gehen uns die Verſehen des Geheimenraths Klotz in der Gemmenkunde und die Frage an, ob der Name Achatonyx einen Sinn habe, oder nicht? Was haben wir mit des Paſtor Lange Donatſchnitzern zu ſchaffen? — das hat bei Leſſing eben ſo viel Sinn, wie wenn Hamlet in Bezug auf den Schauſpieler fragt, what's Hecuba to him or he to Hecuba, und muß ebenſo beantwortet werden. Hecuba leidet menſchlich, und darum muß in jeder Menſchenbruſt bei ihrem Anblick die gleichgeſtimmte Saite erzittern, und die antiquariſchen Briefe und das Vademecum für Samuel Gotthold Lange muß Jeder, der ihren Erörterungen nur zu folgen vermag, mit Antheil leſen, weil Leſſing dieſelben durchaus als menſchlichen Seelenvorgang, als die Rede eines in gerechtem Zorn Erglühenden zu concipiren gewußt hat.

Um nun Alles in zwei Worte zuſammenzufaſſen: es giebt eine Forderung an den Gelehrten, die ſich ſo ſehr von ſelbſt verſteht, daß ſie herzlich trivial herauskommt, nämlich, daß er nicht bloß Gelehrter, ſondern auch Menſch ſei. Daß Leſſing ihr genügt haben werde, ginge ſchon daraus hervor, daß er ſich auf der Schule der heiligen Afra nicht recht daran gewöhnen konnte, Gelehrter zu ſein, denn das ſollte man da in der Weiſe ſein, wie man in einem Cadettenhauſe Militär iſt. Aber er ging einen Schritt weiter — er blieb nicht

eine Iliade, und am Ende ſagt man ſich: und das war es Alles?“ Auch Engel glaubt in der angeführten Stelle hinzufügen zu müſſen — „wenn dieſe Art des Vortrages bei Materien von Wichtigkeit angewendet wird.“

nur Mensch nebenbem, daß er Gelehrter ward, sondern er wußte sich, insofern er Gelehrter ward, als Menschen zu ergreifen, die gelehrte Thätigkeit sub specie der menschlichen zu concipiren — und darum ist er immer eben sowohl vollkommen ein Gelehrter geblieben, als auch niemals auch nur im Entfernteſten zum Stockgelehrten geworden.

Und eben diese Selbstergreifung, diese Verobjectivirung des eigenen psychischen Lebensproceſſes, die, wenn sie diesen widerstrebenden Stoff aufzuschmelzen vermochte, den gefügigeren um so leichter bewältigt haben wird, ist die Urthat seines Geistes, deren zeitliche Verwirklichung wir zu verfolgen haben werden, die Urform desſelben, von welcher, „was nur der Theure jemals vorgenommen," eine Metamorphoſe ist.

In Meißen macht sich diese Urthat zunächst nur dadurch geltend, daß wir hier eine Grundvoraussetzung derſelben eintreten sehen; dann entwickelt sie sich hier selbst in ihrer einfachsten und der Natur der Sache nach anfänglichsten Gestaltung.

Leſſing ist im Grunde ein unruhiger Mensch geweſen; seine beständigen Ortsveränderungen — der Bruder rechnet ihn nicht ganz mit Unrecht unter die Leute, die es an keinem Orte lange aushalten können — die vielfältigen Pläne und Unternehmungen, die sich in ihm kreuzen, und von denen der größte Theil unausgeführt bleibt, geben seinem Lebensgange eine mehr als dramatische Lebendigkeit, ja er ist sogar gelegentlich Enthuſiaſt und muß es bitter büßen. Das scheint nun der Auffaſſung, als sei ihm eine gewisse Selbstergreifung und Selbstanschauung eigen, in deren Sinne er Alles gethan und gelebt, geradezu zu widersprechen; denn eine solche setzt doch die tiefste innere Ruhe voraus. Aber wirklich geht auch Leſſing in jener Beweglichkeit nicht auf; das bunte Spiel wird von einer epischen Ruhe begleitet. Das läßt sich von mehr als Einer Seite her beweiſen. Zunächst durch die unerschütterliche Männlichkeit, die niemals den Zügel aus den Händen verliert. Wir haben Leſſings Leben in seinem reichen Briefwechsel ziemlich vollständig vor uns: er irrt, und um so entschiedener, je energischer er strebt, er läßt sich in Verhältniſſe ein, von denen er sich eine falsche Vorstellung macht, aber man zeige uns ein solches unstätes Literatenleben, das von allem unbedachtsamen Sichgehenlaſſen, von aller Uebereilung so frei wäre. Darum bleibt ihm auch bis zuletzt der freie Geistesblick ungetrübt; wie nimmt sich neben ihm etwa Herder aus, der das Selbsterleben der Dinge noch entschiedener zum Princip machte, aber über das bloße Erleben nicht hinauskam, und von welchem daher, nachdem er mit der Hervorziehung der Volkslieder angefangen hatte, zuletzt nichts übrig blieb, als seine eigene hochwürdige Nervoſität und Griesgrämlichkeit! Ferner muß auf die Formvollendung hingewieſen werden, die sich gerade in den Aeußerungen Leſſings, die in den Zeiten tiefſter persönlicher Ergriffenheit gethan sind, am wunderbarsten offenbart. „Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn!" schreibt er am 3. Jan. 1778 an Eschenburg (XII, 497. M. 597. H. XX, 1, 728), „denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich sage. — War es nicht Verstand, daß man ihn mit eiſernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er so bald Unrath merkte? War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruſchelkopf auch die Mutter mit fort! — denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde. —

Ich wollte es auch einmal so gut haben, wie andre Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen.“ Karl Lessing erzählt, sein Bruder habe in späteren Jahren von allen Briefen, selbst von denen an seine Geschwister, vorher Cladde gemacht. Von diesem Billet wird er nun doch wohl keine gemacht haben. Also ganz unmittelbare Aeußerung — aber wenn es etwa darauf ankäme, den Yorick im Tristram Shandy in solcher Lage ein Billet schreiben zu lassen — ließe sich etwas Vollendeteres ersinnen? — Talent! wird man sagen. Ja Talent — aber worin besteht das Talent in diesem Falle, als daß man den prägnantesten Ausdruck zu treffen versteht? Und also bleibt dies Lessingen eigenthümlich, daß er im Schmerze selbst, der an sich doch stumm oder dissolut ist, den Schmerz selbst zu belauschen und jenen Ausdruck zu treffen — nicht wußte, sondern nicht umhin konnte. Endlich finden sich auch einzelne Aeußerungen, die uns auf Augenblicke in jenes ruhige Auge, das klar und tief über das bunte Leben hinblickt, hineinschauen lassen. „Noch sind mir in meinem Leben alle Beschäftigungen sehr gleichgültig gewesen, ich habe mich nie zu einer gedrungen oder nur erboten, aber auch die geringfügigste nicht von der Hand gewiesen, zu der ich mich aus einer Art von Prädilection erlesen zu sein glauben konnte.“ Das ist nicht eine Aeußerung der Verstimmtheit oder Blasirtheit, der Zusatz beweist es, sondern der Ausdruck der Gesinnung, es habe eben zu seiner Zeit Alles seinen Werth, denn es sei doch menschliche Geistesthätigkeit — er schreibt an Heyne am 13. Jan. 1773, wie es scheint in Bezug auf den ersten Beitrag zur Literatur aus der Wolfenbüttler Bibliothek: „Wenn Sie so gütig sind und glauben, daß ich wohl etwas Besseres hätte schreiben können: so vergessen Sie nicht, daß ein Bibliothekar nichts Besseres schreiben *soll*. Der bin ich nun einmal und möchte es nicht gern bloß dem Namen nach seyn.“ Und doch stand gerade in diesem Beitrag der Aufsatz über die Ewigkeit der Höllenstrafen, der die religionsphilosophische Thätigkeit der letzten Lebensperiode Lessings eröffnet! Man hat viel von Lessings Ironie geredet — sie kommt darauf hinaus, daß er, was er leistet, mit verächtlichem Namen belegt — das Ding z. B. — oder als etwas ganz Einzelnes bezeichnet und einführt, während es doch häufig eine schlechthin allgemeine und deshalb wahrhaft umgestaltende Bedeutung hat. Das ist bei ihm so wenig wahre Bescheidenheit wie erkünstelte — es ist gar keine Bescheidenheit, es war ein menschlich Thun, was er da vollbrachte — so angesehen ists freilich an und für sich selbst Etwas, das unendlich viel Anderes neben sich hat, und ebendarum abgemacht ist, wenn es einmal gethan ist. Und genügt das Alles nicht, um die epische Ruhe zu beweisen, mit welcher Lessing im tiefsten Innern das Leben überschaute, so wird das doch seine Aeußerung über die Unsterblichkeit leisten: „Ich sehe nicht ein, warum man nicht ein folgendes Leben so ruhig erwarten kann, wie den folgenden Tag.“

Gerade diese Aeußerung findet schon in Meißen ein Seitenstück, welches den gültigsten Beweis liefert, daß er schon hier den entscheidenden Schritt gethan hatte, zu werden, was er zu sein bestimmt war, und zugleich die Festigkeit und Klarheit seiner ganzen geistigen Erscheinung und den gleichmäßigen Gang seiner Entwickelung vollkommen erklärt. Es ist das Thema des Glückwunsches an den Vater am 1. Jan. 1743. Der Vater, erzählt uns K. Lessing, äußerte mit der Mutter bei aller Gelegenheit, daß die Welt schlimmer werde. In Lessings Jugendzeit mögen solche Klagen noch nicht so oft vorgekommen

sein, denn die Eltern waren noch jünger, als da K. Lessing dergleichen von ihnen hörte, doch ists ja Jedem bekannt, wie leicht sich in einem engen Kreise des Lebens und Wirkens und mannigfaltiger persönlicher Bedrängtheit eine solche Mißstimmung ausbildet. Lessing wählte im Gegensatz dazu für den Glückwunsch das Thema, „daß ein Jahr dem andern gleich sei," und das belegt er denn freilich zum Theil mit Bibelstellen, daneben aber doch auch damit, daß das Wesen der Natur und des Menschen immer dasselbe bleibe, und eben darum sagt er, könne es gar keine bessere Zeit als die unsrige, gar kein vergangenes goldenes Zeitalter geben, denn von Natur und Menschenseele sei anzunehmen, daß Alles in ihnen auf die relativ vollkommenste Weise eingerichtet sei. Mag dem Knaben hier schon etwas von der vollkommensten Welt zu Ohren gekommen sein, immer ist die einfache Art, wie diese Lehre in seine Denkungsart übergegangen ist, und wie er sie mit dem Salomonischen „Nichts Neues unter der Sonne" verschmilzt, höchst charakteristisch. Auch findet der damit erworbene Standpunkt noch während dieses Meißner Aufenthaltes Gelegenheit, sich zu bewähren; der Brief an den Vater nach der Kesselsdorfer Schlacht ist von einer Ruhe und Klarheit, wie sie sich nicht leicht ein siebenzehnjähriger Jüngling in solcher Umgebung und bei solchen Gefahren bewahren wird, und die Sicherheit, mit welcher der verschiedenartige Inhalt des Schreibens zu einem ansprechenden Ganzen gegliedert wird, ist eben so ungewöhnlich; der zweite Absatz — „zwar, Ihnen es frei zu gestehen" u. s. w. stellt uns bereits den ganzen Lessing mit der siegenden Besonnenheit seiner durchgreifenden Reflexion vor Augen, es lassen sich für ihn in den späteren Schriften die entsprechendsten Parallelstellen auffinden.

So viel über die Voraussetzung der Urthat. Und nun ihre erste Gestaltung?

Die Fürstenschulen verdanken einen großen Theil der bedeutenden Erfolge, welche sie hervorbringen, der Anregung zum Privatstudium, die auf ihnen gegeben wird. Der schon öfter erwähnte Lehrer an der Meißner Schule, der uns die Urkunden derselben, welche Lessing betreffen, zugänglich gemacht hat, erklärt dasselbe sogar für die Hauptsache; die Lehrstunden seien nur da, um zu zeigen, wo und wie die geistige Nahrung gesucht und aufgenommen werden müsse. Daß Lessing diese Gelegenheit im ausgedehntesten Maße benutzt habe, ist kein Zweifel: es ist wohl nicht bloße Uebergangsphrase, wenn K. Lessing sagt, er studierte auch in denjenigen Stunden, die zur Ruhe und Erholung ausgesetzt waren. Zwar wird überliefert, daß auf die Woche nach der strengen Tageseintheilung zu jener Zeit nur 25 Studierstunden kamen, doch setzt der Bericht zugleich hinzu, durch allerlei Ausfälle seien im Jahre wohl 60 Feiertage herausgekommen, die dem Schüler nach seinem Gutdünken zu benutzen frei stand. Wir wissen schon zum Theil, was Lessing in solchen Tagen getrieben haben wird: was ihm die Verbindung mit Klimm unmittelbar an die Hand gab. Aber dies war nicht Alles. Waren ihm die philologischen Studien nicht mehr die einzigen, so wurden sie doch nicht von ihm vernachlässigt; ward er ihrer Behandlung durch seine Lehrer überdrüssig, so gewann er ihnen dafür ein eigenes Interesse ab. Er las eine Anzahl Classiker, die auf der Schule nicht gelesen wurden — und welche von ihnen er mit besonderer Vorliebe las, erzählt er selbst in der Vorrede zum dritten Theile der gesammelten Schriften: „Theophrast, Plautus und Terenz waren

meine Welt, die ich in dem engen Bezirke einer klostermäßigen Schule mit aller Bequemlichkeit studierte. Wie gern," setzt er hinzu, „wünsche ich mir diese Jahre zurück, die einzigen, in denen ich glücklich gelebt habe." Es ist ein Urphänomen in Lessings Geiste, daß gerade diese Schriftsteller seine Welt gewesen, in der er sich ganz heimisch gefühlt. Nicht allein in Bezug auf seine spätere Beschäftigung mit dramatischer Dichtkunst und Kritik und Theorie des Dramas, die hier jedem sogleich einfallen muß, denn diese herbeizuführen ist noch ein ganz anderes Element erforderlich gewesen, auch nicht wegen der unverkennbaren Spuren, welche diese Jugendbeschäftigung, wie dies eine solche immer thut, in der ganzen Eigenthümlichkeit seines Geistes zurückgelassen, seine Anlage zum Witz und zur Satyre mögen auf diese Weise geweckt sein, und wenn für seinen Styl in irgend einer Erscheinung der Literatur ein Muster nachgewiesen werden müßte, so könnten es etwa die Prologe des Terenz sein; auch bei Plautus erinnert manches an gewisse Eigenthümlichkeiten von Lessings Darstellungsweise so entschieden, daß man kaum umhin kann, an mehr als bloßen Zufall zu denken; so in der Aulularia (II, 2) im Munde des Euclio die Anwendung einer bekannten Fabel vom Ochs und Esel auf seine eigenen Verhältnisse oder in den Gefangenen (II, 2) die Ausspinnung einer ganz gewöhnlichen, ja sprüchwörtlichen Metapher (Nun ist der Alte in der Barbierstube ꝛc.), dergleichen Lessing bei seiner Polemik bisweilen ausgezeichnete Dienste geleistet haben. Lessing las diese Schriftsteller um ihres Inhaltes willen, denn der Zusammenhang, in welchem er diese Aeußerung thut, beweist es, und der Inhalt derselben ist der Mensch, ist das Leben. Dies ist die Hauptsache. Das war es also — der psychische Vorgang in der Menschenseele, was er einstweilen mittels der Gelehrsamkeit, so zu sagen, hinter ihr suchte, wenn er auch noch nicht im Stande war, sie selbst unter diesem Gesichtspunkt zu fassen. Es war ihm damit ernst genug. Die Formeln, in die er hier das Leben gefaßt gefunden hatte, dienten ihm einstweilen als Organe, die wirklichen Verhältnisse aufzufassen; wir sehen es aus einem Brief an den Vater vom 10. April 1749 — auch hier sagt er demselben, was er ihm über größere Freiheit, die man ihm einräumen, größeres Vertrauen, das man ihm schenken möge, zu verstehen geben will, mit Worten des Plautus. Kam doch solchem Mit- und Nachleben dessen, was ihm die alte Komödie schilderte, der Zufall auf eine eigene Weise zu Hilfe. Die auffallendsten Gestalten in beiden römischen Komikern, und die daher den Blick des Jünglings gewiß zuerst auf sich gezogen haben werden, sind Soldaten — und die Soldaten von ganz anderer Seite zu schildern, war später einer seiner eigenthümlichsten Griffe — muß es nun nicht bedeutungsvoll erscheinen, daß gerade Krieg und Soldatenleben das erste Stück Leben gewesen ist, das sich seinem Blick nicht nur dargeboten, sondern ungestüm genug aufgedrängt hat? Die Schlacht bei Kesselsdorf hatte die ganze Schule auseinandergesprengt; drei Viertel der Schüler wurden nach Hause entlassen, weil es an Lebensmitteln fehlte; in der Stadt lagen, wie Lessing in dem schon angeführten Briefe dem Vater meldet, fast in jedem Hause 30—40 Verwundete, es herrschten in ihr ansteckende Krankheiten, und die Schulgebäude selbst scheinen von Einquartierung nicht frei geblieben zu sein.

Aber damit noch nicht genug. Auch seines eigenen inneren Lebens Herr zu werden, indem er es sich objectivirte, mußte ihm die Lesung des Plautus

und Terenz dienen. Wo er seiner Mutter gegenüber am 20. Januar 1749 seine Aufführung zu rechtfertigen sucht, nennt er es den Hauptvortheil, den ihm die Komödien gebracht, „daß er sich aus ihnen selbst kennen gelernt habe, und seitdem habe er gewiß über Niemand mehr gelacht und gespottet als über sich selbst."

Doch wie dies nichts weniger als eine allgemeine Redensart sei, sondern vielmehr eine für unsern Zusammenhang und die Geschichte von Lessings geistiger Entwickelung gar wichtige Beziehung in sich berge, zu erörtern, muß vorher sein Schulleben noch von einer andern Seite geschildert werden.

In dem oben mitgetheilten Lehrplan des Afraneums vermissen wir jede Rücksicht auf Kenntniß und Uebung der Muttersprache. In der That war diese nach der ältesten Einrichtung geflissentlich in den Hintergrund gestellt; es war hier vorgeschrieben, daß Lehrer und Schüler, so viel wie möglich, nur lateinisch mit einander reden sollten.[1]) Zwar war dies gegen Lessings Zeit etwas anders geworden. Jetzt ist doch schon vorgeschrieben, daß, wenn Einer oder der Andere in der deutschen Poesie etwas zu elaboriren Lust oder Zeit habe, er solches zwar thun, die Carmina aber dem Rectori oder einem andern Präceptori zur Durchsehung und Verbesserung vorweisen solle; aber wenn auch die Lehrer überdies angewiesen worden, die Untern in deutschen Briefen nach dem üblichen Kanzleistyl zu üben — in welchem freilich doch schon Lessings Brief an die Schwester, den er als Unterer schrieb, nicht verfaßt ist — und außerdem alle im Uebersetzen aus dem Lateinischen ins Deutsche, wobei auf die Reinigkeit der deutschen Sprache zu sehen, so ist doch damit der Sache immer nur nebenher einige Aufmerksamkeit geschenkt. Nichts desto weniger war schon früh das Interesse für deutsche Sprache und Literatur auch in diese Mauern eingedrungen. Die Schüler hatten, in Nachahmung des Palmenordens und der ihm ähnlichen Gesellschaften einen „Pflanzenorden" unter sich gestiftet, der 1684 „wegen Versäumniß an ordentlichen Studien" beschränkt wurde. Doch hatte sich seit jener Zeit immer eine Neigung zu deutscher Poeterei unter den Schülern erhalten, wie denn Gärtner, Gellert und Rabener, die zu gleicher Zeit auf der Landesschule waren, hier zu ihrer Schriftstellerei angeregt sein mögen. Und zu Lessings Zeit erhielten diese Bestrebungen gar noch von oben eine Bekräftigung, die ihnen bisher gefehlt hatte; der Conrector Höre, der bereits mehrere Male genannt worden, machte wohl einen deutschen Vers mit, und schloß alle seine Erklärungen der Bibel mit einem Denkreime, ja er hatte sogar im Jahre 1740 eine deutsche Chrestomathie unter dem Titel „Edle Früchte deutscher Poeten nach gesundem Geschmack berühmter Kenner für die lehrbegierige Jugend ausgesucht," herausgegeben, und es war ihm ganz recht, wenn die Schüler nebenbei deutsche Reimerei trieben.

Lessing fand sich also in Meißen in jeder Weise so entschieden darauf hingewiesen, sich in der Dichtkunst zu versuchen, daß es eine ungewöhnliche Abneigung gegen sie vorausgesetzt haben würde, wenn er es nicht gethan hätte. Aber er schlug auch hier sogleich einen ganz andern Weg ein, als den man ihm vorschrieb.

Die Sammlung des Conrector Höre gehörte ihrem Geiste nach gänzlich

[1]) Diller S. 31.

der alten Zeit an. Sie sollte aus neun Büchern bestehen, und eben so viele Dichter umfassen. Nur die zwei ersten sind erschienen und umfassen Martin Opitz und Johann von Besser. Mit Bezug auf Opitz sagen in der Einleitung einige Worte Neukirchs: „wenn wir uns alle bemühten, den Weg zu gehen, den er gegangen ist, das ist, durch Lesung derer Griechen und Römer klug zu werden, ihre Gedanken mit Anmuth anzubringen und eigene aus unserm Gehirn auszubrüten, so würden wir denen Franzosen bald näher kommen," und bei den „berühmten Kennern," die auf dem Titel genannt sind, wird man doch wohl an Gottsched zu denken haben.

Dagegen schloß sich Lessing schon hier einer Dichterschule an, die damals die jüngste war, und wirklich das Morgenroth eines neuen Tages gebildet hat. Das Gedicht von der Mehrheit der Welten weist auf Haller hin, und schon das ist viel, aber es sind sichere Spuren vorhanden, daß er bereits auf der Schule mit den Halleschen Dichtern bekannt wurde, denen man ihn später ganz beireihete. Auf den Wunsch des Vaters und um seiner persönlichen Verbindlichkeiten willen, hatte er ein poetisches Sendschreiben an den Obristlieutenant von Carlowitz gerichtet.[1]) Aber er schreibt über dasselbe an den Vater: wenn er die Zeit bedenke, die er damit zugebracht, so müsse er sich den Vorwurf machen, er habe sie unnütz versplittert. Er scheint sich also bereits hier zu Meiers Verwerfung der Gelegenheitsgedichte, die er bald darauf im „Jungen Gelehrten" und in der „Alten Jungfer" mehrfältig verspottet, bekannt zu haben; auch ist nur noch Ein Werk der Art von ihm bekannt (I. 89. M. 114. H. 104.): Ode auf eine vornehme Vermählung. Ferner sagt der Professor Nicolai in Frankfurt in einem Briefe, durch welchen er den Streit zwischen Lessing und Samuel Gotthold Lange gern ausgleichen möchte, Lessing habe ihm selbst gesagt, er sei früher ein eifriger Leser des letztern — der mit Meier nahe verbunden war, denn er ist es, der die lateinischen Dichterstellen in Meiers Bearbeitung der Baumgartenschen Aesthetik im Anhange in deutschen Versen giebt — gewesen — was man gewiß in eine so frühe Zeit setzen wird, wie möglich; und Langes und Pyras Gedichte waren 1745 erschienen. Und endlich weist hierauf auch der Umstand hin, daß Lessing auf der Schule den Anakreon übersetzt und nachgeahmt.[2]) Er hätte freilich von selbst auf den Einfall kommen können, aber da Gleims anakreontische Lieder — Gleim war wieder mit Lange nahe befreundet; in seinen Briefen spielt Laublingen eine große Rolle — schon vorhanden waren, so dürften doch wohl diese den nächsten Anstoß gegeben haben. Und wenn man etwa fragen wollte, wie Lessingen dies Alles habe in die Hände kommen mögen? so darf man nur auf Klimm hinweisen, der, wenn er dem Halleschen Philosophen anhing, auch wohl um die Halleschen Dichter sich bekümmert haben kann, und ohnehin ein Mann der neuen Zeit war; wird er es doch auch sein, der Lessingen die gelehrten Zeitschriften in die Hände gegeben, da sich Auszüge aus ihnen in dieser Zeit gerade in den Sammlungen desselben zur Geschichte der Mathematik fanden.

---

[1]) Welches die Kesselsdorfer Schlacht in deutschen Versen besang, sagt K. Lessing, der es vor Augen hatte; es ist nicht recht begreiflich, wie sich dieser Inhalt in ein Sendschreiben an einen sächsischen Officier habe schicken wollen. — [2]) Wie er selbst sagt XII, 11. M. 16. H. XX, 1, 15.

Daß Lessing sich gerade den Halleschen Dichtern anschloß, darf nicht als zufällig betrachtet, oder nur daraus hergeleitet werden, daß dieselben damals erst auftraten; es lag hierbei eine wahre Geistesverwandtschaft zu Grunde, und es ist nicht zu berechnen, wieviel diese Männer dazu beigetragen haben mögen, ihn auf den Weg, welchen er jetzt einschlug, zu leiten, oder wenigstens in Verfolgung desselben zu bestärken. Es ist allgemein anerkannt, daß die Halleschen Dichter von Hagedorn angeregt waren; wie er den Horaz, so studierten sie den Anakreon; auch erklärt Lessing Hagedorn noch 1749 in einem Briefe an den Vater für den größten Dichter der damaligen Zeiten, und Hagedorn ist in der That derjenige, mit welchem die neue Zeit beginnt. Vilmar sagt in Bezug auf Hagedorns Zurückgehen auf Horaz, seine Poesie sei die erste gute Frucht, welche die zwei Jahrhunderte lang nur schädlich, ja oft geradezu giftig auf unsere deutsche Poesie einwirkende klassische Philologie getragen habe. Warum? Weil er eben den Horaz in Saft und Blut verwandelt hatte.

Man legt Lessings Persönlichkeit häufig einen gewissen antiken Charakter bei; auch der soeben genannte sinnige Beobachter ergeht sich in einer weitläufigen Erörterung über diesen Punkt. Man sollte doch endlich aufhören, wenn man loben will, immer wieder auf diese Formel zu verfallen. Je mehr die Völker der alten Welt wirklich einen von dem unsern verschiedenen Charakter tragen sollten, um so weniger kann es in unsern Zeiten ein Lob bedeuten, daß einer der Grundform seines Geistes nach ihnen angehöre; denn es giebt kein anderes Lob, als daß einer die Stelle, die er im Leben und in der Geschichte einmal einnimmt, vollkommen ausfülle, und die Stelle des Heutigen ist im Heute. Aber der Begriff des Antiken ist in dieser Anwendung obendrein nur eine wächserne Nase, die man von jeher hingedreht hat, wohin man wollte. Das Alterthum galt nun einmal aus Tradition für etwas Herrliches, Hohes, wobei man es aber keineswegs als das, was es ist, auffaßte; denn eine wahrhaft wissenschaftliche Ergründung, z. B. des Wesens der homerischen Gedichte, ist erst in unsern Zeiten versucht worden, und so wurde der Name des Antiken ein bloßer Rahmen, in welchen man einpaßte, was man nach der eignen geschichtlichen Entwickelung für etwas Hohes und Herrliches zu erklären nicht umhin konnte. Man müßte eine ganze Geschichte der Literaturrichtungen des sechzehnten, siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts schreiben, wenn man diesen Stoff erschöpfen wollte. Und wenn nun vollends in Lessing etwas Antikes gefunden wird — so denkt man gar nur an jene ruhige Männlichkeit, mit der, wie oben schon bemerkt worden, schon an und für sich nicht viel gesagt ist, „denn einer ist doch verdammt wenig," sagt Lessing selbst, „wenn er nichts ist, als ein ehrlicher Kerl" — das soll etwas specifisch Antikes sein? Man sollte sich doch schämen, unsern Zeiten, ja der Menschennatur überhaupt ein so schlechtes Compliment zu machen, denn wenn die Antiken allerdings zum Theil recht wackere Leute gewesen sind, sind sie denn das als Antike gewesen und nicht vielmehr als Menschen, und könnte dergleichen nicht also ebenfalls auch bei uns vorkommen, wenn es auch gar keine Antike gegeben hätte?

Gerade Lessing ist derjenige, welcher auch in der Literatur den Bann des Antiken zuerst gebrochen hat, wie ich später zu zeigen haben werde; aber die ersten Ansätze, oder wenn man will, die Vorbereitungen dazu, müssen schon hier zur Sprache kommen.

Die Alten waren der Neuzeit ursprünglich nichts als ihre Lehrer; man sah zu ihnen hinauf, wie der Knabe, der lateinische Exercitien schreibt, zum Magister, der schon lateinisch schreiben kann: das moderne Geschlecht übertrug, während es in religiöser und sittlicher Beziehung gewaltig hoch über ihnen zu stehen glaubte, den christlichen Geist demüthiger Zerknirschung darauf, sich in ästhetischer Beziehung ihnen gegenüber schlechthin als Barbaren zu betrachten. Die Alten gelten den modernen Jahrhunderten je länger, je mehr als ein bloßer Inbegriff der zu befolgenden Regeln, und in diesem Sinne wurden sie verehrt; sie blieben also dem lebenden Geschlechte fremd und konnten auf die freie und eigenartige Schöpferthätigkeit nur ertödtend wirken; endlich mußte dieses Verhältniß in Deutschland den allerstarrsten und mechanischsten Charakter annehmen, weil hier nicht, wie bei den romanischen Völkern, den antiken Formen ursprünglich verwandte antike Bildungselemente entgegen kamen. Wir Deutsche haben uns seitdem vollständiger von ihnen losgelöst, als irgend eine andere Nation — aber wodurch? Es klingt paradox genug — weil wir mit ihnen vertrauter wurden, weil wir es dahin brachten, ihnen statt der Verehrung, Liebe zu schenken, denn was man liebt, dem stellt man sich gleich, und wem man sich gleich stellt, von dem hat man sich emancipirt. Man wurde gewahr, daß der Gehalt der alten Dichter eben nur der ganz einfache menschliche sei, der doch auch in uns lebe — da las man sie in diesem Sinne, dann ahmte man ihre Werke in diesem Sinne nach, und endlich erkühnte man sich sogar, das rein Menschliche ganz allein, ohne das Gängelband der antiken Nachahmungen und den Fallhut der antiken Regeln in die Welt hinausschreiten zu lassen, wie einen ganzen Kerl. Der diese Entwickelung eingeleitet hat, ist Hagedorn mit seiner lebendigen Auffassung des Horaz: wenn er die sogenannte Schwätzersatyre nach Hamburg versetzt, so ist das zuerst weder ein Hineindichten in ein fremdes Costüm, noch eine Parodie, sondern eine ganz unbefangene Aeußerung der Ansicht, daß was in der alten Stadt Rom vorgegangen sein sollte, auch wohl in der neuen Stadt Hamburg müßte vorgehen können, denn es wäre ja auch in Rom nicht vorgegangen, weil es Rom hieß, sondern weil es eine große Stadt mit Gerichtshöfen, öffentlichen Plätzen und einer großen Menge von müssigen Leuten war. Freilich hatte Hagedorn diese Auffassung von England herübergebracht,[1]) wo die Alten längst im Sinne des Lebens gelesen wurden — vielleicht bleibt gerade deshalb England in philologischer Wissenschaft neuerlich hinter Deutschland zurück — und gerade den Geschmack am Horaz möchte er dem Grafen von Shaftesbury verdanken, aber in Deutschland war das damals immerhin etwas Neues. Auch kann man es nur natürlich finden, daß hier ein frisches Mit- und Nachleben zuerst in Bezug auf die Gedichte des Horaz und dann des Anakreon Verbreitung gewann. Ist doch Horaz nach Goethes treffender Bemerkung mit seiner Sehnsucht nach der Stille des Landlebens, mit seinen lockeren Liebschaften, so modern wie irgend einer der Modernsten, und die sogenannten Anakreontiker sind es noch mehr, und ohnehin wird sich doch solcher Rundgesang fröhlicher Brüder beim Becherklang,

[1]) Wie Hagedorn selbst im Einzelnen den Engländern nachlebte, erhellt aus der Herausgabe der Gedichte des Gottlieb Fuchs (1752) unter dem Titel: die Gedichte eines Bauernsohnes. Gerade ein solches Buch hatte bei seinem Aufenthalt in London großes Aufsehen gemacht. S. Danzel, Gottsched und seine Zeit S. 117.

wie er an sich die alleroberflächlichste Art von Leben ist, in allen Zeiten am unverkennbarsten gleichgesehen haben.

Wenn Lessing ebenfalls eine Weile auf diesem Wege mitging, so darf dies um so weniger auffallen, da ein fröhliches Gelage wohl das einzige Stück Leben war, das dem reinen Jüngling auf seiner Klosterschule aus Erfahrung bekannt sein mochte. Aber er blieb dabei nicht stehen. Ich darf hier das Bisherige wohl dahin zusammenfassen — in demselben Sinne, wie Hagedorn den Horaz anredet: „Horaz, mein Freund, mein Lehrer, mein Begleiter," und Gleims gesammelte Werke in unverkennbarer Nachahmung dieser Stelle mit den Worten beginnen: „Anakreon mein Lehrer" — konnte auch Lessing vom Plautus und Terenz reden — ja er hat es gethan, denn er nennt sie seine Freude und seine Welt. Und das war schon ein viel tieferer Blick ins Leben, eine viel intensivere Aufschmelzung des Lebens, das in den Alten liegt, als so eine Nachahmung eines Trinkliedchens, denn hier handelte es sich von sittlichen Verhältnissen, von psychologischen Vorgängen, die er zwar noch nicht immer ganz gefaßt haben wird, denn „anders lesen Knaben den Terenz, anders Grotius," die er doch aber im Allgemeinen verstanden haben muß, denn er suchte ähnliche hervorzubringen. „Ich muß es, der Gefahr, belacht zu werden, ungeachtet" — so leitet er die oben angeführte Aeußerung ein — „gestehen, daß unter allen Werken des Witzes die Komödie dasjenige ist, an welches ich mich am ersten gewagt habe. Schon in Jahren, da ich den Menschen nur aus Büchern kannte, beschäftigten mich die Nachbildungen von Thoren, an deren Dasein mir nichts gelegen war."

Aber bildete er wirklich nur Thoren, die er allein aus Büchern kannte? „Von diesen ersten Versuchen schreibt sich," fährt er fort, „zum Theil der junge Gelehrte her, den ich, als ich nach Leipzig kam, ernstlicher auszuarbeiten mir die Mühe gab. — Ich glaube, die Wahl des Gegenstandes hat viel dazu beigetragen, daß ich nicht ganz damit verunglückt bin. Ein junger Gelehrter war die einzige Art von Narren, die mir auch damals schon unmöglich unbekannt sein konnte. Unter diesem Ungeziefer aufgewachsen, war es ein Wunder, daß ich meine ersten satyrischen Waffen wider dasselbe wandte?"

Und an dem Dasein dieses Narren — oder vielmehr seinem Nichtdasein — dürfte ihm doch auch wohl etwas „gelegen gewesen sein."

Wir müssen in dem „jungen Gelehrten," wie wenig auch Lessing in Meißen in seiner Ausarbeitung vorgeschritten sein mag, in jeder Beziehung den Gipfelpunkt der Ausbildung, die er auf der Schule erreichte, den concentrirtesten Ausdruck der Richtung, die er hier einschlug, erblicken. Dies ist es nicht bloß, weil er die einzige ästhetische Schöpfung, die einzige aus dem Leben gegriffene und auf einen größern Umfang berechnete Darstellung aus dieser Zeit ist, welche zur Vollendung gediehen ist — denn solche Ergreifung des Lebens war es ja, womit Lessing sich von der bloßen Gelehrsamkeit frei machte — sondern auch wegen seines Inhaltes, denn dieser vollführt diese Lossagung ganz ausdrücklich. Und daß man nun nicht etwa fürchte, es möge hinter dem „poetria nicht poetrix", hinter den Plautinischen Schimpfwörtern des Damis der gute Conrector Hören stecken. „Die Komödie lehrte mich, mich selbst kennen," haben wir Lessing sagen hören. Sich selbst, den schulfuchsigen pedantischen Lessing der früheren Zeit, wie er uns besonders in dem Brief an die Schwester in voller Pracht entgegenleuchtet, stellt Lessing in diesem Stücke dem Gelächter bloß. Will man den bestimmten Be-

weis? „Tempora mutantur“, wie wir Lateiner sagen, sagt Chrysander im zweiten Auftritt (I, 219. M. 265. H. IV, 10 f.). „Tempora mutantur?“ (antwortet der Sohn). „Ich bitte Sie, legen Sie doch die Vorurtheile des Pöbels ab. Die Zeiten ändern sich nicht. Denn lassen Sie uns einmal sehen: was ist die Zeit?“ — „Schweig,“ sagt Chrysander, „die Zeit ist ein Ding, das ich mir mit deinem unnützen Geplaudre nicht will verderben lassen.“ Wenn das nicht auf die Rede über die Gleichheit eines Jahres mit dem andern geht! „Sie dürfen aber nicht meynen, Herr Vater,“ heißt es hier (XI, 2. M. 1, 4. H. XVIII, 268) „als wenn diese kindischen Vorurtheile und abgeschmackten Irrthümer mit unsern uralten Vorfahren alle wären begraben worden . . . . . So vieles Mitleiden ich mit den kindischen Klagen der Schwachheit habe, so gewiß getraue ich mir doch jetzt bei meinen schwachen Kräften zu erweisen, daß eigentlich eine Zeit vor der andern keinen Vorzug habe, sondern daß ein Jahr dem andern völlig gleich sei. Die Zeit ist eine Ordnung der Dinge, die in der Welt auf einander folgen; sie wird durch die Ordnung unserer Gedanken begriffen, welche sich die Sachen bald als vergangene, bald als gegenwärtige, bald als zukünftige vorstellen. Alles was nach und nach geschieht, geschieht in der Zeit“ — u. s. w.

Bei so ungemein selbständiger Entwickelung des Geistes ist es erklärlich, wenn Lessing einen Genossen seiner besonderen Studien in Meißen nicht gefunden zu haben scheint. In seinen Kollektaneen nennt er einen gewissen Zschaschler, polnisch Czaszler, damals Professor bei der königlichen Ritteracademie in Warschau, als einen alten Bekannten von der Fürstenschule her, (M. XI, 1, 553. H. XIX, 531), doch ist von einem näheren Verhältnisse zu ihm nichts ersichtlich. Auch Diller haben alle Andeutungen in Betreff derer, mit denen Lessing etwa näher befreundet gewesen sein könnte, nur auf die Anfangsbuchstaben der Namen geführt. Von Christian Ernst Birckholz, der 1747 die Schule mit ausgezeichnetem Lobe verließ, ist aufbehalten, er habe dem abgehenden Lessing ein Jahr vorher im Namen der bleibenden Mitschüler den Abschiedsgruß gebracht, was immer den Nächstbefreundeten oblag, so wie 14 Jahre früher Gellert dem abgehenden Gärtner respondirte. Ferner glaubt Diller, der den „Brief,“ in welchem einige Fragmente des Gedichtes über die Mehrheit der Welten aufbewahrt worden, für einen im Ernste an eine wirkliche Person gerichteten hält, bei dem in ihm genannten Freunde, der vor mehr als sechs Jahren, von 1752 an zurückgerechnet, das Gedicht gesehen, an Carl Daniel Freiberg denken zu dürfen, der damals ebenfalls in Wittenberg studirte und dort später Adjunct der philosophischen Facultät und ordentlicher Professor wurde. Am vertrautesten soll endlich Lessing mit dem Extraneer Johann Heinrich Schlegel, nachmaligem Professor der Geschichte nnd königlichem Historiographen zu Kopenhagen, umgegangen sein. Dieser mochte von seinen älteren Brüdern schon einiges Interesse an deutscher Literatur überkommen haben, auch kann Lessing an ihm einen Genossen seiner mathematischen Studien besessen haben, denn es wird überliefert, daß er nicht nur, wie Lessing, wegen seiner besonderen Fortschritte in mathesi belobt worden sei, sondern sich sogar die Mahnung zugezogen habe, „neben der mathesi die übrigen nöthigen Studia nicht zu versäumen.“ [1])

[1]) Diller S. 62. Vor dieser bestimmten Notiz muß die Angabe der literarhistorischen Handbücher, z. B. Jördens IV, 534, J. H. Schlegel habe die Schulpforte besucht,

zurücktreten. In der That findet er sich in dem Verzeichniß der Pförtner, welches Bittcher im Pförtner-Album 1843 giebt, nicht, wo doch seine Brüder J. Elias und J. Adolph S. 290 und 295 genannt sind. Daß der Vater ihn in Meißen behalten hatte, wird durch die Notiz im Artikel J. Adolph Schlegel bei Jördens (a. a. O. 521) erklärt, daß derselbe von der Zeit an, da dieser auf die Universität ging — den 1. Juni 1741 hielt er seine Abschiedsrede in Pforta — die Söhne nur wenig mehr habe unterstützen können. Noch bleibt die Schwierigkeit, daß J. Heinrich Schlegel schon 1726 geboren, mithin 3 Jahre älter als Lessing war, und also sein Coätan auf der Meißner Schule nach den dortigen Gesetzen gar nicht hätte sein können. Allein abgesehen davon, daß diese Gesetze für Extraneer vielleicht nicht gegolten haben, muß, nach der Eintheilung der Schüler in nur 2 Abtheilungen, schon bei ziemlich verschiedenem Schulalter eine Gemeinschaft der Studien möglich gewesen sein. Nach K. Lessings Angabe (I, 49), die ohne Zweifel auf einer von Chr. Felix Weiße gegebenen Notiz beruht, wäre J. Heinr. Schlegel zu gleicher Zeit mit Lessing auf die Universität gekommen, und dies scheint auch durch Weißes Selbstbiographie (S. 11) bestätigt zu werden. Eine neue Bestätigung giebt Redlich bei H. XX, 2, 1024.

Zweites Buch.

Die Universität und die dichterischen Jugendwerke. 1746—1748.

Erstes Kapitel.

Nachdem Lessing auf wenige Wochen ins Vaterhaus zurückgekehrt war, ward er [1]) am 20. September 1746 zu Leipzig unter dem Rectorate Johann Erhard Kapps, Eloq. Prof. P., immatriculirt. Der Grund, daß wir ihn hier und nicht in Wittenberg, dem doch der Vater entstammte, seine academischen Studien beginnen sehen, wird darin zu suchen sein, daß ihm eins der hundert Stipendien zuertheilt wurde (es war das „Joh. Walthersche vom Jahre 1599" [2]), welche, nach einer bei Diller abgedruckten kurfürstlichen Verordnung, für ausgezeichnete Schüler der Fürstenschulen gleich bei Errichtung derselben in Leipzig gestiftet worden waren.

Wenn der Uebergang von der Schule auf die Universität den Jüngling immer in eine neue Welt einführt, so ist vielleicht kein vollkommenerer Gegensatz denkbar, als der zwischen der Stille einer Klosterschule der damaligen Zeit und dieser Universitätsstadt bestand.

Leipzig war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Stadt, der sich in ihrer Art keine andere an die Seite stellen konnte. Freilich war sie räumlich von sehr geringem Umfang, die Danzigerin Gottsched, welcher ihr Gemahl im Voraus viel von den dortigen Herrlichkeiten erzählt haben mochte, kann in ihrem ersten Briefe in die Heimath ein hanseſtädtisches Naserümpfen „wie klein der Ort sei" nicht unterdrücken, und in dem Programm über die glorreiche Reise nach Wien meint Gottsched selbst, der freilich ein verunglückter Potsdamer Grenadier war, wo er Leipzig mit Wien vergleicht, in einem halben Stündchen lasse sich das erstere umschreiten. Aber um so merkwürdiger ist es, welch ein reiches und vielseitiges Leben in diesem engen Kreis zusammengedrängt war. Leipzig war zugleich für die Interessen der Wissenschaft und des Lebens ein Mittelpunkt, wie er vor der Errichtung von Universitäten in großen Hauptstädten in Deutschland anderweitig nicht bestanden hat, und besaß dabei in einem jeden von diesen Gebieten einzeln genommen eine relative Bedeutung, von der heutigen Tages nicht mehr die Rede sein kann, so sehr die absolute gestiegen sein mag. In der Wissenschaft mochte das benachbarte Halle, wo zuerst Thomasius und dann Wolf

[1]) Nach gefälliger Mittheilung aus der Matrikel der Universität Leipzig. (Danzel.) — [2]) Lessing schreibt aus Berlin, den 10. April 1749: „Das Friesische Stipendium"; er ist also im Irrthum. (F. F. Klix.)

einen freieren Aufschwung versuchten, Leipzig an nachhaltiger Wirkung auf Gegenwart und Zukunft übertreffen, aber dieses behauptete, seitdem nur einmal die Theologie, welche freilich nach alter Tradition ihren Hauptsitz in Wittenberg haben mußte, etwas in den Hintergrund getreten war, und ehe Göttingen gegründet war oder erstarkte, schon als Sitz des damals noch schwerfälliger organisirten Buchhandels, insofern durch ihn den dortigen Gelehrten alle literarischen Erscheinungen zuerst und am bequemsten zugänglich waren und ihre eigene Schriftstellerei die meisten Begünstigungen genoß — man denke nur an Gottsched, dessen Einfluß ganz auf dieser Grundlage ruht, — so wie ferner durch den Besitz der Acta eruditorum, in welche die ganze gelehrte Thätigkeit der Zeit einregistrirt wurde, eine Art von Principat unter den deutschen Universitäten: auch war es damals ganz eigentlich die vornehme Universität; es fehlte nie an großen Herren, die hier ihre Studien machten, und die Anwesenheit des Grafen von Manteuffel, königlich polnischen Staats- und Kabinetsministers, der sich hierher zurückgezogen hatte, das Jubiläum seiner Inscription feierlich begehen ließ und den Leipziger Gelehrten allezeit ein gnädiger Mäcen war, fügte noch einen besonderen Glanz hinzu. Eine noch bedeutendere Stellung nahm die Stadt als Handelsplatz ein. Die zeitweilig wiederkehrenden Messen, diese patriarchalische Form des Handelsverkehrs, mußten zu jener Zeit der langsamen Verbindungen und des weniger rasch pulsirenden Lebens eine bei weitem größere Wichtigkeit haben, als dies jetzt der Fall sein kann, wo die Hereinziehung in den allgemeinen Weltverkehr sich seinen Forderungen anzubequemen nöthigt und z. B., dem Stockleipziger ebenso erstaunlich, wie dem Ausländer dieses Erstaunen selbst es ist, ganz unmittelbar nach den Messen wieder Waaren ankommen; und wenn jene Form den Orientalen, die über dieselbe zu Hause überall noch nicht weit hinausgekommen sind, besonders erwünscht sein muß, so kann ihr Meßbesuch durch die damalige Verbindung Sachsens mit Polen nur befördert worden sein. Ueberhaupt muß es Leipzig vielfach zum Vortheil gereicht haben, daß es damals die erste Handelsstadt eines großen Reiches war, zumal da es im Uebrigen vieler Gerechtsame, z. B. mit keiner Garnison belegt werden zu dürfen, und eine fast republikanische Unabhängigkeit genoß. Und selbst, daß diese letztere freilich nicht vollständig sein konnte, kam ihm den Zuständen jener Zeit gegenüber zu Nutze, denn wenn sich hier ein aristokratisches Patricierthum nicht ausgebildet hat, dergleichen doch in großen Handelsstädten, wenn auch nicht dem Rechte, so doch der That nach fast immer besteht, so wird es doch zum Theil dem Umstande zuzuschreiben sein, daß der kurfürstliche Hof dergleichen gewiß nicht hätte aufkommen lassen. Endlich kam das Zusammentreffen aller dieser Umstände auch wiederum den geistigen Interessen zu Gute; Leipzig ist eine der Pflanzstätten der modernen deutschen Bildung, und wenn Niemand zweifeln kann, daß es seit jener Zeit von andern „Provinzen" in dieser Beziehung gründlich überflügelt worden, so ist es eben so gewiß, daß es ihnen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts voranging; es nahm in dieser Beziehung ungefähr die Stellung ein, die gegenwärtig in Deutschland Berlin mit Recht behauptet, und noch später erklärte Goethe es für ein klein Paris, das seine Leute bilde. Ganz natürlich: die moderne deutsche Bildung ist wesentlich eine bürgerliche, hat aber nur durch eine gewisse Erhebung des Bürgerstandes über seine engen Standesinteressen mittels gelehrter, vornehmer, und selbst französisch abglättender Einflüsse zu Stande kommen können, und diese

Elemente haben sich — das letztere fügte eine französische Kolonie hinzu — nirgends so früh und so vollständig zusammengefunden als in Leipzig.

Mit Einem Worte, das Treiben, in welches der neue Ankömmling sich hier versetzt sah, hatte nicht nur im Verhältniß zu Allem, was er in der Vaterstadt und in Meißen kennen gelernt hatte, sondern auch an und für sich einen durchaus großstädtischen Anstrich.

Gewiß ist es schon für Jünglinge gewöhnlicher Art im höchsten Grade bezeichnend und in den meisten Fällen auch bestimmend für das ganze Leben, in wie weit sie sich beim Eintritt in einen solchen Lebenskreis einerseits für die mannigfaltigen Elemente, die hier auf sie eindringen, empfänglich zeigen, und andererseits ihnen Widerstand zu leisten wissen; man denke nur wiederum an Berlin; um wieviel mehr muß sich in einer solchen Umgebung bei einem bedeutenden Menschen, der eben durch das Bedeutende zu Bedeutendem angeregt wird, das eigenthümliche Verhältniß zur Welt und zum Leben ausbilden, das er einzunehmen bestimmt ist.

Lessing hatte, als er nach Leipzig kam, bereits eine zu bestimmte Grundanschauung vom Leben, als daß nicht das, was ihm hier entgegentrat, ihn in ihr lediglich hätte bekräftigen und auf dem Wege der tiefern Erfassung und vielseitigeren Anwendung derselben hätte fortbilden sollen.

Indessen macht sich hier doch noch immer nur erst jene anfängliche Form seiner geistigen Urthat, von welcher oben die Rede war, geltend, und nur in der Entschiedenheit, mit welcher sie auftritt, und der stoffbewältigenden Kraft, die sich in ihr äußert, ist ein Fortschritt bemerkbar.

Was suchte Lessing in Leipzig und was fand er? Er fand, wenn auch sein Vater und seine früheren Lehrer hinterher geurtheilt haben mögen, er habe dort ein Paar Eselinnen gefunden statt des Königreichs, in Bezug auf seine Lebensbestimmung immer noch etwas besseres, als was er zu suchen wenigstens hingeschickt war, denn was er selbst suchte, ward er freilich erst inne, indem er es fand.

Es ist leicht einzusehen, was der Vater von ihm erwartete. Er sollte ein Paar Jahre dem Studium der Theologie eifrig obliegen, die Collegien mit musterhafter Regelmäßigkeit besuchen, sich im Predigen fleißig üben, alsdann Magister werden und nachdem er sich mit Disputiren und durch diese oder jene Schrift auf der Universität einen Namen gemacht, in die Vaterstadt zurückkehren, wo ihm dann, als hoffnungsvollem Sohne derselben und Mitgliede einer der ersten Familien, ein Predigtamt und damit die Hoffnung dereinst des Vaters Nachfolger im Primariat zu werden, nicht hätte fehlen können. Oder wenn er sich in das akademische Treiben so eingelebt hätte, daß sich ihm hier eine glückliche Laufbahn zu eröffnen schiene, so hätte er allenfalls auch in Leipzig bleiben und der Kirche durch Bildung künftiger Lehrer nützlich werden mögen. Diesen Gang hätte ihm der Vater vorschreiben müssen, auch wenn er in ihm den ungewöhnlichen Menschen erkannt hätte, der er war, denn das unfehlbare Mittel einen solchen in seiner Entwickelung zu hemmen, würde darin bestehen, daß man es ihm nicht selbst überließe, sich vom Gewöhnlichen frei zu machen. Aber Lessing machte sich eben davon los, und so fiel denn freilich Alles ganz anders aus.

Nach jenem Lebensplan hätte für Lessing in der großen Stadt nichts anderes vorhanden sein sollen als die Universität, und nach der Schilderung zu urtheilen,

welche er in einem Briefe an die Mutter aus dem Januar 1749 von sich giebt — „ich komme jung von Schulen, in der gewissen Ueberzeugung, daß mein ganzes Glück in den Büchern bestehe. Ich komme nach Leipzig, an einen Ort, wo man die ganze Welt im Kleinen sehen kann. Ich lebte die ersten Monate so eingezogen, als ich in Meißen nicht gelebt hatte" – scheint dies anfangs auch wirklich der Fall gewesen zu sein.

Es würde sehr anmaßend sein, von dem Zustande einer solchen Anstalt zu einer bestimmten Zeit eine erschöpfende Darstellung geben zu wollen. Wenn man auch von der Stellung, die ein jedes ihrer Mitglieder in seiner besonderen Wissenschaft einnimmt, Rechenschaft abzulegen wüßte, was doch allein schon eine umfassende Aufgabe wäre, so würde damit doch nur der ersten Voraussetzung Genüge geleistet sein, denn eben wie sich diese zusammengefunden, wie sie durch allgemeine Verhältnisse in ihrer Thätigkeit gefördert oder gehemmt worden, und wie wiederum diese Verhältnisse gestaltet sind, macht das Eigenthümliche aus, welches zwar leicht herauszufühlen ist, zu seiner Entwickelung aber nicht viel weniger als eine allgemeine Geschichte der Welt und Wissenschaft erfordert. Zum Glück bedarf es, um den Einfluß, welchen die Leipziger Universität auf Lessing ausgeübt, und die Stellung, welche er ihr gegenüber einnahm, begreiflich zu machen, einer so umfassenden Darstellung nicht.

Gleich von vornherein fällt es ins Auge, wie er dem geistlichen Berufe, den der Vater für ihn gewählt hatte, hier keineswegs zugeführt werden konnte. Nicht als ob nicht die Professoren der Theologie wackre Männer gewesen und in der That eine große Anzahl tüchtiger Diener des göttlichen Wortes gebildet hätten. Aber Lessing hatte sich schon auf der Schule in philologische, mathematische und poetische Studien so selbständig eingelebt, daß es eines mächtigen Reizes bedurft hätte, um das theologische Interesse, das übrigens auch hier, wie aus dem Umstande erhellt, daß der Vater bei einem später zu erwähnenden Besuche in der Heimath ganz leidlich mit ihm zufrieden war, nicht ganz erloschen gewesen sein kann, in den Vordergrund zu stellen, und einen solchen gab es hier nun gar nicht. Die alte Orthodoxie war hier im ungestörten und darum wahrscheinlich ziemlich langweiligen Alleinbesitz; weder ist im 18. Jahrhundert eine eigenthümliche Richtung von hier ausgegangen, wie etwa die pietistische und die Wolffsche von Halle, noch sind auch nur die Gegensätze, die anderwärts entstanden waren, hier heftig aufeinandergestoßen, selbst von Streitigkeiten, wie die damalige Bose'sche in Wittenberg, verlautet hier nichts, und die gelinde Opposition, die Gottsched im Sinne des Wolffianismus unterhielt, wäre, wie ein furchtsames Kind im Dunkeln, gar sehr erschrocken, wenn sie sich selbst stark hätte auftreten hören.

Lessing erzählt selbst in dem oben angeführten Briefe an die Mutter, daß man seiner Unentschlossenheit, welchem Studium er sich widmen solle, über Jahr und Tag nachgesehen; es wird uns von ihm berichtet, er sei aus einem Collegium ins andere gelaufen, und in einem Briefe an Michaelis vom Jahre 1754 gesteht er naiv genug: er habe zwar in Leipzig und Wittenberg studirt, man setze ihn aber in große Verlegenheit, wenn man ihn frage, was? Es ist natürlich, daß der lebhafte Jüngling, der bereits in mehr als Eine Wissenschaft einen Blick gethan hatte und auf dem Wege war, einen Standpunkt zu erreichen, der alle Wissenschaft gleichmäßig beherrscht, als ihm das ganze Feld der-

selben eröffnet wurde, sich auf ihm in fröhlichem Jugendübermuthe bald hier bald dort herumgetummelt hat.

Es wird weiterhin zu entwickeln sein, wie Lessing sich in der Masse Stoffs, welche ihm dadurch zufließen mußte, zurecht gefunden; hier mag nur der Gesichtspunkt hervorgehoben werden, daß es doch wirklich die ganze Universität gewesen, deren geistige Einwirkung er erfahren, und zu welcher er demzufolge ein bestimmtes Verhältniß eingenommen habe.

Ein glücklicher Fund giebt uns Gelegenheit, eine ungefähre Anschauung davon zu gewinnen, welche geistige Nahrung ihm dieselbe etwa geboten haben möge. Eigentliche Lectionskataloge gab es zu jener Zeit noch nicht, aber die Vorlesungen der ordentlichen Professoren wurden von dem Rector ex officio in einem lateinischen Anschlage bekannt gemacht.[1]) Diese Anschläge sind für die

---

[1]) Diese officielle Ankündigung fand nur Einmal im Jahre statt, und zwar am Sonntage Rogate; ob nun die so angekündigten Vorlesungen durch beide Semester gewährt, weiß ich nicht zu sagen; von den Programmen, mit denen die außerordentlichen Professoren und Magister, wenn sie sich mit dem Anschlag nicht begnügen wollten, ihre Vorlesungen kund machen — auch die ordentlichen Professoren bedienen sich derselben bisweilen, wie ich denn von Gottsched dergleichen in Händen gehabt habe — erschienen wohl zwei im Jahre, so 1746 unterm 1. Mai und 29. September von dem Juristen Abraham Kästner, dem Vater des bekannten Mathematikers.

I. Theologische Facultät. Deyling [vgl. H. XV, 97.], Decan, zeigt, nachdem er im Jahr vorher Exegetik gelesen, die Ausübung der Regeln derselben am Briefe an die Römer; privatim hält er ein Examinatorium und Disputatorium über Baiers Compendium der Theologie. Börner [vgl. III. 148. M. 150. H. XVII, 19.] erklärt die Briefe an die Korinther und liest privatim Hermeneutik, sowie er auch ein Examinatorium und Disputatorium über theologia symbolica hält. Teller: über die Sünde und über die institutiones theologiae dogmaticae von Burgius, sowie privatim theologische Moral nach dem Compendium des Abt Jo. Andr. Schmid, und Hermeneutik nach Rambach, auch erbietet sich dieser zu Uebungen im Disputiren, Predigen und Katechisiren. Hebenstreit, der eben jetzt sein Amt antrat, erklärt die Propheten, liest theologia thetica nach Baier, hält Disputatorien über Jo. Olearius Synopsis Controversiarum und die Symbolischen Bücher und Lectoria über schwierigere biblische Bücher, sowie er auch die jüdischen Alterthümer nach Ikens Compendium, Rabbinische Literatur und was sonst zur alttestamentlichen Philologie gehört, vorzutragen sich erbietet.

II. Juristische Facultät. Rechenberg, Ordinarius, Kirchenrecht ad methodum speciminis a B. Titio olim editi. Rivinus Proceß nach Griebner, privatim Pandecten, Disputatorien. Bauer über den Titulus de regulis iuris; die Privatvorlesungen werden am gewöhnlichen Orte angekündigt werden. Hommel im Sommer über Gaertneri Institutiones iuris criminalis, im Winter über Menckes usus theoreticopracticus Institutionum Imperialium; die Privatvorlesungen wie Bauer. Kunhold Digesten. Dinckler ausgewählte Rechtsfälle; privatim Heineccii elementa iuris Germ. Siegel Erklärung der notabiliores textus iuris feudalis Germanici et Longobardici; privatim Vorlesungen über Griebners principia iuris processualis, sowie über seine eigenen principia iuris feudalis.

III. Medicinische Facultät. Walther, Decan, Therapie; privatim Medicina forensis, Disputatorien. Platner über die Semiotik des Boerhave. Ferner continuabit medendi methodum singulis morbis accommodatam, quam vulgo praxin clinicam vocant. Endlich praelectiones in Chirurgiae rationalis institutiones. Quelmalz: Ueber die animalischen Functionen, Chemie und Materia medica, Encyclopädie der Medicin. Hebenstreit Osteologie und Knochenkrankheiten, privatim Pathologie und Therapie; im Winter Sarkologie und Krankheiten der weichen Theile bei öffentlichen Sectionen, privatim Materia medica. Pezoldt Chemie.

IV. Philosophische Facultät. Gottsched, Decan, Geschichte der ältesten Philosophie nach der neuesten Auflage seiner Anfangsgründe. Poetik ad Critices sanioris normam. Christ absolutis nuper in Horatium Flaccum praelectionibus Venusinis

Zeit von 1739—56 in den von Kriegel herausgegebenen nützlichen Nachrichten von den Bemühungen der Gelehrten in Leipzig, abgedruckt, und hier finden wir denn für das Jahr 1746 die in der Anmerkung angegebenen Vorlesungen angekündigt.

Meine Leser müssen es mir schon verzeihen, daß ich ihnen dieses trockene Verzeichniß, das indessen, auch von dem nächsten Zwecke abgesehen, in manchen Beziehungen interessant und sogar curios genug ist, nicht erspart habe — denn es kommt alles darauf an, vor Augen zu führen, in welches Meer sich schon damals ein junger Mensch stürzte, der auf der Universität der Beschränkung auf ein bestimmtes Fach, wie sie uns Neigung und Gewohnheit einimpfen, verlustig ging, und der Begierde, Alles zu wissen, die Zügel schießen ließ.

Gewiß war die Masse des Stoffs, welche die Leipziger Universität dem Studirenden bieten konnte, ungemein groß; und doch hat nichts von dem Allen Lessing bleibend gefesselt, und von allen diesen Männern, welche den Stamm der Universität ausmachten, hat nur etwa Einer, und gerade derjenige, der wenigstens der Benennung seiner Professur nach im Reiche der ernsten Wissenschaft die letzte Stelle einnehmen mochte, eine nachhaltige Wirkung auf ihn ausgeübt.

---

artis poeticae caussa Fastorum libros Ovidii Nasonis propter insignem historiae fabularis rerumque antiquarum in hoc opere copiam, iam nunc publice enarrabit; ante tamen, quam ad poetae verba venturus est, praefatione utetur de studiis artium ac scientiae in conversatione academica prudenter regendis. Privatim rem litterariam, rerum antiquarum notitiam, reliquas litteras .... ut solet, docebit. Menz Physik und Uebungen mit den Alumnis Electoralibus. Ueber die gelehrten Zeitungen. Privatim erbietet er sich zu philosophischen Vorlesungen und Disputatorien. Joecher Geschichte der Reformation und Kirchengeschichte des 16. Jahrhunderts nach Schmid, Literargeschichte nach Heumann, über Gebauers Abriß der Staatengeschichte von Europa. Winckler Ueber das Enchiridion des Epictet und die stoische Philosophie. Müller Logik. Privatvorlesungen noch anzuzeigen. Kapp wird einige paränetische Anreden an die studirende Jugend halten, und sie darin zu Frömmigkeit, Fleiß und Sittsamkeit ermahnen. Ferner Vorlesungen über den neuesten Zustand der Literatur in Europa, und Heineccii stili cultioris fundamenta; Privatvorlesungen vorbehalten. Heinsius Geometrie und geradlinige und sphärische Trigonometrie nach Segner, dann Astronomie. Privatvorlesungen noch anzukündigen. May hatte bis jetzt Naturrecht, Politik und Ethik gelesen. Cum vero haec non sufficiant, sed opus sit: ut ad obtinendam felicitatem viribus quoque instructus sit homo, imposterum artem, qua ad eas acquirendas perducimur, docebit, quam si ditescendi artem vocare velis, non repugnat. Die Vorlesung heißt im folgenden Jahre de vita beata, und es wird in ihr unter anderem von der Kindererziehung gehandelt. Ludovici Logik nach Wolffs Compendium.

Die Abweichungen oder Hinzufügungen im Jahre 1747, das für Lessing auch noch in Betracht kommt, bestehen, einige Kleinigkeiten abgerechnet, darin, daß Deyling Pastoraltheologie liest, Hebenstreit theologische Polemik, auch kommt ein ordentlicher Professor Linguae Sacrae, Rießling, hinzu, der aber auch institutiones theologicas nach Baier und Kirchengeschichte liest. Unter den Juristen liest Dinckler über das sächsische Recht; Siegel ius cambiale, über Ludovici doctrina pandectarum. In der medicinischen Facultät theoria ex anatome petenda, Physiologie und Botanik. Quelmalz Osteologie, Chemie. Es kommt Günz hinzu, der über den physiologischen Theil der Institutionen des Boerhave liest, sowie Chirurgie, Geburtshülfe, über Platners institutiones Chirurgiae, Anatomie und Medicina forensis. Bei den Philosophen sind die Veränderungen nicht erheblicher. Gottsched liest, um dem sich immer mehr verbreitenden Atheismus einen Riegel vorzuschieben, über des Petrus de Villemandy Scepticismus debellatus; Privatvorlesungen vorbehalten. Joecher Geschichte des römischen Reichs deutscher Nation nach Struve, Geschichte der Philosophie nach Buddeus. Winckler über der Griechischen Sprache Ursprung, Alterthum, Dialekte u. s. w. Ludovici Metaphysik nach Wolff.

Wenn wir auf den Standpunkt zurückblicken, den Lessing schon in Meißen erreicht hatte, so ist leicht einzusehen, daß ihm die Form, in welcher hier die Wissenschaft vorgetragen, die Art des Ernstes, mit welchem sie behandelt wurde, nicht zusagen konnte.

Der hergebrachten Methode des akademischen Unterrichts fehlt es, wie Allem, was sich erfahrungsmäßig festgestellt hat, an einer gewissen Zweckmäßigkeit nicht. Ein unmittelbarer Uebergang von dem Zwange der Schule zur Freiheit des vollkommen selbständigen Studiums würde zu schroff sein; die Universität, die den Geist im Allgemeinen vom Gängelbande entläßt, ihm aber zu ordnungsgemäßer Aneignung des wissenschaftlichen Stoffes in den regelmäßig und in ziemlich weiten Zwischenräumen wiederkehrenden Vorlesungen noch eine äußere Stütze an die Hand giebt, tritt hier vermittelnd ein. Nur ist damit im Grunde nur für die mittelmäßigen Köpfe gesorgt, die freilich bei Anordnung solcher allgemeinen Einrichtungen den Maßstab abgeben müssen. Wenn einer, wie dies von Lessing galt, bereits selbständige Studien anzustellen und ein Ganzes mit raschem Blicke zu erfassen weiß, muß ihm dieses langsame Zuzählen des wissenschaftlichen Stoffes im höchsten Grade widerlich sein; können doch auch wir andern, wenn wir in ein männliches Alter vorgerückt sind und uns gewöhnt haben, unsere Kenntnisse aus Büchern zu schöpfen, über deren Inhalt sich in wenig Stunden ununterbrochener und desto tiefer eindringender Lectüre ein Ueberblick gewinnen läßt, uns kaum mehr vorstellen, wie wir es ausgehalten, einen ähnlichen Inhalt über halbe oder ganze Jahre verdünnt einzunehmen. Dazu kommt bei ausgezeichneten Menschen, daß der Mechanismus ihres Geisteslebens demjenigen des systematischen Kathedervortrags gerade entgegengesetzt ist. Leibniz erzählt von sich, er habe in allen Wissenschaften immer mit dem Schwersten angefangen. Die Aeußerung ist paradox, aber sie gilt nichts desto weniger von jedem productiven Menschen. Ein solcher fängt eben, nachdem er sich den nothwendigen Ueberblick einer Wissenschaft angeeignet, sein eigentliches Studium damit an, daß er sich Probleme stellt, deren Auflösung denn freilich, wenn sie wirklich neu waren, hinterher bei der systematischen Darstellung der Wissenschaft als das Letzte und Schwerste erscheinen muß; von diesen Problemen gehen sie, um die Auflösung zu finden, rückwärts, und so eignen sie sich die Anfangsgründe zwar vielleicht nicht ohne einige kleine Lücken, die doch bei nächster Gelegenheit auf demselben Wege ausgefüllt werden, aber dafür desto lebendiger an, weil sie Alles sogleich in Bezug darauf, wozu es dienen und was sich aus ihm entwickeln kann, auffassen, während man bei systematischer Erlernung doch oftmals nicht weiß, was denn die Dinge, welche man dem Gedächtniß aufbürden soll, eigentlich wollen. Lessing gehörte zu diesen productiven Genies durchaus: er hat nie ein Compendium oder eine systematische Darstellung geschrieben, sondern immer nur einzelne Fragen, die auf dem höchsten Gipfel der Wissenschaft standen, mit umfassender und gründlicher, aber zum Theil erst zu diesem Behufe erworbener Gelehrsamkeit behandelt; schon jene Abhandlung de mathematica barbarorum ist davon das erste Beispiel. Auch auf der Universität studierte er selbständig und trug überall her Bücher zusammen; besonders las er die Wolffschen deutschen Schriften fleißig, die ihn ja auch schon an sich nicht viel Würgen gekostet haben werden, ohne daß er sie mit Gottschedschen oder Ludovicischen Erläuterungen hätte hinunterspülen dürfen. Und so würde Lessing auch vielleicht in unserer Zeit, wo freilich die hochgetriebene Bildung auch in solchen Köpfen, die

zumal bei unserer verbesserten Methode nur immer den gewöhnlichen Weg gehen möchten, eine Productionslust und einen Selbständigkeitskitzel entzündet, der auf nichts weniger als auf wahrer Zeugekraft beruht, ein fleißiger Collegienbesucher nicht gewesen sein. Wie hätte er es in jenem Jahrzehnt sein können, als man sich, wie das mitgetheilte Verzeichniß ausweist, allgemein darauf beschränkte, nach einem Compendium zu lesen, und, wie Goethe sich zu Leipzig abstrahirt hat, nichts zu sagen, als was im Buche steht, es sei denn, daß einer nach eigenen Dictaten las, d. h. Paragraphen dictirte, um dann, — ein leichtes Tagewerk! — darüber zu schwatzen, und wo die alljährliche Wiederholung einer und derselben Vorlesung nach dieser Methode dem mechanischsten Treiben Thür und Thor eröffnete? Dazu kam noch die ungemeine Mittelmäßigkeit, welche in den meisten Vorlesungen geherrscht haben muß. Muß — vermöge allgemeiner Verhältnisse, und selbst wenn die Individuen keineswegs mittelmäßige Köpfe waren. Es fand nämlich ein Aufrücken durch die verschiedenen Professuren einer Facultät, wie sie einträglicher waren oder für höher galten, ja bisweilen von der einen Facultät in die andere statt, vermöge dessen ein Docent nicht etwa, wie es jetzt Gebrauch ist, einer einzigen Seite der Wissenschaft, z. B. der Therapie oder der Materia medica, sein ganzes Leben widmete, sondern im Verlaufe der Zeit und oft kurz nacheinander sämmtliche Disciplinen derselben vortragen mußte, wo denn unter zwei Fällen einer nicht wohl ausbleiben konnte: daß er entweder das, worin er schon eine Stärke gewonnen hatte, bei Seite setzte, um sich in vorgerücktem Alter aus äußern Gründen einem neuen Fache zuzuwenden, oder daß er mit seiner Vorliebe und seinem Fleiß in dem alten Studium heimisch blieb und sein nunmehriges Amt nur nachlässig und oberflächlich verwaltete. Weil er sich das letztere nicht erlauben mochte, indem er, wie es bei Jördens heißt, sich ein Gewissen daraus machte, Namen und Einkünfte von einem Theile der Gelehrsamkeit zu haben, an dem er etwa nur als an einem Nebenwerke Gefallen fände, verließ der bekannte Kästner Leipzig, wo man ihm die erste außerordentliche Lehrstelle in der philosophischen Facultät, die etwa erledigt würde, zudachte. Andere waren nicht so ängstlich. Gottscheds akademische Stellung war z. B. die eines ordentlichen Professors der Logik und Metaphysik — wer weiß aber nicht, daß das, womit er sich Verdienste erworben, nur dem außerordentlichen Professor der Poetik angehörte, der er früher gewesen? Derselbe wollte einmal, wie ich an einem andern Orte gezeigt habe, zu Einer Zeit Professor der Mathematik und Philosophie in Marburg, an Wolffs Stelle, und Professor der Theologie und Hofprediger in Königsberg werden. Auch die oben mitgetheilten Lectionskataloge weisen von solchem Stellentausch gleich zwei Beispiele auf. Im Laufe des Jahres 1746 war der erste Professor der Medicin, Walther, gestorben, und daher sind in dieser Facultät die Veränderungen in den Vorlesungen des Jahres 1747 gegen das Vorhergehende am größten; man wird bemerken, daß die Einzelnen in den Vorlesungen, die sie zu halten hatten, förmlich um eine Stufe höher rücken. Noch auffallender ist das andere Beispiel: Hebenstreit war bis 1746 Professor der alttestamentlichen Philologie gewesen und liest auch jetzt, da ihm in diesem Amte schon ein Nachfolger gegeben ist, vorzüglich dahin einschlagende Collegia, dagegen kündigte 1747 dieser Nachfolger, Kießling, neben mehreren theologischen Collegien, die er als außerordentlicher Professor vielleicht schon lange gehalten hatte, ob munus Linguam Sanctam Hebraicam docendi sibi clementissime demandatum, nichts als Lectiones curso-

rias in Libros Veteris testamenti historicos an. Man sieht, der Mann weiß gar nicht, wie er dazu kommt, und will Zeit gewinnen, nur erst ordentlich Hebräisch zu lernen.

Diese Zustände, welche die Jugend, bei der die fetten Pfründen noch nicht in die Wagschale fallen, am vorurtheilslosesten zu beurtheilen pflegt, haben auf Lessing eine tiefere Wirkung hervorgebracht, als daß sie ihn nur zu einem nachlässigen Collegienbesuch veranlaßt hätten. Wir würden es größtentheils auf ihre Wahrnehmung zurückführen dürfen, wenn er eben so wenig wie in Bezug auf die Erlangung eines Predigtamtes durch ernstliche Bewerbung um eine akademische Stellung den Erwartungen seines Vaters entsprochen hat. Er war schon in Meißen an seinen dortigen Lehrern inne geworden, daß es ein Ding gebe, das man Stockgelehrsamkeit nennt; sollte es ihm so schwer geworden sein, das Compendienwesen der Leipziger unter denselben Begriff zu bringen? So viel wenigstens steht fest: es ist nicht die mindeste Spur zu entdecken, daß er sich jetzt oder später mit Disputiren und Opponiren in den akademischen Kreisen Geltung zu verschaffen gesucht hat; daß das Professoriren seine Sache gar nicht gewesen, wie sich Karl Lessing (XIII, 526. H. XX, 2, 784) ausgedrückt hatte, und wie er selbst bestätigt (XII, 429. M. 511. H. XX, 1, 607), versteht sich nach den obigen Andeutungen über die eigenthümliche Methodik seines Geistes von selbst, und wenn er überhaupt der Mann nicht war, sich durch Titel und Würden blenden zu lassen, wie er denn den Hofrathstitel vom Braunschweiger Hofe nur mit hat in den Kauf nehmen müssen (XII, 457. M. 544. H. XX, 1, 646), so imponirt ihm auch, nachdem er sich aus guten Gründen bequemt, Magister zu werden, die Herrlichkeit, die darin liegt, so wenig, daß er gar nicht einmal so angeredet werden will.

Wer nur etwas Weniges von Lessing weiß, dem ist es bekannt, daß er bei aller Gelehrsamkeit niemals ein zünftiger Gelehrter geworden ist, ja daß Niemand die Zunft bitterer bekämpft hat als er, daß Niemand mehr dazu beigetragen hat, die Wissenschaft aus ihren Händen loszuwinden, und eine freie und geistige Auffassung derselben auch unter denen zu verbreiten, denen zufolge ihrer bürgerlichen und staatlichen Stellung beständig die Versuchung nahe liegt, sich als Alleinbesitzer derselben zu denken. Schwerlich würde er diesen Standpunkt so entschieden in sich durchgebildet haben, wäre er nicht von dem Orte ausgegangen, an welchem das zünftige Gelehrtenwesen so hoch getrieben war wie sonst vielleicht nirgends. Bis in die neueste Zeit, als die alte Steifheit einer Zugänglichkeit und Geschmeidigkeit der Formen Platz machen mußte, wie man sie bei den bestehenden Verhältnissen billigerweise nur immer verlangen kann, war die Universität Leipzig bekanntlich eine mittelalterliche Corporation im vollen Sinne des Wortes. Ihre Rechte waren sehr ausgedehnt, und obgleich die Fürstenwillkür des achtzehnten Jahrhunderts sich auch hier bisweilen gewaltsame Uebergriffe erlaubte, genoß sie doch im Ganzen vielleicht gerade darum eines um so bedeutenderen Restes von Unabhängigkeit, weil die Herrscher einer andern Confession angehörten; denn wenn sie dadurch einerseits den Interessen einer protestantischen Universität entfremdet werden mochten, so war der Confessionswechsel selbst zu sehr aus rein politischen Gründen erfolgt, als daß er nicht der Reflexion Raum gelassen hätte, aus eben solchen Gründen die protestantischen Unter-

thanen in ihrem Glauben nicht anzutasten. So konnte denn das alterthümliche Räderwerk der Universität ziemlich ungestört seinen Gang gehen. Es war sehr zusammengesetzter Natur. Die Haupteintheilung bildeten neben den Facultäten die vier Nationen, die meißnische, sächsische, bayerische und polnische; jeder Angehörige der Universität, sowohl der Lehrer als der Lernende, war von Einer von ihnen Mitglied; auch waren sie keine leeren Namen, sondern theils eröffnete sich in ihnen für ihre Angehörigen die Quelle von Einkünften, wie denn z. B. Burkhard Mencke vom Kurfürsten aus der meißnischen in die reichere sächsische versetzt wurde, theils hatten sie auch eine politische Bedeutung, indem aus ihnen der Reihe nach, und zwar von sämmtlichen Magistern der ganzen Universität, wenn auch mittels eines complicirten Wahlactus, der Rector ernannt wurde, und dieser Rector Magnificus, was für ein hoher Würdenträger war der! Obgleich er jedes halbe Jahr wechselte, und eine Wahl also etwas ziemlich oft Wiederkehrendes war, ward er doch immer in Prosa und Versen unsäglich gefeiert; und damit keiner, der die Stelle einmal bekleidet, seiner damaligen Bedeutsamkeit jemals uneingedenk würde, verblieb nach alter Leipziger Observanz so einem fortan bis an seines Lebens Ende der Titel einer hochedelgebornen Magnificenz, wie dafür z. B. der handschriftliche Gottschedsche Briefwechsel einen Beleg giebt; das ganze Concilium Professorum möglicher Weise eine Versammlung von Magnificenzen! War doch ein bloßer Professor schon ein großer Mann; wenn z. B. nur die Wittwe eines ehemaligen ordentlichen Professors starb, ward eine feierliche lateinische Rede gehalten und ein Programm dazu geschrieben.[1]) Dazu rechne man den übrigen weitschichtigen Apparat von lateinischen Disputationen, Reden und Gelegenheitsschriften in Prosa und Versen, die nicht, wie heutigen Tages, als lästiger Ballast der Vergangenheit betrachtet wurden, sondern immer für einen gewissen Kreis, oft aber für die ganze Universität und Alles, was ihr angehörte, z. B. auch für Frau Gottsched und den Grafen Manteuffel ein wichtiges Ereigniß waren — und man hat das Bild einer vollständig in sich abgeschlossenen kleinen Republik vor sich. Auch hatte die gelehrte Gemeinschaft wirklich ganz den Charakter einer bürgerlichen angenommen. Es hatte sich ein förmliches Patricierwesen gebildet, gewisse gelehrte Familien erzogen bloß gelehrte Kinder; man beförderte zuletzt nur die Angehörigen, sie mochten sein wie sie wollten, und diese fanden es nach und nach bequemer, mehr auf die Mitgliedschaft der angesehenen Corporation als auf Gelehrsamkeit stolz zu sein. Wer weiß nicht die Männer zu nennen, gegen welche diese Republik sogar einen Ostracismus ausübte, Leibniz und Thomasius? — Und daß man bei dieser altleipzigschen Gelehrtengravität nur nicht etwa an Gottsched denke, der sie freilich in Kreise übertrug, wo sie am ersten lächerlich werden mußte. Gottsched war als geborner Preuße nur erst ein novus homo und repräsentirt sogar, wie ich an einem andern Orte gezeigt habe, ein gewisses Jungleipzig. Eher war schon sein Gönner Burkhard Mencke, in dessen Familie die Redaction der Acta eruditorum, die im Anfange des Jahrhunderts eine Hauptzierde von Leipzig waren, durch drei Generationen forterbte, und der bei seinem zweiten Rectorate im Jahre 1715

[1]) Treitschke, Burkhard Mencke S. 16, woher auch noch andere Notizen entnommen sind.

es dahin brachte, daß die Stadtsoldaten vor dem Rector das Gewehr präsentiren mußten, von ächtem Vollblut, gleichwohl war auch dessen Vater erst aus Oldenburg eingewandert, und er selbst fand sich veranlaßt, als er von seinen Reisen zurückkehrte, das berühmte Buch de charlataneria eruditorum zu schreiben. Doch mögen diese Stufen der Leiter darauf hinweisen, wie es ganz oben, bei den Inhabern der ersten theologischen und juristischen Professuren aussah. Und es war, wie oben schon angedeutet, ein großes Glück für die deutsche Wissenschaft, daß es dort so aussah, denn nun mußte Lessing das wohl inne werden, daß das Alles zur Wissenschaft gar nicht gehöre; bei minder ausgebildeter Monstrosität hätte er sich vielleicht an den Anblick des Kropfes an ihrem Halse gewöhnt, wie so viele andere gethan, oder sich wohl gar in ihn als eine süße Eigenthümlichkeit verliebt.

Will man daran zweifeln, daß Lessing, „der moquante Knabe," wohl schon hier den Spott über die „jungen Gelehrten" gelegentlich auch auf die alten ausgedehnt haben werde? Da hätte er nicht mit dem keckſten Jugendmuthe zu seinem nächsten Freunde jenen Christlob Mylius wählen dürfen, der in der Vaterstadt kaum sein Gespiele gewesen sein kann, denn er war schon 1742 auf die Universität gegangen, dessen Unehrerbietung gegen Lessings Vater und Oheim aber, die höchsten geistlichen und weltlichen Würdenträger der Stadt, diesem doch gewiß nach Meißen gemeldet worden ist.

Aber könnte nicht eben aus dieser Verbindung Lessings mit Mylius Jemand den Schluß herleiten, wir griffen doch wahrlich zu tief, wenn wir Lessings schlechten Collegienbesuch in Leipzig aus so einer gründlichen Emancipation von dem Gelehrtenwesen herleiten wollten? Nämlich Mylius galt für einen schmutzigen, leichtsinnigen und lockeren Menschen. Er hatte das Unglück gehabt, seinen Vater zu verlieren, als er so eben die Universität bezogen hatte, und war dadurch in tiefe Armuth und, was sich leicht daran knüpft, in eine unordentliche Lebensart gerathen. Schon durch seine äußere Erscheinung gereichte er dem zierlichen Leipzig zum Anstoß, wenn er mit niedergetretenen Schuhen, durchlöcherten Strümpfen und zerrissenem Kleide umherging, und Käſtner erzählt in einem Briefe an v. Murr[1]) einen Zug noch tieferer Vernachläſſigung: es gab in Leipzig manchmal einer oder der andere aus Mitleiden dem Mylius die Stube frei, alsdann aber mußte er Herr auf der Stube sein, und nicht der, der sie ihm gab. Auch in seinem späteren Benehmen werden wir, so sehr das gewöhnliche Urtheil über ihn zu berichtigen sein wird, eine höhere Sittlichkeit zu vermissen nicht umhin können. Und so wäre denn das Lange und das Kurze von der Sache am Ende wohl bloß, daß Lessing, nachdem er eine Weile fleißig und eingezogen gelebt, sich im Verlauf seiner Universitätsjahre in Folge dieses bösen Beispiels nicht bloß von der Form der Wissenschaft, wie sie ihm hier entgegentrat, sondern auch von der Wissenschaft selbst abgewendet und, wie so viel andere gute Christen auch, ein wenig liederlich geworden wäre? Allerdings dürfen wir annehmen, daß Lessing es sich im Kreise froher Jugendgenossen, zu denen nach einer Weile auch einige Schauspieler gekommen sind, oftmals möge haben wohl werden lassen. Es giebt dafür einen ganz directen Beweis. In Mylius,

[1]) v. Murr, Journal zur Kunstgeschichte V, 343.

von ihm herausgegebenen Schriften findet sich S. 590 ein Gedicht „An Herrn L. und Herrn O.," welches so beginnt:

Ihr, meines treuen Herzens Meister,
Bei Wein und Liebe große Geister!

und in welchem es weiterhin heißt:

Ich weis nicht, vor Vergnügen voll,
Was ich zuerst ergreifen soll?
An eurem Leichtsinn mich zu rächen,
Will ich frisch, wie mein L**, zechen;
Und, meinem O**** gleich,
Bin ich ein Held in Venus Reich.[1])

Auch läßt sich gar nicht in Abrede stellen, daß diese erste Einweihung in die Kunst, das Leben zu genießen, bei Lessing recht tief gegriffen haben möge. Man denke nur an den Breslauer Aufenthalt, wo sogar seine besten Freunde ihn zu sehr dem Spiel und der lustigen Gesellschaft hingegeben glaubten. Ja es ist durch sein ganzes Leben ein gewisses Oscilliren zwischen dem statarischen Fleiß des einsamen Gelehrten und der bunten Lebensweise des Weltmenschen bemerkbar; er sehnt sich oftmals nach dem einen, wenn er das andere hat, er wünscht sich z. B. vom Braunschweiger Hofe ins stille Wolfenbüttel, und dann ist ihm dieses doch auch wieder zu still; vielleicht kann man selbst seine häufigen Ortsveränderungen zum Theil auf diese Quelle zurückführen.

Es würde mehr als überflüssig sein, hierfür Rechtfertigungsgründe aufzustellen, denn das Leben ist unter anderm auch dazu da, daß man sich seiner freue, und wer das in irgend einer Beziehung nicht vermag, hat deshalb nie für ein tüchtigeres Individuum gegolten. Gleichwohl liegt bei Lessing jener zeitweiligen Hingabe an das Leben noch etwas Tieferes zu Grunde.

Wer auf Universitäten nicht ganz fremd ist, weiß, daß der Uebergang auf sie für Niemand gefährlicher ist, als für die Fürstenschüler. Die Ueberbleibsel von der Studentenrohheit früherer Zeiten, die man etwa noch jetzt antrifft, werden zum großen Theil unter ihnen zu finden sein. Natürlich, hört man sagen, sie kommen aus einem klösterlichen Zwang zu plötzlich in ein

[1]) Für O**** paßt in den Vers der Name Ossenfelder, der nach Mohnike Lessingiana S. 175 in den „Ermunterungen" — von denen weiter unten — als Unterschrift einer „Ode an Herrn Lessingen in Kamenz" (Dramaturgische Blätter von Hammann und Henzen. Leipzig, 1877. Heft 7 u. 8 von H. Uhde und H. XX, 2, 4 f.) vorkommt, und da dieser Ossenfelder in Dresden auch Mitarbeiter an allen Mylius'schen Zeitschriften war, wird man hier L. auf Lessing beziehen müssen. Durch Lessings Recension (III, 142. M. 144. H. XII, 431) wissen wir, daß Ossenfelder der Verfasser der beiden elenden Lustspiele „Die Weiberstipendien oder die wohlfeile Miethe der Studenten" und „Der Faule und die Vormünder" ist, indem er am Schluß seiner Recension sagt „daß ein gewisser Herr O. in D.. der Verfasser dieser schönen Lustspiele sey" und in dem Epigramm, das der Recension angehängt war (I, 32. M. 38. H. 149.) denselben „Knochenacker" nennt. Vgl. Grotes Ausgabe I, 46. Ossenfelder=Ochsenfelder, aber Lessing dachte an ossa, daher „Knochenacker." Auch die mit Ossenfelders Namen erschienenen „Oden und Lieder. Dresden 1753" wurden von Lessing in der Vossischen Zeitung (Berlin 1753 Nr. 153) recensirt, und ist diese Recension zuerst in H. XII, 530 aufgenommen worden. Nach (Reichards) Theaterkalender auf das Jahr 1779 (S. 124) hatte Ossenfelder auch Antheil an den „Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters. 1750." (M. und B.)

völlig ungebundenes Leben. Das erklärt nicht Alles. Nicht bloß das rohe Leben niederer Kreise, sondern auch die verfeinerte Geselligkeit der gebildeteren liegt offen vor ihnen da, wenn sich die Pforten der Schule öffnen — ja um das erstere zu finden, müssen sie sich erst wieder unter sich von der allgemeinen Geselligkeit und ihren Formen abschließen: warum wählen sie nun nicht das letztere? Die Antwort ist, weil es ihnen an den nöthigen Voraussetzungen fehlt, um in dieselbe einzutreten. Sie sind meistens in ganz besonderm Grade schüchtern, linkisch und unbeholfen. Natürlich, denn sie sind mit der Welt noch gar nicht in Berührung gekommen. Das wäre nun zwar, wenn es sonst unverdorbene Jünglinge sind, ein so großer Schade nicht; sie würden immer noch im Vortheile sein gegen die, welche, weil sie aus Familien kommen, in denen in irgend einer Beziehung die Verkehrtheit heimisch ist, noch erst zu verlernen haben. Aber die Meisten werden des Mangels gar nicht gewahr, oder wollen ihn sich nicht gestehen, und da wird es denn dem Zufall überlassen, in wiefern er eine Umwandlung hervorbringt, und bei manchem berühmten Gelehrten bleibts, wenn man auf den Grund sieht, sein ganzes Leben hindurch beim Alten.

Lessing ist in jene Rohheit nicht versunken; er hat sich dem Leben nicht bloß hingegeben, sondern mit der tiefen Energie und der Objectivität, mit welcher er sich selbst ergriff, dasselbe zugleich als ernste Aufgabe gefaßt und es sich entschieden angelegen sein lassen, sich seine Formen anzueignen.

Ich habe oben eine Stelle aus einem Briefe an seine Mutter angeführt, in welcher er erzählt, wie er zuerst nur in Büchern sein Glück gesucht habe. Doch es habe nicht lange gedauert, fährt er fort (XII, 5. M. 9. H. XX, 1, 7.), so seien ihm die Augen aufgegangen. „Ich lernte einsehen, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen. Ich wagte mich von meiner Stube unter Meinesgleichen. Guter Gott, was vor eine Ungleichheit wurde ich zwischen mir und Andern gewahr! Eine bäuersche Schüchternheit, ein verwilderter und ungebauter Körper, eine gänzliche Unwissenheit in Sitten und Umgange, verhaßte Mienen, aus welchen Jedermann seine Verachtung zu lesen glaubte, das waren die guten Eigenschaften, die mir bei meiner eignen Beurtheilung übrig blieben. Ich empfand eine Scham, die ich niemals empfunden hatte. Und die Wirkung derselben war der feste Entschluß, mich hierinne zu bessern, es koste, was es wolle. Sie wissen selbst, wie ich es anfing. Ich lernte tanzen, fechten, voltigiren. Ich will in diesem Briefe meine Fehler aufrichtig bekennen, ich kann also auch das Gute von mir sagen. Ich kam in diesen Uebungen so weit, daß mich Diejenigen selbst, die mir im Voraus alle Geschicklichkeit darinnen absprechen wollten, einigermaßen bewunderten. Dieser gute Anfang ermunterte mich heftig. Mein Körper war ein Wenig geschickter geworden, und ich suchte Gesellschaft, um nun auch leben zu lernen," wozu ihm dann, heißt es weiter, besonders die Komödien förderlich gewesen, aus denen er eine gezwungene und eine natürliche Aufführung habe unterscheiden lernen.

So systematisch und planvoll, wie sich die Sache hier darstellt, wird es nun wohl nicht mit ihr zugegangen sein; wer wüßte nicht aus eigener Erfahrung, wie bei einer solchen rechtfertigenden Geschichtserzählung das kantische regulative Princip der Zweckmäßigkeit gar leicht ganz unvermerkt als ein constitutives auftritt? Aber die Aeußerung ist darum nicht weniger wichtig,

sie zeugt von dem freien umfassenden Standpunkte, den Lessing schon damals eingenommen hatte, und würde noch davon zeugen, wenn er auch seinem Benehmen den Sinn, welchen sie ihm beilegt, ganz und gar erst, da sie gethan wurde, untergeschoben hätte, denn sie ward sehr bald nach seinem Abgang von Leipzig gethan. Wenn Lessing in Leipzig auf eine Weile der Wissenschaft, und was zu ihr hinzuführen bestimmt war, den Rücken gekehrt haben sollte, so ist es nur geschehen, um das andere Element, das sich hier darbot, die große Stadt, nicht unbenutzt zu lassen, und zugleich sehen wir, daß diese ihm nicht bloß eine Quelle mannigfaltigen Genusses oder müssiger Befriedigung der Schaubegierde gewesen, sondern daß er sogleich herausgefunden, was sie ihm, dem einsam herangewachsenen Fürstenschüler, zur Ergänzung seiner Bildung werden könne. Oder wenn auch dieser Gesichtspunkt noch nicht umfassend genug sein sollte — auch sich in das Leben selbst hineinzustürzen und es in sich zu erfahren, mußte für den, welcher den Weg eingeschlagen hatte, den Lessing schon in Meißen betreten, der dasselbe schon im Bilde und so zu sagen, durch das Buch hindurch in seiner frischen Ursprünglichkeit dem Buche selbst gegenüber geahnt hatte, nicht nur Bedürfniß, sondern innerer Beruf und also schon in sofern ein Fortschritt über die bloße Wissenschaftlichkeit hinaus sein.

Und so hat Lessing denn auch, was ihm, im Einklang mit dieser Idee des Lebens und im Gegensatz zu trockener Buchstabengelehrsamkeit, schon vom Gymnasium her Wissenschaft hieß, in Leipzig keineswegs vernachlässigt.

Es ist oben schon auf Lessings zeitige Vorliebe für mathematische und naturwissenschaftliche Studien hingewiesen worden. Diese fand in der Bekanntschaft mit Mylius reiche Nahrung und dürfte zunächst den Anknüpfungspunkt zwischen beiden Freunden abgegeben haben. Mylius war von der Natur zum Naturforscher berufen. Schon als Knabe hatte er sich mit Mond und Sternen und dem Kalender viel zu thun gemacht und einmal ein ganzes Jahr von 3 zu 3 Stunden die Wetterveränderungen aufgezeichnet. In Leipzig widmete er sich der Medicin, studirte aber in der That meistens Physik, Mathematik und Naturgeschichte, so wie er auch, was er irgend auftreiben konnte, aus allen drei Naturreichen sammelte, und wenn sich diese Notizen auf seine eigenen Angaben stützen, die man für ruhmredig halten könnte, so bezeugt Kästner [1]) seinen vielseitigen Sammlerfleiß und erzählt von ihm, daß er ihn auf einer Reise nach Freiberg begleitet, um auch den Bergbau aus eigner Anschauung kennen zu lernen; ja sein Eifer sei so groß gewesen, daß er in Leipzig, „wo weder der Ruhm einer hohen Schule, der in andern Wissenschaften groß genug ist, noch eine Handlung, die unmittelbar nur Fuhrleute und keine Piloten gebrauchet, Anstalten erforderte, die allzu eigennützige Liebhaber der Naturkunde wünschen mochten," und er also nicht observiren können, schon 1745 ein Verzeichniß der Sonnenflecken gemacht, da er sie von Tag zu Tag mit bloßen Augen beobachtet. Auch als Schriftsteller im Fache der Naturwissenschaften war er, als Lessing ihn kennen lernte, schon aufgetreten; es finden sich dahin einschlagende Abhandlungen von ihm in

[1]) Das Denkmal auf Mylius, das Kästner kurz nach Mylius' Tode herausgab, die Abhandlung in den Schriften der Gesellschaft der freien Künste und der Aufsatz in Bernouillis Archiv, die bei Jördens als verschiedene Aufsätze Kästners über Mylius angeführt werden, sind vollkommen identisch.

Schwabes Belustigungen des Verstandes und Witzes, so wie in den von Mylius und Kramer herausgegebenen Hällischen Bemühungen, 1744—1745, und die physikalischen Aufsätze in den philosophischen Untersuchungen und Nachrichten rühren nach Kästner ausschließlich von ihm her. Während Lessing in Leipzig war, gab Mylius den Naturforscher heraus, eine Zeitschrift, von der noch weiterhin die Rede sein wird, so wie eine Schrift über die Samenthierchen und eine andere über die Atmosphäre des Mondes — so wie endlich eine Preisschrift: „Versuch von den Gesetzen der Winde, wenn die Erde überall mit einem tiefen Meer bedeckt wäre;" sie führte die regelmäßigen Winde, so wie Ebbe und Fluth, auf die Anziehung des Mondes zurück, und ward von der Akademie zwar nicht gekrönt, aber doch würdig befunden, mit der gekrönten d'Alemberts und einer andern von Bernouilli eingesandten gedruckt zu werden, wie sie denn auch Veranlassung zu einer weiterhin zu erzählenden Ortsveränderung des Verfassers wurde, die ihm Gelegenheit zu einer umfassenden Thätigkeit in seinem Fache gab, welche zuletzt selbst Hallers Aufmerksamkeit auf ihn lenkte.

Lessing war, wie oben erwähnt worden, eine Zeit lang unschlüssig, welchem Studium er sich widmen sollte. Natürlich war dabei die Schwierigkeit nur, in welchem Fache er etwa dereinst einen praktischen Lebensberuf finden sollte; innerlich war sein Lebensgang bereits entschieden, und unvermerkt fand er auch noch in dieser Periode seinen äußern Beruf, falls man, was er fand, so nennen will — aber bei jener Vorliebe und diesem Beispiel vor Augen war es ganz erklärlich, daß er eines Tages mit der Erklärung in Weißes Stube getreten sein soll, er wolle Medicin studiren, und daß die Collegien, die ihn dazu veranlaßt, die Chemie und Botanik eines D. Hundertmark gewesen. Später hat er sich wohl darüber lustig gemacht, wenn er erzählt hat, das erste Collegium, das er gehört, sei über Geburtshilfe gewesen; doch trug er, wie wir sehen werden, den Namen eines Studenten der Medicin ein Halbdutzend Jahre.

Was oben schon über die Bedeutsamkeit dieser Vorliebe für Lessings geistige Lebensstellung gesagt worden, muß hier in erhöhtem Maße wiederholt werden. Er hat damals das Element in sich aufgenommen und selbstthätig durchlebt, welches das Leben und die Wissenschaft beherrschte und vor Allem zukunftsvoll schien. Alle Welt experimentirte damals, sogar Friedrich Wilhelm I. schickte der Leipziger Facultät einen Maulesel, um zuzusehen, warum so ein Thier nicht seines Gleichen zeugen könne, und wenn Chr. Wolff sich auch mit Händen und Füßen dagegen wehrte, daß Newtons Lehre Philosophie sei, so trieb er die Physik darum nicht minder eifrig. In der That war in jener Zeit die Physik ungefähr dasselbe, was im Anfang unseres Jahrhunderts in Deutschland die Philosophie war, und wenn Lessing Medicin studiren will, so muß man das gerade so auffassen, wie wenn Ottfried Müller, von Steffens Vorlesungen begeistert, einmal in einem Briefe, den er von Breslau nach Hause schrieb, erklärte, an der Philosophie läge ihm mehr als an der Philologie.

Man wird diese Parallele vielleicht um so eher gelten lassen, da es auch bei Lessing die Philologie ist, die zunächst die Oberhand behalten hat.

„Ich wollte Medicinam studiren," sagt L. weiter in dem oben angeführten Briefe an die Mutter. „Wie übel Sie aber damit zufrieden waren, will ich nicht wiederholen. Blos Ihnen zu gefallen zu leben, erklärte ich mich noch

überdieſes, daß ich mich nicht wenig auf Schulſachen legen wollte, und daß es mir gleich ſein würde, ob ich einmal durch Dieſes oder Jenes fortkäme."

Damit mochten ſich die Aeltern denn allenfalls zufrieden geben. War doch eine ſolche Combination zu jener Zeit, da die Wiſſenſchaften noch weniger umfangreich waren, ſo unerhört gar nicht. Bald darauf ward Daniel Wilhelm Triller, ein Medicus in Weißenfels, der auch den Philologen machte und überdies als deutſcher Dichter aufgetreten war, in Wittenberg Profeſſor, und wenn dieſer durch die Medicin nur „fortgekommen" war, ſo wurde der Doctor der Medicin Reiske, zu dem Leſſing in ſpäteren Jahren in Verhältniß trat, ein berühmter Philolog und Rector der Nicolaiſchule in Leipzig. Und Leſſing that mit einem ſolchen Abkommen ſeinem Genius auch keine Gewalt an, denn er hatte ſich in die philologiſchen Studien ja ſchon auf der Schule ſo eingelebt, daß er ſie jedenfalls unter keiner Bedingung ganz wieder hätte bei Seite ſetzen können. Auch nehmen ſie gerade jetzt in Leipzig in der That neben der Beſchäftigung mit naturwiſſenſchaftlichen Dingen und einem andern Intereſſe, von welchem weiterhin die Rede ſein wird, ſeine Zeit vornehmlich in Anſpruch. Erneſtis Vorleſungen werden als die einzigen genannt, die er einigermaßen regelmäßig beſucht habe.

Leſſing hätte nicht das Talent, von dem wir ſo eben ſchon eine Aeußerung kennen gelernt haben, und viele andere künftig kennen lernen werden, beſitzen müſſen, das was ein Ort Eigenthümliches zu bieten habe, mit einem Blicke herauszufinden, und es ſich mit ruhiger Beiſeiteſetzung anderer Intereſſen, bis ſich für ihre Verfolgung etwa eine gleich günſtige Gelegenheit darböte, anzueignen, wenn er im Stande geweſen wäre, in Leipzig ſeine philologiſchen Studien ruhen zu laſſen. Wie Halle die Univerſität der Philoſophie, Göttingen die der Geſchichte und Staatswiſſenſchaft, Wittenberg die der Theologie, ſo iſt Leipzig immer die Univerſität der Philologie geweſen. Ja zu Wittenberg ſtand Leipzig durch dieſe vorwiegende Richtung ſogar in einem entſchiedenen Gegenſatze, der gelegentlich zu einer gegenſeitigen Mißachtung geführt haben mag, wie ſie nun einmal nicht ausbleiben zu können ſcheint, wenn ein Einzelner oder eine Geſammtheit ſich einer beſtimmten Eigenthümlichkeit bewußt wird. Die Reformation, deren Mutterſtadt Wittenberg war, begünſtigte die Philologie, weil ſie auf das Buch zurückführte, aber gerade in Wittenberg hatte ſich die proteſtantiſche Scholaſtik der dogmatiſchen Orthodoxie entwickelt, welche das Buch doch am Ende wieder vergaß und die Philologie als Nebenwerk betrachtete. Dagegen war in Leipzig die letztere Selbſtzweck geworden und hatte ſich von der Beziehung auf die Erklärung der bibliſchen Bücher freigemacht, und wäre ein Rückſchlag, der von hier auf die Theologie erfolgte — es wird ſogleich von ihm die Rede ſein, — nicht von einem ſo vorſichtigen Manne ausgegangen, hätte ſich nicht auch unterdeſſen der Geſichtspunkt erweitert, ſo hätte es ganz nahe gelegen, daß die beiden Univerſitäten im Vaterlande der Reformation einander eines Abfalls von dem Princip derſelben beſchuldigten. Es iſt oben aus individuellen Gründen abgeleitet, daß Leſſing in Leipzig nicht Theologie ſtudirte, doch wird der Verfolg zeigen, daß ihm dies, wo der Ort dazu war, doch näher lag, aber Philologie zu treiben, war Leipzig der rechte Ort ganz und gar.

Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde die Philologie in Leipzig durch zwei Männer vertreten, die, jeder in ſeiner Art, einen weit-

greifenden Einfluß ausübten. Die Standpunkte, welche sie in der Fortentwickelung der Wissenschaft einnahmen, allseitig und in aller Tiefe zu erörtern, ist nur in einer vollständigen Geschichte der Wissenschaft möglich; hier kann es nur die Aufgabe sein zu zeigen, was sie für Lessing gewesen, und was sie an sich gewesen, nur insofern, als dieser sich freilich gerade durch die objectivste Auffassung aller Bildungselemente, die ihm nahe getreten, zu dem auferbaut hat, was er gewesen ist.

Johann August Ernesti ist schon genannt. Er war seit 1742 außerordentlicher Professor an der Universität, und hatte bereits auch als solcher eine ausgebreitete Wirksamkeit. Welche Vorlesungen er damals gehalten, ist zwar nicht ausdrücklich verzeichnet, doch erhellt aus den Lebensbeschreibungen derer, die Magister geworden, wie sie sich in der oben angeführten Kriegelschen Zeitschrift im Auszuge finden, — Ernesti wird in ihnen öfter als irgend ein anderer Professor als der liebste Lehrer, und dem man am meisten verdanke, gepriesen —, daß er über den Callimachus und über die römischen Alterthümer gelesen.

Namentlich die letztere Vorlesung ist von Lessing, nach der Ueberlieferung, besucht worden. Man könnte dies, in Bezug auf die Richtung auf reale Philologie, im Gegensatz zum bloßen Buchstabenkram, die sich, wie oben erörtert worden, bei Lessing bemerken läßt, sehr bedeutungsvoll finden. Allerdings hat Lessing die wichtigsten Impulse nach dieser Seite hin in Leipzig empfangen, und daß ihn die Vorlesung gerade als ein Unterricht über den Inhalt eines Theils der alten Schriftsteller angezogen, ist gewiß nicht in Abrede zu stellen, auch hat Ernesti in dieser Beziehung in der Geschichte seiner Bildung jedenfalls eine wichtige Stelle eingenommen, aber so direct, wie es scheinen möchte, ist dies nicht zu verstehen.

Insofern es Lessingen lediglich auf einen Lehrer ankam, bei dem er in seiner jüngst errungenen Lossagung vom Buchstabenwesen geistloser Schulmeister eine Stütze fände, konnte ihm Ernesti vollkommen genügen. Ernesti gehörte nicht zu den Philologen, die nichts wissen als Griechisch und Latein. Schon im Jahre 1736 waren seine Initia doctrinae solidioris erschienen. Dieses Buch könnte als ein kurzer Inbegriff desjenigen bezeichnet werden, womit sich Lessing zu höherer Ausbildung des Geistes aus eigenem Antriebe schon auf dem Gymnasium beschäftigt hatte, wie es denn auch später, und zwar in Meißen ebensowohl wie an andern Orten, lange Zeit eine Grundlage für den Gymnasialunterricht gewesen ist. Es enthält, nach einer kurzen Einleitung über die allgemeinen Erkenntnißprincipien, zuerst eine Arithmetik, dann eine Geometrie und ein wenig Stereometrie, hierauf folgen initia philosophiae, deren erster Theil Metaphysik, Psychologie, Ontologie und natürliche Theologie enthält; der zweite die Dialektik; der dritte das Naturrecht und die Ethik; der vierte die Politik; der fünfte die Physik, und an diese Encyklopädie der Philosophie schließt sich endlich eine Rhetorik an. Ein solcher Mann mußte Lessingen von vornherein in einem ganz andern Lichte erscheinen, als ein Conrector Höre und Seinesgleichen, und daß es bei ihm auch an einer geistigeren Auffassung der Philologie selbst nicht fehlte, verstand sich von selbst. In der Rede, mit welcher er seine Professur antrat, hatte er die Grundanschauung, von welcher er ausging, ausgesprochen. Er erwähnt hier das Vorurtheil, welches man gegen die Philologie als eine

Kleinigkeitskrämerei hege, und giebt zu, daß sie bei Manchem nichts anderes sei; das sei aber eine ganz irrige Auffassung. Latius regnat humanitatis disciplina, multoque est, quam illi opinantur, et rerum magnitudine amplior et utilitate uberior. Nam ea veros illos et puros omnis sapientiae eloquentiae poeseos historiarumque fontes interpretando aperit, a corruptelarum sordibus iudicando purgat, ac denique omnium rerum pulcrarum gustum quendam et intelligentiam affert. Haec docet, quid ii, quos omnis aetas sapientissimos iudicavit, de rebus divinis et humanis praeceperint: haec res, pace belloque, a summis hominibus gestas, tradit, et suis quasque locis temporibusque assignat: haec eloquentiam rerum humanarum pulcerrimam amplectitur et rebus obscuris lucem dare incredibilibusque fidem facere, animis denique hominum dominari dicendo, docet; haec poetarum suavissimis cantibus et cum sensu audiendis aures animosque, et recte scienterque imitandis ingenia assuefacit. Hier waren also die philologischen Studien wiederum in einem liberalen Sinne, als Humanitätsstudien gefaßt. Und will man noch eine bestimmtere Anknüpfung an Lessings bereits gefaßte Vorliebe oder Abneigung, so nehme man an, was doch wahrscheinlich genug ist, daß ihm Ernestis 1738 geschriebene Prolusio in die Hände gefallen, qua demonstratur: maius utiliusque esse latinos autores intelligere, quam probabiliter latine scribere.

Nur eine Richtung auf Realphilologie, auf antiquarische Studien im engern Sinne des Wortes liegt hierin freilich nicht. Ernesti war, wie schon seine Initia lehren könnten, von der Wolffschen Philosophie ausgegangen; seine allererste Dissertation (1730) ist philosophischen Inhaltes und handelt de emendatione voluntatis per saltum. Auch wird er, wie ich an einem andern Orte gezeigt habe, von den Wolffianern zu den Ihrigen gerechnet, bis seine Abhandlung de necessitate revelationis divinae adversus eos, qui ejus cognitionem rationi humanae assertum eunt (1739) auf dieser Seite und namentlich bei Gottsched eine Verstimmung gegen ihn hervorrief. Aber völlig wie er selbst dies von dem zuletzt genannten erzählt, hatte er diese Philosophie nur von der Seite der klaren und deutlichen Darstellung her aufgefaßt, und wie Gottsched sie auf eine verständigere, mäßigere, klarere Behandlung der deutschen Sprache und Literatur übertrug, so verhalf sie Ernesti zu einer bessern philologischen Methode. Schon 1732 hatte er eine dissertatio philos. philol. geschrieben, qua philosophia perfectae grammaticae asseritur ad Quinctil. Instit. Orat. Lib. I. cap. 9. und so ist denn die Frucht, welche aus jenem allgemeineren Gesichtspunkte für ihn erwachsen, auf eine höhere formelle Ausbildung seiner Wissenschaft beschränkt geblieben.

Es bedarf keines Beweises, daß schon diese reine Verstandesmäßigkeit auf Lessing, bei welchem diese zwar nur ein einzelnes Moment ist, das auf einem viel tieferen Grunde beruht, der aber in dieser Zeit noch ganz ein Werdender war, einen wohlthätigen und erkräftigenden Einfluß geübt haben muß. Dazu hat sich auch Ernesti durch seine formelle Philologie ein Verdienst erworben, das ihm sowohl in der Geschichte der Wissenschaften eine abgesonderte Stelle sichert, als auch für Lessing insbesondere wichtig geworden ist. Er ist bekanntlich der Mann, von welchem, was die griechisch geschriebenen Theile der Bibel anbetrifft, der oben angedeutete Rückschlag von der mit wissenschaftlicher Besonnenheit betriebenen Philologie auf die Methode

der Theologie ausging. Kurz nachdem Lessing Leipzig verlassen hatte, 1749, trat er mit der ersten darauf bezüglichen Schrift, einem programma pro grammatica interpretatione librorum imprimis sanctorum auf. Hier trat ihm die Grammatik gänzlich an die Stelle der Philosophie und sogar in Gegensatz zu derselben; er schrieb 1750 de vanitate philosophantium in interpretatione N. T., aber wie schüchtern er auch auf diesem Wege, den wir hier nicht zu verfolgen haben, fortschreiten mochte, denn er räumte der analogia fidei noch ein, daß sie zwar die richtige Erklärung allein zu beweisen nicht fähig sei, wohl aber die falsche zurückzuweisen hinreiche, so mußte doch gerade die Gezwungenheit dieser Ausrede zum Weitergehen anregen. Es ist nicht ersichtlich, inwiefern Lessing, der für die Herausfindung und Aufdeckung einer jeden Halbheit, sie mochte sein welche sie wollte, einen ganz eigenen Sinn und ein ganz eigenes Geschick besaß, schon jetzt diese Auffassung an ihren Ort zu stellen gewußt habe; ich will nur daran erinnern, daß in späterer Zeit, als er den Laokoon längst und den Berengarius Turonensis kürzlich hatte drucken lassen, Ernesti, der als guter Lutheraner das zuletzt genannte Buch mit sehr günstigen Augen ansah, von ihm, in seinem Sinne nur allzu voreilig, ein bekräftigendes Beispiel hernahm, daß wer in den philologicis einen guten Grund gelegt, zu allen Dingen, das heißt auch in der Theologie, wohl zu brauchen sei.[1])

Allein was reale Philologie anbetrifft, so stand Ernesti dieser eher feindlich gegenüber. Zwar hat er, als mehrere Zweige derselben eine unerwartete Ausbildung gewonnen hatten, sich dem nicht entziehen können, sie gelegentlich zu berücksichtigen; er gab im Jahre 1768 seine archaeologia litteraria heraus, welche Vorlesungen enthält, die er schon seit einer Reihe von Jahren gehalten, aber die Vorlesungen, wie das Buch, haben offenbar nur die Absicht gehabt, den drohend anschwellenden Strom in seine Kanäle abzuleiten. Er erzählt in der Vorrede, einst habe eine Schule die Oberhand gehabt, in welcher man ohne rechte Kenntniß von den alten Schriftstellern und ohne in ihren Geist eingedrungen zu sein, bei ihrer Lesung lediglich auf politische Gesichtspunkte ausgegangen sei. Dem sei von J. F. Gronov und Graevius ein Ende gemacht worden, aber ein neues Babel sei bald an die Stelle getreten, ein Jagen nach der Kenntniß alter Sitten und Gebräuche, wobei an einen wahren geistigen Gewinn aus den Schriften der Alten eben so wenig zu denken gewesen sei. Dem sei er vereint mit Jo.

[1]) Ein begeisterter Schüler Ernestis, Carl Ludw. Bauer, Rector zu Hirschberg, faßt in seiner Schrift über der formulae ac disciplinae Ernestianae indoles et conditio vera (1782) die Verdienste desselben in folgende Worte zusammen, die wenigstens zeigen können, was Ernesti seinen Zeitgenossen war: Quis, ut, paucis complexus, veluti perorem, rite habere veteres docuit? Quis contemtum bonis literis inter Germanos abstersit? Quis liberaliorem rationem docendi omnia in scholas atque Academias introduxit? Quis nugarum, minutiarum, falsae interpretationis, etymologicae, argutantis, dogmaticae, emphaticae, commenta fugavit? Quis doctrinae formulam (fidei analogiam, quam vocant) ita uti monuit iure suo, in falsis interpretationibus repudiandis, ut tamen intra fines suos contineretur, nec veras constituere sola vellet? Quis Ebraismorum metu nos liberatos eorum usu instruxit? Quis LXX viralem notationem quasi portam aperuit recte interpretando Novo maxime Testamento? Barbariem denique, revocatam Germanis post Melanchthonem, expulit? Unum ubique omnes Ernestium nominant.

Math. Geßner in Leipzig entgegengetreten — und dem will auch diese archaeologia litteraria entgegentreten, denn ihre Tendenz ist, wie Ernesti selbst den Titel erklärt, die Sachkenntniß in Dingen des Alterthums darauf einzuschränken, daß man sich nur insofern auf sie einlasse, als sie zum Verständniß der Schriftsteller erforderlich, daß man sich mit dem begnüge, was für dasselbe unentbehrlich sei. Und in diesem Sinne werden denn auch jene von Lessing besuchten Vorlesungen über römische Alterthümer gemeint gewesen sein; sie haben ohne Zweifel zu der Lectüre des Cicero ungefähr in demselben Verhältniß gestanden, wie bei den Juristen gewöhnlichen Schlages die Kenntniß der römischen Geschichte zu dem Studium der Rechtsbücher.

Wenn man weiß, wie noch zu der Zeit, als Ernesti als Conrector und Geßner als Rector der Thomasschule in Leipzig zusammenwirkten, die antiquarischen Studien betrieben wurden, so kann man Ernesti diese Auffassung keineswegs verargen. Man lese nur in den Thesauren diese Abhandlungen über der Alten Schuh und Strümpfe, und Tag- und Nachtgeschirre, und wie ihnen die unerträglichen Menschen mit gespenstischer Beharrlichkeit all ihr Räuspern und Spucken einregistriren. Freilich ist für die Wissenschaft nichts zu klein, denn was einmal werth war zu sein, wird doch auch werth sein, gewußt zu werden, aber dann suche man das Kleine auch zu wissen, wie es wahrhaft ist, nämlich im Zusammenhange mit dem Bedeutenden und Großen, und wie es dasselbe vorbereitet oder sich ihm anreiht. So lange davon nicht die Rede sein konnte, hatte der Einwand gegen solche Beschäftigung, daß der Geist dabei leer ausgehe, was Ernesti seiner oben gegebenen Auffassung der Philologie zufolge offenbar im Grunde meinte, seine volle Berechtigung. Wenn Ernesti von solcher Alterthumskunde Lessing zurückzuhalten beigetragen hat, oder wenn er, da dieser die Beziehung der einzelnen Kenntnisse auf den Menschengeist überhaupt in noch viel höherem Sinne gefaßt hat, als Ernesti jemals gethan — wenn er dazu beigetragen hat, diesen Sinn in Lessing auszubilden, so ist schon darum sein Verdienst um ihn unberechenbar. Bei Ernesti bezog sich wie bei den älteren Philologen, die ihre Wissenschaft als Humanitätsstudium betrachteten, zuletzt Alles auf die Poesie, sie kennen und fühlen zu lehren, war ihr höchster Endzweck — und es ist höchst bezeichnend, wie Ernesti in der so eben angeführten Vorrede zur Archäologie seinen tiefen Schmerz darüber aussprechen muß, es habe sich gerade aus seiner Schule eine belletristische Richtung entwickelt, welche nur auf den Genuß der Dichter und die Zergliederung ihrer Annehmlichkeiten hinauswolle und das ernste Studium des Alterthums versäume. Diesen Irrweg hat Lessing vermieden, aber wenn er ein lebendiges und ächtes Gefühl der Schönheit der alten Dichter hat, wie vor ihm keiner, so wird er es zum Theil Ernestis Anregung verdanken.

Und doch hat Lessing — ich muß es wiederholen — gerade zu seinen antiquarischen Studien in Leipzig den Anstoß erhalten.

Es ward ihm hier nämlich ein Gebiet derselben bekannt, welches in der That würdige Gegenstände enthielt und eine geistige Befriedigung zu gewähren vermochte, welche derjenigen, die die Dichtkunst gewährt, vollkommen ebenbürtig an die Seite tritt.

Und zwar war es der zweite von jenen beiden Vertretern der Philologie, auf welche oben hingedeutet wurde: Johann Friedrich Christ, der seit

1739 die Stelle eines ordentlichen Professors der Poesie bekleidete, welcher ihm dasselbe aufschloß.

Ich habe Ernestis Stellung in der Wissenschaft einigermaßen genetisch zu entwickeln gesucht; mag es mir bei Christ erlaubt sein, zur Abwechselung von seinem Ende anzufangen.[1])

Die officielle Denkschrift, welche 1757 erschien, nachdem Christ als Rector der Universität am 3. Mai 1756 unmittelbar nach dem preußischen Einfalle, der den siebenjährigen Krieg begann, und zum Theil in Folge der Aufregung, in welche ihn derselbe, während er mit diesem Amte bekleidet war, nothwendig versetzen mußte, gestorben war, beginnt mit einem Preise der bildenden Kunst der Alten. Nur dürfe man sie nicht bloß unter dem Gesichtspunkte betrachten, daß ihre Beschauung uns Vergnügen gewähre. Illi ipsi, heißt es dann weiter, qui omnem antiquitatis scientiam ad veterum scriptorum divinorum humanorumque intelligentiam et historiam antiquam referunt, etsi honorificentius et verius iudicant — est enim ea res permagna — tamen longe angustius utilitatem eius circumscribunt, quam res et usus patiuntur. Itaque recte iudicat intelligentissimus ille et elegantissimus operum antiquorum spectator et interpres Caylus Comes, non optime fecisse antiquorum monumentorum interpretes, cum aut nihil aliud aut maxime id egerint, ut per reliquias antiquitatis graecae atque latinae lucis aliquid scriptoribus historiaeque adferrent: sapienterque ipse in operibus antiquis, quae mirifica artis elegantia expressit, hoc maxime et videndum praecipit et ipse videt, ut artium elegantium incrementa et perfectio artificumque ingenia cognoscantur, eaque intelligentia ad imitationem artificum h. e. ad usum perfectionemque artium conferatur. Dazu, sagt die Denkschrift weiter, gehöre nun viel Uebung des Auges, große antiquarische Gelehrsamkeit, einige technische Fertigkeit, wenigstens im Zeichnen, endlich eine unermüdliche Beharrlichkeit im Beschauen und Wiederbeschauen der Kunstwerke. In quibus rebus quanta difficultas, quam paucis superanda ostendatur, quis non sua sponte intelligit? Einen solchen nun, der diese Schwierigkeiten überwunden, habe man soeben an Christ verloren, dieser habe alles Erforderliche bei sich vereinigt: die größte Kenntniß der alten Schriftsteller, in denen etwas über die Kunst vorkomme, namentlich des Plinius, die rechte Belesenheit in den Dichtern, eine große Kupferstich- und selbst eine kleine Kunstsammlung; endlich habe Christ auch selbst gezeichnet und in Kupfer gestochen, und auf seinen Reisen durch Deutschland und einen Theil von Italien sich eine so reiche Kunstkenntniß erworben, daß er ein eigenes Buch über die Monogramme der Maler habe schreiben können, das neuerlich zu Paris ins Französische übersetzt worden.[2])

[1]) Vgl. E. Dörffel, J. F. Christ, sein Leben und seine Schriften. Ein Beitrag zur Gelehrtengeschichte des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1878. — [2]) Und von wem rührt diese Denkschrift her? — Von Niemand* anders als von Ernesti, wie allbekannt, denn sie ist in seine Opuscula aufgenommen. — Woher nun aber der Widerspruch dieser Aeußerungen mit den Grundgedanken der Archaeologia litteraria? denn in der That ist dieser so schneidend wie möglich; die Aeußerungen in diesem Buche, daß die Kenntniß der Alterthümer nur in Beziehung auf die Schriftwerke anzustreben sei, bezieht sich, was ich in dem obigen Zusammenhange nicht ohne mir selbst vorzugreifen, anführen konnte, wirklich geradezu auf die Kunstarchäologie. Er hatte, sagt er in der angeführten Vorrede, die Archaeologia eine litterariam genannt, ut

Wirklich erkennt noch die Nachwelt Christ als denjenigen an, welcher die Wissenschaft, welche die Kunst rein als solche betrachtet, zuerst begründet und

non artificibus, pictoribus, caelatoribus, architectis, sed studiosis liberalis doctrinae destinatam eorumque studiis et rationibus accommodatam esse appareat. Itaque raro et parce attigi rationem eam, quae artifici coniunctior est, et tum demum, cum necessitas aliqua extabat, admonens etiam subinde, ubi desinendum esset archaeologiae litteratae ne fines artificum temere ingrederetur, quod raro audebit sine periculo, ne ab iis irrideatur. Atque utinam his commemorandis, et multo magis tota re ita in scholis tractanda, possim efficere, ut ne qui vel antiquitatis huius studii vel elegantiae nomine capti, declinent ab illa litterata ratione ad alteram, quae magis est artificis quam hominis docti, quo visa est ab aliquo tempore res vergere, cum nonnulli eruditionem professi, nimis multa de artificiis ipsis dicere et pulcritudine operum, pauca ad usum litterarum et doctrinae, tamquam magisterium artium ipsarum profiterentur. — Ich glaube, die Sache wird sich so verhalten. Einerseits mag Ernesti in der Denkschrift nicht ganz seine Meinung ausgesprochen haben, denn hier mußte hergebrachter Weise, was dem Verstorbenen, und vollends dem im Purpur Dahingeschiedenen, eigenthümlich war, als lobenswerth dargestellt werden — und andrerseits mag er auch gegen die Christlichen Anfänge der Kunstarchäologie wirklich noch nicht eine so bestimmte Stellung eingenommen haben, wie sie ihm Winckelmannen einerseits und Klotzen andrerseits gegenüber nothwendig scheinen mochte. — Aber es ist hier noch etwas Anderes zu bemerken. Die beiden Bücher, Christs Vorlesungen, wie sie uns nun unter dem Titel von Abhandlungen vorliegen, und Ernestis Archaeologia litteraria ähneln einander in der Anlage ganz ungemein. Ich stelle die Titel der Abschnitte einander gegenüber:

Christs Vorlesungen.

I. Von der Literatur Beschaffenheit, Zugehör und Inbegriff überhaupt.
II. Von der Eintheilung, Benennung und allgemeinen Begriffen der Sachen, womit die Literatur sich beschäftiget.
III. Von Aufschriften, Architectur und Marmor der Alten.
IV. Von alten Münzen und besonders den römischen.
V. Von den Statuen oder den in die Runde gearbeiteten Bildern.
VI. Von dem erhabenen Bildwerke der Alten.
VII. Von den Gemmen.
VIII. Von der Mahlerei der Alten.
IX. Von den Gefäßen und Geräthen der Alten.
X. Von der Diplomatik, oder von dem Gebrauch und der Beurtheilung der Briefschaften aus den mittleren Zeiten.
XI. Von den alten Handschriften.
XII. Von gedruckten Büchern.

Ernestis Vorlesungen.

Prolegomena.

Pars I. De Stoffe.

I. De scriptura antiqua.
II. De marmoribus.
III. De Gemmis et aliis lapidibus.
IV. De Metallis.
V. De varia materia operum antiquorum.

Pars II. De Verarbeitungsweisen.

I. De libris scriptis.
II. De Titulis, tabulis legum, Decretorum et similibus, vulgo Inscriptionibus.
III. De Diplomatibus.
IV. De re numaria.
V. De Toreutice.
VI. De Plastice.
VII. De Pictura.
VIII. De architectura.

Wenn also Riedel in der Erfurter gel. Zeitung 1769, St. V, 35 über Christs Collegium über die Literatur sagt, „Christ hat es Mode gemacht, Vorlesungen von dieser Art zu halten, und seine nachgeschriebenen Hefte sind noch immer eine gesegnete Quelle, aus welcher viel grundgelehrte und berühmte Männer ihre Bächlein ableiten," so könnte diese Stelle, welche Lessing in einem Artikel in seinen Kollectaneen (M. XI, 1, 345 f. H. XIX, 301) auf Klotz anwenden will, mit dem aber Riedel gut Freund war, ursprünglich wohl auf Ernesti gezielt haben. Wie kommt nun das? Christ starb, wie oben gesagt, 1756, zu Anfang des siebenjährigen Krieges. Und Ernesti erzählt in der oft angeführten Vorrede, er habe jene Vorlesungen über Archaeologia litteraria zuerst auf Veranlassung

die Archäologie von dem alten Antiquitätenstudium zu sondern angefangen habe. Winckelmann soll von ihm gelernt haben, und wie Klotz ganz und gar auf seinen Schultern stand, ja seine Weisheit großentheils aus seinen Heften schöpfte, welche später unter dem Titel Johann Friedrich Christs u. s. w. Abhandlungen über die Literatur und Kunstwerke vornehmlich des Alterthums, durchgesehen und mit Bemerkungen begleitet von Johann Karl Zeune 1776, gedruckt worden sind, ist bekannt.

Von diesem Manne wurde auch Lessing angeregt. Daß Christ jene Vorlesungen schon 1746—1748 gehalten — sie würden unter diejenigen gehören, welche, als feste Collegia, in dem obigen Verzeichniß nicht namentlich angeführt werden —,[1]) wird man wahrscheinlich finden, wenn man bedenkt, wie große Wirkung er mit ihnen ausgeübt, und daß er schon 1756 gestorben und seit 1752 sehr kränklich gewesen; in den oben angeführten Magisterverzeichnissen werden Vorlesungen über lateinische Alterthümer von ihm erwähnt. Auch war er bereits mehrfältig im Gebiete der Kunstarchäologie als Schriftsteller aufgetreten. Es werden Disputationen de murrinis und de poculis veterum von ihm angeführt, und im Museum Richterianum 1743 findet sich eine bei Adelung fehlende Abhandlung „musei Richteriani dactyliotheca", in denen er zu erörtern übernimmt, Gemmarum quidem qui sint colores, quae nomina, mox manus, veteres sint et an recentes? doctae an indoctae? dehinc argumenta verane an falsa an nulla? Ueber die Zeichen, an denen man das Alter solcher Werke erkennen könne, ist eine eigene Abhandlung beigefügt; die Beschreibung der Steine, die zum Theil abgebildet sind, ist zugleich lateinisch und deutsch; das letztere bittet Christ in re nova, in argumento insueto, mit nachsichtigem Auge anzusehen. Also in jeder Beziehung ein Ei der Leda, außer etwa in Betreff der brüderlichen Einigkeit der Beiden, welche ihm entsprossen. Und wenn etwa Lessing diese Schrift nicht gekannt haben sollte, denn er führt sie allerdings in den antiquarischen Briefen nirgend an, sondern nur erst (VIII, 68. M. 65. H. XIII, 2, 75) die Abhandlung in dem 1753 erschienenen Ersten Bande der Commentarii Lips. litterarii, so

der Stiftung der Maleracademie — der Leipziger ohne Zweifel, — des letzten Werkes des Kurfürsten Christian Friedrich gehalten. Diese aber ward gleich nach dem Ende des siebenjährigen Krieges gegründet. Da nun dieser in dem Gange der wissenschaftlichen Anstalten in Sachsen eine große Störung und fast eine Unterbrechung hatte eintreten machen, so ists so gut, als hätten sich Ernestis Vorlesungen denen des verstorbenen Christ unmittelbar angeschlossen. Und das ist die Auflösung des Räthsels. Man fühlte eine Lücke — Ernesti als Philologus par eminence unternahm, sie auszufüllen, und da ließ er sich denn natürlich die Gelegenheit nicht entgehen, die Sache in seinem Sinne zu nehmen, und dem archäologischen Studium als Selbstzweck betrachtet, indem er es zu befördern schien, vielmehr einen recht bösen Streich zu spielen. Er war solcher Verfahrungsweise wohl fähig, man kennt seinen Charakter. Giebt er doch auch zu verstehen, dieses Fach sei eben ein solches, das man ganz gut nebenbei bestreiten könne. Id mihi erat expeditius, sagt er, quod ante hos quatuor et viginti annos, Plinii Historiam naturae uno tenore legens, tum alia ad antiquitatis cognitionem, tum maxime ad totum hoc genus pertinentia, notaram, eaque subinde cognoscendis operibus antiquariis tum superioribus, tum post illud tempus editis, auxeram, unde sumere, quae consilio prodessent, haud difficile erat. Ihm war das Alles ganz von selbst geläufig; er brauchte es nur zusammenzustellen! — nur daß er doch auch gelegentlich Winckelmann anführt.

[1]) Ich denke mir, sie sind unter der res litteraria inbegriffen. Vergl. Dörffel a. a. O. S. 27. (B.)

sagt er doch (VIII, 84. M. 79. H. XIII, 2, 95), wo er von den Gemmen spricht: „Ich habe Christen gekannt und Christen gehört, und ihn über diese Sachen selbst gehört."

Erst nach beinahe zwei Jahrzehnten betheiligte sich Lessing im Laokoon an der selbständigen Fortbildung dieser Studien. Es wird an seinem Orte zu ermitteln sein, warum das nicht eher geschehen, und was ihn endlich dazu veranlaßt. Daß er aber während seiner Universitätsjahre in Leipzig Christs Thätigkeit in ihrem ganzen Umfange kennen gelernt, ja daß er ihm vielleicht gar persönlich nahe getreten, wird, wenn dies eines äußern Beweismittels bedarf, durch einen Umstand wahrscheinlich gemacht, dessen Erwähnung sich dem Zusammenhange des folgenden Kapitels anreihen wird. Und wäre auch ein solcher Umstand nicht nachzuweisen — Lessing muß sich, zumal wenn dieser Umstand die äußere Veranlassung wurde, schon jetzt von Christs gelehrter Thätigkeit angezogen gefühlt haben, so zahlreich sind die Punkte, an denen er namentlich in der nächsten Folgezeit mit ihm zusammentrifft, so groß ist selbst die Geistesverwandtschaft, in welcher er zu ihm steht.

Ich müßte viel spätern Abschnitten vorgreifen, wenn ich die einzelnen Anknüpfungspunkte namhaft machen wollte; ich begnüge mich daher, darauf hinzuweisen, daß Christ, nach der mehrfach angeführten Quelle, über Plautus und Horaz gelesen hat, die zu den ersten Gegenständen von Lessings wissenschaftlicher Schriftstellerei gehören; was aber die Geistesverwandtschaft anbetrifft, glaube ich behaupten zu dürfen, daß, wenn es darauf ankäme, anzugeben, wer Lessings Lehrer im inhaltvollsten Sinne des Wortes gewesen, oder, da Lessing freilich nur auf sich selber ruht, wer etwa die gleichgestimmte Saite gewesen, durch deren Vorklingen sein Geist seinen eigenthümlichen Ton gefunden, möchte dieser auch später in Accorde abgeklungen sein, die an jener nicht angeschlagen waren, an Niemand als an Johann Friedrich Christ gedacht werden könne.

Christ war nicht bloß Philolog, selbst nicht in der Bedeutung wie Ernesti, welcher die Dinge, die in seinen Initiis doctrinae solidioris vorkommen, doch nur im Sinne einer formellen Schulbildung betrachtete, vielmehr verfolgte er die mannichfaltigsten Interessen auf selbstthätige Weise; seine Schriften haben den buntesten Inhalt; die Sammlung von Abhandlungen, welche er mit Hinweisung auf den Gellius 1728 unter dem Titel noctes academicae herausgab, enthält in einem Hefte eine Untersuchung de ritu vindiciarum apud antiquissimos Romanorum. Verbesserung und Erläuterung eines Kapitels im Gellius, Verbesserung der Annales Francorum Pithoei aus einer Handschrift, eine Untersuchung über das Halsband, mit welchem der Erzbischof Hatto Heinrich dem Vogler nachgestellt, eine andere über die Bildnisse des Macchiavell mit Radirungen von Christs eigener Hand, und noch mehreres Andre. Man könnte ihn also eher zu den Polyhistoren rechnen, deren es in seiner Zeit so viele gab. Aber auch von diesen unterscheidet er sich wesentlich; die Aufspeicherung mannichfaltiger Kenntniß ist nicht sein letztes Augenmerk, die Masse des Wissens wird bei ihm zwar nicht, wie bei Leibniz, von einem höhern wissenschaftlichen Princip, aber doch von einer geistigeren Auffassung beherrscht.

Christ war ein Mann von freier und feiner Bildung. Schon in seiner Vaterstadt Coburg, wo er 1701 geboren war, hatte er Gelegenheit gehabt,

sich für die Welt auszubilden, denn sein Vater, welcher Director der Schule war, stand, wie dies in dem kleinen Staate natürlich war, mit dem Hofe in Verbindung und scheint eine Art Mittelpunkt der guten Gesellschaft gebildet zu haben. Später trat Christ zu zwei vornehmen Familien in Beziehung, welche in der Geschichte der deutschen Literatur bedeutend geworden sind; er führte die Söhne des damaligen meiningischen Premierministers v. Wolzogen nach Halle, und mit dem Grafen Rudolph v. Bünau, einem Bruder des bekannten Reichshistorikers, bei welchem Winckelmann zuerst eine seiner würdigere Stellung fand, machte er die oben erwähnten Reisen. Auch ist er mit der zuletzt genannten Familie immer in vertrauter Verbindung geblieben, eins seiner Hauptwerke ist dem Heinrich v. Bünau geweiht, und ein andres dient zur Verherrlichung eines Bünauschen Landgutes. Und damit man nicht zweifeln könne, daß Christ die Bildung, welche diese Verhältnisse theils voraussetzen, theils herbeiführen mußten, von Anfang an in höherem Sinne aufgefaßt habe, trifft es sich, daß er in einer seiner Schriften, welche an eine Abhandlung des Chr. Thomasius anknüpft, ganz ausdrücklich erklärt, dieser Mann, den Luden einen Vorgänger Lessings nennt, und der überhaupt in der Geschichte des deutschen Geistes Epoche macht, habe ihn seit seinen Knabenjahren ungemein angezogen, und um seinetwillen sei es ihm besonders erwünscht gewesen, nach Halle zu kommen.

In Folge dieser Geistesrichtung findet sich unter den mannichfaltigen Gebieten, auf denen Christ heimisch ist, eins, das dem bloßen Philologen sowohl als dem eigentlichen Polyhistor fremd gewesen wäre, und sein Interesse für die übrigen bekommt eine Wendung, die eben auch nicht im Bücherstaube wurzelte.

Christ schätzte die antike Kunst als solche, ohne unmittelbare Beziehung auf die Schriftdenkmäler des Alterthums — dies ist schon oben angeführt worden. Aber dieser Kunstsinn beurkundete sich bei ihm auch dadurch als einen ächten, daß er sich nicht bloß auf die antike Kunst richtete. Christ war vielleicht noch mehr Kenner der neuen Malerei als der antiken Sculptur, wie er denn auch in jener ungleich mehr eigene Anschauung besitzen mußte, da er in Holland, Frankreich und Venedig, in Rom aber nicht gewesen war. Seine Schrift über die Monogramme der Maler und Kupferstecher ist schon genannt worden; sie beruht ganz auf eigner Anschauung und legt von einem ausgebreiteten Studium Zeugniß ab; ihre Brauchbarkeit erhellt daraus, daß sie 1750 ins Französische übersetzt wurde. Auch in der Abhandlung über die geschnittenen Steine des Museum Richterianum, die oben erwähnt worden, geht Christ auf die moderne Kunst ein; er bespricht hier die Aechtheit einiger Bilder italienischer und niederländischer Schule, welche jener Nachlaß enthalten sollte.

Mit dieser Empfänglichkeit für den Werth moderner Geisteserzeugnisse verband sich bei Christ bei dem Studium des Alterthums selbst eine Bezugnahme auf das Geistesleben und die geistigen Bedürfnisse der Neuzeit, wie sie, in freierer Weise und in höherem Sinne ausgeübt, einen der Grundzüge von Lessings Thätigkeit ausmacht.

Hierher gehört besonders seine Schrift über den Machiavell, die auch insofern merkwürdig ist, als sie zeigt, wie sich bei ihm gerade in jenen vornehmen Kreisen ein merkwürdig unbefangener politischer Standpunkt ausge-

bildet hatte. Macchiavell wird nämlich in dem Buche, welches dem Grafen Heinrich von Bünau gewidmet ist, vertheidigt. Zwei Secten von Politikern gebe es, sagt Christ, die Monarchomachae und die Monarcholatrae. Man habe Macchiavelli den letzteren beigezählt, er gehöre aber vielmehr zu den ersteren. Der principe habe lediglich die Absicht gehabt, die Mediceer verhaßt zu machen; seine Berechnung sei gewesen, daß sie entweder dem Rathe, ganz Italien zu unterjochen, folgten, und dann durch Mißlingen des Versuchs gestraft würden, oder daß das Volk wenigstens glaubte, in dem Buche seien die Pläne des Hauses aufgedeckt, und dieses also um so verhaßter würde. Freilich hatte schon Caspar Schoppe hierauf hingedeutet, aber in einer Schrift, welche nicht einmal den Namen des Macchiavell nennt; Christ sucht diese Auffassung zu beweisen, indem er mittels der übrigen Schriften des Florentiners, welche als die wahre Quelle für die Kenntniß seiner Ueberzeugungen zu betrachten seien, die durchaus republikanische Färbung derselben darlegt. Zwar will er es nicht gelten lassen, daß auch er so denke; es sollen nur Macchiavells Ansichten ganz objectiv dargestellt sein, und namentlich wird das deutsche Reich wegen seiner Verfassung gerühmt, aber das geschieht nur anstandshalber. Christ spricht seine wahre Gesinnung ganz deutlich aus, indem er,[1]) wo es gilt, den Macchiavell gegen Conring zu vertheidigen, welcher gemeint hatte, die Politik des Aristoteles mache die Bücher des Macchiavell überflüssig, darauf hinweist, daß jener sich allzu sehr der Alleinherrschaft zuneige; die politische Weisheit, der die Freistaaten bedürften, ließe sich am besten aus der römischen Geschichte erkennen, welche Macchiavell in diesem Sinne behandelt habe.

Noch auffallender tritt die lebendige Beziehung der Gelehrsamkeit auf die Neuzeit, ja auf die Gegenwart bei Christ nach einer andern Seite hin hervor, wo man es am wenigsten erwarten möchte.

Christ hatte in seiner Jugend viele deutsche Gedichte und selbst Komödien gemacht, welche ungedruckt geblieben sind. Später verachtete er die deutsche Poesie und wandte sich gänzlich der lateinischen zu. In dieser nimmt er eine bedeutende Stelle ein; man hat von ihm außer den Gedichten auf die Magisterpromotionen, die er als Professor der Poesie anfertigen mußte, Suselitium, ein längeres elegisches Gedicht auf das Bünausche Landgut Seuselitz, variorum carminum silva, Aesopische Fabeln und Anderes. Aber diese Abwendung von der deutschen Poesie trägt einen so eigenthümlichen Charakter, daß Christs Schriften, weit davon entfernt, den damaligen Aufschwung der deutschen Literatur zu hemmen, ihn vielmehr wesentlich befördert haben müssen.

Er verachtete nämlich nicht, wie andere Latinisten, die deutsche Sprache und Dichtung an sich, sondern nur ihren damaligen Zustand, ohne in Abrede zu stellen, daß wohl noch einmal etwas aus ihr werden könnte; ja er machte Vorschläge, um ihren Zustand zu verbessern — nur einstweilen, sagte er, sei sie so beschaffen, daß man lieber lateinisch dichten möge.

Sowohl die Vorrede zum Suselitium, als auch die zu der Silva — sie sind in die Sammlung von allerlei Aufsätzen aufgenommen, welche Christ 1746 unter dem Titel Villaticum drucken ließ; man findet hier jenes Gedicht Su-

[1]) J. Fr. Christii de N. Macchiavello libri III. 1731. 4. p. 82.

selitium noch einmal, daneben unter dem Titel von Excursen, in wunderlicher Mischung, Abhandlungen über die Geschichte dieses Ortes und des Bünauschen Geschlechtes, Emendationen zum Statius, Horaz u. s. w. — behandeln nebst noch einem Aufsatze diese Frage. Christ nimmt hier besonders Anstoß daran, daß das Deutsche keine eigentliche Zeitmessung habe, oder daß dieselbe vielmehr nicht beobachtet werde, dann polemisirt er gegen diejenigen, welche aus mißverstandenem Eifer die Sache anders darstellten, besonders in dem dritten Aufsatz gegen eine Recension der Vorrede zu der Silva, bei welcher ich, obgleich ich sie nicht habe auffinden können, an Gottsched denken möchte, zuletzt stellt er die Regeln einer wahren Zeitmessung im Deutschen auf. Diese Aufsätze enthalten so viele richtige und schlagende Bemerkungen, daß sie ein Geschichtsschreiber der deutschen Sprache und Grammatik nicht wird übersehen dürfen. Aber was sowohl diesen Erörterungen als auch Christs Abneigung gegen die damalige deutsche Dichtung eine eigenthümliche Bedeutung giebt, ist, daß er eine aufrichtige Liebe zur ältern deutschen Sprache hegt und in dieser allein das wahre Deutsch erkennt, das theils an sich der damaligen Wässerigkeit vorzuziehen sei, theils die Keime zu etwas Besserem enthalte. Er sagt in seiner prolusione de Phaedro, von der noch die Rede sein wird, bei Gelegenheit des Steinhöwel, nachdem er eine Stelle angeführt: Praevideo fore aliquos, qui sermonis, non vere Theotisci litterata cura intellegendi, sed praesentis et qualiscunque studiosi, iudicium hic requirant nostrum, iudicantium haec tersa ac munda facetaque esse, quae ipsis casca incultaque et rustica videantur; sua contra, quae nos inscita et semibarbara esse aimus, longe meliora (sic). Sed ut aegre non fero, amare eos, et in re studium collocare, quam non assequuntur aut natione aut institutione prava alieni ab his litteris intelligendis: itu suadeo, ne sibi vanam studiorum fiduciam aut iudicii ferendi facultatem sumant, super ea litteraturae parte, quae sine naturae quadam bonitate, et institutione praeclara, dein usu multo ac lectione, litterisque raris ac diversis, nunquam cognoscitur. Sciant, haec Theotisca vetusta non multa quae ego munda esse aio exempla et velut canones veros fuisse, ex quibus Lutherus, qui ipsis quoque iam cascus per imperitiam opicusque videtur, scitissimam elegantemque orationis suae formam extunderet. Nam hodie quoque nullum esse sermonis nostri habitum bonum, nisi ut ait Opitius, Lutheranum. In diesem Sinne beklagt er es denn auch im Villaticum (S. 127), daß man die Lutherischen Kirchenlieder jetzt mit allerlei Verneuerungen singe; er habe sich sein Exemplar ganz nach den alten Drucken durchcorrigirt, auch sucht er seine Lehre von der Zeitmessung der deutschen Sprache ganz wie Klopstock in den grammatischen Gesprächen durch den Otfried und mittelhochdeutsche Gedichte zu belegen. Und wie er sich diesen Dingen mit offenem Sinne hingegeben, beweisen einige der poetischen Uebersetzungen kurzer Abschnitte römischer Dichter, die er gelegentlich beispielshalber einschaltet; sie haben eine gesunde Kernhaftigkeit, mit welcher sie damals, wenn sie umfangreicher gewesen wären, eine große Wirkung hätten ausüben können.[1]) Und so ist er auch im Uebrigen den damaligen Richtungen in der

[1]) Eine Probe: Absentem qui rodit amicum u. s. w.
Wer hinterm Rücken seiner Freunde Ruhm benagt:
Nichts, sie zu retten, gegen andre Tadler sagt:

deutschen Literatur nach mehreren Seiten hin verwandt; in seinen äsopischen Fabeln, die 1748 erschienen, als Gellert schon aufgetreten war, nimmt er auf die Manier des Lafontaine Rücksicht, und die anakreontische Dichtung jener Jahre dürfte ursprünglich von ihm angeregt sein, denn das Vorwort zu einem Aufsatze in den Noctes academicae 1729: Veneres anocreonticae carmine latino elegiaco expressae, in welchem er einige Anakreontica in lateinische Distichen übersetzt, und allerlei lateinische und französische Uebertragungen derselben vergleicht, schließt mit den Worten: si quid haec te iuvare possunt, lector, videbis fortasse, alio tempore, cum ludere vacat, Anacreontem Germanicis versibus iocantem, quibus et memet et Fossaeum, si futurum est, superare annitar. Wenigstens, daß Gottsched, von dem bekanntlich die ersten und dazu recht glücklichen Uebertragungen der Anakreontica in reimlose Verse herrühren, durch diese Aeußerung zu einem solchen Versuche veranlaßt sei, wird kaum zu bezweifeln sein.

Es wird kaum nöthig sein, daß ich auf die Analogie, welche zwischen diesem Auftreten Christs und Lessings Verfahrungsweise obwaltet, ausdrücklich hinweise. Die Anknüpfung der eigenen Production an die Behandlung desselben Gegenstandes durch Andere, die in dem zuletzt angeführten Aufsatze zu bemerken ist, selbst die Hindeutung auf „das nächste Mal" ist ganz in Lessings Manier. Und wenn Christ lieber lateinisch dichtet, weil man nun doch einmal jetzt nicht wahrhaft und ächt deutsch dichten könne, liegt dem nicht dieselbe Abweisung aller Halbheit, ja dieselbe Gedankenwendung zu Grunde, wie wenn Lessing denen, die einmal nicht ganz Philosophen sein wollten oder könnten, gerathen hat, lieber ganz Theologen zu sein? Dazu nehme man das auf der gründlichsten Sachkenntniß beruhende kecke Auftreten gegen verjährte Irrthümer, das aber nicht umreißt, sondern aufbaut, die Neigung „Rettungen" zu schreiben, die sich im Machiavell kundgiebt. Und endlich noch eins. Lessing spricht selbst von Christs kühnen und oft seltsamen Einfällen, die er aber wenigstens mit einer sehr ausgesuchten Belesenheit zu belegen gewußt (X. 369. M. 365. H. XI. 2, 991.). Ists nicht, als wollte er damit sich selbst schildern, oder findet nicht zwischen dem Chabrias und dem ἀντίπυγος congressus der Aphrodite kallipygos[1]), zwischen der Ansicht, in dem Verse parturiunt Montes sei das letztere Wort der Accusativ[2]), und Christs Berufung auf den Otfried und Wolfram zu Gunsten der reinen Jamben eine innere Verwandtschaft statt?

Nun wird man mir vielleicht erwidern, die innere Verwandtschaft könne zugegeben werden, wodurch aber sei man zu der Ansicht berechtigt, daß sie nicht eine bloß zufällige sei, daß Lessing wirklich eine bedeutende Einwirkung von Christ erfahren habe. Denn daß Lessing in Leipzig studirt und eine Vorlesung bei Christ gehört, daraus folge doch nicht, daß er seine Bücher schon damals gelesen und so gelesen habe, wie hier vorausgesetzt werden

Hält sich's für Ehre, wenn er andre lachen macht:
Giebt auf die Reden, um darob zu spotten, acht:
Kann falsche Dinge dichten, aber schweigen nicht:
Den meide, Bruder, denn er ist ein Böswicht.

[1]) Noctes Academicae Obs. VIII. De Veneris leucopygae statua illustrandae Ciceronis ad Paetum de verbis praetextatis epistolae. — [2]) Kollectaneen s. v. Horaz XI, 314. M. I, 426. H. XIX, 392.

müßte. Nun, daß er dieselben wenigstens sehr bald darauf schon gelesen hatte, wird seiner Zeit erwiesen werden. Aber es läßt sich noch ein ganz anderer Schlag führen: Lessing ist gerade von dem Theile von Christs wissenschaftlicher Thätigkeit, an den er später am entschiedensten anknüpft, und in welchem überdies Christs geistige Verwandtschaft mit ihm am deutlichsten hervortritt, Zeuge gewesen, er hat sie wohl beinahe selbstthätig mit durchlebt.

Es herrschte damals in Leipzig noch die Sitte, daß die Professoren, mit Hinzuziehung eines ausgezeichneten Studenten, um sich zu zeigen und auch wohl um diesen in die wissenschaftliche Welt einzuführen, dann und wann eine öffentliche Disputation hielten, in der sie irgend eine eigenthümliche Ansicht gegen Jedermann zu vertheidigen sich anheischig machten. Natürlich konnte die Veranlassung dazu auch gelegentlich von einem Studenten ausgehen, der ihnen befreundet war und sich auszuzeichnen wünschte. So war denn auch eines Tages Johann Friedrich Fischer, der spätere Rector der Thomasschule in Leipzig, ein Landsmann Christs und ihm nahe verbunden, denn dieser hatte ihn selbst eine Zeit lang bei sich wohnen lassen,[1]) mit einem solchen Anliegen zu Christ gekommen, und dieser hatte ihm vorgeschlagen, sie wollten, da man doch bei solcher Gelegenheit mit einer Wahrheit, wie: Wenns regnet, wirds naß, nicht auftreten könne, zusammen die Frage aufstellen, ob Phädrus ein antiker Dichter oder seine Fabeln ein modernes Machwerk seien.[2]) So entstand Christs den Kennern der philologischen Literatur wohlbekannte prolusio de Phaedro, die 1746 in 4^0 erschienen ist; sie ist Fischers Vater gewidmet. Die Disputation fand am 22. April dieses Jahres statt, zu welcher Zeit zwar Lessing noch nicht in Leipzig war; da aber jener Fischer, wie wir weiterhin aus seinem eigenen Munde hören werden, in Leipzig einer seiner genauesten Bekannten gewesen ist, so wird er der Sache schon kundig geworden sein.

Christ behauptet in dieser Schrift, die sogenannten Fabeln des Phädrus seien ein Werk des Nic. Perottus, des Freundes des Cardinal Bessarion, und eine bloße Versificirung der unter dem Namen des Romulus bekannten prosaischen Fabeln; die Beweise dafür fand er vorzüglich in der schlechten Latinität, um deren willen schon andere das Alter derselben angezweifelt, und in einer Aeußerung des Nic. Perottus selbst, der sich selbst in seinem Cornu copiae, eine der Fabeln, welche wir in dem sogenannten Phädrus lesen, beizulegen scheint.[3]) Nur wenn er mit eigenen Augen sähe, daß die Handschriften, aus denen man die Fabeln herausgegeben, älter seien als die Zeit des Perottus, könne er von dieser Ansicht abgehen.

Als hiergegen Joh. Nic. Funck, Professor in Rinteln, eine apologia pro Phaedro eiusque fabulis 1747 geschrieben, antwortete Christ in der Schrift: de moribus simul de Phaedro eiusque fabulis ad eruditos quosdam uberior expositio 1747. Hier tritt uns der Mann in seiner ganzen Eigenthümlichkeit entgegen. Die Ansicht über den Phädrus war von ihm in der ersten Schrift mit großer Liberalität vorgetragen, aber da es nun gilt, sie gegen einen ungehörigen Angriff zu vertheidigen, macht er mit offener und herzgewinnender

[1]) Kuinoel narratio de J. F. Fischero p. VIII. — [2]) Christ de moribus et Phaedro p. 2. — [3]) Eiusd. prolusio de Phaedro eiusque fabul. p. 39.

Ueberzeugungstreue von seiner Ueberlegenheit Gebrauch. Er habe neulich, sagt er, der wissenschaftlichen Welt eine Geschichte vom Phädrus, der kein Phädrus sei, erzählt. Da sei nun einer gekommen und habe ein ganz unsinniges Epimythion dazu geschmiert. Nun müsse er noch eine andere Geschichte erzählen. Ein junger Mann, der ihm befreundet sei, habe ihn um ein Thema zu einer Disputation gebeten. Da habe er ihm die Abhandlung über Phädrus geschrieben; als eine prolusio, wie die Alten die Behandlung einer Frage nannten, über die sich hin und her streiten ließe. Was sei daran auszusetzen? Das sei doch bescheiden genug? Dürfte der Gelehrte nicht mehr seine Ansichten der Prüfung eines Standesgenossen vorlegen? Aber die Sache habe einen, der auf der Schule den Phädrus gelesen und sein bischen Latein zum Theil aus ihm gelernt, gewaltig verdrossen; der sei ihm auf das illiberalste übers Maul gefahren, habe von Wuth berühmt zu werden u. dgl. geredet u. s. w. Und nun nimmt er seinen Gegner vor, gegen den er keine Rücksicht mehr kenne, denn seine Kenntnisse möge man mißachten, seinen Charakter aber lasse er nicht antasten, zerpflückt ihm seine Behauptung jämmerlich, macht ihn besonders damit lächerlich, daß er zeigt, wie er es durchaus nicht habe fassen können, daß er (Christ) nicht den Phädrus als Person angreife, sondern seine Existenz leugne, und schließt damit, er möge sich nur aber die Sache nicht zu sehr zu Herzen nehmen. Man werde ihn zwar auslachen, aber auch der Dümmste finde immer noch Dümmere, die ihn für weise hielten. So könne er zwar kein Latein, doch würde man es ihm noch nachrühmen te habere aliquod dicendi genus, te habere einen netten Stiel quia ansatus videlicet ut ille apud Plautum in Persa ambulas. Alia id genus fient Milesiis omnibus veriora. His te interea solatus acquiescas et quod Graeculi veteres in poculis Pie Zeses. Nihil est rectius. Namque mortales multi, mihi crede, spirant recteque valent, quibus nihil est aliud vivere, quam bibere. Itaque vive tu quoque, ut dixi, ac bibe, et, quantum potes, sapere incipe.

Es bedarf nichts, als daß man nur auf diese Schriften aufmerksam macht, um zu beweisen, daß sie einen ungemeinen Einfluß auf Lessing ausgeübt. Wie viel er sich in verschiedenen Perioden seines Lebens mit der äsopischen Fabel zu thun gemacht hat, ist bekannt. Zwar hängt das an verschiedenen Fäden, wie denn überhaupt Lessing eine historische Untersuchung nicht leicht ohne ein im Hintergrunde liegendes geistiges Interesse der Gegenwart anstellte, aber da hierbei die rein gelehrte Erforschung des besondern Gegenstandes immer die Grundlage und den Ausgangspunkt bildete, darf das, was ihn zuerst auf denselben aufmerksam machte, in diesen Fällen wohl als Veranlassung der ganzen Unternehmung betrachtet werden. Auch sagt Lessing selbst,[1]) es habe eine Zeit gegeben, wo er keinen Dichter mit mehrerem Fleiße studiret habe, als den Phäder, und daß das so viel heißt als, er habe zu dieser Zeit keinen Schriftsteller so fleißig studirt, als den Christ, beweist die Aeußerung,[2]) daß dieser in der Hauptsache vom Phädrus unstreitig Recht habe, in der er bisher weder widerlegt worden, noch schwerlich jemals

[1]) Romulus und Rimicius. IX, 37. M. 39. H. XI, 2, 921. — [2]) Ueber den Anonymus des Nevelet X, 369. M. 365. H. XI, 2, 991.

widerlegt werden dürfte.[1]) Aber dies ist nur Nebensache,[2]) die Hauptsache ist die allgemeine geistige Anregung, welche Lessing von diesen Schriften, und besonders von der zweiten, erhalten mußte. Hier trat ihm eine kecke Bekämpfung eines alt hergebrachten Vorurtheils entgegen, die er um so mehr ganz eigentlich mit durchlebt haben wird, da er dem letzteren bis dahin selbst angehangen haben muß — und dabei zugleich eine eben so rücksichtslose wie geistreiche Kritik vordringlicher wissenschaftlicher Unzulänglichkeit. Niemand hat jene Bekämpfung wie diese Kritik musterhafter ausgeübt als Lessing, Niemandes Geistesform ist so ganz eigentlich auf ihre Ausübung berechnet gewesen — der Schlußsatz, welcher daraus folgt, braucht nicht gezogen zu werden. Auch fehlt es an bestimmten Belegen nicht. Die erste selbständige kritische Schrift Lessings ist das Vademecum für Samuel Gotthold Lange. Man hat von jeher die Bemerkung gemacht, es sei mit etwas mehr Lust und Liebe zum Dinge geschrieben, als eben unumgänglich nöthig gewesen wäre — es ist nicht bloß eine Aeußerung der Nothwehr, es regt sich wirklich ein wenig literarische Mordlust darin. Lessing war erst 25 Jahre alt, als er es schrieb — wie wenn ihm, versteht sich ganz unbewußt, die Gelegenheit recht erwünscht gekommen wäre, auch einmal so ein Gericht auszuüben, wie Christ gegen Funck — etwa wie seit dem Erscheinen des Vademecum gar manche Streitschrift und Kritik ungeschrieben geblieben wäre, hätten die Verfasser der Versuchung widerstehen können, auch einmal den Lessing zu spielen? Ich kann das Vademecum und die Schrift de moribus et Phaedro nicht im Einzelnen vergleichen, aber ich dächte, man könnte schon durch den oben von der letzteren gegebenen Auszug an das erstere erinnert werden, das Motiv, bei Erörterung der wissenschaftlichen Frage, den Gegner zugleich mores zu lehren, ist wenigstens in beiden ganz dasselbe, so auch die direkte Anrede, die Erklärung über die Antastung der sittlichen Persönlichkeit der Verfasser, und endlich halte man den Schluß des Vademecum gegen den oben angeführten. „Ich sehe, mein Brief ist zu einer Abhandlung geworden .... Ich habe weiter nichts zu thun, als ihn in Duodez drucken zu lassen, um ihn dazu zu machen, wofür Sie meine Schriften halten; zu einem Vademecum, das ich Ihnen zur Besserung Ihres Verstandes und Willens recht oft zu lesen rathe ..... Ich wünsche guten Gebrauch!"

Auch die dritte der Christschen Schriften, welche sich auf die Fabel beziehen, Fabularum veterum Aesopiarum libri duo 1748, zeugt von einer der Lessingschen ähnlichen Anschauungsweise. Schon in dem Büchlein de moribus hatte Christ am Schluß für ein Paar Fabeln den Anonymus und den Romulus Nilantii, den Phädr und eine eigene Bearbeitung des in den

[1]) Meine Leser wissen, daß seit Lessings Zeit das Gegentheil gezeigt worden, daß der Codex des Pithoeus vorhanden ist, und daß man ihn für älter als die Zeit des Perottus erkannt hat u. s. w., daß sich aber zuletzt herausstellt, wie Christs Vermuthung doch gar nicht so thöricht gewesen, indem wenigstens die neu aufgefundenen Fabeln, welche am Anfange unseres Jahrhunderts als ein Supplement zum Phädrus erschienen, ein Erzeugniß des Nic. Perottus seien. — [2]) Daß die Lehre von der Fabel überhaupt Lessingen damals noch nicht beschäftigte, erhellt daraus, daß ihm Gottscheds ebenfalls während seiner Leipziger Studentenjahre am 17. Dec. 1746 erschienene Einladung zur Baccalaureuspromotion de quibusdam philosophiae moralis apud Germanos antiquiores speciminibus damals sowie noch viele Jahre unbekannt geblieben. X, 361. M. 358. H. XI, 2, 981.

ersteren beiden gegebenen Stoffes nebeneinander gestellt, um einerseits vor Augen zu stellen, daß der sogenannte Phäder nur eine Versificirung jener sei, und zugleich zu zeigen, es sei so etwas Großes nicht, wenn ein Neuerer diese verfertigt habe; man könne es mit leichter Mühe auch wohl noch besser machen. Die Fabulae Aesopiae enthalten nebst einer Vorrede, welche die Sache, ohne Funcks weiter Erwähnung zu thun, noch einmal bespricht, eine ganze Sammlung von Fabeln, welche auf diese Weise entstanden waren. Wie es Lessings Art gewesen, wissenschaftliche Untersuchungen mit einer productiven Leistung zu begleiten, oder diese auf jene folgen zu lassen, ist bekannt; gleich seine Fabeln bieten davon ein Beispiel dar, dann kann man auch an die Emilia denken, welche der Dramaturgie folgte, und wie sich in der Miß Sara Sampson die früheren Versuche über dramatische Kunst und Literatur abschließen, werde ich an seinem Orte zeigen.

Es trifft sich eigen, daß die letzten Worte, welche Lessing drucken lassen, sich auf Christ beziehen. Er spricht in dem Aufsatze über den Anonymus des Nevelet von dem Urtheil, das Christ über denselben fälle — dann führt er an: „Scilicet. sagt er ausdrücklich" — und damit bricht, nach Eschenburgs Bemerkung, die Handschrift, die er nicht lange vor seinem Tode in die Druckerei gab, ab.

Zweites Kapitel.

Wenn die Lehre, daß im Weltganzen Alles zu vollkommener Zweckmäßigkeit zusammenstimme, ihre Belege in dem Einzelnen, welches innerhalb jenes Ganzen steht, finden könnte, so möchte man dafür am ersten auf die Bildungsgeschichte bedeutender Menschen verweisen. Von einem gewöhnlichen Lebensgange läßt sich dies durchaus nicht behaupten; hier muß sich die Beziehung des Einzelnen häufig ganz verstecken, denn sie geht auf einen außerhalb des Individuums liegenden Mittelpunkt; auch giebt es Menschen, die durch eine gewisse verkehrte Anlage ihres ganzen Wesens von vornherein mit der Welt in Disharmonie zu stehen, ja in ihr eine ganz und gar excentrische Stellung einzunehmen scheinen, und bei Allem, was in ihre Entwickelung fördernd hätte eingreifen können, entweder zu früh oder zu spät kommen. Der bedeutende Mensch kommt immer zur rechten Zeit, denn er ist selbst ein relativer Mittelpunkt. Es reicht nicht aus, zu sagen, er sei eben empfänglicher und gewandter und wisse eine jede Gelegenheit beim Schopfe zu fassen und sich an Allem fortzubilden, denn es sind wirklich immer die besten Gelegenheiten, die zur Heranbildung zu demjenigen, was er zu werden bestimmt ist, ganz vorzüglich und vielleicht einzig geschickten Elemente, welche sich ihm darbieten, und diese scheinen ganz eigentlich auf ihn zu warten. Es sind hier Weltkräfte thätig, die vielleicht erst eine ferne Zukunft, welcher es aufbehalten sein mag, auch in den Beziehungen der Seelen unter sich und auf die materielle Welt bestimmte Gesetze zu entdecken, in einen Begriff fassen wird — wir müssen uns mit einem Bilde begnügen: der bedeutende Mensch übt eine Art von ideeller Anziehungskraft auf die Verhältnisse aus, er ist eine herrschende

Monas, deren Zustände als das Resultat einer Reihe von Entwickelungen erscheinen, die ganz eigens dazu bestimmt sein mußten, eben hierzu zusammenzustimmen, ohne daß doch ein realer Einfluß von ihr auf die letzteren irgendwie denkbar wäre.

Lessings Anregung durch Christ und besonders der Umstand, daß seine Schriften über den Phäder gerade in die Zeit von Lessings Aufenthalt in Leipzig fallen, mußte zu dieser Betrachtung auffordern; und sogleich findet sich noch ein anderes Verhältniß, das sie gleicherweise bestätigt und das wiederum nur in ihrem Lichte angesehen in seiner ganzen Bedeutung aufgefaßt wird.

Kurz nach Lessings Ankunft in Leipzig, am 23. November 1746, hatte Abraham Gotthelf Kästner eine außerordentliche Professur der Mathematik angetreten, und vom Mai 1747 ist der Inhalt eines Programmes aufbehalten, in welchem er seine Vorlesungen ankündigte, nämlich 1) über Thümmigs Institutiones philosophiae Wolffianae, Logik, Metaphysik und praktische Philosophie; 2) Physik nach Segners Einleitung in die Naturlehre, wobei zugleich das Allgemeine aus der Geschichte der drei Naturreiche — als Theil eines philologischen Cursus; 3) Elemente der Mathematik nach Wolff; 4) Algebra nach demselben; 5) Natur- und Völkerrecht; 6) Civil- und Kriegsbaukunst nach Wolff; 7) Logisch-praktische Uebungen; 8) Colloquia disputatoria consueto tempore continuabuntur.

Daß Lessing die Vorlesungen dieses Mannes nicht unbesucht gelassen habe, ist bei der Vorliebe für mathematische und naturwissenschaftliche Studien, welche er von der Schule mitbrachte, im Voraus anzunehmen; sie versprachen ihm eine summarische Uebersicht, und da sie wie der Unterricht Klimms von Wolff ausgingen, so mußte er sich ganz heimisch in ihnen fühlen. Ueberdies war Mylius, mit welchem ihn gerade diese Interessen zunächst verbanden, ein vertrauter Schüler und Freund Kästners. Dieser sei es gewesen, sagt Mylius in der bereits mehrere Male angeführten Selbstbiographie, welcher ihn in der Mathematik unterwiesen und dem er seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse größtentheils verdanke; sogleich da sie mit einander bekannt geworden, habe er ihm seine Gunst, später seine vertraute Freundschaft geschenkt; sie seien halbe Sommertage zusammen auf den Feldern herumgestrichen, um Steine, Pflanzen und Insecten zu sammeln, er könne ihm das Zeitlebens nicht vergelten. Bei einem so nahen Verhältnisse — aus einer ganz bestimmten Stelle in Kästners Kometengedicht entstand, nach Lessings Angabe (IV, 448. M. 485. H. XII, 380), Mylius' Gedicht von den Bewohnern der Kometen — ist nichts wahrscheinlicher, als daß Mylius auch Lessing bald mit Kästner bekannt gemacht habe; vielleicht dürfen wir uns diesen als dritten Theilnehmer an einigen von jenen naturwissenschaftlichen Excursionen denken; das persönliche Verhältniß wird durch die Notiz verbürgt, daß Kästner der einzige von Lessings Lehrern gewesen, mit dem er in Verbindung, und der Lebenslang sein Freund geblieben.

Aber dabei lagen freilich noch andere Anknüpfungspunkte zu Grunde als das bloße naturwissenschaftliche und mathematische Interesse, das bei Lessing doch bald ganz zurücktrat.

Lessing mußte sich zu Kästner aus denselben Gründen wie zu Klimm in Meißen hingezogen fühlen: Kästner konnte ihm geradezu als ein in der großen Stadt und in der akademischen Umgebung reicher und tiefer ausge-

bildeter Klimm erscheinen, denn er war, wie dieser, nicht bloß Mathematiker und Physiker. Kästner gehört zu den Schriftstellern der älteren Schule, die, weil sie sich in veraltete Gattungen festgerannt, von vornherein den Stempel der Beschränktheit zu tragen scheinen, überdies hat er das Unglück gehabt, sich selbst weit zu überleben, und auch in seinem wissenschaftlichen Fache gehörte er den hervorragendsten Geistern nicht an. Nichts desto weniger muß derjenige, welcher sich in jene Zeit und ihre Individualitäten hineinzuleben weiß, den Ruhm, welchen er eine Zeit lang genossen, gerechtfertigt finden und ihn als eine eigenthümliche Erscheinung anerkennen. Er hatte einen merkwürdigen Bildungsgang gehabt. Sein Vater Abraham, Doctor und zuletzt außerordentlicher Professor der Rechte, hatte ihn nie eine öffentliche Schule besuchen lassen und ihn in allen Dingen zu einer ganz lebendigen Kenntniß und eigener Forschung angeleitet. So hatte er z. B. lesen gelernt, ohne die Folge der Buchstaben des Alphabets zu kennen, und auch bei der Erlernung der fremden Sprachen die Regeln der Grammatik sich erst nach erlangter Uebung angeeignet; das Einmaleins wurde ebensowenig auswendig gelernt. Daneben besuchte Kästner von seinem zehnten Jahre an die juristischen Vorlesungen seines Vaters, und hatte es 1733, in seinem vierzehnten Jahre — er war 1719 geboren — so weit gebracht, daß er Notar werden und sich mit Ausübung dieses Amtes bisweilen etwas verdienen konnte. Dann hatte er 1737 das Examen als Rechtscandidat mit dem größten Lobe bestanden, aber gerade von dieser Zeit an war die Mathematik sein Hauptstudium geworden, obgleich er zu seiner Habilitation über den Carteſischen Beweis vom Dasein Gottes aus dem Begriff des vollkommensten Wesens zu disputiren beabsichtigt hatte. Außerdem gab er sich auch mit den schönen Wissenschaften ab; er hatte noch als Magister bei Gottsched gehört und ist bekanntlich einer der Verfasser der Beluſtigungen; doch auch hier schlug er einen eigenthümlichen Weg ein; er war Mitarbeiter an den kritischen Beiträgen und auch an den Nachrichten der Leipziger deutschen Gesellschaft, welche diese, nach Gottscheds Austritt, den Beiträgen entgegensetzte, und die erheblichste Anregung, die er Gottscheden zu verdanken bekennt, war wenig in dem Sinne desselben — er war dadurch, daß dieser im Colleg einmal den Vers vorlas:

Wahr ist's, dem Menschen ist Verstand genug geschenket,

auf Haller aufmerksam geworden,[1]) wie denn auch sein bedeutendster Beitrag zu den „Beluſtigungen" sein Gedicht von den Kometen ist.

Diese wenigen Züge werden hinreichen, um es begreiflich zu machen, was Kästner für Lessing sein mußte. Es handelte sich hier nicht um eine tiefere geistige Anregung, die erst später ihre Früchte tragen konnte, nicht um eine erste Hinweisung auf ein Gebiet der Wissenschaft, in welchem Lessing dereinst Epoche zu machen bestimmt war, sondern er fand bei ihm, was er eben jetzt brauchte, was ihn auf dem Wege, den er zunächst eingeschlagen hatte, ermuthigen und stärken konnte; er lernte in ihm einen Mann kennen, der nicht nur bei jugendlicher Frische und ungelähmter Thatkraft — die lange Reihe der angekündigten Vorlesungen zeugt von diesen Eigenschaften — eine

[1]) Baldinger, Biographien jetztlebender Aerzte und Naturforscher, Jena, 1772. I, 53. Die hier eingerückte Selbstbiographie Kästners ist die Quelle der meisten literarhistorischen Notizen über ihn; Jördens z. B. folgt ihr ganz.

mannigfaltige Durchbildung besaß, sondern der auch gerade auf derjenigen Grundlage, von der Lessing selbst zur Erlangung einer freieren Bildung ausgegangen war, eine solche errungen zu haben schien. Hier fand Lessing Mathematik, Naturwissenschaft, Philosophie, sprachliche, ja poetische Fertigkeit in einem Manne vereinigt — die glücklichste Gelegenheit, dem Bedürfniß einer formellen Einschulung, das er in Bezug auf gewisse gesellige Erfordernisse so deutlich gefühlt, und dem er eine so besonnene Befriedigung verschafft hatte, auch nach der Seite der Verstandesthätigkeit hin Genüge zu thun.

Es ist unter Kästners Vorlesungen zuletzt auch ein philosophisches Disputatorium angeführt. Dieses ist das einzige Colleg, welches Lessing in Leipzig regelmäßig von Anfang bis zu Ende besucht hat. Kästner faßt die wiederholte Ankündigung desselben im Jahr 1749 [1]) in folgende Worte: Colloquia de controversiis philosophicis quanta voluptate hucusque cum lectissimis commilitonibus habui, eadem etiam illa in posterum sedulo continuaturus sum. Wenn dies beweist, wie lieb ihm diese Stunden geistiger Wechselwirkung mit jüngeren Männern gewesen, und also darauf zu schließen erlaubt, daß er sie auch wohl in ihrer Art mit Geschick zu leiten gewußt habe, so ist es vielleicht auch keine zu kühne Vermuthung, daß er bei Erwähnung der ausgezeichneten Commilitonen, welche sie ihm lieb gemacht, vorzüglich an Lessing gedacht haben möge.

Die Theilnahme an dieser philosophischen Gesellschaft hat in Lessings Leben jedenfalls Epoche gemacht, denn eine ursprüngliche Anlage seines Geistes erwachte hier zuerst zu lebendiger Aeußerung. Wir finden ihn später überall als Theilnehmer oder Mittelpunkt und Stifter geselliger Kreise, welche die bedeutendsten Männer seines jedesmaligen Aufenthaltsortes vereinigten. So ging es in Berlin, so später in Leipzig und Hamburg. Eine lebhafte geistige Wechselwirkung war ihm eben so sehr Bedürfniß wie das einsame Studium, und er konnte sich an einem Orte, wo sie ihm versagt war, wie in Wolfenbüttel, auf die Länge nie wohl fühlen; das Schwanken zwischen rein wissenschaftlicher Beschäftigung und einem heitern Lebensgenuß, das ich oben bei Lessing bemerkt habe, bezieht sich größtentheils auf diese Art von Erhöhung des geistigen Wohlseins. Und wie er ganz eigens dazu geschaffen gewesen, dasselbe zu empfinden und um sich zu verbreiten, zeigt jeder Blick auf seine der lebendigsten Mittheilung zugewendete geistige Organisation. Dieses angeborene Bedürfniß fand in den Kästnerschen Disputatorien seine erste Befriedigung, dieses Talent seine erste Gelegenheit sich zu bethätigen, und so wird denn das lebhafte Bewußtsein von beiden, das ihn später begleitet, hier auch zuerst aufgewacht sein. Wäre doch die Gesellschaft, die er bei Kästner fand, wohl geeignet gewesen, auch einem Stumpfen den Geschmack an lebhafter geistiger Mittheilung einzuflößen. Außer Mylius sollen an jenen Disputatorien Johann Heinrich und Johann Adolph Schlegel, Zachariä und Andere, die später rühmlich bekannt wurden, Theil genommen haben — alle freilich damals, wie Lessing, noch jung und unberühmt, aber darum desto frischer an Geist und empfänglicher für fremde Einwirkung.

Es bestand zu jener Zeit in Leipzig noch ein anderer und viel glänzen-

[1]) Kriegel, Nützliche Nachrichten II, 531. Aus dieser Zeitschrift waren auch die frühern Notizen entlehnt.

derer Kreis von hoffnungsvollen jungen Leuten, in welchen Leſſing vielleicht hätte Aufnahme finden können: die Geſellſchaft der ſogenannten Bremer Beiträger. Daß er die Mitglieder derſelben alle perſönlich gekannt, iſt gar nicht zu bezweifeln, denn die ſoeben genannten Theilnehmer des Käſtnerſchen Disputatorii gehörten zu derſelben; ferner hatte Mylius mit Johann Andreas Cramer bereits die Hälliſchen Bemühungen herausgegeben, und mit Fuchs ſteht Leſſing ſpäter in perſönlicher Verbindung,[1]) wir werden in Folge dieſer Verhältniſſe ſelbſt annehmen können, daß ihm Klopſtock, der einige Monate vor ihm in Leipzig eingetroffen und nicht lange darauf der Geſellſchaft beigetreten war, nicht unbekannt geblieben ſei. Gleichwohl findet ſich keine Spur, daß Leſſing ſich bei derſelben betheiligt habe, ja es wird überliefert, daß ihm der Umgang mit ihren Mitgliedern nie ganz habe behagen wollen. Zum Theil mag dies daher kommen, daß ſein Freund Mylius, der damals ſchon für einen Freigeiſt und lockeren Menſchen galt, ſich mit ihnen, obgleich er ihrer Geſellſchaft, ohne Zweifel in Folge jenes Verhältniſſes zu Cramer, urſprünglich beigetreten war, nicht hatte vertragen können. Allein der wahre Grund lag tiefer; es machte ſich hier vorläufig in den perſönlichen Verhältniſſen eine Scheidung geltend, deren für die deutſche Literatur höchſt folgereichen Aeußerungen wir ſpäter begegnen werden. Die Geſellſchaft der Bremer Beiträger hat Leſſingen vermöge ſeiner ganzen geiſtigen Anlage und Bildung nicht gefallen können. Weiße giebt als Grund an, weshalb er ſeinerſeits zu den Bremer Beiträgern nicht in ein näheres Verhältniß getreten ſei, daß ſie nicht nur einen geſchloſſenen Kreis gebildet, ſondern auch einen zu großen Glanz um ſich geworfen hätten, als daß er nur von Weitem ſich ihnen zu nähern getraut hätte. Was Weiße einſchüchterte, mußte Leſſing abſtoßen, denn jener Glanz, den die Geſellſchaft der Bremer Beiträger um ſich verbreitete, war nicht der reine Wiederſchein ihrer Verdienſte. Die jungen Leute hielten etwas auf ſich, und dies war lobenswerth; ſie entſagten der Kritik, weil dieſe damals gänzlich zur literariſchen Zankſucht ausgeartet war, und gingen entſchieden auf poſitive Leiſtungen aus, aber die würdige Stellung, welche daraus für ſie hervorging, ward nicht ganz ſo anſpruchslos behauptet, wie es zu wünſchen geweſen wäre. Man fühlt es der Geſellſchaft deutlich an, daß ſie von Gottſched herſtammt. Ihre Mitglieder hatten ſich von einem guten Theil der Vorurtheile des Letzteren losgemacht, aber Eins war unvermerkt auf ſie übergegangen: daß die deutſche Literatur beherrſcht und zwar von Leipzig aus beherrſcht werden müſſe und könne. Wenn Gottſched eine Monarchie gewollt hatte, ſo arbeiteten ſie unbewußt auf eine Ariſtokratie hin, als deren Patricier ſie ſich ſelbſt vorausſetzten. Dazu kam noch ein anderes Element, bei welchem die Gefahr, in eine falſche Würde zu verfallen, ganz beſonders nahe liegen mußte: die Geſellſchaft war eine vorwaltend theologiſche. Man braucht dabei gar nicht ſogleich an Klopſtock zu denken; auch Cramer und Johann Adolph Schlegel wurden ſpäter gar ſtattliche Säulen der Kirche, und Gellerts nicht ſowohl pietiſtiſche als ſentimentale Aengſtlichkeit ward hier geduldet. Zwar macht ſich auch ein gewiſſer Geiſt frohen Lebensgenuſſes und heiterer Geſelligkeit geltend, aber der ſokratiſche Becher und die himmliſche

[1]) Ein Stück aus einem Briefe Fuchſens an Leſſing ſiehe XI, 298. M. 1, 407. H. XIX, 372. XX, 2, 16.

Freundschaft, wie sie später Klopstock im Wingolf verewigte, und die Liebe „zu der Unsterblichen," die zuletzt in der Liebschaft der beiden Gestorbenen und von Christo wieder Auferweckten im Messias auf ihren höchsten Punkt getrieben wurde, sind so körperlose und sublimirte Dinge, daß sie den Anstrich von Hoherpriesterlichkeit, welchen die Gesellschaft für den unbefangenen Beobachter haben mußte, nur verstärken konnten. Endlich die Organisation der Arbeiten der Gesellschaft! Die Einrichtung, daß jedes Mitglied seine Arbeiten der Prüfung der Gesellschaft unterwarf, und daß erst, nachdem sie von ihr durchcorrigirt waren, der Druck gestattet wurde, setzte die jüngeren oder Neueingetretenen einer Bevormundung von Seiten der Aelteren und Einflußreicheren aus und mußte zuletzt gerade dem gewohnheitsmäßigen gegenseitigen Wohlgefallen an einander, dem schwächlichen Heben und Tragen, in welches solche Gesellschaften so leicht verfallen, den größten Vorschub leisten. Wenn diese Charakterzüge für uns so widerlich sind, daß der Geschichtsschreiber sich ihres Eindrucks mit Gewalt erwehren muß, um nicht gegen die Verdienste der Gesellschaft ungerecht zu werden, wie hätte sich nicht Lessing, dem wir Alle es verdanken, daß wir der freien kräftigen Gesinnung fähig sind, die solche Aeußerungen geistreichen Zusammenhockens von sich weist, vom Anschluß an diesen Kreis abschrecken lassen sollen?

Lessing bedurfte eines Umganges, bei welchem es ihm gestattet war, in vollkommen freier Discussion und ohne alle hergebrachten Rücksichten seinen ganzen Menschen einzusetzen. Daher in verschiedenen Perioden seine Verhältnisse zu Schauspielern, Juden und Soldaten, unter denen er die beengenden Lebensformen vergessen konnte. In Kästners philosophischer Gesellschaft mag solchem genialen Uebermuth zuerst eine freie Aeußerung gestattet worden sein; denn Kästner war zwar in seinen religiösen Ansichten streng orthodox, indessen kam gerade diese Seite bei Lessing damals noch nicht besonders in Betracht; im Uebrigen erhellt aus den Proben, welche er selbst von seinem spätern Briefwechsel mit Mylius giebt, daß in diesem Kreise ein ziemlich freier Ton geherrscht haben müsse, und die formelle Durchbildung dieses Mannes, der zugleich Jurist und Mathematiker war, so wie seine joviale, ja kaustische Laune, die ihn später zu dem fruchtbarsten deutschen Epigrammendichter machte, mußte Lessings verwandte Anlage rasch zur Zeitigung bringen. Und wäre es auch nur das Disputiren gewesen — es ist bekannt, wie sehr Lessing dasselbe geliebt, und mit welcher Meisterschaft er es ausgeübt; reden doch seine Berliner Freunde, die es ihm darin nicht gleich thun konnten, schon 1757 von Rechthaberei und Eigensinn, und später suchen sie sich sogar über seinen ganzen ihnen so unbequemen Dissens in theologischen Fragen damit zu beruhigen, daß sie denselben auf seine Paradoriensucht und seine Gewohnheit in gesellschaftlichen Disputen sich auf die schwächste Seite zu schlagen,[1]) zurückführen. Auch an seinen Schriften ist keine Seite öfter und stärker hervorgehoben worden als die schlagende Dialektik, welche sie enthalten, und dieser Charakter ist schon in seinen wissenschaftlichen Erstlingswerken so deutlich ausgeprägt, daß wir, wären wir von der Kästnerschen philosophischen Gesellschaft und Lessings Theilnahme an derselben nicht unterrichtet, geradezu die Hypo-

[1]) Siehe z. B. Nicolais Bericht über die Predigt über zwei Texte. VIII, 311. M. 406. H. XVII, 268.

theſe würden aufſtellen müſſen, daß ihm eine ſolche beſondere Gelegenheit zur Ausbildung nach dieſer Seite hin nothwendig irgendwo müſſe zu Theil geworden ſein.

Es wird nach dieſem Allen nicht nothwendig ſein, daß ich den Eindruck, welchen Karl Leſſings Bericht über die Univerſitätsjahre Gotthold Ephraims machen muß, noch ausdrücklich abweiſe. Wer nicht tiefer zu blicken weiß, kann durch ihn zu der Meinung verleitet werden, daß dieſer hier ſeine Zeit auf eine eines bedeutenden Menſchen nicht würdige Weiſe verſplittert habe. Aber Karl Leſſing mochte ſeinem Bruder die Läſſigkeit unterſchieben, in welche er ſelbſt in ähnlichen Verhältniſſen verfallen ſein würde oder auch vielleicht wirklich verfallen iſt. Was ſich über Leſſings Thun und Treiben in dieſen Jahren ermitteln läßt, iſt nicht nur eines bedeutenden Menſchen keineswegs unwürdig, ſondern ſetzt ſogar im Gegentheil einen ſolchen voraus. Oder mußte es nicht ein bedeutender Menſch ſein, der eine ſolche Mannichfaltigkeit von Intereſſen, wie ich ſie bei Leſſing nachgewieſen zu haben glaube, zu umſpannen wußte, der ſo tiefe Anregungen, wie er ſie in der kurzen Zeit empfangen, in ſich aufzunehmen fähig war, zumal da dieſe zum Theil gar nicht einmal ſogleich ihre Ausbildung finden ſollten, ſondern in ſtiller aber mächtiger Entwickelung einer ſpäten Zeitigung entgegenzureifen beſtimmt waren?

Wird doch ſelbſt durch Alles das, was in dieſem und dem vorigen Kapitel über Leſſings vielgeſchäftige Regſamkeit während ſeines Aufenthaltes in Leipzig in den Jahren 1746—1748 geſagt worden iſt, die Bedeutung, welche dieſe Periode für ſeine ganze Lebens- und Entwickelungsgeſchichte hat, bei Weitem noch nicht erſchöpft.

Leſſing hatte Alles benutzt, was ihm die Univerſität Leipzig in wiſſenſchaftlicher Beziehung darbieten konnte, und dies war, bei ſeiner vielſeitigen Empfänglichkeit, wie wir geſehen haben, nicht wenig, ja er hatte mehr durch ſie gewonnen, als ſie an und für ſich zu geben im Stande war, nämlich einen allgemeinen Ueberblick über alle Wiſſenſchaft, wie ihn keines ihrer Mitglieder beſaß. Nichts deſtoweniger iſt ihm die Univerſität nach Einer Seite hin keineswegs das geworden, was ſie zu werden beſtimmt iſt, und was ſie Tauſenden von weit weniger bedeutenden Menſchen geworden iſt und beſtändig wieder wird.

Die Univerſität würde einſeitig aufgefaßt werden, wenn man ſie als eine rein wiſſenſchaftliche Anſtalt betrachten wollte; ſie ſoll auch zu einem beſtimmten Lebensberuf ausbilden. Wäre dies nicht der Fall, ſo müßte ſie vor Allem nicht Anſtalt, wenigſtens nicht Staatsanſtalt ſein. Denn was den Zweck einer ſolchen bildet, muß ſich dem Zwecke des Staates unterordnen, und dieſer iſt vernünftige Organiſation der Intereſſen des Lebens, die Wiſſenſchaft aber iſt nicht ein Intereſſe des Lebens, ſondern ſie ſteht über dem Leben, daſſelbe iſt ihr mit allem Andern reines Object; ſie iſt die reine Theorie, die unbetheiligte Abſpiegelung des Sachverhaltes der Dinge. Und damit wird die Univerſität nicht etwa für eine bloße äußerliche Abrichtungsanſtalt zu einem beſtimmten Lebensberufe erklärt — vielmehr unterhält der Staat ſie ſo, wie ſie beſteht, gerade darum, weil er erkennt, daß jenen Intereſſen des Lebens, dem religiöſen, rechtlichen, dem Intereſſe des phyſiſchen Wohlbefindens ſeiner Bürger und dem Bedürfniß der Erziehung nur dadurch in Wahrheit Genüge gethan werden kann, wenn man das Ding auf die

gründlichste und tiefste Weise angreift — was denn eben die wahrhaft wissenschaftliche Weise ist — und insofern läßt er auch lehren und lernen, was nicht unmittelbar auf den Staatszweck Bezug hat — allein dies thut er eben nur, weil es ohne dies nicht geht, keineswegs um der Wissenschaft selbst willen, die für ihn gar nicht existirt. Also muß wenigstens der Staat verlangen, daß man die Universität mit einer für seine Zwecke nach der einen oder der andern Seite hin nutzbaren Ausbildung verlasse. Und daß man nur auch nicht etwa im Sinne der reinen Wissenschaft gehandelt zu haben glaube, wenn man die Erwerbung einer solchen Ausbildung versäumt hat! Denn für sie ist freilich die Ausübung des Lebensberufs des Predigers, Sachwalters, Arztes oder Lehrers eben so sehr Nebensache, wie sie selbst für den Staat, dem es nur auf die Vorbereitung zu einem solchen Beruf ankommt — aber diese Eintheilung der Lebensformeln ist zugleich die Eintheilung der Wissenschaft, weil sie auf der Grundeintheilung der Formen alles Daseins beruht, und insofern wird sich, wer mit der Wissenschaft selbst wirklich Ernst gemacht hat, einer von ihnen entschieden zugewendet, und, wie er auch sonst seine Aufgabe allgemeiner und tiefer gefaßt haben möge, sich das, was ihr angehört, um so mehr wenigstens in so weit angeeignet haben, daß er die entsprechend praktische Thätigkeit auszuüben nicht unfähig sein wird. Und darum urtheilen die Stimme des Volkes und der gesunde Verstand ganz richtig, wenn sie von einem jungen Menschen, der die Universität verläßt, ohne eine praktische Brauchbarkeit erworben zu haben, ohne alle Rücksicht auf mannichfaltige Kenntnisse und vielen Geist, die er besitzen mag, mit dürren Worten sagen: es ist nichts aus ihm geworden.

Lessing war in diesem Falle. Wir haben schon im vorigen Kapitel gesehen, daß er sich zur Wahl eines bestimmten Studiums nicht hatte entschließen können. Mit der Theologie mochte er nichts zu thun haben, die Jurisprudenz hat ihm immer fern gelegen, seinen Entschluß, Arzt zu werden, hat er nicht ausgeführt, daß er sich „auf Schulsachen gelegt," was er ohnehin nur „nebenbei" hatte thun wollen, hat nicht die Folge gehabt, daß er sich um ein Schulamt beworben hätte, denn zum Professoriren hatte er keine Lust — es war eben nichts aus ihm geworden.

Aber der Unterschied ist freilich, daß er dieses Nichts zu Etwas gemacht, daß er einem neuen Lebensgebiete und Lebensberufe das Recht erkämpft hat, als integrirendes Glied des Lebens zu gelten — und dieses Lebensgebiet fand er schon in Leipzig für sich heraus.

Lessing war, wie er von Mylius (VI, 445. M. 481. H. XII, 376.) sagt, auf eine Akademie gekommen, wo man beinahe nichts so zeitig lernt, als ein Schriftsteller zu werden. Es wurde ein Schriftsteller aus ihm.

Nicht als ob er der Erste gewesen wäre, der nicht nur geschrieben hat, sondern seinem Stande und Erwerbszweige nach Schriftsteller gewesen ist. Es gab schon damals der Literaten genug in Leipzig. Gottscheds literarische Betriebsamkeit war es neben dem Aufschwunge der deutschen Literatur überhaupt vorzüglich, was sie ins Leben rief; seine Zeitschriften, sowie Schwabes Belustigungen, gaben ihnen Beschäftigung, die Uebersetzungen, welche er anfertigen ließ, sicherten ihre Existenz, wie denn namentlich Gellert eine ganze Weile von der Uebersetzung des Bayle gelebt haben mag. Und so fährt auch Lessing über Mylius fort: „Er fiel einem Manne in die Hände, welcher

durch Wohlthaten — durch einen alten Rock, wie Zacharia von Fuchs sagte (V, 38. M. 37. H. XII, 590.), — manchen jungen Witzling zu seinem Vorfechter zu machen wußte. Er besaß eine natürliche Leichtigkeit zu reimen, und seine Umstände zwangen ihn, sich diese Leichtigkeit mehr zu Nutze zu machen, als es dem Vorsatze, ein Dichter zu werden, zuträglich ist. Er schrieb, und die grausame Verbindlichkeit, daß er viel schreiben mußte, raubte ihm die Zeit, die er seiner liebsten Wissenschaft ... mit besserm Nutzen hätte weihen können." Auch außerhalb Leipzig gab es eigentliche Literaten im heutigen Sinne; der Buchhändler Haude bezieht durch Gottsched nach einander Lamprecht, Rost, Spener aus Leipzig, um seine Zeitung zu schreiben. Aber mit allen diesen Leuten stand Lessing nicht auf Einer Stufe. Er fiel nicht Gottscheden in die Hände, obgleich er ebenfalls arm war, er arbeitete nicht in seinem Lohne, er vergeudete nicht sein Dichtertalent an Gelegenheitsgedichten, er ließ nicht sein Studium um seiner Schriftstellerei willen liegen — sondern diese diente ihm im Gegentheil zum Mittel, Gottscheden für immer den Garaus zu machen, sein eignes Talent auszubilden und der Wissenschaft die bedeutendste Förderung angedeihen zu lassen. Wenn Goethe von Klopstock sagt: er habe den Dichternamen zu Ehren gebracht, so kann man von Lessing dasselbe in Bezug auf den Schriftstellerstand behaupten.

Nämlich Lessing hat zuerst, oder wenigstens im modernen Deutschland zuerst wieder begriffen, was das heiße, ein Schriftsteller sein, und daß das überhaupt etwas für sich Bestehendes bedeute.

Ich muß mich näher erklären.

Die ursprüngliche mündliche Mittheilung findet durchaus von Person zu Person statt. So wie sie von der Besprechung bloß persönlicher Angelegenheiten ausgeht, knüpft sie auch, sei es im Gespräch mit dem Einzelnen oder in der Anrede an mehrere, ganz ungezwungen an die Begriffe und Anschauungsweisen an, welche sie vorfindet, oder vielmehr es ist von einem Anknüpfen, das von außen her oder von oben herab stattfinden müßte, gar nicht die Rede, sondern der Mittheilende ist von Haus aus mit seinem Zuhörerkreise so innig verwebt, und kennt und begehrt nichts anderes, als sich an ihm und mit ihm, wie er nun einmal ist, fortzubilden.

Dies wird sogleich anders, sobald der Weg schriftlicher Mittheilung eingeschlagen wird. Ursprünglich ist diese freilich nur ein Ersatzmittel der mündlichen, zu welchem man greift, um auf einen größeren Kreis zu wirken, oder um gewisse Ergebnisse der Forschung bleibend zu fixiren. Die Anfänge der Wissenschaft lassen diesen Ursprung deutlich erkennen: die Sophisten reisen noch umher, um ihre Ansichten auszubreiten, und Sokrates lehrt noch ausschließlich mündlich — daher sind Platons Schriften noch nicht Abhandlungen in wissenschaftlicher Form, sondern nur erst Gespräche, die mit Reden, wie die Sophisten sie hielten, untermengt sind, und ebenso sind die Reden in den griechischen und römischen Geschichtsschreibern zu erklären; wo ein neuer Anfang eintritt, erlassen die Apostel Sendschreiben, die nichts anderes als schriftliche Predigten sind. Und insofern würde denn allerdings die schriftliche Mittheilung der mündlichen an Werth immer nachstehen müssen, sowie Alles, was ein bloßes Ersatzmittel ist, die eigenthümliche Tugend dessen, was es ersetzen soll, niemals erreicht; die Unmittelbarkeit und Frische der mündlichen Mittheilung und ihr lebendiges Eingreifen in die augenblicklichen Stimmungen

und Zustände müssen der schriftlichen abgehen. Aber bald erlangt diese eine eigenthümliche positive Bedeutung, welche wiederum die mündliche nicht haben kann. Sie löst sich von der Beziehung auf einen bestimmten Lebenskreis, welcher sie doch nur unvollständig genügen kann, los und wird das Werkzeug einer lediglich in der Sache selbst lebenden und dieselbe nach ihren rein objectiven Bezügen herausbildenden Geistesthätigkeit.

Die schriftliche Mittheilung ist das Organ der Wissenschaft; darin liegt ihr Werth und ihre Würde. Daß ohne sie die Wissenschaft nicht möglich ist, liegt auf der Hand. Platon mag darüber klagen, daß der Gebrauch der Schrift das Gedächtniß schwäche und folglich der Wissenschaft Nachtheil bringe, aber diese Auffassung setzt selbst einen noch unvollkommenen Zustand der Wissenschaft voraus. Die höheren Stufen derselben verlangen einen reichhaltigen Apparat von Mitteln zu fernerer Forschung, dessen Aufbewahrung im Gedächtniß oder Reconstruction für den einzelnen Fall der Anwendung nicht möglich ist; wenn Jemand verlangen wollte, daß man die Logarithmentafeln oder die bibliographischen Werke auswendig wissen oder gar zu entbehren im Stande sein sollte, so müßte er auch die Sammlungen von anatomischen Präparaten zum Fenster hinauswerfen und die Kupferstichwerke verbrennen; denn wenn das Ideal eines Gelehrten ein Asmus omnia sua secum portans sein soll, so ist auch das vom Uebel. Ja noch mehr. Es äußert sich gerade darin, daß der Einzelne nicht Alles weiß und wissen kann, und daß dennoch Wissenschaft stattfindet, die Höhe des Standpunktes der letzteren. Was weiß denn in uns überhaupt irgend etwas? Der Menschengeist überhaupt, dem es gegeben ist, die Welt rein objectiv abzuspiegeln. Nun, dieser weiß Alles, was irgend ein einzelner Mensch einmal gewußt hat; auch in der bestaubtesten und vergessensten Manuscriptensammlung ist er der Geist, welcher über den Wassern schwebt; wenn das Individuum in einer solchen Etwas wieder entdeckt, so ist das im Großen und Ganzen nichts anderes, als wenn ich mich auf einen Umstand besinne, der mir entfallen war.

In der schriftlichen Mittheilung, wo sie ihren Höhepunkt erreicht hat, redet Niemand als dieser allgemeine Menschengeist, und zu Niemandem als zu sich selbst. Die Wissenschaft ist eine schlechthin allgemeine, und die Gestaltung des Lebenskreises, in welchem der Einzelne, der sich ihr gewidmet hat, lebt, geht sie gar nicht an, es sei denn, daß sie dieselbe zu ihrem Object zu machen gedächte.

Und so hätte denn die Literatur zum Leben gar keine Beziehung, sie wäre bestimmt, nur aus olympischer Höhe auf dasselbe herabzublicken? Von der rein wissenschaftlichen muß dies behauptet werden — es muß um so entschiedener behauptet werden, je öfter man heutiges Tages dem Irrthum begegnet, als sei die Wissenschaft berufen, die Gegenwart zu machen. Nur daß es freilich noch eine Nebengattung der schriftlichen Mittheilung giebt, welche diese Aufgabe allerdings hat, weil sie die Eigenthümlichkeit der mündlichen in sich aufnimmt.

Wie fern nämlich auch der Inhalt der wissenschaftlichen Thätigkeit einer Beschäftigung mit dem geschichtlichen Charakter der Gegenwart stehen mag, z. B. in der Mathematik, und wie hoch dieselbe überhaupt darüber erhaben sein mag, eine bloße Aeußerung desselben zu sein, immer wird sie nach Einer Seite hin derselben angehören, denn sie ist doch Unmittelbarkeit, menschliche

Wirklichkeit; es geht mich, wenn ich der Wahrheit nachforsche, zwar schlechterdings nicht an, inwiefern mein Resultat dem, was man die Zeit nennt, gemäß sein werde, oder wie es gar aus den Ideen dieser Zeit hervorgehe, aber hinterher wird sich allerdings immer entdecken lassen, wie dasselbe entweder eine Färbung von jenen Ideen angenommen, oder wenigstens von der reinen Wahrheit gerade die Seite enthält, welche diesen verwandt war, und überhaupt nicht bloß einen Fortschritt in der Geschichte der Wissenschaft als solcher, sondern auch in der Geschichte der menschlichen Gesellschaft oder der Nation bezeichne. Außerdem giebt es geistige Gebiete, auf denen, wie auf dem politischen, nur das zuletzt genannte in Betracht kommt. Es muß also doch möglich sein, diese Dinge unter dem Gesichtspunkte zu betreiben, daß man nicht bloß in der Sphäre der reinen Wissenschaft als solcher, sondern auch in der geschichtlichen Gegenwart lebe, daß man endlich nicht bloß in sich den Geist der Wahrheit zu sich selber reden lasse, sondern sich als wirklicher Mensch von Fleisch und Blut mit der Wahrheit an die Gegenwart, an die Nation wende, und indem man ihren Fortschritt vermittelt, sich zugleich von demselben getragen fühle.

Diejenigen, welche dieses Talent, diesen Anschauungskreis, diesen Lebensberuf haben, möchte ich als Schriftsteller in dem Sinne, daß diese einen besondern Stand bilden, bezeichnen.

Der Schriftsteller kann nicht besser beschrieben werden, als wenn man ihn einen Volksredner mit der Feder nennt, nur daß der letztere Zusatz schon auf einen weiteren Umfang und eine tiefere Gründlichkeit seiner Thätigkeit hindeutet. Wie der Volksredner in die politischen und socialen Angelegenheiten eines kleinen Gemeinwesens, dessen Angehörige ein Raum faßt, den die menschliche Stimme ausfüllt, durch frische Einlebung in die Zustände lebendig einzugreifen befähigt ist, so arbeitet der Schriftsteller mittels der Presse an der Entwickelung einer ganzen Nation mit, und zwar nach allen den mannigfaltigen Richtungen hin, in welche das Leben eines Volkes auseinandergeht, welches nur überhaupt so weit fortgeschritten ist, daß ihm das Buch oder das gedruckte Blatt einer lebendigen Menschenstimme gleich gilt. Der Schriftsteller wird in verschiedenen Perioden an der literarischen, der religiösen und der politischen Entwickelung der Nation Theil nehmen, und ists ein tüchtiges Individuum, so überdauert er wohl auch einen solchen Wechsel des Interesses, und weiß in mehreren aufeinanderfolgenden Perioden der Nationalbildung das Gesetz ihrer Zukunft abzulauschen. Immer aber wird er wie in gründlichster Kenntniß der Gegenstände und vollkommen unbefangenem Wahrheitssinn ein Mann der Wissenschaft, so auch in Raschheit und Schlagfertigkeit des Verfahrens und glücklichem Sinn für die Aufspürung dessen, was das Leben bewegt, ein Volksredner sein müssen, und so wird es jedenfalls als ein Ergebniß eines eigenthümlichen Zusammentreffens mannigfaltiger Begabungen gelten können, wenn Einer auch nur in einem besondern Kreise zuerst eine solche Stellung einzunehmen weiß.

In der Periode, welche Lessings Auftreten zunächst vorhergeht, findet sich in Deutschland Niemand, der in dieser Weise zu wirken verstanden hätte. Man lebte nur in der Gelehrsamkeit, die freilich oft genug die reine Wissenschaft, die soeben beschrieben wurde, auch nicht war, sondern nur ihre todte Form; was das Leben sei und die Unmittelbarkeit des geschichtlichen Fort-

schrittes der Nation, war Keinem aufgegangen. Es war zwar ein Interesse für deutsche Literatur und ihre Fortbildung vorhanden, ja die Mittel dazu wurden in erbittertem Streite abgewogen, aber es ging her, wie gemeiniglich auf der Grenzscheide zweier Zeitalter; man zog den neuen Most auf die alten Fässer, Gottsched sowohl als die Schweizer betrieben ihre Angelegenheit mit mehr oder weniger gelehrter Miene, und mochten sie immerhin Aufsehen machen, mochten sie Anhänger und Gegner finden, an das Herz der Nation wußten sie mit ihren systematischen Rhetoriken und Poetiken, und wie sonst die dickleibigen Bücher heißen, nicht zu greifen.

Dagegen Lessing! Ich will mich nicht in Beschreibungen und Lobpreisungen dessen ergehen, was tausendmal beschrieben und gepriesen ist. Auch bedarf es dessen nicht. Im zweiten Kapitel des ersten Buches habe ich auszusprechen gesucht, was mir die Urthat seines Geistes zu sein scheint. Ich habe sie darin gefunden, daß er das geistige Thun als solches zu erfassen und in diesem Sinne in freier Productivität auszuüben versteht. Die Stellung des Schriftstellers, wie ich sie soeben charakterisirt habe, ist davon ein Ausfluß; der Schriftsteller erfaßt eben die geistige That der Nation als solcher, und sucht sie durch sein eigenes Thun fortzubilden, und wenn dieser ein Volksredner genannt worden ist, so ist früher von Lessing gesagt worden, alle seine Werke seien Monologe, er spricht über die gelehrtesten Einzelheiten, die minutiösesten Ergebnisse langer und verwickelter Untersuchungen mit der Frische und Unmittelbarkeit der mündlichen Aeußerung. Und hierauf sind denn auch alle jene einzelnen Züge zurückzuführen, mit denen man zu belegen pflegt, daß er ein vortrefflicher Schriftsteller sei; sie beweisen eben nur, daß er in außerordentlichem Grade Schriftsteller überhaupt gewesen. Dahin gehören die schlagende Polemik, der siegende Scharfsinn, der allezeit fertige Witz — Eigenschaften, die nicht sowohl aus bloßer individueller Anlage als aus der frischen Betheiligung an der Sache als einem Interesse des Lebens und der Gegenwart hervorgehen, die denn freilich auch wieder auf etwas Ursprüngliches im Menschen zurückgeführt werden muß. Hierzu kommt noch die Kürze von Lessings Schriften, die, wenn sie nicht, wie man gesagt hat, lauter Schriftchen sind, doch wenigstens in lauter Schriftchen zerfallen — Flugblätter, die in das Getriebe des Tages hineinflattern und eine um so größere Wirkung ausüben, je weniger sie es darauf angelegt zu haben scheinen — wie dies namentlich von den Antigoezes und den übrigen theologischen Streitschriften im höchsten Grade gilt — und von den übrigen Schriften Lessings ist im Grunde nur der Laokoon nicht ein Journal. Lessing stand auf der Hochwacht der deutschen Literatur, hat man gesagt, das heißt, er wußte überall zu bemerken, wo ein Eingreifen nothwendig, wo eine reife Frucht zu fallen bereit war, und dann mit einer kleinen leichten Wendung, die man nur dann zu schätzen wissen kann, wenn man ihm die Vorgänge, wie sie sich vor seinen Augen entfalteten, nachlebt, der Sache zum gründlichsten Abschluß zu verhelfen. Und wenn endlich bei ihm die Gelehrsamkeit eine größere Rolle spielt, als dies bei einem Schriftsteller der Gegenwart angemessen sein würde, so ist er darin, daß er, um die Literaturfragen seiner Zeit ins Reine zu bringen, unwillkürlich immer von ihr ausgeht, um so mehr auf das glücklichste organisirt, da zu seiner Zeit die Gebildeten fast nur die Gelehrten waren, und die nationale Bildung erst aus der Gelehrsamkeit herausgeschält werden

mußte, so wie Leibniz zwar mit dem Haupte in der Philosophie stand, aber mit den Füßen und bis unter die Achseln in Polyhistorie.

Wenn es noch eines anderen Beweises bedürfte, daß der Schriftstellerberuf Lessings eigentliche Bestimmung gewesen, so könnte man ihn darin finden, daß er immer wieder zu demselben zurückgekehrt ist. Er versucht zwar einigemal, sich auf andere Weise eine Existenz zu gründen, wie in Breslau, und in Hamburg mit der Buchdruckerei, auch warnt er seinen Bruder Karl einmal ausdrücklich davor (XII, 192. M. 231. H. XX, 1. 274.), bloß von der Feder leben zu wollen, aber er weiß sich in die andern Berufsarten nicht hineinzufinden, und wenn er dann wieder so weit ist (ebendas.), daß er nichts hat, als was er mit der Feder in der Hand erwirbt, so mag ihm das zwar in äußerer Beziehung drückend sein, im Grunde aber ist das allein sein Element. Ja Lessing ist im Grunde nie etwas anderes gewesen, als Schriftsteller. In Breslau waren seine Berufsgeschäfte ganz äußerlicher Art, so daß er bei ihnen ganz seinen Studien leben und den Laokoon ausarbeiten und die Minna entwerfen konnte; und in Hamburg hat er seine beiden umfangreichsten Werke, die Dramaturgie und die antiquarischen Briefe verfaßt. Endlich wurde er Bibliothekar in Wolfenbüttel, und war streng darauf bedacht, es nicht bloß dem Namen nach zu sein, auch hat er in dieser Stellung der Wissenschaft so viel genützt, wie Wenige in einer ähnlichen, aber was er schrieb, bezog sich zuletzt doch immer auf seine allgemeinen geistigen Zwecke, und am Ende ließ er die Gelehrsamkeit ganz bei Seite, um sich damit an den gebildeten Theil der Nation zu wenden, dem gegenüber es ihm im Grunde allein wohl ward, so wie einer, der zum Schauspieler geboren ist, etwa nur auf der Bühne recht eigentlich zu sich selber kommt.

Was hat nun Lessing in Leipzig zuerst veranlaßt, vor dem Publikum als Schriftsteller aufzutreten?

Daß er schon in Meißen Manches entworfen und ausgearbeitet hatte, ist an seiner Stelle erwähnt worden, aber dies war Uebungsarbeit eines Schülers; das Selbstvertrauen, vor die Oeffentlichkeit hinzutreten, und die Kenntniß der Mittel und Wege, die dazu verhelfen können, ist ihm offenbar in der genannten Kästnerschen Gesellschaft zu Theil geworden. Es findet sich einerseits eine Spur, daß Kästner selbst ihm in dieser Beziehung mit gutem Rathe zur Seite gestanden. Er hatte, nach der Vorrede zum 3. und 4. Theile der Schriften 1754, diesem, „dessen Unterricht er in wichtigen Dingen zu genießen das Glück hatte," den jungen Gelehrten gezeigt, und Kästner „würdigte ihn einer Beurtheilung, die sein Stück zu einem Meisterstück würde gemacht haben, wenn er die Kräfte gehabt hätte, ihr durchgängig zu folgen."[1]) Andrerseits waren die Theilnehmer an jener Gesellschaft, wenn man Joh. Heinrich Schlegel ausnimmt, so weit wir sie namentlich kennen, selbst bereits Schriftsteller, denn Zachariä hatte schon 1744 in Schwabes Belustigungen den „Renommisten" drucken lassen, und seine „Verwandlungen" erschienen eben jetzt in den Bremischen Beiträgen. Ebenso hatte J. A. Schlegel an den Belustigungen und an den Bremer Beiträgen Antheil. Aber diese Freunde konnten auf Lessing schon darum nicht viel Einfluß ausüben, weil sie nur eine Zeitlang mit ihm in Leipzig waren; Zachariä ging schon 1748 nach

[1]) Ein Epigramm Kästners auf dieses Stück s. Werke I, 29. (M. und B.)

Braunschweig,[1]) und Schlegel, der die Universität 1746 verlassen und eine Hauslehrerstelle angenommen hatte, verlebte nur einen Theil des Jahres 1747 wieder in Leipzig.[2]) Zachariä fand er später in Braunschweig wieder, auch richtete er schon früher von Hamburg aus die Briefe über den Scultetus an ihn, aber Lessings Verhältniß zu Schlegel kann nach dem äußerst förmlichen und fast feindseligen Briefe aus dem Jahre 1753 (XII, 21. M. 29. H. XX, 1, 30.) niemals sehr innig gewesen sein; war doch Schlegel ein vertrauter Freund Cramers, zu welchem er 1747 ging, ganz und gar ein Bremer Beiträger und überhaupt ein engherziger und pedantischer Theologus; er hatte, wie Weiße in einem handschriftlichen Briefe klagt, sogar bei der Herausgabe von Gellerts Werken allerlei Bedenklichkeiten. Die Hauptstelle nimmt auch hier wieder Mylius ein. Von seinen naturwissenschaftlichen Schriften ist schon die Rede gewesen; im Fache der schönen Wissenschaften hatte er jetzt bereits an Gottscheds kritischen Beiträgen und den Belustigungen mitgearbeitet, und mit Joh. Andreas Cramer 1743 und 1744 die „Hällischen Bemühungen zur Befriedigung der Kritik und des guten Geschmacks" herausgegeben. Ueberhaupt nimmt er in der Geschichte des deutschen Journalismus eine wichtige Stelle ein, und wenn Lessing sich gerade dem Zeitschriftwesen mit Vorliebe zugewendet hat, so dürften ihm die eigenthümlichen Vortheile, welche dieses für den Schriftsteller darbietet, zuerst an den Mylius'schen Unternehmungen klar geworden sein; es wird noch von mehreren der Art die Rede sein müssen: hier nenne ich nur die, welche in Lessings Jugendgeschichte von Wichtigkeit sind.

Die erste von Mylius Zeitschriften ist der „Freigeist," der 1745, also vor Lessings Ankunft in Leipzig, in 52 Blättern erschienen und 1746 mit einem Titelblatt und einer Zuschrift versehen ist:

Euch, die ihr im Besitz erhabner Triebe seid,
Euch Deutschen insgesammt, sei diese Schrift geweiht u. s. w.

Sie brachte ihren Verfasser im Verein mit der Lockerheit der Sitten, die, wie wir oben gesehen, auch seine vertrautesten Freunde an ihm tadelten, in den Ruf eines liederlichen Genies, und ihr Titel wurde sein Spitzname. Gleichwohl würde schon diese Schrift hinreichen, Lessing wegen seiner nahen Verbindung mit Mylius zu rechtfertigen. Man kann noch heute gelten lassen, was er in der Vorrede zu den Schriften des Letztern sagt (IV, 451. M. 487. H. XII, 382.), daß sich ein großer Theil der Freigeistes sehr wohl lesen lasse, namentlich finden sich hier Gedichte, welche die von Lessing in die soeben genannte Sammlung aufgenommenen unläugbar übertreffen: Mylius tritt hier als ein glücklicher Nebenbuhler von Cramer auf, den er auch meinen wird, wenn er in Nr. 17 (den 29. April) von einem Dichter in den bremischen Beiträgen spricht, der die Stärke und das Feuer des königlichen Psalmisten zu erreichen gewußt habe. Wenn also Lessing die Zeitschrift in literarischer und ästhetischer Beziehung wenigstens gelten lassen konnte, so dürfte sie in theologischer sogar einen bestimmten Einfluß auf ihn geübt haben. Der in strenger Gläubigkeit auferzogene Fürstenschüler hat vermuthlich aus ihr und aus dem Umgange mit ihrem Verfasser zuerst einige freiere Ansichten geschöpft. Es war immer nicht ganz ohne Grund, wenn man Mylius um ihretwillen selbst einen Freigeist nannte. Lessing sagt zwar in der angeführten

[1]) Jördens, V, 576. — [2]) A. a. O. IV, 524.

Stelle, auch der eigensinnigste Splitterrichter würde in ihr nichts finden, was der christlichen Tugend und Religion zum Schaden gereichen könnte, und dieses Urtheil wird man bei eigener Ansicht bestätigt finden, ja die Zeitschrift enthält so viele erbauliche Betrachtungen, geistliche Gedichte und sogar Gebete in Prosa, daß sie eher in ein entgegengesetztes Uebermaß zu verfallen scheinen könnte. Aber jene Zeit konnte nun einmal in dieser Beziehung gar wenig vertragen. Mylius hatte schon durch eine natürliche Erklärung des Zurückgehens des Schattens an dem Sonnenzeiger Ahas in den Belustigungen 1743 (V, 473 ff. VI, 357.), Anstoß erregt [1]): der Schatten, meint er, möge durch das Vortreten einer Wolke vermöge der Strahlenbrechung vorher weiter vorgerückt gewesen sein, als durch den Stand der Sonne bedingt war, im Freigeist (No. 42.) erklärt er, daß die Aussprüche der Vernunft allezeit wahr seien, und daß, wenn Einer irre, er in seinen Vernunftschlüssen nicht der Vernunft folge, insofern sie Vernunft sei. Das mochte genügen, ihm einen Namen beizulegen, von dem er selbst sagt, seine Bedeutung sei so unbestimmt, daß man nicht wisse, ob man einen Wolffianer oder den Teufel darunter verstehen solle, er selbst scheint nur einen freien Geist darunter verstanden zu haben. Und da mag denn einiges gegen die Orthodoxie streitende auch wohl sonst vorkommen. Wie Mylius überhaupt, wie wir später sehen werden, in mancher Beziehung seinen Blick nach England wandte, so wird er auch die englischen Deisten nicht ungelesen gelassen haben. In den von Lessing herausgegebenen Schriften finden sich neben andern Aufsätzen, die eine freiere Denkungsart beurkunden, (S. 88 ff.) drei Gespräche über wichtige Wahrheiten abgedruckt, die Mylius 1744 als besondere Schrift hatte erscheinen lassen. In dem dritten derselben von der Göttlichkeit der heiligen Schrift, zwischen Schwarzmann und Wahrlieb, sagt der Letztere, d. h. Mylius selbst, denn Schwarzmann ist der Schwarzrock, der Geistliche (S. 117 ff.) — „die göttliche Eingebung der heiligen Schrift, wie sie insgemein genennet wird, stelle ich mir gar nicht so nach dem Wortverstande vor, wie Sie und alle Orthodoxen." Nämlich — „das Eingeben stellen sich hier die meisten Theologen so vor, als wie, wenn ein Schüler dem andern den Spruch einbläset, welchen dieser seinem Lehrer aufsagen soll. Man glaubt insgemein, die heiligen Schriftsteller hätten selbst gar nicht gedacht, als sie ihre Schriften abgefasset hätten; sondern sie hätten nur so hingeschrieben, was ihnen, ganz ohne ihr Zuthun, von sich selbst, durch Hülfe des heiligen Geistes, eingekommen wäre." Das sei nun ein Widerspruch, denn die Gedanken seien doch Handlungen, hier aber sollten sie ein Leiden sein. Außerdem müßten eben so viele Wunderwerke geschehen sein, als die heiligen Schriftsteller Gedanken gehabt haben — was doch eine ganz unvernünftige Annahme sei. Er glaube daher, Gott habe von Anfang an die Verfassung der heiligen Schrift in die Reihe der natürlichen Begebenheiten eingeordnet und sei bei wirklicher Verfassung derselben eben so wenig unmittelbar wirksam gewesen, als er es bei der Verfassung aller weltlichen Schriften sei — wobei die Göttlichkeit des Inhaltes der Bibel ganz unangetastet bleibe, denn eben daß dieser Inhalt den Schriftstellern aufgehe, hatte Gott, nur nicht im Augenblicke des Niederschreibens, sondern von Ewigkeit her, angeordnet. Das Gespräch schließt folgender-

[1]) IV, 447. M. 484. H. XII, 379.

maßen (S. 122.): „Schwarzmann: Woher wüßte man aber bei so gestalten Sachen, daß die heiligen Schriftsteller wirklich Gottes Wort geschrieben hätten? Wahrlieb: Woher wissen Sie es denn, wenn Sie die unmittelbare Eingebung behaupten?" Und diese Gespräche, welche im XI. Stück der „Hamburgischen freyen Urtheile und Nachrichten" 1745 angegriffen worden waren, vertheidigt Mylius in einem Schreiben an den Verfasser des Freigeistes — man kennt diese Addisonsche Spielerei der Selbstcorrespondenz — vom 3. März 1745 — welches im Freigeist Nr. 13 (den 29. März 1745) steht. Gewiß konnte dem Manne, der später die Evangelisten für bloß menschliche Geschichtsschreiben erklärte, ein solcher Aufsatz nicht anstößig sein, aber ist es nicht ungemein interessant, auf diese Weise eine Anschauung davon zu erhalten, durch wessen Vermittelung und in welcher Form bei Lessing zuerst eine Befreiung von der Orthodoxie, in welcher er aufgewachsen war, eingetreten sei? Auf die Erklärung des zurückgehenden Schattens spielt Lessing noch 1778 in der Vorrede zu dem Fragment vom Zwecke Jesu an, wo er von gewissen Gegnern sagt: „die Streiche, die sie führen, sind nicht übel, aber sie haben auf die Strahlenbrechung nicht gerechnet: der Gegner steht nicht da, wo er ihnen in seiner Wolke zu stehen scheint, und die Streiche fallen vorbei oder streifen ihn höchstens." (X, 235. M. 227. H. XV, 285.).

Zwei andere Zeitschriften, die Mylius herausgab, sind in Lessings Lebensgeschichte dadurch merkwürdig, daß er in ihnen die ersten Schriftstellerproben abgelegt.

Die eine von ihnen sind die „Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüths." Unter diesem Titel erschien [1]) von Leipzig aus, aber verlegt von dem Buchhändler Joh. Adolph Martini zu Hamburg eine Zeitschrift, als deren Herausgeber sich eine Gesellschaft, welche die Werke des Verstandes und Witzes liebe, ankündigte. Man hatte eine Angabe von Christian Heinrich Schmid in der Chronologie des deutschen Theaters (S. 129.) so verstanden, als wären Gottlieb Fuchs, der bekannte Hagedornsche Bauernsohn, und Mylius die Herausgeber gewesen; C. F. Weiße gab in einem Brief an K. Lessing einen Magister Agricola als solchen an. Allerdings waren sowohl dieser als Fuchs Mitarbeiter gewesen; aber Mylius sagt ausdrücklich bei dieser Zeitschrift von sich solus edidit, mit dem Zusatze multae autem in hoc scripto etiam aliorum extant elaborationes.[2]) Die Zeitschrift begann im Herbst 1746 laut der Unterschrift der Vorrede: Geschrieben den 7. des Herbstmonats 1746. Der erste Band besteht aus 8 Stücken, und hat auf dem Titel der sieben ersten Stücke die Jahreszahl 1747, das achte Stück 1748. Von dem zweiten Bande, dessen Vorrede vom 1. April 1748 datirt ist, hatte Mohnike nur das erste Stück auftreiben können, in welchem er auch Spuren zu entdecken glaubte, daß es das letzte gewesen sein möge: dies wird von Mylius selbst bestätigt partes 9 de hoc scripto publicatae sunt. Im vierten Stück beginnt Lessings Theilnahme, und geht bis zum Schluß des siebenten, das Erscheinen des achten scheint in die Zeit gefallen zu sein, da Lessing von seinem Vater von Leipzig weggerufen war, wovon später, denn in diesem Stück findet sich Nichts von seiner Hand, obgleich Einiges darin enthalten ist, was mit seinem Leben in Verbindung steht. Lessings Beiträge selbst — denn es kann wichtig werden, zu

[1]) S. Mohnike Lessingiana. S. 1 ff. — [2]) Histor. Myl. II, 111.

wissen, welche von seinen Erzeugnissen, die in den spätern Sammlungen stehen, schon jetzt entstanden waren — sind die Gedichte: 1) Der Wunsch zu sterben. (I, 124. M. 154. H. 248.) 2) Der Taback — bezieht sich auf eine vorangehende Abhandlung, daß das Tabackrauchen einem Gelehrten schädlich sei. (I, 203. M. 244. H. 95.) 3) Refutatio Papatus. (XIII, 642. M. I, 104. H. I, 96.) 4) Die Küsse. (I, 41. M. 50. H. 96.) 5) Die Schöne von hinten. (I, 46. M. 56. H. 56.) 6) Die Türken. Ebendas. (M. 55. H. 52.) 7) Die kranke Pulcheria. (I, 127. M. 158. H. 252.) 8) Die Nuß und die Katze. (I, 128. M. 158. H. 56.). 9) Nach der 10.[1]) Ode Anakreons. (I, 47. M. 57. H. 57.) 10) Der Tod. (I, 64. M. 76. H. 70.) 11) Wem ich zu gefallen suche. (I, 76. M. 90. H. 81.) 12) Die Füchse und die Bäre. (I, 108. M. 137. H. 235.) 13) Das Lustspiel Damon oder die wahre Freundschaft. (II, 363, M. 359, H. V, 118.) 14) Die Sonne. (I, 103. M. 132. H. 231.) 15) Die schönen und die häßlichen Mägdchen. (I, 53. M. 64. H. 61. Der Wunsch.)[2])

Noch ehe die Ermunterungen geschlossen waren, begann Mylius den „Naturforscher" 1747 und 1748, Leipzig bei Johann Gottlieb Crull. Diese Zeitschrift besteht aus drei zu einem Bande verbundenen Theilen, und ist mit einem vollständigen Register versehen, das erste Stück ist vom 1. des Heumonats 1747 datirt, das letzte oder 78ste vom 23. des Christmonats 1748; der Vorbericht ist unterschrieben: Leipziger Neujahrmesse 1749. Es enthält diese Wochenschrift, was auch von den Ermunterungen gilt, die ihr übrigens nachstehen, sowohl wissenschaftliche, besonders naturwissenschaftliche, als belletristische Beiträge. Die der ersteren Art sind größtentheils von Mylius, die der andern Art, meistentheils Gedichte munteren Inhaltes, welche sich an die physikalischen Aufsätze anschließen, sind dem größern Theile nach von Lessing, der sich vom 8. Stücke an, 19. August 1747, seinem Freunde anschloß, und zwar mit dem Brief an den Naturforscher, den Lachmann (XIII, 647. M. III, 1. H. XII, 369.) nachträgt. Am Ende findet sich der Zusatz: „die Beilage folgt im nächsten Stück" — und hier steht denn die Notiz: „Hier folgt die vor 8 Tagen zurückgebliebene Beilage; die darauf folgende kleine Ode und alle künftigen Gedichte, worunter der Name L. steht, kommen von meinem anakreontischen Freunde."[3]) Daß man Lessing als Mitherausgeber betrachten müsse, wie Mohnike meint, da Mylius ihn, S. 174, seinen poetischen Gehilfen nenne, und daß dies der Grund sei, weshalb Lessing in seinem Leben des Mylius des „Naturforschers" gar nicht gedenkt, ist zwar um so wahrschein-

[1]) Muß heißen: 15. H. XIX, 677. — [2]) Die Varianten in den Gedichten s. bei Mohnike, Lachmann, von Maltzahn und Grote (VIII, 836 ff.) Das Lustspiel ist von Lessing nicht in seine Werke aufgenommen und hat daher dergleichen nicht; selbst Lessings nächsten Freunden war dasselbe unbekannt: als 1770 Chr. H. Schmid es in seiner Anthologie abdrucken ließ, fragte Nicolai bei Lessing an, ob es wirklich von ihm sei (XIII, 192. H. XX, 2, 311.). — Das Exemplar der Ermunterungen, welches Mohnike benutzt, findet sich im Nachlasse des Präsidenten von Meusebach (jetzt in der Königl. Bibliothek zu Berlin); den Naturforscher hätte Lachmann auch auf der Hamburger Stadtbibliothek gefunden. — [3]) Schon in einem frühern Aufsatze „Auszug aus den Anfangsgründen der Physicopetitmaitrick" (Mylius Schriften, 271), wo nach mathematischer Methode bewiesen wird, ein junger Herr sei als solcher ein Mathematiker, werden mit den Worten: „der Poet hat also recht, wenn er sagt:" die drei letzten Strophen des Gedichtes die Küsse (I, 41. M. 51. H. 52.) mit der Unterschrift L. aus den Ermunterungen angeführt.

licher, da er länger in Leipzig geblieben ist als Mylius, würde aber auf die Angabe des letztern: Idem scripti illius quod per 78 partes a mense Julio an. 1747 usque ad finem 1748 Lipsiae sub tit.: des Naturforschers in publicum prodiit. solus auctor est, falls nicht der Herausgeber der historia Myliana die deutsche Angabe des Mylius ungenau übersetzt, ein schlimmes Licht werfen.[1]) Vom 26. Stücke (23. Dec. 1747) bis zum 44. Stück (27. April 1748) findet sich nichts von Lessing — welcher Umstand sehr dafür spricht, daß ihm das Uebrige mit L. unterschriebene wirklich beizulegen sei, denn von Neujahr 1748 an war Lessing ein Vierteljahr von Leipzig abwesend. Vom 72. Stück an bis zum 78., d. h. vom 11. des Wintermonats bis zum 23. des Christmonats 1748, ist er ein besonders fleißiger Mitarbeiter; das letzte Wort in der ganzen Wochenschrift ist eine epigrammatische Anmerkung von Lessing, Titel und Vorbericht fügte Mylius erst hinzu, als er dieselbe schloß, und daß sie geschlossen wurde, davon liegt der Grund nach der Vorrede darin, daß Mylius jetzt Leipzig verlassen hatte; er verspricht sie, was den physikalischen Theil anbetrifft, in einer Monatschrift fortzusetzen: wir werden dieselbe seiner Zeit kennen lernen.

Als Beiträge Lessings zum Naturforscher sind folgende Stücke zu nennen: 1) Ein Brief an den Naturforscher — im 8. Stück (XIII, 647. M. III, 1. H. XII, 369.) 2) die Probe, auf welche eben dieser Brief hindeutet. Nämlich im vierten Stück hatte Mylius von den natürlichen Körpern oder von dem, was man das Reich der Natur oder überhaupt die Natur zu nennen pflege, gehandelt. Lessings poetischer Commentar dazu ist das Gedicht „die drei Reiche der Natur" (I, 68. M. 81. H. 73.) Es erschien im 9. Stück; 3) auf dieses Gedicht folgt unmittelbar „die Wetterprophezeiung." (XIII, 648. M. I, 105. H. I, 97.) Den Brief im 8. Stück hatte Mylius mit den Worten eingeleitet: „Folgendes ist mir vor wenig Tagen eingehändigt worden. Ich werde mich aller Beiträge meines Anakreontischen Freundes bedienen, weil ich weiß, daß ich viel Anakreontische Leser habe," und vor den drei Reichen der Natur steht dann die Notiz: „hier folgt die vor acht Tagen zurückgebliebene Beilage. Die darauf folgende kleine Ode und alle künftigen Gedichte, worunter der Buchstabe L. steht, kommen von meinem Anakreontischen Freunde. Ich mache dieses ein für allemal bekannt, damit ich dem verdienten Ruhme seines muntern Witzes nichts entziehen und mit fremden Schönheiten prangen zu wollen scheinen möge." 4) eine scherzhafte Correspondenz. Ebendas. (M. III, 2. H. XII, 370.) 5) Der Sommer. (XIII, 641. M. I, 106. H. 97.) 6) Die Gespenster. (I, 49. M. 59. H. 58.) Eine Gespenstergeschichte, die sich im Carolino zu Braunschweig bei einem Professor Oeder und Magister Höfer ereignet haben sollte[2]) und im 10. Stücke von Mylius besprochen worden war, hat Veranlassung zu diesem Gedichte gegeben.[3]) 7) Der Handel. (XIII, 642.

[1]) Mylius scheint sogar darauf hinzuweisen, daß Lessing sich als Mitherausgeber zu viel herausgenommen: nachdem er sich wegen der Einmischung nicht physikalischer Beiträge entschuldigt, sagt er in der Vorrede: „Indessen kann ich nicht leugnen, daß sich einige Dinge auf eine Art eingeschlichen haben, mit deren Beschreibung ich meinen Lesern die Zeit nicht verderben will," doch kann damit auch eine Eigenmächtigkeit des Verlegers gemeint sein. — [2]) S. Danzel Gottsched und seine Zeit. S. 325. — [3]) Nach einer gefälligen Mittheilung des Archivarius Dr. Lappenberg ist dieses Gedicht in (A. G. Uhlichs) Poetischen Zeitungen, Hamburg 1747 Stück 51 nachgedruckt; es wird also wohl eins von den Lessingschen Liedern sein, welche sich nach einem Vortrag, den Dir. Obebrecht im

M. I, 107. H. I, 97.) im 15. Stück. 8) Der Irrthum der Natur. (I, 85. M. 101. H. 89.) 9) Ein Brief mit einem Gedichte im 19. Stück, (XIII, 649. M. III, 4. H. XII, 371.), der Buchstabe C. soll ohne Zweifel den Namen der Geliebten bedeuten. Auch dieses Gedicht ist durch einen Aufsatz von Mylius veranlaßt, derselbe hatte im 17. Stück von den Versteinerungen gesprochen. Mylius hat diesen Brief nebst dem Gedichte durch folgendes erdichtete Schreiben eingeleitet: „Mein Herr! Ich weiß nicht, was Sie für närrisches Zeug machen Was T . . . wollen Sie denn mit Ihren Sauf- und Hurenliedern in Ihrem Naturforscher? Ist es nicht eine Schande, daß Sie solch abgeschmacktes Zeug mit hinein setzen! Das muß ein infamer Kerl sein, der diese Lieder macht. Ein Erzthurer und Säufer muß er sein. Wenn Sie seinen Narrenspossen nur noch einen quer Finger breit Platz einräumen, so werde ich Sie auch dafür halten. Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc. Horribilicribifax II." „Man sieht wohl," setzt Mylius hinzu, „daß diesen Brief entweder ein Menschenfeind oder ein 70jähriger Jüngling geschrieben haben muß. Er sei, wer er wolle, so dient ihm, sammt allen, die so denken wie er, zur Nachricht, daß ich die scherzhaften kleinen Gedichte des Herrn L., welcher so ein großer Feind der angeführten Ausschweifungen ist, als der Herr Horribilicribifax nimmermehr sein wird, oder ehemals gewesen sein kann, nebst allen vernünftigen Lesern, für eine Zierde meiner Blätter halte und also immer fortfahren werde, mich seiner angenehmen Beiträge, wie auch andrer und meiner eigenen anakreontischen Einfälle zu bedienen. Ja ich werde ihn täglich aufmuntern, seinen Vorsatz, die ganze Naturlehre in anakreontischen Oden herauszugeben, auszuführen." 10) Das Lob der Faulheit im 22. Stück. (I, 51. M. 61. H. 59.).[1]) Mylius setzt hinzu: „Als ich meinen poetischen Gehülfen an einen Beitrag erinnerte, schickte er mir dieses Lied. Als ich ihn hierauf fragte, wie er denn sein Leben bei der Faulheit so hinbringen wollte, daß ihm die Zeit nicht lang würde: so erhielt ich folgendes zur Antwort:" 11) Die Faulheit Ebendas.[2]) 12) Die Ente. Stück 23. (I, 67. M. 79. H. 72.) 13) Das Erdbeben. (I, 79. M. 94. H. 83.) Die in demselben 25. Stücke vorangehende Abhandlung von Mylius hatte dazu Veranlassung gegeben; am 31. Oktober 1746 war das Erdbeben in Peru gewesen, das die Stadt Lima verschlang. 14) Die Stärke des Weins. (I, 45. M. 44. H. 54.) 15) Ob die Neueren oder die Alten höher zu schätzen sind? Stück 72. (I, 174. M. 207. H. 168.) 16) Ueber die Alten und Neuern, in demselben Stücke. (I, 52. M. 63. H. 60.) 17) Die lehrende Astronomie im 74. Stück. (M. 107. H. 98.) 18) Die Einwohner der Planeten, im 75. Stück. (I, 51. M. 62. H. 60.) 19) Die Einwohner des Mondes.

November 1847 in der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache über jene poetische Zeitung gehalten hat, — Neues Jahrb. d. d. G. z. V., VIII, 385 — in derselben finden sollen; nähere Auskunft über jenen Vortrag zu erlangen, hat der Neid der — Götter mir nicht gestatten wollen.

[1]) Nach Lappenbergs Mittheilung auch in den „Poetischen Neuigkeiten Hamburg 1748," S. 70, wo auch S. 71 „die Ente" — die poetischen Neuigkeiten sind die unmittelbare Fortsetzung der poetischen Zeitung, so daß hiermit die drei Odebrechtschen Gedichte ermittelt wären. (Vgl. H. XIX. 677 f.) Jedenfalls ist es interessant, zu bemerken, wie schnell sich Lessings Lieder verbreitet haben. — [2]) Mohniken scheint auch ein scherzhafter Brief im 21. Stücke, der mit „Damon" unterschrieben ist, und zwei kleine poetische Stücke enthält, von Lessing herzurühren, doch bringt er keine Beweise für seine Vermuthung vor. Einen solchen könnte man darin finden, daß Mylius (Schriften, S. 128) unter Damon Lessing zu verstehen scheint. (M. und B.)

Ebendas. (I, 80. M. 95. H. 84.) 20) Das Regenwetter. Ebendas. (I, 44. M. 54. H. 54.) 21) Poetische Anmerkungen zu den poetischen Einwürfen eines Freundes. Stück 78. (M. I, 230. H. 188.) Gegen Lessings Gedicht über die Alten und Neuern im 72. Stücke trat im letzten Stücke des Naturforschers ein Freund, der sich H. unterzeichnet, und der aus Dresden gewesen sein, oder dort gelebt haben muß, mit einem Gedicht auf, in welchem den Neuern der Vorzug ertheilt wird. Dieses commentirte Lessing in Alexandrinern, vielleicht in Nachahmung der Bremer Beiträge, in denen die Poesie der Gottschedianer einmal damit verspottet wird, daß ein Paar Verse von Haller mit einem langen Commentar in Alexandrinern versehen werden.[1])

Alle diese Stücke sind mit L. unterzeichnet: das letzte mit dem vollen Namen G. E. Lessing.

Die Ansicht Lachmanns über Lessings Mitarbeit am Naturforscher scheint nicht ganz dieselbe zu sein. Zwar die letzte Nummer erkennt er (XIII, 645) an, ohne sie jedoch aufzunehmen, aber bei Nr. 4 hält er nur die kurze Antwort für Lessings Eigenthum (Ebendas. 648.) und Nr. 17 erwähnt er gar nicht. Ich begreife die Gründe dieser Verwerfung nicht. Bei dem Briefe wäre es doch wunderlich, wenn Lessing auf das Schreiben eines Andern, das, wenn auch im Scherze, gegen ihn gerichtet war, nichts anderes zu erwiedern gehabt hätte, als, „Sie haben Recht;" gerade die soeben besprochene letzte Nummer zeigt, wie glücklich er sich in solchem Falle aus der Sache zu ziehen wußte. Dazu kommt noch ein positiver Grund. Mohnicke sagt: dieser Brief stehe mit dem in Nr. 1 offenbar in Verbindung. Man muß vielmehr sagen: er drückt ganz denselben Gedanken aus wie jener, obgleich er gegen ihn gerichtet sein soll. In dem ersten Briefe wird gesagt, die Naturwissenschaften seien eine trockene Materie und viel langweiliger als Anakreon, und Mylius denke, Anakreon sei kein Naturforscher gewesen, und er als Naturforscher wolle kein Anakreon sein. Aber das sei keine Entschuldigung, denn seine Materie könne ihm oft genug Gelegenheit geben, die feinsten Scherze von Liebe und Wein anzubringen, und wenn ihm dies sein physikalisches Gewissen verbiete, möge er es einem andern übertragen. Damit spricht Lessing die Grundwendung des größten Theils seiner Beiträge aus, denn in der That parodirte er hier auf die angegebene Weise eine Reihe von physikalischen Aufsätzen des Mylius, die ich nicht noch einmal aufzuzählen brauche.[2]) Man könnte diese

[1]) Vgl. Grotes Lessing-Ausg. I, 183. — [2]) Mylius und auch Kästner übten dergleichen Ironie gelegentlich selbst. Kästner erzählt in Murrs Journal V, 344: „Zu Greenwich hatte Mylius einmal mit Bradley eine Sonnenfinsterniß observiren wollen, dabei sich des Astronoms Tochter befunden, es war aber meistens trübe gewesen, worüber er ein Sinngedicht gemacht:

Beobachtung der Sonnenfinsterniß den 26. October 1753 zu Greenwich.

Der Anfang — eins — drei — fünfthalb Zoll
Gesehn, dictirt und aufgeschrieben —
Der Himmel wird von Wolken voll,
Wo seid ihr, Sonn und Mond geblieben?
Nichts mehr — ich laß es gern geschehen,
Mich ließen ohne Wolk und Neider
Der schönen Bradley leichte Kleider
Zwo angenehmre Sphären sehen.

Gedichte unter dem Titel sammeln, Anakreon als Naturforscher, wie man Amor als Landschaftsmaler und dergl. hat. In dem zweiten Briefe spricht Lessing aber diesen Einfall geradezu ironisch aus: Anakreon solle kein Naturforscher gewesen sein? Wer hat jemals die Natur des Weines und die geheimsten Wirkungen der Zärtlichkeit so genau erforscht, wer über die Eigenschaften der Rosen, des Balsams u. s. w. scharfsinniger philosophirt? U. s. w. Dies ist eben der Humor davon, daß dieser Widerspruch gegen den ersten Brief gar keiner ist, und hiermit, wie denn auch mit der kurzen Antwort hat Lessing offenbar diese läppische Selbstcorrespondenzlerei solcher dem Spectator nachgeahmter Wochenblätter persifliren wollen. Ebensowohl läßt sich Nr. 17. rechtfertigen. Wäre dies Gedicht etwa bloß zu schlecht für Lessing? Darauf müßte man antworten, daß in der Ode überhaupt seine Stärke nicht gelegen; er fühlte das selbst [1]) sehr gut, und wenn irgend etwas in Lessings Schriften auch von einem andern herrühren könnte, so wären es die Oden, welche man I, 88—99. M. 113—126. H. 103–117 findet.

Ich fürchte nicht, daß meine Leser mir diese trockene Aufzählung allzusehr verübeln werden. Muß uns doch gerade aus ihr die unmittelbare Anschauung eines jugendlich heiteren und geistreichen Wechselverkehrs dieser Männer hervorgehen, wie wir ihn anderweitig nur auf Umwegen erschließen könnten. Ja noch mehr, es liegt auch im Kleinsten ein Stück Geschichte, wenn man es nur zu finden weiß. Mylius giebt die Ermunterungen heraus — hier tritt Lessing nur erst als einzelner Mitarbeiter hinzu, und seine Beiträge sind eben nur wie andre. Dann kommt der Naturforscher — hier nimmt er bereits die Stelle des Einen unter zwei Hauptverfassern, ja wohl gar eines Mitherausgebers ein — er vertritt die Poesie dem wissenschaftlichen Element des Mylius gegenüber, ja mit einer glücklichen Wendung läßt er seine Poesie hier gleichsam in ironischer Weise als diejenige dieses Elementes selbst erscheinen, und faßt die so ganz verschiedenartigen Bestandtheile in einen Gesichtspunkt zusammen. Und nicht lange, so werden wir ihn als Herausgeber einer Zeitschrift, und Mylius, nach eigenem Geständniß, als bloßen Mitarbeiter erscheinen sehen.

Uebrigens ist auch mit Anführung dieser Zeitschriften Mylius' schriftstellerische-Thätigkeit, die vor Lessings Auftreten oder gleichzeitig mit demselben fällt, noch nicht erschöpft, wenn auch in demjenigen Theile derselben, welcher noch anzuführen ist, sein Einfluß auf Lessing nur gering angeschlagen werden darf. Mylius war auch Dramatiker. Als Johann Christian Krüger mit den „Geistlichen auf dem Lande" 1743, in welchen der Predigerstand ver-

---

Ich antwortete ihm aber darauf:

Doch kannst Du, Freund! uns von der Bradley Sphären
Mehr nicht, als Bradley selbst von Sonn und Monde lehren:
Dem Auge nur sind sie bekannt
Und viel zu hoch für deine Hand."

Welcher Ton übrigens sonst unter diesen Herren gelegentlich angestimmt worden, zeigt die Bemerkung, welche in Mylius Tagebuche (Bernouillis Archiv. VII, 103.) diese Verse begleitet: „Dieses antwortete Kästner auf seines Freundes Sinngedicht. Lessing und Ries aber, denen er es nach Berlin geschickt hatte, fanden seine Antwort viel zu sittsam, und meldeten ihm, er würde wohl von Miß Br. Sphären gesehen haben, die sie manchmal bloß nach der Wand kehrte."

[1]) Vorrede zu den Schriften 1753. III, 269. M. 277. H. XII. 407.

höhnt wurde, großen Beifall fand, wendete sich ein Buchhändler an Mylius, mit dem Auftrage, eine ähnliche Satire auf die Aerzte zu schreiben, deren Stande er selbst angehörte, und so entstand das Lustspiel „die Aerzte" 1745. Das erzählt Lessing in der Vorrede zu Mylius' Schriften. Während der letztere in Leipzig war, verfaßte Mylius ein Lustspiel „der Unerträgliche," das gar eine persönliche Satire sein sollte, ein musikalisches Zwischenspiel, „der Kuß," und ein Schäferspiel, „die Schäferinsel."

Nächst Mylius muß hier noch ein anderer Landsmann genannt werden, der zwar, so viel wir wissen, dem Kästnerschen Kreise nicht angehörte, aber mit Lessing und Mylius befreundet war. Es war Christian Nikolaus Naumann (1719—1797) aus Bautzen, der später 1752 durch das Heldengedicht „Nimrod" eine so zweideutige Berühmtheit erlangt hat. Mylius selbst bezeugt in seiner oft angeführten Selbstbiographie, daß er in Leipzig Umgang mit ihm gepflogen. Naumann war ein harmloser Mensch, nicht ohne Witze und drollige Einfälle, und schrieb schon damals in allen Gattungen der Poesie und in Prosa alles, was man haben wollte. Seine Lebhaftigkeit, seine Gutmüthigkeit und sein Mangel an Urtheilskraft, erzählt K. Lessing, vermuthlich aus Mittheilungen des Bruders, gaben Blößen die Menge; stets brachte er einen ganzen Stoß selbstverfertigter Gedichte mit, die er vorlas, und deren Kritik er mit der komischsten Art abwies. Also eine Gestalt, wie sie in einem frohen und geistreichen Jugendkreise unentbehrlich ist: ein nicht dummer Mensch, der aber gehänselt wird und sichs mit gutem Humor gefallen läßt. Naumann hatte damals bereits eine Zeitschrift „Belustigungen des Gemüths" Hamburg 1745 herausgegeben. In die Zeit von Lessings Studentenjahren fallen: „Nacheiferungen in den zierlichen Wissenschaften," eine Monatsschrift, Jena 1747 und „der Liebhaber der schönen Wissenschaften" ebendas. 1747. 48.[1]) An Mylius' Freigeist und Naturforscher hatte er mitgearbeitet. [2]) Im Jahre 1748 ging er nach Jena,[3]) wo er nach Otto an den ersten beiden Jahrgängen der Jenaischen gelehrten Zeitungen sehr eifrig mitarbeitete, nicht ohne diese Gelegenheit zu benutzen, seinen Leipziger Freunden zu mehrerer Berühmtheit zu verhelfen, wovon uns ein ergötzliches Beispiel vorliegt. Mylius schließt den Bericht über seine schriftstellerische Thätigkeit mit den Worten: Multa denique et ultra 200 poemata vel carmina germanica ad varias occasiones publicavit, wovon er nämlich in Leipzig zum Theil lebte. Und dazu die Anmerkung: Eximium hic My-

[1]) Mohnike hatte sich diese drei Zeitschriften, sowie den „Vernünftler" auf 1754, ebenfalls von Naumann, als Schriften notirt, in welchen nachzusuchen sei, ob sie etwa Lessingiana enthielten (S. 155). Für die „Belustigungen" findet er selbst es unwahrscheinlich; was den Vernünftler anbetrifft, kann ich es mit Entschiedenheit verneinen; er ist eine ganz gemeine moralische Wochenschrift, in welcher nicht ein Stück ist, bei dem man nur an Lessing denken könnte; auch trägt sie, wenn man dies von irgend einer Schrift dieser Art sagen kann, das Gepräge, wirklich von Einem verfaßt zu sein. Was dagegen die in Jena erschienenen Blätter anbetrifft, so wären sie um so mehr in diesem Sinne durchzumustern, da wenigstens Mylius nach Lessings eigener Angabe, wie auch Mohnike bemerkt, am „Liebhaber der schönen Wissenschaften" mitgearbeitet, so wie auch (hist. Myl.) an dem „Schriftsteller nach der Mode," Jena 1748, an dem wiederum auch Naumann mitarbeitete. — Otto Oberl. Schriftstellerlexikon, II, 684 — ich habe sie aber bis jetzt nicht auftreiben können. — Zu den von Danzel hier genannten Zeitschriften von Naumann, die wir in mehreren Exemplaren kennen, hat Lessing Nichts beigetragen. (M. und B.) — [2]) Otto a. a. O. — [3]) Vers. Supplementband S. 299.

lius in poesi germanica sibi acquisivit habitum, praesertim in genere odarum. Ideo auctores der Jenenſiſchen Gelehrten Zeitungen auf das Jahr 1749 p. 127 sequens honorificum de poesi huius Mylii germanica tulerunt iudicium: Wir wiſſen bei uns keinen größern Meiſter in dieſer Art von Gedichten (nämlich den Oden) zu nennen, als den gelehrten Herrn Mylius in Berlin, deſſen ſapphiſche Oden in den Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes mit blühenden Blättern erfüllet ſind, welche die Phantaſie des Leſers auf eine reizende Art einnehmen und bewegen, quod iudicium a M. Naumanno, uno olim ex praecipuis Novorum litterariorum Jenens. auctoribus, et qui hunc Mylium in Academia Lipsensi probe quondam novit, originem habere videtur. Auch Leſſingen ſollte, wie wir ſpäter ſehen werden, dieſe Verbindung noch zu Gute kommen.

Es iſt eine ungemein merkwürdige Thatſache, auf welche nicht entſchieden genug hingewieſen werden kann, und auf die gleichwohl, weil uns Spätgebornen Leſſings verſchiedenartige Werke in den Geſammtausgaben gleichmäßig vor Augen liegen, von Allen, welche über ihn geſprochen haben, noch keiner aufmerkſam gemacht hat: daß die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, zu welcher ihn dieſe jungen Männer angeregt haben, ſich ausſchließlich auf äſthetiſchem Gebiete bewegt. Leſſings wiſſenſchaftliche Schriftſtellerei gehört einer ſpäteren Periode an, kaum dürfte aus dieſer Periode ein kurzes Pröbchen einer ſolchen herſtammen, von welchem ſpäterhin die Rede ſein wird; Leſſing, der Gelehrte, der Kritiker, welcher ſich ſelbſt einmal das poetiſche Genie abgeſprochen hat, iſt zuerſt mit poetiſchen Werken aufgetreten und eine ziemliche Weile ganz und gar Dichter geweſen.

Ich habe die dichteriſchen Erzeugniſſe, welche von Leſſing während ſeines Aufenthaltes in Leipzig gedruckt worden, vollſtändig aufgezählt; einige andere, die zu dieſer Zeit noch nicht im Druck erſchienen ſind, werden alsbald erwähnt werden, das folgende Kapitel wird der Erörterung der Frage gewidmet ſein, welche Stelle dieſe Gedichte und Luſtſpiele, welche von ſeinen ſpätern Werken ſo gänzlich in Schatten geſtellt werden, daß ſie außer dem Literarhiſtoriker von Fach faſt Niemand mehr lieſt, in der Geſchichte der deutſchen Literatur einnehmen, oder ob und was mit ihnen im Gegenſatz gegen die früheren Erſcheinungen Neues geleiſtet worden; hier kann ſichs nur darum handeln, welche Bedeutung der Thatſache überhaupt, daß Leſſing ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn auf dieſe Weiſe begonnen, beigelegt werden könne.

Sie beſteht in Nichts anderem, als daß er durch ſie ſich gerade zu dem, was man an ihrer Stelle zu erblicken erwarten möchte, auf die gründlichſte Weiſe vorbereitet, das heißt in der Kritik den Standpunkt eingenommen hat, welcher nunmehr unerläßlich war, um in dieſem Fache etwas anerkennenswerthes zu leiſten, und zu der Behandlung der Wiſſenſchaft, welche ihm eigen war, Kräfte geſammelt hat.

Faſſen wir den letzten Punkt zuerſt ins Auge, denn er iſt im Grunde ſchon früher erledigt worden.

Ich habe im zweiten Kapitel des erſten Buches erörtert, und brauche dies daher hier nicht zu wiederholen, daß die Urthat von Leſſings Geiſte in der Reflexion auf das menſchliche Thun in ſeiner eigenen Geiſtesthätigkeit beſtanden habe. Dieſe Reflexion mußte ſich, wie dort ebenfalls ſchon geſagt worden, der Natur der Sache nach, zuerſt auf den rein menſchlichen

Gemüths- und Lebensinhalt, der uns allen gegenwärtig ist, richten, und eine Darstellung von diesem und nichts anderes ist die dichterische Production, und in diesem Sinne hatte sich dieselbe schon in Meißen bei Lessing geregt. Aber damit nun sein Geist in dieser Selbstreflexion so weit erstarken konnte, daß er später sein wissenschaftliches Denken auf diese Weise zu objectiren vermochte, war es erforderlich, daß er auf dieser Stufe wirklich für eine Weile stehen blieb, und sich in dem Verhalten, das ihr eigenthümlich ist, recht eigentlich festsetzte. Das ist es, was er in jener Jugendperiode dichterischer Thätigkeit vollführt hat. Diese Thätigkeit muß für den inneren Charakter seiner Studienjahre wohl sehr bedeutend sein, denn sie bildet das einzige Gebiet, auf welchem er sich hier productiv erwiesen, und worin der Mensch produktiv ist, darin lebt er, das ist er; sie muß der Schwerpunkt derselben sein; die mannichfaltigen wissenschaftlichen Anregungen, die er hier, wie ich gezeigt habe, erfahren, sind dies fürs erste geblieben und haben bis auf spätere Veranlassung in seiner Seele nur gleichsam unterirdisch fortgewirkt. Das stimmt mit dem Gesagten genau überein. Es war in dieser Zeit Lessings Hauptaufgabe, die er durch das inwohnende Gesetz seines Entwickelungsganges gezwungen verfolgen mußte, sich eben auf jenem Standpunkt festzusetzen und die innere Urthat seines Geistes nach dieser besondern Richtung hin zu verwirklichen. Bald werden wir ihn tiefer greifen sehen, wobei ihm denn natürlich jenes einmal Erworbene unverloren blieb; er hat die poetische Production nie wieder ganz aufgegeben, nur daß die energischere Geistesthat, mit welcher er über sie hinausging, und auch das Denken und Wissen im Sinne des Dichtens auszuüben ermöglichte, auch diesem letztern selbst zu Gute kam und so allerdings seine dichterischen Jugendwerke von seinen späteren Dichtungen ganz in den Schatten gestellt wurden.

Was die Kritik anbetrifft, so kann man behaupten, daß es geradezu das Ausgehen von der ästhetischen Production gewesen ist, was Lessing den Sieg über alle seine Zeitgenossen verschafft hat. Die Gegensätze der Zeit sind zu bekannt, als daß ich sie näher ausführen dürfte; im Einzelnen wird noch oft von ihnen die Rede sein müssen, der Hauptfortschritt lag in der Lehre der Schweizer, welche den Gottschedianern gegenüber geltend machten, daß die Regeln der Dichtkunst nur durch die Ausübung der letzteren selbst gegeben werden könnten, und daß daher die Erfahrung des Dichters dem Kritisiren und Theoretisiren vorangehen müsse. So lehrten die Schweizer, aber seltsam, sie thaten nicht danach, ihre geistige Anlage hatte sie eben nur dazu befähigt, dies theoretisch einzusehen, sie aber nicht, ehe sie zu theoretisiren anfingen, selbst zu Dichtern werden lassen. Lessingen war dies gewährt, und so durfte er einerseits überhaupt vollkommen entschieden und frei auftreten, während jene, die sich erst hinterher an Klopstocks Messiade als am Gedichte, das ihrem Begriffe entspreche, anklammern, von dem Bewußtsein jenes Widerspruches niedergehalten und in die Halbheit der Vertretung eines neuen Princips in alter Weise zurückgedrängt werden, und anderntheils kann denn auch seine Kritik, in sofern sie nun wirklich auf der eigenen Erfahrung, auf dem lebenswarmen Bewußtsein des Ausführbaren und Wirkungsreichen ruhte, dem Wechselspiele der Wunderlichkeiten gegenüber, welche Schweizer und Gottschedianer gegen einander geltend machen, im Einzelnen entschieden das Gepräge geistiger Gesundheit tragen.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

günstigere Gelegenheit zu winken schien. Von diesem Getreibe war Leipzig vermöge seiner geographischen Lage in der Mitte der Landestheile, die bei demselben in Betracht kamen, und wegen der regelmäßig wiederkehrenden Messe eine Art von Mittelpunkt geworden. Und so war denn auch gerade von hier eine merkwürdige Umgestaltung des ganzen deutschen Theaterwesens ausgegangen. Gerade dieses war bis dahin eben so wie in seiner äußeren Form auch dem Geiste nach volksthümlich geblieben; die Staatsactionen und Hanswurstspiele und Volkstragödien, wie der Faust, welche auf ihr herrschten, sind als Ueberbleibsel der echt deutschen Dichtung anzusehen, welche im siebenzehnten Jahrhundert durch die gelehrte literarische Bildung, welche auf die Nachahmung der Alten hinwies, verdrängt worden war. Eben diese Bildung hatte Gottsched auch auf das Theaterwesen ausgedehnt; die Neubersche Gesellschaft hatte sich bereit finden lassen, die Hanswurstspiele und Staatsactionen durch Stücke nach französischem Geschmack zu ersetzen, und so war gerade jenes volksmäßige Herumziehen in Deutschland zu einem Mittel geworden, den alten Volksgeschmack zu unterdrücken; Gottsched selbst betrachtete die Schauspielertruppen, welche seinen Reformen huldigten, wie ich an einem andern Orte gezeigt habe, ganz eigentlich als seine Sendboten.

Es ist bis auf den heutigen Tag gebräuchlich, diese Wendung der Sache als eine Verkümmerung des natürlichen Entwickelungsganges, als ein Abreißen des historischen Fadens zu betrachten, wie denn Lessing selbst sie in der bekannten Stelle der Literaturbriefe so ansieht, wo er erklärt, Gottsched habe das deutsche Theater mit seiner Hinweisung auf das französische auf eine ganz falsche Bahn gelenkt; das alte deutsche Schauspiel sei vielmehr dem englischen verwandt, und an dieses hätte man also anknüpfen müssen. Aber dies ist eine Auffassung, welche der unbefangenen Nachwelt nicht ziemt, und die sich auch bei Lessing nicht finden würde, wäre er nicht allzu unmittelbar in die Vorgänge verwickelt gewesen. Abgesehen davon, daß wir nachgerade geschichtliche Erfahrung genug haben könnten, um einzusehen, daß es ein solches revolutionäres Abreißen des geschichtlichen Fadens gar nicht giebt, denn Alles, was vorgeht, geschieht ja in der Geschichte, und ist selbst das Ergebniß eines geschichtlichen Entwickelungsganges, ist nun vollends in dem vorliegenden Falle der Gang der Sache als ein durch die allgemeinen Gesetze der europäischen Entwickelung bedingter zu betrachten. Es ist den Völkern des neuen Europa in keinem Gebiete des Lebens vergönnt gewesen, sich rein aus sich selbst zu entwickeln, wie dies etwa bei den Griechen der Fall gewesen zu sein scheint; die entgegengesetztesten Geschichtsbetrachtungen erkennen an, daß sie in allem einer gewissen von außen hinzutretenden, strengen Zucht bedurft haben, um alsdann später allerdings eine desto kräftigere eigene Entwickelung zu beginnen. Diese äußere Zucht war für das deutsche Theater die Aufdrängung des französischen; daß eine Entfaltung des volksthümlichen deutschen aus sich selbst etwa zu der Kunsthöhe des englischen nicht möglich gewesen wäre, folgt ganz einfach daraus, daß sie nicht eingetreten ist, ja daß das volksthümliche Element nicht kräftig genug war, um auch nur jenes fremdländische abzuwehren.

Doch wie dem Allem auch sein möge — denn ich müßte mir selbst allzu sehr vorgreifen, wenn ich die Gegensätze, um die es sich hier handelt, jetzt schon in ihrer ganzen Tiefe zur Sprache bringen wollte — jedenfalls lag gerade Les-

sings Ausgangspunkt bei seinem Interesse für das Theater ganz und gar auf der Seite der Bildung; er selbst hätte für jetzt am wenigsten dem Volksthümlichen zu einer reinen Entwickelung verhelfen können, denn er war, wie oben gezeigt worden, durch die Lesung der römischen Lustspieldichter angeregt. Zwar wird gerade die Frische und Lebendigkeit, mit welcher er diese aufgefaßt hatte, ihm den Sinn für die volksthümlichen Elemente, welche das deutsche Theater noch besaß, erhalten haben, ja man darf vielleicht behaupten, daß er das römische Lustspiel selbst in gewissem Sinne als volksthümliches aufzufassen wußte, aber immer war er doch zunächst in diesem Kreise festgebannt; ein rein deutsches Theater würde er in jener Periode, in welcher sich eben sein dramatisches Interesse überhaupt erst ausbildete, vielleicht gänzlich unbeachtet gelassen haben; eine Erfüllung dessen, worauf ihn sein Genius schon in Meißen hingewiesen hatte, einen Boden für seine Wirksamkeit konnte er nur in dem nach gewissen Grundsätzen klassischer Bildung von Gottsched umgestalteten Theater finden, und insofern ist der Umstand, daß ihm gerade ein solches dargeboten wird, eben auch nur wieder als eine allergünstigste Fügung des Geschickes zu betrachten.

Zumal da die Gesellschaft, welche er in Leipzig antraf, so ganz streng rechtgläubig im Gottschedschen Sinne auch nicht mehr war.

Außer einem gewissen Nicolini, welcher seine Pantomimen — es scheinen Kinderballets gewesen zu sein — nach Blümners Theatergeschichte von Leipzig (S. 77) im Jahre 1748 in Leipzig gab, und den Lessing, nach einem seiner „Briefe" (III, 301. M. 306. H. VIII, 197. XII, 385.) jedenfalls hier gesehen hat, und zwar vielleicht schon 1747, spielte hier um jene Zeit wieder eine Neubersche Gesellschaft. Diese war freilich die ursprüngliche nicht mehr, mit welcher Johann Neuber Gottscheds Grundsätze in Deutschland zu verbreiten gesucht hatte, denn diese war 1743, nachdem sie einen verunglückten Versuch gemacht, am Russischen Hofe eine feste Anstellung zu erlangen, und Gottsched, der mit diesem Auswanderungsproject, das ihn eines allbereiten Werkzeuges beraubte, sehr unzufrieden war, seine Protection auf die Schönemannsche, welcher damals schon Ekhof angehörte, übertragen hatte, gänzlich auseinandergegangen, nicht ohne sich vorher auf die allbekannte Weise von dem früheren Gönner ganz sträflich emancipirt zu haben. Aber schon 1744 hatte Friederike Neuber, die Gattin jenes Prinzipals, die immer großen Antheil an der Leitung seines Geschäftes gehabt hatte — Neuber selbst verschwindet um diese Zeit aus der Geschichte — eine neue Gesellschaft zusammengebracht, in welcher, neben ihr selbst, mehrere bedeutende Talente glänzten. Lessing scheint sehr bald nicht bloß einen Zuschauer vor der Bühne abgegeben, sondern auch hinter die Coulissen Zutritt erhalten zu haben, ohne Zweifel wieder durch Mylius, dessen „Kuß" von dieser Gesellschaft aufgeführt wurde, und der seine „Schäferinsel" sogar auf ihr Anrathen ausgearbeitet hatte. Was ihm die Frau Neuber geworden, mag man daraus abnehmen, daß er sie später [1]) eine Frau von männlichen Einsichten in ihrer Kunst, ja in der Dramaturgie eine Schauspielerin nennt, wie Deutschland sie seitdem nicht wieder gehabt. Sie ist es, welche Lessing unmittelbar für das deutsche Theater gewonnen hat. Einst erntete, so wird uns erzählt,

[1]) Vorrede zu Mylius Schriften IV, 454. M. 490. H. XII, 385.

ein sogenanntes Originalschauspiel aus der Gottschedschen Schule auf dem Theater großen Beifall, Lessingen aber erschien es höchst kahl und mager. Man wollte ihm mit dem beliebten Grundsatze, Tadeln sei leichter als Bessermachen, den Mund stopfen, und dies veranlaßte ihn, seinen auf der Schule bereits angefangenen „jungen Gelehrten" wieder hervorzusuchen. Nachdem das Stück ausgearbeitet und, wie oben erwähnt, Kästnern zur Beurtheilung vorgelegt war, kam es, nach Lessings eigenem Bericht,[1]) vielleicht durch Mylius, in die Hände der Neuber. Auch ihr Urtheil verlangte er, aber statt des Urtheils erwies sie ihm die Ehre, die sie sonst einem angehenden Komödienschreiber nicht leicht zu erweisen pflegte, sie ließ das Stück aufführen[2]) und begrüßte ihn als ein theatralisches Genie, als eine Sonne der aufkeimenden Nationalbühne. Das Stück fand großen Beifall; um so mehr dürfen wir diesen Vorfall als einen derjenigen betrachten, welche einem ganzen Menschenleben eine bestimmte Richtung geben können. Außer der Frau Neuber übten auch die bedeutendsten unter ihren Schauspielern, Bruck, Heydrich und Koch,[3]) einen großen Einfluß auf Lessing aus, er lernte von ihnen, was sich aus Büchern nicht lernen läßt, das Technische der Kunst. Bruck war ein vortrefflicher Komiker, auch Heydrich scheint besonders im höheren Lustspiele heimisch gewesen zu sein, denn die Chronologie des deutschen Theaters meldet von ihm, daß sein schöner Wuchs und guter Anstand ihm vornehmlich Beruf zu Rollen gegeben, wie die eines Schmeichlers. Der bedeutendste unter ihnen war Koch. Er spielte die ersten tragischen Rollen; das so eben angeführte Buch belehrt uns, daß ihm nach dem Tode eines älteren Mitgliedes der Neuberschen Gesellschaft der Cato zugefallen. Auch hatte er eine Uebersetzung des Oedipe von Voltaire angefertigt, die in Wien gedruckt worden ist; auch hier spielte er die Titelrolle. Was er Lessingen galt, erhellt aus der in der Chronologie (S. 129) aufbehaltenen Notiz, daß dieser ein Trauerspiel — wir werden es sogleich kennen lernen, — das er, durch die Neubersche Bühne gereizt, angefangen und fast vollendet hatte, vernichtete, als er hörte, daß Koch die Neuberin verlassen wollte. Auch später dauerte die Verbindung zwischen ihnen fort; wir werden sehen, daß die Hoffnung, die Truppe, die Koch später gestiftet hatte, anzutreffen, bei einer der zahlreichen Aufenthaltsveränderungen Lessings in die Wagschale fällt.

Ein ferneres Verhältniß, das auf Lessings Liebe zum Theater gegründet war, ist seine Freundschaft mit Christian Felix Weiße, der durch Johann Heinrich Schlegel mit Lessing bekannt wurde. Auch Weiße brachte ein Interesse

---

[1]) IV, 3. M. 5. H. XII, 412. — [2]) Dies ist, nach Lessings eigener Angabe vor dem Stück, im Januar 1748 geschehen, und zwar, wie aus gewissen Angaben von K. Lessing folgt, welche unten vorkommen werden, im Anfange dieses Monats. „Den jungen Gelehrten," sagt die Chronologie des deutschen Theaters, „spielte Herr Wolfram" — ein Schauspieler, der sonst nicht gerühmt wird — „mit allem dem Pedantismus und der individuellen Beziehung auf Leipzig, die zu seinem Charakter gehören." — [3]) Brückner, den K. Lessing hier ebenfalls nennt, hat nie der Neuberschen Gesellschaft angehört und war zu jener Zeit noch gar nicht Schauspieler; von dem Verhältniß, in welchem er allerdings zu Lessing gestanden hat, wird also erst später die Rede sein können. Dagegen erinnert sich Lessing Kochs, Heydrichs, Brucks, so wie der Schauspielerinnen Lorenz und Kleefelder, (die bisherigen Ausgaben, und nach ihnen auch Danzel, lasen: Kleinfelder; vgl. H. XX, 2, 3 f.) in der ersten Abhandlung über den Plautus III, 21. M. 32. H. XI, 1, 29.

für das Theater auf die Universität mit. Es war schon im Knabenalter dadurch erweckt, daß er einst in Chemnitz der Aufführung einer biblischen Komödie von Christian Weise beizuwohnen Gelegenheit gehabt hatte, und durch einen Besuch der Neuberschen Gesellschaft in Altenburg, wo er erzogen wurde, genährt. Auch hatte er hier bereits ein Lustspiel, „die Matrone von Ephesus," das er später in veränderter Gestalt in seine Werke aufgenommen hat, entworfen. Dies scheint für eine Zeit lang eine sehr innige Verbindung und einen täglichen Umgang mit Lessing herbeigeführt zu haben. Um sich ein Freibillet zum Theater zu verschaffen, übersetzten sie gemeinschaftlich verschiedene französische Stücke, z. B. den Hannibal des Marivaux in gereimten Alexandrinern, den Spieler des Regnard und andere.[1]) Lessings junger Gelehrte veranlaßte Weiße auch, seinen Entwurf eines Lustspiels wieder hervorzusuchen, nämlich die so eben erwähnte „Matrone von Ephesus," wodurch denn wiederum Lessing angeregt wurde, ebendenselben Stoff zu bearbeiten.[2]) Ein ähnliches Verhältniß fand bei einem zweiten Stücke statt. Weiße schrieb ein Lustspiel, „der Leichtgläubige," in fünf Aufzügen, welches ebenfalls aufgeführt wurde. Lessing kritisirte es, warf ihm vor, daß es eine bloße pièce à tiroir sei[3]) und unterwarf diesen Stoff ebenfalls einer selbständigen Bearbeitung.[4]) Endlich scheinen die Freunde auch auf dem Felde der Tragödie miteinander gewetteifert zu haben. Es giebt unter Lessings dramatischen Fragmenten ein Paar Scenen mit der Ueberschrift: „Giangir oder der ver-

---

[1]) Weiße, Selbstbiographie S. 13. Die Angaben bei K. Lessing stimmen mit denjenigen Weißes genau überein, nur sind die letztern bisweilen vollständiger; eine der Hauptquellen K. Lessings für diesen Lebensabschnitt seines Bruders war ein Aufsatz von Weiße — s. K. Lessing I, 69. Der Hannibal scheint nicht gedruckt worden zu sein, wenigstens findet er sich in Gottscheds „nöthigem Vorrath" nicht (jetzt ist Lessings Uebersetzung abgedruckt in H. XI, 2, 347 f. B.); eine Uebersetzung des Spielers von Regnard, doch schwerlich die Weiße-Lessingsche, findet sich in dem ersten Bande der Schönemannschen Sammlung (Chronol. S. 135). — [2]) II, 553 ff. M. 57 f. Vgl. H. XI, 2, 369 f., wonach der Plan und der erste Entwurf, von Lachmann ungenau „Zweiter Plan" genannt (II, 553—557. M. 576—580. H. XI, 2, 375—378), wahrscheinlich in die Leipziger, der darauf folgende in die Hamburger Zeit fallen. Weiße wollte, als er Lessings Entwurf sah, sein Stück ins Feuer werfen, Lessing rettete es aber. Es erschien in der „Sammlung neuer Schauspiele, sowie sie auf Sebastianischem Schauplatze aufgeführt worden. Erster Band. Augsburg, bei Kletts Wittwe, 1764. Vgl. J. Minor in den Anzeigen für deutsches Alterthum V, 394, und dessen Chr. F. Weiße. Innsbruck 1880. S. 84 f. — [3]) Ueber den Ausdruck vgl. M. XI, 1, 216. H. VII, 185. Weiße hinterließ den Leichtgläubigen mit Lessings Anmerkungen in seinem Pulte. Selbstbiographie S. 15. Herr Prof. Dr. Chr. H. Weiße in Leipzig, der Enkel von Lessings Freunde, hat mir den literarischen Nachlaß des letzteren, so weit er in seine Hände gekommen, zur Durchsicht gefälligst anvertraut — das genannte Manuscript findet sich hier nicht. Eine Anzahl Briefe Lessings an Chr. F. Weiße war zuletzt in den Händen seines Schwiegersohnes, des verstorbenen Hofpredigers Frisch in Dresden, hat sich aber in dem Nachlaß desselben nicht vorgefunden. Aus einer Anzahl Briefe von Chr. F. Weiße an Uz, Blankenburg, Garve u. A., aus denen übrigens bereits vor einigen Jahren Einiges im Morgenblatt veröffentlicht worden, werde ich weiterhin interessante Notizen mittheilen können, die wenigstens noch nicht im richtigen Zusammenhang gewürdigt worden sind. (Danzel.) — [4]) „Er nahm dazu," sagt Weiße S. 14, „die Idee von dem Horner aus Wycherleys Country Wife, hat aber diesen Plan nie ausgeführt." Ebenso K. Lessing I, 68. Hier ist Weißes Gedächtniß untreu geworden, und ebenso irrt sich Schink, dessen Leben Lessings, so elend es sonst ist, in Bezug auf die dramatischen Werke immer nachgesehen zu werden verdient, wenn er die Notiz auf ein anderes Stück bezieht, nämlich den Misogynen. Vgl. M. II, 475 und H. XI, 2, 399 f.

schmähte Thron," und dem Datum 1748 den 17. April. Es ist nicht schwer, in ihnen das Trauerspiel zu erkennen, das wegen Kochs Abgang unbeendigt geblieben sein soll.[1]) Aber es müßte ein besonderes Zusammentreffen sein, wenn nicht Weißes Tragödie: Mustapha und Zeangir, die freilich erst 1760, so wie sie 1762 gedruckt worden ist, ausgearbeitet worden, dem Entwurfe nach derselben Zeit angehörte. Beide Stücke haben nämlich denselben Inhalt und ungefähr dieselben Personennamen, und erst durch das Weißesche und die Quellen, welche für dasselbe angegeben werden — Busbecqs epistolae turcicae, in der Selbstbiographie (S. 85) und vor dem Stücke selbst de Thous Geschichte seiner Zeit — kann man erkennen, was Lessing mit dem seinigen gewollt hat und den Titel desselben verstehen. So gering die Fragmente sind, welche von diesem Trauerspiel übrig sind, oder die Lessing vielmehr überhaupt aufgesetzt haben dürfte, so werden sie sich doch, wo ich eine Vergleichung derselben mit dem Weißeschen werde vornehmen können, als charakteristisch beurkunden. Uebrigens war das Verhältniß Lessings zu Weiße schon ein ganz anderes, als das zu den bisher genannten Freunden. Diese waren Lessingen in dieser Periode noch auf eine gewisse Weise überlegen, und dieser verdankte ihnen die Einführung in die Welt und Literatur; hier gestaltet sich die Sache umgekehrt. Zwar war Weiße anderthalb Jahr früher als Lessing auf die Universität gekommen, aber nichts desto weniger gesteht er selbst, nachdem er sich über die mangelhafte Vorbildung beklagt, die er auf der Schule erhalten, er habe durch Lessings Umgang, welcher mit schönen, zumal philologischen Kenntnissen genährt von der Meißner Fürstenschule gekommen sei, viel gewonnen; dieser theilte ihm alle seine Ideen mit, lehrte ihn die beste und neueste Literatur kennen und machte ihn mit der englischen Sprache bekannt, ja bei Gelegenheit des oben erwähnten „Leichtgläubigen" thut Weiße sogar die Aeußerung: er habe Lessing in Allem für seinen Meister erkannt. Es bedarf auch nur eines Blickes auf die literarische Stellung dieses Mannes, um einzusehen, daß es so hat sein müssen; wo wir nur immer wieder auf ihn zurückkommen werden, und es wird mehrere Male geschehen müssen, wird er immer im Lichte eines Geistes zweiter Größe, eines Mannes erscheinen, der nur in Ermanglung eines bessern mitrechnet, und der dies wohl gar, nicht ohne die heimliche Erbitterung der Schwäche, selbst fühlt. Das persönliche Verhältniß zu Lessing mag übrigens traulich gewesen sein, wie denn Weiße ein herzensguter und für alles Edle und Schöne, wenn es nur nicht einen zu hohen Flug nahm, empfänglicher Mann war, und so sehen wir auch noch spät Lessing zu ihm zurückkehren, wie man zu einem Jugendfreund zurückkehrt, mit dem man zwar im Grunde nichts mehr gemein hat, in dessen Gegenwart aber die traute Gewohnheit einer herzlichen Mittheilung wieder erwacht; von tieferer Art konnte die Verbindung zwischen Lessing und einem Manne, von welchem sein eigener Schwiegersohn[2]) sagt, daß Furchtsamkeit ein Hauptzug seines Charakters gewesen, nicht wohl sein; und eben dieser Zug und die daraus hervorgehende gefährliche Neigung, es mit keiner von zwei entgegengesetzten Parteien verderben zu wollen, brachte denn endlich auch zwanzig Jahre später eine Trennung zu Wege, die Lessing selbst-

[1]) Vgl. H. XI, 2, 368. Lessings Bruchstück von „Giangir" findet sich II. 420. M. 416. H. XI, 2, 359. — [2]) Im Anhange zur Selbstbiographie S. 288.

bewußt herbeiführte, und die Weiße in seiner Selbstbiographie wiederum nur beklagen kann.

Das war also in dieser Zeit Lessings Welt, der Umgang mit Weiße, Mylius, Kästner, Naumann und den Schauspielern, das Abfassen von Gedichten und Schauspielen und die kritische Prüfung derjenigen, welche seine Freunde abgefaßt hatten, endlich der Besuch des Theaters und die allmälige Heranbildung zu einer sachverständigen Beurtheilung seiner Leistungen. Wer kann daran zweifeln, daß er glücklich gewesen sei und mit sorglosem Blick in die Zukunft gesehen habe? Was sollte ihn auch drücken? Vielleicht dann und wann einiger Geldmangel, denn er hatte, wie Weiße sagt, ebensowenig wie seine Freunde viel zu verthun, aber das ist das Leiden, welches sich in froher Gesellschaft am leichtesten vergißt, auch half dem wieder seine schriftstellerische Thätigkeit einigermaßen ab — im Uebrigen mußte er sich wohl glücklich fühlen, denn es hat ja gerade dieses Treiben für junge Leute an und für sich nur allzuviel Reiz, und Lessing konnte obendrein ein gutes Gewissen dabei haben, denn er wirkte hier geradezu in seinem Lebensberuf.

Gleichwohl sollten ihm die Uebelstände, welche daraus hervorgehen mußten, daß dieser Lebensberuf außerhalb der hergebrachten Formen der Gesellschaft lag und erst durch ihn, wie oben gesagt ist, eine höhere Würde zu erhalten bestimmt war, sehr bald und dann sogleich in seltener Vollständigkeit fühlbar werden.

Schon in seinem jugendlichen Bekanntenkreise stieß er auf Mißbilligung seines Schriftstellerlebens. Er hatte einen Stubenburschen, der ein sehr fleißiger und geschickter Mann war, aber ganz und gar nicht zu ihm paßte. Dieser behauptete, wie Karl Leising erzählt, mit etwas zu großer Zuversicht und dictatorischer Freundschaft, man müsse so ordentlich und fleißig studiren wie er, oder es könne nicht gut gehen. Wir kennen diesen Stubenburschen schon: es war Joh. Fried. Fischer, der nachherige Rector der Thomasschule. Ein glückliches Ungefähr stellt es uns lebhaft vor Augen, wie jene freundschaftlichen Ermahnungen gelautet haben mögen. Man liest in des bekannten Schriftstellers und Musikkenners Friedrich Rochlitz Selbstbiographie folgende Anekdote. Rochlitz besuchte unter Fischers Rectorat die Thomasschule, und dieser hatte ihn, ohne Zweifel mit gutem Grunde, im Verdacht, daß er deutsche Bücher läse und sogar deutsche Gedichte machte. Da hielt er ihm nun bei seinem Abgange eine drohende Rede, von welcher der Schluß war: er habe ihn schon oft unter der Hand aufgefordert, seinen Sinn zu ändern. „Ich will nicht fragen, ob Er es gethan hat; hat Ers nicht gethan — so thue Er es jetzt und laß Er sich retten vom Verderben, denn dahin führts doch, und das dauert mich um so mehr, weil ich bei solchen Vergehungen allemal an ein Exempel denken muß, an ein Exempel aus meiner Jugend, das mir noch heute durch die Seele geht. Ich wills Ihm erzählen. Wie ich von Coburg hierher auf die Universität kam, da zog ich mit Einem zusammen, der schon ein Jahr da war, guter Leute Kind — ein Predigerssohn aus der Lausitz. Wir wohnten in der Burgstraße drüben in der alten Baderei. Was hatte Gott dem Menschen für Gaben gegeben! Was konnte der für Griechisch und Latein! Wir brauchten den Ernesti, der damals berühmt war, scilicet, den brauchten wir beide nicht. Zum Vergnügen fingen wir gleich damit an, den Thucydidem zu lesen. Was hätte aus dem werden können! Aber er

hatte auch so einen Hang! Er hatte schon vorher viel deutsch gelesen, nun gewöhnte er sich auch deutsch zu schreiben und machte deutsche Verse. Nun gings immer weiter und war kein Haltens mehr. Er war mein bester Freund, er war mein einziger auf der ganzen Universität, aber ich zog von ihm, ich konnts nicht mit ansehen. Er fing sogar an Komödien zu schreiben. Und nun — nun wurd' er nach und nach — ach ich mags nicht sagen! Frag Er nur die Leute, die 's verstehen; der Kerl hieß — Lessing." [1])

Noch ein anderer unter seinen Freunden mag bisweilen den Mentor bei ihm haben spielen wollen. Weiße erzählt selbst, er habe, so sehr er das Theater und die dramatische Dichtkunst geliebt, seinen Umgang mit den Schauspielern nicht ganz gebilligt.

Ernsthafter war der Conflict mit den Aeltern, welcher bei der Richtung, welche Lessing eingeschlagen hatte, über kurz oder lang nothwendig eintreten mußte. Wenn der Studirende sich häufig von den Angehörigen in der Heimath mit einem ängstlichen Mißtrauen betrachtet sieht, das schon darum verwerflich ist, weil es, wenn etwa ein Grund zu ihm vorhanden wäre, das Uebel nur ärger machen könnte, so hatte Lessing ein solches freilich durch seinen Umgang mit Mylius, welcher, von seinem Rufe in Leipzig abgesehen, in Kamenz unmöglich in gutem Andenken stehen konnte, beinahe herausgefordert. Um so mehr mußte die Kunde, daß er sich mit der schönen Literatur, ja mit Komödienmachen abgebe, und sogar mit Schauspielern Umgang pflege, in seinem älterlichen Hause Besorgnisse aufregen. Zumal der letztere Umstand erschien, nach den Vorurtheilen, die damals besonders unter dem geistlichen Stande herrschten, äußerst bedenklich; das Schauspiel galt, seitdem die weltlichen und allerdings dann auch sogleich gemeiniglich ziemlich lockern Stoffe an die Stelle der geistlichen getreten waren, und Bossuet gewisse Stellen der Kirchenväter über die Histrionen auf die modernen Schauspieler angewendet hatte, in den Augen der Gläubigen nicht nur für unheilig, sondern für die Stätte und das Reich aller Unheiligkeit selbst. Lessing erhielt eines Tages einen sehr ernsten Brief von seinem Vater, welcher eine Strafpredigt über die Vernachlässigung seines Zweckes, über den niederträchtigen Umgang mit Komödianten und über die anstößige Verbindung mit dem Freigeist Mylius enthielt, sowie eine sehr wohlgemeinte Vorstellung, daß er seine Liebhaberei dem die cur hic aufopfern müsse. Der Vater mochte ihm dabei wohl vorstellen, daß der Magistrat zu Kamenz, von welchem Lessing ein Stipendium genoß, das für Studirende der Theologie bestimmt war, ihm dasselbe bei solcher Lebensart entziehen könne oder gar wolle — und was sonst bei solcher Gelegenheit herkömmlich ist.

Die Aufnahme, welche dieser Brief bei Lessing fand, war eben so herkömmlich. Er lief mit ihm zu Weiße, warf ihn voll Wuth auf den Tisch und rief: „Lesen Sie einmal den Brief, den ich soeben von meinem Vater

---

[1]) Damit es nicht ein Anderer thue, muß ich doch anmerken, daß entweder Fischern oder Rochlitzen hier das Gedächtniß in einer Kleinigkeit untreu geworden ist. Fischer ist, nach Kuinoel p. VI, nicht nach Lessing, sondern zwei Jahre vor ihm auf die Universität gekommen. Uebrigens wohnte auch Klopstock damals in der Burgstraße in Leipzig. (Danzel.) Auch sonst ist Rochlitz ein unzuverlässiger Berichterstatter, der, um eine Anekdote anziehend zu erzählen, es mit der Wahrheit nicht genau nimmt; vgl. Schnorr, Archiv für Literaturgeschichte VIII, 171. (M. und B.)

erhalte!" In der ersten Hitze wollte er den Komödienzettel, auf welchen die Ankündigung des „jungen Gelehrten," dessen Aufführung nahe bevorstand, mit Beisetzung seines vollen Namens Gotthold Ephraim Lessing kommen sollte, an alle Herren des Raths zu Kamenz schicken; davon hielt Weiße ihn noch ab, aber die Antwort an den Vater mag dem Theater und den Schauspielern offenherzig genug das Wort geredet haben.

Unterdessen wurde der junge Gelehrte wirklich aufgeführt, und der Beifall, welchen er erhielt, war wenig geeignet die Ermahnungen des Vaters zu unterstützen. „Man darf mich nur in einer Sache loben," sagte er selbst in dem Briefe an die Mutter darüber, „wenn man haben will, daß ich sie mit mehrerm Ernste betreiben soll. Ich sann dahero Tag und Nacht, wie ich in einer Sache eine Stärke zeigen möchte, in der, wie ich glaubte, sich noch kein Deutscher allzu sehr hervorgethan hatte." Ebensowenig wird der Vater durch Lessings Apologie des Theaters andern Sinnes geworden sein, und so schien ein entscheidender Zusammenstoß unvermeidlich.

Diesen führte auch wirklich, wie es zu geschehen pflegt, ein an sich geringfügiger Umstand herbei.

Man pflegt einander in Sachsen zu Weihnachten mit einem gewissen Gebäck zu beschenken, das in Leipzig Stollen genannt wird. Einen solchen schickte Lessings Mutter durch einen Bekannten, der auf die Leipziger Neujahrsmesse ging, auch dem Sohne. Das zwischen diesem und den Aeltern obwaltende Verhältniß macht es sehr erklärlich, daß man diesen Freund zugleich beauftragte, sich in Leipzig nach der Aufführung Lessings zu erkundigen. Er brachte die tragische Nachricht zurück, daß Lessing nicht nur allerdings Komödienschreiber geworden sei, nicht nur wirklich mit Komödianten umgehe, sondern sogar den Weihnachtsstollen der Mutter bei einer Flasche Wein mit einigen Komödianten verzehrt habe.

Das mußte in dem Hause des Pastor Primarius zu Kamenz denn freilich für ein Zeichen äußerster Versunkenheit gelten. Die Mutter weinte bitterlich und gab ihren Sohn zeitlich und ewig verloren, und der Vater hielt es für nöthig, ein durchgreifendes Mittel zu versuchen, um ihn dem Verderben wo möglich noch zu entreißen: Lessing sollte sogleich nach Hause zurückkehren. Aber wie konnte man bei einem Menschen, der der Mutter Stollen mit Komödianten — vielleicht sogar mit Komödiantinnen! — getheilt hatte, noch auf Gehorsam gegen des Vaters Befehle rechnen? Dem frommen Manne blieb nichts übrig, als eine Nothlüge zu versuchen. Er schrieb dem verirrten Jünglinge: „Setze Dich, nach Empfang dieses, sogleich auf die Post und komm zu uns, Deine Mutter ist todtkrank und verlangt Dich vor ihrem Ende noch zu sprechen."

Indessen mußte sogleich die Eile, mit welcher Lessing dieser Weisung nachkam, die Aeltern entwaffnen. K. Lessing entwirft uns hier ein Familienbild in niederländischem Style, das anmuthig genug ist. Kurz nach dem Abgange des Rückberufungsschreibens an Lessing tritt ein starker Frost ein. Die Zärtlichkeit der Mutter erwacht, denn eine Winterreise war bei der Langsamkeit der damaligen Postbeförderung, wo man z. B. von Wittenberg bis Leipzig zwei Tage unter Weges war, keine Kleinigkeit, sie wünscht, so sehr sie seine Rückberufung betrieben, daß er diesmal nicht gehorchen möge, sie macht sich die bittersten Vorwürfe; wäre er doch lieber mit Freigeistern und

Komödianten ferner umgegangen, als auf dem Postwagen erfroren. Sie kann die Zeit nicht erwarten, da er kommen soll, und tröstet sich zugleich damit, daß er nicht kommen werde. Er wird nicht kommen, Ungehorsam lernt sich in böser Gesellschaft! Aber er kommt und tritt halb erfroren in die Stube. Man freut sich, den halb erfrornen Sohn wieder zu sehen und ist nur bekümmert, daß ihm die Kälte nachtheilig geworden sein könne. Mit noch immer bekümmertem Herzen kann die Mutter den Gedanken nicht bei sich behalten: „warum bist Du auch bei dem Froste gekommen?" „Sie wollten es ja," antwortet er harmlos und zittert dabei an Händen und Füßen, „es ahnte mir gleich, daß Sie nicht krank wären, und ich freue mich herzlich darüber." Kurz, aus dem Verweise, den man ihm zugedacht hatte, ward eine herzliche Unterredung. Bald sah denn auch der Vater, daß es so schlimm mit dem Sohne nicht stehe. Daß er sittlich unverdorben geblieben war, mußte unverkennbar sein; aber es zeigte sich auch, daß die Poesie und das Theater, so sehr er sich ihnen in der letzten Zeit gewidmet hatte, ihn keineswegs ganz in Anspruch genommen hatten; der Vater sah, daß er nicht, wie gewöhnliche Belletristen, die Wissenschaft verachtete, sondern mit ihm eben so gern von Literatur und Theologie redete wie mit andern vom Theater, und auch seinen Büchervorrath, der für einen armen Prediger sehr ansehnlich war, sehr wohl zu benutzen wußte. Lessing hatte in Leipzig doch immer viel gelernt, und als er nun gar eine Predigt machte, und zeigte, daß er alle Tage ein Prediger werden könnte, ward auch die Mutter ziemlich ausgesöhnt.

Auf diese Weise kam durch gegenseitige Zugeständnisse ein billiges Abkommen zu Stande. Die Aeltern gaben ihren Lieblingsgedanken auf, daß er Theolog werden sollte — wie hätte auch er, der nun doch einmal Komödien geschrieben hatte, wenigstens in der Vaterstadt die Kanzel betreten können? — und Lessing versprach die schönen Wissenschaften nur nebenbei zu treiben und übrigens, wie oben angeführt, Medicin und Philologie zu studiren, wobei denn die Möglichkeit, auf diesem Wege ein akademisches Lehramt zu erhalten, in Aussicht gestellt und so dem Vater wenigstens ein Theil seiner Hoffnungen gelassen wurde. Lessings Schulden wurden bezahlt, und wie sehr das Vertrauen zu ihm wieder hergestellt ward, zeigt der Umstand, daß man ihn, nachdem man ihn drei Monate zu Hause behalten, Ostern 1748 wieder nach Leipzig zurückkehren ließ.

Man wird nicht in Abrede stellen können, daß diese Episode, die uns zunächst in komischem Lichte erscheinen kann, für Lessing ein Glück gewesen sein dürfte. Der Beifall, welchen der junge Gelehrte fand, hätte den neunzehnjährigen Jüngling, und wenn er zehnmal ein Lessing gewesen wäre, doch zu sehr blenden, das lockende Schauspielerwesen doch zu viel Anziehungskraft auf ihn ausüben können. Er hat oft erzählt, er habe selbst mitzuspielen Lust bekommen, wenigstens in seinen eigenen Stücken. Einige haben gar behaupten wollen, er hätte kurz vor seiner Abreise nach Hause mit einem andern Bekannten auf das hamburgische Theater, d. h. zu Schönemann gehen wollen — das lag gar nicht fern; die meisten Schauspieler jener Zeit waren Studenten, welche wegen Armuth oder schlechter Lebensart ihre Studien nicht hatten beendigen können. Es würde Lessingen doch schwer geworden sein, sich, wenn er einmal in diese Kategorie gerathen wäre, wieder zu dem Standpunkte heraufzuarbeiten, den er, wie der Erfolg zeigt, einzunehmen bestimmt

war. Daher war es ganz gut, daß er auf eine Zeit lang in eine ganz andere Umgebung versetzt wurde. Zwar vergaß er auch in Kamenz seine Liebhabereien nicht. Er machte hier manches anakreontische Lied von Liebe und Wein. Es wird uns darüber folgende Anekdote erzählt. Eines Tages kam seine fromme Schwester auf seine Stube, da er eben ausgegangen war, sah diese Lieder, las sie, ärgerte sich nicht wenig darüber und entschloß sich, sie auch auf der Stelle in den Ofen zu werfen.[1]) Die kleinen Brüder verriethen es Lessingen, als er seine Papiere vermißte. Zur Strafe warf er ihr eine Handvoll Schnee in den Busen, um ihren frommen Eifer abzukühlen. Auch mit einem dramatischen Werke, das der Schwester freilich noch weniger gefallen haben dürfte, ging er hier um, nämlich mit der alten Jungfer; „wenigstens hatten ihn," sagt K. Lessing[2]) „einige Charaktere, die er daselbst beobachtete, zu dieser Schnurre veranlaßt." Aber die entgegengesetzte Anlage seines Geistes, das wissenschaftliche und gelehrte Interesse ward hier doch wieder in den Vordergrund gedrängt, und wie wir sehen werden, für die Dauer, und weiter verlangte Lessings Lebensbestimmung auch nichts von ihm.

Gleichwohl war mit dieser zeitweiligen Verbannung aus Leipzig nur erst Ein Act des Dramas abgespielt, das sich für Lessing aus seiner Verbindung mit dem Theater entwickelte.

Als Lessing nach Leipzig zurückgekehrt war, fand er keinen Grund, seine alten Bekanntschaften nicht wieder zu erneuern. Man kann sich leicht vorstellen, mit welcher Freude und mit welchen Neckereien Mylius ihn empfangen haben wird; in seinen Augen war er jetzt fast eben so gut aus den Händen des hölischen Feindes befreit, wie in den Augen des Vaters, da er dem Einfluß des Mylius entzogen war. Und was das Theater anbetrifft, so wird die Entbehrung von einigen Monaten seine Lust an demselben nur erhöht haben. So mag er denn das alte Leben wieder angefangen haben; er war früh bei den Proben, sagt der Biograph, und Abends bei den Vorstellungen; er studirte die Schauspielkunst mit einem Eifer, als wenn ein Lehrstuhl über sie für ihn errichtet werden sollte.

Und doch war es nicht sowohl der Umstand, daß er diese Elemente hier wieder antraf, als der fernere, daß sie aus Leipzig bald darauf verschwanden, was für Lessing eine Katastrophe veranlaßte.

Nämlich gerade um diese Zeit gerieth die Gesellschaft der Frau Neuber in entschiedenen Verfall, aus welchem sie sich nicht wieder erhoben hat. Man schreibt dies ihren Galanterien zu, über die sie ihr Geschäft vernachlässigte, vermuthlich mit Unrecht, denn die verdiente Frau zählte ihre Lebensjahre nach den Jahren des Jahrhunderts, gewiß aber ist, daß eine Anzahl ihrer besten Mitglieder sie jetzt verließ. Koch, Heydrich und Frau Lorenz mit ihrer Tochter, welche die Liebhaberinnen spielte, ließen sich in Wien anwerben. Dies war für Lessing die Quelle großer Verlegenheiten, denn er hatte sich für einen oder einige von ihnen verbürgt, und sie unterließen es, das Geld zu schicken. „Meine Schulden," sagt er in dem Briefe an seine Mutter, Berlin, d. 20. Jan. 1749, „waren bezahlt, und ich hätte nichts weniger vermuthet, als wieder darein

[1]) Es scheinen doch noch welche übrig geblieben zu sein, denn er bittet sich 1749 von Berlin aus die einigen Bogen Wein und Liebe aus: „Es sind freie Nachahmungen des Anakreons, wovon ich schon einige in Meißen gemacht habe." XII, 11. M. 16. H. XX, 1, 15. — [2]) Leben II, 334.

zu verfallen. Doch meine weitläuftige Bekanntschaft und die Lebensart, die meine Bekannte an mir gewohnt waren, ließen mich an eben dieser Klippe nochmals scheitern."

Er beschloß, Leipzig zu verlassen. Mylius hatte sich durch seine oben angeführte Preisschrift in Berlin Freunde erworben; wir lesen in seiner Selbstbiographie, daß er zur Beobachtung der ringförmigen Sonnenfinsterniß am 25. Juli 1748 dahin gereist sei, und dieselbe auch wirklich bei einem Hofrath Dobreslaw,[1]) so wie vierzehn Tage später eine Mondfinsterniß in Gemeinschaft mit dem königl. Astronomen Kies observirt habe, und bei dieser Gelegenheit auch mit Euler bekannt geworden sei. In Folge dessen mochte auch Lessing hoffen, in Berlin sein Glück zu finden. Als Weiße ihn eines Tages besuchen wollte, erfuhr er, daß er auf ein Paar Tage verreist sei. Er war aber mit seinem Vetter Lessing, der in Wittenberg studirte, und ihn gerade in Leipzig besuchte, abgereist, um sich zuerst in Wittenberg ein Paar Tage aufzuhalten und umzusehen, und dann noch zur Sonnenfinsterniß in Berlin einzutreffen. [2])

In Wittenberg ward Lessing krank, und wir können es ihm bei der Lage, in welcher er schwebte, wohl glauben, daß er sich selbst niemals zu einer unerträglichern Last gewesen als damals. Aber er erkannte darin eine göttliche Schickung, denn Mylius muß den Boden dort nicht so günstig gefunden haben, wie er gehofft hatte, wie würde er sonst nach neunwöchentlichem Aufenthalt, und obgleich er apud animum constituebat, sedem suam in posterum Berolini figere certam atque stabilem. nach Leipzig zurückgekehrt sein? Lessing beschloß also, nach seiner Genesung mit des Vaters Einwilligung den Winter in Wittenberg zu bleiben — wie er denn nach der Matrikel dieser Universität am 13. August 1748 unter dem Rector Math. Bose als von der Leipziger Universität kommend inscribirt worden ist.

Aber auch dabei blieb es nicht. Lessing sah, daß was in seiner Krankheit, und „durch andre Umstände, die er aber jetzt verschweigen will," vielleicht durch die Leipziger in Wittenberg geltend gemachten Forderungen, aufgegangen war, mehr als ein Quartal Stipendia ausmache, und er sich also auch hier nicht halten könne. Da nun Mylius, bald nachdem er Berlin verlassen, dahin ad exsequendum certum quoddam negotium, d. h. um die Vossische, damals Rüdigersche Zeitung zu schreiben, [3]) zurückberufen und dort am 6. November angekommen war, so entschloß sich auch Lessing, seine frü-

---

[1]) Vgl. H. XX, 2, 20. Anm. 3. — [2]) XII, 6. M. 11. H. XX, 1. 9. Lessing wäre also von Leipzig „durchgebrannt." Doch haben seine Gläubiger ihn wenigstens nicht gerichtlich belangt. Ich hatte mich an den Rector der Universität mit der Bitte gewendet, in dem Archive nachsehen oder nachsehen lassen zu dürfen, ob sich hier irgend eine Notiz über Lessing fände. Hierauf habe ich außer dem oben angeführten Datum seiner Immatriculation folgende Notiz erhalten: „Wann und wie er die Universität verlassen hat, darüber findet sich nichts; Verzeichnisse über den Abgang der einzelnen Studenten wurden damals, wo man dergleichen Dinge nicht so genau nahm, nicht gehalten, und es ist daher nicht unmöglich, daß Lessing ohne Abgangszeugniß von hier abgegangen ist. Vor Gericht hat er aber in den Jahren 1746—48 nicht gestanden, weder Schulden halber noch aus irgend einer andern Ursache, wenigstens kommt in den Gerichtsprotocollen für die Jahre 1746—48, die durchgegangen worden sind, sein Name nicht vor." (Danzel.) — [3]) Nicht die Spenersche, wie Kästner sagt — S. XII, 17. M. 22. H. XX, 1, 22. — Vgl. jedoch S. 189 und die Beilage dazu.

here Absicht wieder aufzunehmen, und ihn dorthin zu begleiten; denn von hier schreibt Lessing am 20. Januar 1749 (XII, 4. M. 9. H. XX, 1, 6.) an die Mutter „ich würde nicht so lange angestanden haben an Sie zu schreiben." Die Aeltern hatten es erst aus andrer Quelle erfahren müssen, daß er Wittenberg verlassen.

Einige erzählten, er sei zuerst nach Wien der Schauspielerin Lorenz nachgegangen, und von da erst nach Berlin. Es hilft nicht, daß man dagegen anführt, er habe, nach einem Briefe an seine spätere Frau (XII, 366. M. 434. H. XX, 1, 513.) von den theatralischen Talenten dieses Mädchens keine hohe Meinung gehegt, denn es soll nicht aus Liebe zur theatralischen Kunst, sondern aus Liebe zur schönen Künstlerin geschehen sein. Daß er in jener Zwischenzeit nach Berlin gegangen, wird durch die Wittenberger Inscription widerlegt; das Uebrige ist so wenig unwahrscheinlich, daß man sich wundern müßte, wenn nicht irgend etwas Derartiges zu berichten gewesen wäre. Jene Briefstelle selbst scheint dafür zu sprechen, daß doch etwas dran gewesen.

Uebrigens sind mit Lessings Abgang von Wittenberg seine Studentenjahre als geendigt zu betrachten: er war jetzt entschlossen, seinen Lebensweg als selbständiger Mann fortzusetzen. „Nach Hause," schreibt er, „komme ich nicht. Auf Universitäten gehe ich jetzo auch nicht wieder, weil außerdem die Schulden mit meinen Stipendiis nicht können bezahlt werden, und ich Ihnen diesen Aufwand nicht zumuthen kann."

Drittes Kapitel.

Mit den im vorigen Kapitel aufgezählten Werken hatte Lessing seine literarische Laufbahn angetreten. Die äußeren Verhältnisse, welche ihn dazu veranlaßten, sind angegeben, die Bedeutung, welche der Umstand, daß diese Werke alle dem Gebiet der poetischen Production angehören, für seine innere Entwickelung hat, ist erörtert, nun muß die nächste Aufgabe sein, zu ermitteln, welchen Platz dieselben in der Geschichte der deutschen Literatur einnehmen, und in wiefern der Mann, welcher später umgestaltend in dieselbe eingriff, etwa auch hier schon einen Schritt über seine Zeitgenossen hinausthut.

Hierbei kommen nicht allein die bereits genannten lyrischen Gedichte und Dramen in Betracht. Schon im Jahre 1749 erschien das Lustspiel „die alte Jungfer" einzeln in Berlin, so wie „Der Eremite. Eine Erzehlung. Kerapolis 1749" 16 S. in 4. (I, 112. M. 140. H. 238.) Ferner wird hier zugleich von allem Poetischen die Rede sein müssen, was sich in der Ausgabe von 1753—55 findet, ausgenommen die „Miß Sara Sampion," die einer ganz andern Entwickelungsphase angehört, und etwa die Epigramme, zu denen sich in Leipzig noch gar kein Anfang zeigt; von dem Uebrigen dürfte, außer dem bereits früher gedruckten — die alte Jungfer, so wie den Damon verwirft Lessing schon in der Vorrede zum 3. und 4. Theil ausdrücklich (IV, 5. M. 6. H. XII, 413 f.) und auch eine Anzahl von lyrischen Gedichten hat er

nicht wieder abdrucken lassen — und dem jungen Gelehrten, der erst hier erscheint, obgleich Lessing ihn schon früher drucken zu lassen beabsichtigt hatte (IV, 3. M. 5. H. XII, 412), auch der größte Theil der lyrischen Gedichte, welche schon 1751 in den „Kleinigkeiten" hinzugekommen waren, in der Leipziger Periode entstanden sein, da die zuletzt genannte Sammlung schon drei Jahre vorher abgeschlossen war.[1]) Und auch was sonst die genannte Gesammtausgabe Neues bringt, nämlich, außer dem bereits ausgeschlossenen, einige lyrische Gedichte und die Lustspiele „die Juden," nach Lessings eigener Angabe 1749, „der Misogyn" (1748), trägt vollkommen das Gepräge an sich, in Einem Zuge mit dem Uebrigen und in Folge der in Leipzig erfahrenen schriftstellerischen und theatralischen Anregungen entstanden zu sein, und darf um so mehr mit dem bereits Genannten unter dem Namen von Lessings Jugenddichtungen zusammengefaßt werden, da mit dieser Sammlung die lyrische Production Lessings ganz abschließt — satis est potuisse videri, sagt er selbst in der Vorrede zum dritten Theil — und in der dramatischen Production bis auf die „Miß Sara Sampson" 1755 eine Pause von 4 Jahren eintritt; denn daß die dramatischen Werke der Ausgabe von 1753—55, mit Ausnahme des „Schatzes" 1749 schon ziemlich weit gediehen waren — die letzte Hand freilich ist (IV, 5. M. 6. H. XII, 414.) an den Misogynen und den Freigeist, so wie auch an den Schatz, die 1755 erschienen, wohl erst um 1754 gelegt worden — beweist folgender Artikel in der Jenaischen gelehrten Zeitung im 81. St. den 18. Oktober dieses Jahres — ohne Zweifel von Naumann, der diese Zeitung, wie oben angeführt worden, um diese Zeit schrieb und die hier gegebenen Notizen aus einem Briefe von Lessing selbst erhalten haben dürfte: „Berlin. Man erwartet auch hier eine Sammlung lesenswürdiger Lustspiele, welche ehestens die Presse verlassen, und den sinnreichen Herrn Lessing aus Camenz in der Oberlausitz zum Verfasser haben. Man wird darinn folgende Stücke, deren Aufschriften die Neugier reizen, antreffen: 1) Den jungen Gelehrten, 2) Die alte Jungfer, 3) Die Stärke der Einbildung,[2]) 4) Weiber sind Weiber; in fünf Aufzügen, 5) Der Jude in einem Aufzuge, 6) Der Freigeist in fünf Aufzügen in Versen."[3]) Endlich gehört noch ein Theil des dramatischen Nachlasses, sowohl des von K. Lessing und Lachmann veröffentlichten, als der Nachträge, welche die Breslauer Papiere[4]) darbieten, theils nachweislich der Zeit, theils dem Geiste nach, in diese Periode. Ich glaube mir daher wenigstens nicht gar zu gewaltsam vorzugreifen, wenn ich alle diese Dinge schon hier bespreche; es wird sich zeigen, daß, was sonst über die zunächst folgenden Jahre gesagt werden muß, gänzlich auf die Zukunft und auf eine höhere Form von Lessings poetischer Produktion hinweist; in wiefern seine übrigen Beschäftigungen in die-

[1]) III, 268. M. 275. H. XII, 405, wo zurückverwiesen wird auf die Anzeige in der Vossischen Zeitung III, 190. M. 193. H. XII, 473, was ich nur bemerken will, damit man nicht etwa an eine Vorrede zu den Kleinigkeiten denkt, die Lachmann übersehen hätte; sie haben keine (I, 39. M. 48. H. 50.). Lessing bezeichnet schon in der Vossischen Zeitung 8 kleine Stücke, die er zu überschlagen bittet; sie stehen I, 67, 72—87. M. 86—104. H. 77—91 zerstreut; zwei von ihnen S. 72, 76. M. 86, 90. H. 77, 81 hat er gleichwohl 1753 wieder in seine Schriften aufgenommen. — [2]) Vielleicht der Misogyn? — [3]) XII, 16. M. 22. H. XX, 1, 21, wo Lessing dem Vater das Erscheinen dieses Bandes ankündigt. — [4]) Jetzt in H. XI, 2 veröffentlicht. (B.)

ſer Periode auf die dichteriſchen Jugendwerke, die eine Weile neben ihnen fortgehen, etwa dem Inhalt nach einen Einfluß üben, und wie die Umgeſtaltung einiger von denſelben in den verſchiedenen Ausgaben, und die Geſtalt, in welcher andere ziemlich lange nach ihrer Entſtehung an's Licht treten, durch die indeſſen eingetretene Fortbildung ſeiner theoretiſchen Anſichten bedingt werden, das wird, wenn es nöthig ſein ſollte, nachträglich an ſeinem Orte immer noch bemerkt werden können.

Faſſen wir nun den ſo umſchriebenen Kreis von Werken ins Auge, ſo müſſen wir uns vor Allem vergegenwärtigen, was ſie den Zeitgenoſſen galten. Sie galten ihnen für Meiſterwerke. Dies trifft beſonders die lyriſchen Gedichte. Michaelis ſagt von ihnen in einer Recenſion, von der ſpäter noch mehrmals die Rede ſein wird, in den Göttingiſchen gelehrten Anzeigen, den 13. December 1753: „haben wir irgend Poeſien mit Vergnügen und Bewunderung geleſen, ſo ſind es dieſe Leſſingiſchen. Ein Recenſent, der ſo oft ſchlechte und mittelmäßige Verſe zur Strafe und gute aus Pflicht leſen muß, verliert leicht etwas von Neugier und Empfindung, allein dieſe kleinen Arbeiten haben dem Recenſenten die Zeit der Arbeit und der Ruhe geraubet, daher wir bei andern Leſern eine noch heftigere Empfindung zuverläſſig hoffen. Die Lieder über Liebe und Wein ſind nicht einförmig" u. ſ. w. Leſſing war um dieſer Verschen willen in den Augen der Zeitgenoſſen ein großer Dichter: ſelbſt den Ausländern wurde er bekannt; es wird nach dem zweiten Stück der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freien Künſte in der Vorrede einer italieniſchen Ueberſetzung von Kleiſts Frühling, die unter dem Namen eines Herrn de Tagliazucchi erſchienen war, unter den Namen, die der Ueberſetzer geleſen hatte und als classici und castigati rühmen müſſe, neben Opitz, Canitz, Haller, Schlegel, Hagedorn, Gellert, Drollinger, Roſt, Gleim, Uz, Wieland, Pyra, Zachariä und Duſch auch Leſſing genannt, und in einer handſchriftlichen Notiz Nicolais, die für ſeine Correſpondenz in das zu Paris erſcheinende Journal étranger beſtimmt war, lieſt man: on dit que c'est à l'occasion d'un conte de deux paysans et de leur curé — ohne Zweifel „das Kruzifix" I, 110. M. 139. H. 237. — que les PP. Carmes déchaussés ont fait à Mr. Lessing l'honneur de mettre ses oeuvres à l'index expurgatoire. Ja Duſch will ſogar in ſeinen vermiſchten kritiſchen und ſatyriſchen Schriften 1758 S. 46 noch der Miß Sara Sampſon gegenüber geltend machen, Leſſing beſitze gar nicht den Geiſt des Theaters, ſondern vielmehr den der anakreontiſchen Poeſie, worauf Leſſing im 81. Literaturbriefe (VI, 211. M. 202. H. IX, 274. Vergl. Koberſtein „Grundriß" III, 4. 3017.) bitter genug anſpielt. Doch gelangten auch Leſſings Jugenddramen zu großer Berühmtheit. Die Jenaiſchen gelehrten Zeitungen ſagen (1754 den 24. Auguſt), dieſelben verdienten den beſten Werken der Ausländer an die Seite geſetzt zu werden, Michaelis erklärt wiederum in den Göttingiſchen gelehrten Anzeigen 1755 den 31. Mai den Freigeiſt für das Beſte, was er in Proſa von Leſſing geleſen habe: „es iſt," ſetzt er hinzu, „ſo aufgeweckt und reizend, daß es trotz des ernſthaften Inhalts eins der angenehmſten Stücke iſt!" Dieſem Urtheil der Kritik entſprach der Beifall auf dem Theater. Von dem jungen Gelehrten iſt in dieſer Beziehung ſchon die Rede geweſen; er ward dann freilich, wie Leſſing ſelbſt erzählt, in den Ruin der Neuberin verwickelt, wie er denn ja auch faſt nur für Leipzig geſchrie-

ben war, doch ist er, nach der Chronologie des deutschen Theaters (S. 129.) auch in Wien ein- oder zweimal aufgeführt worden, wohin ihn vielleicht Koch mitgenommen hatte, sowie er denn auch zu Doebbelins Repertoire gehörte (XIII, 279. H. XX, 2, 444.). Die Juden hat Doebbelin aufgeführt, die alte Jungfer Koch (Chron. S. 141), und dergleichen Notizen müßten sich noch mehrere geben lassen, denn Lessing schreibt 1749 den 10. April an den Vater, er wollte, er hätte beständig Comödien geschrieben, so wollte er in ganz andern Umständen sein, denn die von ihm nach Wien und Hannover gekommen, habe er sehr wohl bezahlt erhalten. Endlich waren der Schatz und der Freigeist noch zur Zeit der Dramaturgie auf dem Theater.

Dies Alles ist uns heutigen Tages unbegreiflich. Für uns sind alle diese Lessingschen Jugendwerke so gut wie verschollen, es liest sie Niemand mehr als der Literator von Fach, und besonders die Dramen stellen wir auf eine Linie mit denen der Frau Gottsched und Gellerts, und wenn sie uns ein wenig besser vorkommen, so meinen wir wohl selbst bescheiden genug, das möge im Grunde daher rühren, daß sie nun einmal Lessings Namen tragen; der wahre Lessing ist für uns erst der Lessing der Minna von Barnhelm, der Emilia Galotti, des Nathan, und allenfalls der Miß Sara, des Philotas und der Fabeln und Epigramme.

Aber eben darum müssen jene Jugendwerke, vom rein literarhistorischen Standpunkt aus betrachtet, nur um desto interessanter erscheinen. Sie sind in den Kreis einer gewissen Anschauungsweise gebannt, welche in unserer Zeit keine Stelle mehr findet, ja von welcher sich die unsrige durch einen totalen Fortschritt unterscheiden dürfte, aber sie müssen doch in jenem Kreise selbst eine bestimmte Stelle einnehmen, ja es wird sich aus dem Beifall, den sie gefunden, schließen lassen, daß sie selbst innerhalb seiner einen relativen Fortschritt bezeichnen. Welches wird nun diese Stelle, welches wird dieser Fortschritt sein? Und ist es nicht an und für sich interessant zu beobachten, wie der Geist des Mannes, der diese Formen zu durchbrechen bestimmt war, sich eine Weile in sie fügt, wie er sie ausdehnt, ehe er sie sprengt, wie er sie belebt, ehe er sie als todte Schale abwirft, und wie solchergestalt im Alten selbst die Keime des Neuen sichtbar werden?

Zwar was die alte Zeit in Sachen der deutschen Poesie so recht eigentlich bedeute, das ist eine kunsthistorische Frage, deren Beantwortung einen weiten Anlauf erfordert; sie wird erschöpfend nur erst da behandelt werden können, wo von der neuen Zeit die Rede sein wird, welche herbeizuführen Lessing mehr als irgend ein Andrer beigetragen hat. Und in sofern würde also auch erst hier den Jugendwerken Lessings ihre Stelle mit aller Genauigkeit angewiesen werden können. Indessen sind die Gesichtspunkte der Literaturgeschichte der neueren Zeit doch schon weit genug durchgebildet, daß, wenn wir hier nur zuvörderst in ihrer Sprache anzugeben versuchen, wie sich die Werke, um die es sich hier handelt, in den Gang der Literatur einreihen, sich dies späterhin mit wenigen Worten auf die allgemeineren Begriffe, die hier vielleicht aufgestellt werden können, wird zurückführen lassen.

Wie Lessing, als er zuerst auftrat, zwar bereits von vielfältigen Interessen bewegt, und eifrig bestrebt, aber der Natur der Sache nach noch ganz unfertig war, so war dies auch die Zeit, deren geistige Atmosphäre er ein-

athmen und von deren Leistungen und Gesichtspunkten er seinen Ausgang nehmen mußte.

Seit dem zweiten Viertel des siebenzehnten Jahrhunderts war die deutsche Literatur fremdländischen Einflüssen unterthan gewesen. Es hatte sich zum allgemeinen Vorurtheile gemacht, daß nur, was in den Formen der klassischen oder der derselben wirklich oder vorgeblich nachfolgenden modernen Poesie auftrete, auf Billigung Anspruch haben könne. Diese Ansicht fand sich gerechtfertigt durch das Beispiel der bildenden Künste, die ebenfalls und mit vielem Glücke so viel wie möglich auf das Alterthum zurückgingen, und durch den Umstand, daß die nationaldeutsche Dichtung des Mittelalters mit Ausnahme gewisser Nebenzweige, die später zu Pfropfreisern der neuen Kunstbildung wurden, wirklich vollständig abgeblüht hatte. Allein bald stellte es sich heraus, daß es mit dem bloßen Anschluß an alles und jedes fremdländische, das dem Alterthum nachzuahmen behauptete, nicht gethan sei; die Hinneigung zur italienischen Poesie hatte die Ungeheuerlichkeiten des Marinistischen Geschmackes nach Deutschland verpflanzt, und diese waren hier um so unerträglicher, da sie sich mit geistloser Willkür und ohne den begütigenden Reiz einer Sprache, in der man allenfalls über dem Wohlklange den Inhalt oder die Inhaltslosigkeit vergessen kann, aufdrängten. Dies mußte darauf führen, sich nach einem Princip umzusehen, das man bei der Aufnahme des Ausländischen, dessen Ansehen unangefochten blieb, anlegen könnte: sich über eine Aufgabe zu verständigen, die durch dasselbe gelöst werden sollte. Für diese Fragen hatte Gottsched die Antwort gefunden. Der gänzlich auf besonnene Verstandesthätigkeit gestellte Mann, welcher der Wolffschen Philosophie anhing, die das klare und deutliche Denken des Carteſius in allen Gebieten durchzuführen suchte, hatte die Einsicht gewonnen, was uns das Studium der alten Literaturen und derjenigen, welche bereits auf einem Studium derselben beruhten, zu geben bestimmt sei, könne nichts anders sein als formelle Bildung, Entschlagung von der Rohheit des Geschmackes, die zwar keineswegs, wie die ganze Zeit und auch Gottsched selbst glaubte, ein Merkmal aller nationalen Dichtung, die sich aus dem Mittelalter herschrieb, ist, zu welcher aber diese nach dem Schluß des Mittelalters und gegen die Zeit hin, da die Regeneratoren derselben im Sinne des Antiken auftraten, allerdings herabgesunken war. Und zwar hat Gottsched von diesem Princip der formellen Bildung ein so klares Bewußtsein gehabt, daß wir bei ihm die ausdrückliche Aeußerung antreffen, den Alten und den Franzosen, welche dieselben bereits vorzüglich von der Seite der formellen Bildung her aufgefaßt hatten, habe man nicht darum nachzuahmen, weil sie die Alten und die Franzosen seien, sondern weil die Regeln, nach denen sie ihre Werke abgefaßt, vernünftig seien.

Diese Ansicht hatte zu der Zeit, als Lessing in Leipzig studirte, nachdem Gottsched ein Vierteljahrhundert in Rede und Schrift und mit allen Mitteln einer eifrigen Propaganda für sie gekämpft hatte,[1]) einen vollständigen Sieg

[1]) Es ist eine interessante Frage, ob Lessing während seiner Studienjahre in Leipzig in irgend ein persönliches Verhältniß zu Gottsched getreten sei. Sie muß verneint werden. Sein Freund Mylius ist zwar im Grunde immer Gottschedianer geblieben, wie denn Lessing ihn auch in der Vorrede zu seinen Schriften so nennt, seine Gedichte tragen vollkommen den Stempel der Gottschedschen Gelegenheitspoesie; in Gottscheds kritischen

davon getragen, ja vielleicht einen vollständigeren, als Gottscheden selbst lieb war; die jüngere Generation, welche unter dem Einflusse seiner Lehren herangewachsen war, hatte jene formelle Bildung wirklich erreicht, die Schriftsteller, gegen welche er gekämpft hatte, die Lohenstein und Hoffmannswaldau waren wirklich im Begriff in Vergessenheit zu gerathen, und sein Streiten gegen sie begann also überflüssig zu werden, daher ein eigenthümliches Verhältniß mancher jüngeren Schriftsteller, als Gellerts, Kästners, Zachariäs und des größten Theiles der Bremer Beiträger zu ihm, die, ohne ihm gerade feind zu sein, ohne ausdrücklich andere Grundsätze zu befolgen als die seinigen, sich doch bei seinen Streitigkeiten nicht mehr betheiligen, sondern in unbefangener Production ihren eigenen Weg gehen. Aber Gottscheds Princip hatte zugleich auch im Allgemeinen bereits eine Ergänzung oder Correction erfahren. Wenn die formelle Bildung von uns ein verständiges Betragen, eine verständige Führung unserer Angelegenheiten jeder Art fordert, so liegt die Gefahr nahe, daß der bloße Verstand, die bloße Form, die Herrschaft gewinnt, was denn namentlich in der Poesie zu dem Verfahren jener niederdeutschen Köchinnen führt, die aus lauter Reinlichkeit lieber alle Farbe von Tisch und Bänken abscheuern. Daher stellten der kritischen Dichtkunst Gottscheds, welche jenen Grundsatz der Verständigkeit aufgestellt hatte, die Schweizer eine andere entgegen, deren praktisches Resultat dahin ging, daß in Sachen der Dichtkunst die wahre Verständigkeit und Bildung eben darin bestehe, daß man nicht bloß verständig und gebildet sein wolle, oder die die Rechte der Einbildungskraft in der Dichtung geltend machte, wie dieselben etwa von Haller und Hagedorn bereits in unbefangener Unmittelbarkeit ausgeübt worden waren.

Wenn nun damit das Princip Gottscheds keineswegs aufgehoben war, wie denn die Schweizer seine Polemik gegen die sogenannte zweite schlesische

---

Beiträgen finden sich ein Paar Abhandlungen von ihm, auf die ich noch werde zurückkommen müssen, von seinen Beiträgen zu den „Belustigungen," welche nicht unbedingt als Gottschedisch betrachtet werden können, nicht zu reden. Und am allermeisten zeigte er sich als Gottschedianer in den schon genannten „Bemühungen," wo nicht nur eine sehr heftige Kritik gegen Haller vorkommt, die Bodmer zu einer eigenen „Vertheidigung der Schweizerischen Muse des Herrn Hallers" veranlaßte, sondern wo auch eine heftige Fehde gegen Pyras „Erweis, daß die Gottschedsche Secte den Geschmack verderbe," — es war diese Schrift 1743 so wie die Fortsetzung des Erweises 1744 ausdrücklich gegen die „Bemühungen" selbst gerichtet — geführt wird. Wir erfahren aus der Vorrede zum zweiten Bande der „Bemühungen," daß man um dieser entschiedenen Färbung willen Gottsched und Schwabe selbst für die wahren Verfasser derselben hielt. Allein Mylius hat nur die äußere Veranlassung zu Lessings Schriftstellerei gegeben; die Richtung, welche dieser bei derselben einschlug, war schon im Voraus bestimmt. Und zu einer persönlichen Verbindung mit Gottsched hätte er ihm damals, wenn auch Lessing Neigung zu derselben empfunden haben sollte, gar nicht einmal behilflich sein können, denn er war gegenwärtig mit ihm zerfallen; in der schon genannten moralischen Zeitschrift nämlich „der Freigeist" oder sonst irgendwo, denn im Freigeist freilich habe ich mit angestrengtester Aufmerksamkeit keinen Grund zu einer solchen Verfeindung entdecken können, muß Mylius ein crimen laesae begangen haben, denn die Frau Gottsched stellt in einem Briefe an den Grafen Manteuffel den „Freigeist" mit Rost in Eine Linie. Indessen als später Mylius seine Reise nach Amerika antrat, besuchte er, laut seiner Tagebücher in Bernouillis Archiv, Gottsched doch wieder — wogegen Gottsched, als Lessing 1754 wieder nach Leipzig gekommen war, von dort aus in einem Briefe anfragt, ob der bekannte L. jetzt wirklich in Leipzig sei?

Schule vollkommen billigen, und ihn selbst bereitwillig anerkennen, sondern nur eine höhere Verständigung über die Bedeutung desselben eingetreten war, so konnten sich beide Richtungen, so heftig auch der Streit zwischen ihm, welcher sich nicht so wollte zurückweisen lassen und sich unter dem nicht bloß Verständigen nur das Unverständige vorstellen konnte, und den Gegnern, die sich nun an die Auswüchse des bloß Verständigen hielten, die aus seiner Schule hervorgegangen waren, entbrannte, bei den unbetheiligten Zuschauern sehr wohl in einer diagonalen Mitte vereinigen, wobei denn die einzelnen Individuen je nach ihrer besondern geistigen Organisation, immer noch mehr nach der einen oder andern Seite hin gravitiren mochten. So lesen wir in der Vorrede zu den Hällischen Bemühungen 1746, die von Cramer und Mylius herausgegeben wurden: „Uns deucht, daß die Schweizerischen Schriften von der Poesie mit der Gottschedschen Dichtkunst in einem Schranke hätten beisammen stehen können, ohne daß eine Schlacht unter ihnen würde vorgefallen sein, wie Swift von der alten Schriftsteller Büchern gedichtet hat. Wir sind nicht im Stande, denen gründlich zu antworten, die uns um die eigentlichen Ursachen dieses kritischen Zwiespaltes befragen; tantaene animis coelestibus irae! — Der Dichter, welcher dereinst diesen Kampf besingen wird, wird ohne Zweifel die Offenbarung der Musen so nöthig haben, als Homer, da er die Zwietracht Achills und Agamemnons und ihre Ursachen beschreiben wollte: „Τίς τ' ἄρ σφωε θεῶν ἔριδι ξυνέηκε μάχεσθαι." Von diesen beiden Männern ward Mylius, wie wir weiterhin sehen werden, mit Recht zu den Gottschedianern gerechnet, Cramer schließt sich Klopstocken so nahe an, wie kein anderer — und lebte dann wiederum, ebenso wie der letztere, mit Gellert, Gärtner, Zachariä, die ganz aus Gottscheds Schule hervorgegangen waren, in bester Eintracht. Auf ähnliche Weise sagt Meier in einer seiner kleinen Schriften, er würde dem Jünger der Poesie zuerst Breitingers Poetik in die Hand geben, weil in ihr der Begriff der Poesie überhaupt erläutert sei, dann die Gottschedsche, welche das Besondere besser erläutere, und eben dieser Mann tritt zuerst auf die Seite der Schweizer, dann neigt er sich wieder Gottscheden zu, wobei er denn aber gleichwohl zwar den Noah nicht, aber doch den Messias gelten läßt.

Aus diesem Allen ergiebt sich, daß um die Zeit von Lessings Auftreten die kritischen Gegensätze, welche einige Zeit vorher das literarische Deutschland in zwei feindliche Feldlager getheilt hatten, sich zu einem gewissen Standpunkte einer allgemeinen Bildung amalgamirt hatten, in deren ruhigem Besitze man ihrem Entstehen und den principiellen Fragen, aus deren Erörterung sie sich ergeben hatten, nicht weiter nachforschte.

Diese allgemeine Bildung ist der Boden, aus welchem Lessings poetische Jugendwerke entsprossen sind, wie er sich denn ja, wie oben angeführt worden, schon auf der Schule Hagedorn und seinen Nachfolgern, den Halleschen Dichtern, angeschlossen hatte, und dieser Standpunkt der Unmittelbarkeit macht es erklärlich, daß er productiv auftreten konnte, ohne sich sogleich an den kritischen und theoretischen Kämpfen, welche beiläufig noch immer fortwährten, zu betheiligen.

Aber nichts desto weniger, und gerade weil sie in jener Zeit in dem Boden allgemeiner Bildung wurzelten, können Lessings Jugendwerke den Begriffen der Neuzeit nicht entsprechen.

Die Bildung, von welcher hier die Rede ist, war zwar, insofern sie eine ganz formale war, das heißt, nur auf die allgemeinen Forderungen des Verstandes und der Einbildungskraft ging, welche sie dem Urtheil der Vernunft, die jeder Mensch und jedes Volk selbst besitze, unterwarf, und an keinen besondern Kunstformen als solchen haftete, nicht mehr geradezu antinational. Allein eben weil sie nur formal war, so war sie auch nicht positiv national; sie brachte es nur zu jenen allgemeinen Forderungen, es ging auf diesem Standpunkte — oben, als von Hagedorn gesprochen wurde, ist darauf hingewiesen — der Mensch zwar auf sich selbst zurück, aber nicht so energisch, nicht, wenn ich sagen darf, so entschlossen, daß er seine Besonderheit zu poniren gewagt hätte, oder daß eine eigenthümliche Kunst mit neuen Formen hätte entstehen können. Nun bedurfte es aber doch bei der unbefangenen Production, welche sich allerdings von dieser Unmittelbarkeit aus geltend machte, wenigstens bestimmter Kunstformen durchaus, und da konnte es nun nicht ausbleiben, daß man theils aus alter Gewohnheit, theils weil man überhaupt bei solcher Oberflächlichkeit der Anschauungsweise des Gegensatzes von Deutschem und Ausländischem sich noch gar nicht bewußt geworden war, doch wiederum auf ausländische Formen verfiel.

Dies findet bei den genannten Dichtern jener Zeit in mehr als einer Beziehung Statt.

Wir begegnen in ihnen überall mehr oder weniger einer ziemlich lockern sittlichen Auffassung. Sie halten sich zwar von dem Schmutz eines Lohenstein und Hoffmannswaldau frei, aber nichts desto weniger wird die Liebe lediglich von der sinnlichen Seite aufgefaßt; lauter Schäferinnen, die den Schäfern, sei es am Bach, oder auf dem Felde, oder im Hain, oder am Heerde, oder sonst Küsse und mehr gestatten sollen, gestatten oder gestattet haben, so daß Einem dabei ganz wunderlich zu Muthe werden möchte, und was das Schlimmste ist, wo die Naivität unschuldiger Mädchen geschildert wird, geschieht es nur, um in uns eine desto lebendigere Anschauung der Möglichkeit des Gegentheils hervorzurufen. Nun würde man zwar sehr im Irrthum sein, wollte man von diesen Gedichten einen Rückschluß auf die Dichter machen; diese sind gute, liebe Menschen gewesen, wohlerzogene junge Leute, die bis über die Ohren roth wurden, wenn sie gewürdigt wurden einer Dame die Hand zu küssen; das schlagendste Beispiel davon ist Weiße, der, wenn es ihn früher gar nichts gekostet hatte, z. B. die Chloe vom Damötas im Bade belauschen zu lassen, und das oftmals:

In diesen schwülen Sommertagen
Hat er ihr oftmals zugesehn,
Und er ist jung, und sie ist schön —
Ich will nichts weiter sagen,

was doch auf alle Weise kein gleichgiltiges Ding ist, gleichwohl zuletzt mit Wahrheit versichern kann:

Ich sang von Chloen und Selinden,
Doch lebt ich unschuldsvoll und rein
Und haßte die beliebten Sünden,
Die uns nach dem Genusse reu'n.

Denn in seinem Alter mußte er, der Vater von vier Kindern, sich in einer gewissen Schrift, die er aus gewissen Gründen nicht ungelesen lassen konnte,

gewisse Zoten erst von Blankenburg erklären lassen. Die Lüsternheit in den Versen dieser Dichter ist bloß poetische Observanz; wie in der Malerei der Eine die Gegenstände von der Seite der Farben und ihrer Gegensätze und Harmonien, der Andere von Seiten der Gestalt auffaßt und nachbildet, ein Dritter mit specifischem Sinn für die Gruppirung begabt ist, woraus denn verschiedene Style entstehen; so mag man auch wohl bei der Liebe, die eine sinnliche und eine geistige, gemüthliche Seite hat, die eine oder die andere vorzüglich ins Auge fassen. Aber darin, daß diese Dichter die erstere wählten, während es ihnen doch nicht Ernst damit war — es finden sich fast bei Allen dergleichen Palinodien, wie die angeführte von Weiße, mit denen es immer auf das Vita verecunda est, Musa iocosa mihi, womit sich Lessing seinem Vater gegenüber entschuldigt, hinausläuft — liegt ein innerer Widerspruch, denn wenn auch nicht Alles, was der Lyriker sagt, dafür gehalten werden darf, daß es von ihm persönlich gelte, die Gefühlsweise, der Grundton seiner Gedichte müssen ihm doch von Herzen gehen. Sie waren auch den Mustern dieser Männer von Herzen gegangen, denn die Völker des südlichen Europa fassen die Liebe vorwaltend nach der sinnlichen Seite hin auf, und diese hüllt bei ihnen das Gemüthselement ebenso ein, wie wir das Umgekehrte verlangen, aber da war es denn doch ein großer Mangel an Energie der Auffassung, an Ermannung des innern Sinns, daß unsere Dichter, wenn und insofern sie dichteten, sich in dieser Beziehung ihrer Deutschheit zuvor entledigen zu müssen glaubten.

Auch Lessingen ist es, wie schon angedeutet, nicht erlassen gewesen, in seiner Jugend dem Zeitalter in diesem Punkte seinen Zoll zu entrichten, denn auch hier finden wir uns in jene vorsündfluthliche Zeit versetzt, wo sie, nach den Worten des Puppenspiels,

Sich begeh' und sich begatte
In alle grüne Schatte;

und dasjenige seiner Gedichte, welches am entschiedensten an sein Vorbild Hagedorn erinnert, „die Haushaltung" (I, 44. M. 51. H. 54.), und das nichts ist als eine Zusammenziehung von des letztern „ordentlichem Hausstand" (Werke v. Eschenburg, III, 41), enthält nun vollends gar nichts anderes, als ein Beispiel von dem, was der grobe deutsche Hegel bei Gelegenheit des Boccaccio irgendwo „Liebes- und Ehebruchsgeschichten" nennt. Lessing ist sogar als Nachahmer des Lafontaine aufgetreten. Die „kranke Pulcheria" (I, 127. M. 158. H. 252) ist nach seiner eigenen Angabe eine Uebersetzung aus den contes desselben, und das für sich erschienene Gedicht, „der Eremit" (I, 112. M. 140. H. 238) ist ganz in seinem Sinne gedichtet. Der Stoff des letztern Gedichtes dürfte aus den Lettres Juives des Marquis d'Argens gezogen sein. Je vais te raconter l'histoire d'un Dervis, schreibt Isaac Onis aus Constantinopel an Aaron Monceca (Lettre XVII. p. 152 de l'éd. de 1742), arrivée lorsque j'étois à Adrianople; tu y trouveras un juste équivalent de celles que tu m'écris quelquesfois sur les Moines Nazariens. Ce Dervis s'étoit retiré dans un hermitage éloigné d'une demi-lieue de la ville. Il restoit des semaines entières sans en sortir: la porte étoit fermée, on disoit qu'il avoit alors des extases pendant lesquelles l'Ange Gabriel venoit s'entretenir familièrement avec lui. Sa réputation augmenta, on accouroit pour le consulter de tous les côtés; beaucoup de gens alloient faire des retraites chez

lui. Les femmes voulurent connoître ce saint personnage. Plusieurs se rendirent à l'hermitage, elles en revinrent fort édifiées. L'humeur jalouse de quelques Turcs ne s'accommoda pas de ces fréquentes visites, et les maris défendirent à leurs femmes de retourner chez le Dervis. Elles allèrent se plaindre au Cadi et lui dirent qu'on vouloit les empêcher d'aller chez le Saint. Le Juge les renvoia et ne voulut rien décider. Cette affaire ayant fait éclat, le Dervis en fut instruit: il resolut en tirer avantage. Il s'en falloit bien qu'il étoit aussi dévot qu'il le paroissoit, et parmi les femmes qui l'étoient allé voir plus de trois auroient pu certifier ce fait. Da kombabisirt er denn einen Leichnam, hängt sich das Glied desselben um den Hals und täuscht dadurch die Männer, während die Weiber um so ungehinderter des wahren Sachverhaltes inne werden; endlich wird die Sache durch Eifersucht einer Frau ans Licht gebracht. In Lessings Erzählung, welche „den lehrreichen Mährchen, mit welchen das weise Alter des göttlichen Voltaire die junge Welt beschenkte" (Dramaturgie St. X), vollkommen ebenbürtig an die Seite tritt, wird nur die Entmannung weggelassen und die Entdeckung gleich bei der richterlichen Untersuchung herbeigeführt, wo denn die Pointe darin liegt, daß auch die Frau des Richters, der sich einen großen Spaß daraus macht, das Schicksal der übrigen Honoratioren aufzudecken, der Sünde schuldig erfunden wird, doch zeigt der Schluß des in seiner Art ganz vortrefflichen Gedichtes,. daß Lessing sehr wohl wußte, wes Geistes Kind diese liederliche Art von Poesie sei:

Daß man von der Erzählung nicht
Als einem Weibermährchen spricht,
So mach' ich sie zum Lehrgedicht
Durch beigefügten Unterricht:
Wer seines Nächsten Schande sucht,
Wird selber seine Schande finden!
Nicht wahr, so liest man mich mit Frucht,
Und ich erzähle sonder Sünden?

Auch im Uebrigen thut Lessing gerade in dieser petite poésie einen entschiedenen Fortschritt über die Mitstrebenden hinaus. Ich lasse einen Zeitgenossen reden. Es findet sich in den: „Neuen Erweiterungen [1]) der Erkenntniß und des Vergnügens," Leipzig 1759. XII, 146 ff. ein Sendschreiben über seine lyrischen Gedichte. Hier heißt es: „Herr Lessing hat sich einen Weg gebahnt, dem weder der Uzische noch der Gleimsche ähnlich ist. Ueber-

[1]) 1753—1759 oder vielmehr 1762. Frankfurt und Leipzig. Nach Heinzmann, Analekten für die Literatur von G. E. Lessing, 3 Bde. II, S. XIII, sollte L. an dieser Zeitschrift — die übrigens allerdings ausgezeichnete Aufsätze enthält — Antheil gehabt haben. Dies wird von Mohnike in s. Lessingianis S. 158 dadurch noch nicht widerlegt, daß „im Gegentheil" Aufsätze gegen Lessing in ihr vorkommen, denn es finden sich auch dergleichen zu seiner Vertheidigung. Aber seine Mitarbeit ist allerdings unwahrscheinlich. Es findet sich ein Vorwort von Johann Daniel Titius, ordentl. Professor der Physik in Wittenberg, das erklärt, es sei anfangs eine Gesellschaft Freunde gewesen, die das Werk in Leipzig begonnen; später sei die Besorgung freilich meistens auf ihn gefallen. T. stand, wenigstens in andern Angelegenheiten, mit Kästner in Beziehung, aber L. war 1753 nicht in Leipzig und später mit selbstständigen Planen beschäftigt, so daß er auch keiner der neuen Mitarbeiter sein wird, die T. angenommen haben will. Endlich findet sich in der Zeitschrift nichts, das bestimmte Gründe darbietet, gerade an ihn zu denken, so wie sich auch, wie Lessing die Zeitschrift in der Vossischen Zeitung recensirt (III, 394 u. 399. M. 397. 403. H. XII. 501, 514), eine Mitarbeit von seiner Seite nicht verräth.

haupt ist dieser Dichter ganz eigen. Seine übrigen ernsteren Einsichten, seine bündige Art zu denken, hat ihn auch in den Liedern nicht ganz verlassen dürfen, und man findet den Philosophen, ehe man es vermuthet." — Doch bekommen die Gedichte einen überaus komischen Anstrich — es ist der scheinbare Ernst gemeint in dem philosophischen Trinker und den Planetenbewohnern — dann seien auch die Ueberschriften besonders gut gewählt. — „Herr Uz fliegt beinahe immer auf der Ode Flügeln. Dieser unordentliche Flug verträgt sich nicht mit dem ordentlichen geschlossenen Vortrage, den man der Muse des Hrn. L. zugestehen muß. Und Hr. Gleim, ob man gleich hin und wieder viel Annehmlichkeit (Aehnlichkeit?) im Charakter seiner und der Lessingschen Lieder findet, bleibt doch allemal der feine, naive, der zärtliche Gleim, gegen den Hrn. Lessings Manier so zu sagen etwas steif ist." Besonders aber zeigt sich bei Lessing ein neuer Aufschwung darin, daß er an die Stelle des tändelnden Weinliedes der Anakreontiker — wir werden später sehen, daß er sich von diesem zuerst entschieden lossagt — das ächte deutsche Trinklied treten läßt; es ist in dieser Beziehung entweder sehr charakteristisch oder doch ein glückliches Zusammentreffen, wenn er über den Vorzug der Alten und Neuen mit den Worten zu entscheiden wünscht:

Geschmack und Witz, es frei zu sagen,
War bei den Alten allgemein,
Warum? Sie tranken alle Wein;
Doch ihr Geschmack war noch nicht fein.
Warum? Sie mischten Wasser drein.

Sein Lied, die drei Reiche der Natur (I, 68. M. 81. H. 73), ist voll ächten Kneipgenies, und wie fällt gegen den Einfall, man möge sich beim Gewitter nicht fürchten, denn

Zeus schlägt ins Meer,
Sollt' er in seinen Nectar schlagen?

der ähnliche von Weiße ab, der auf den Vorwurf, daß die Sonne immer so viel früher aufstehe als er, die Antwort giebt:

Wahrhaftig! kann es anders sein?
Der gute Titan! geht er unter,
So trinkt er Wasser: tränk er Wein,
So würd' er auch wohl später munter.

Nach einer andern Seite hin verändert sich unter Lessings Händen das Ueberlieferte in Bezug auf die Form. Hagedorns Lyrik, auf welche hier Alles zurückzuführen ist, trägt noch einen ganz ausländischen Charakter, wie er denn auch in der Vorrede zu seinen Oden und Liedern immer auf die „singenden Franzosen" zurückweist. Zwar von der Ode, welche immer auf Stelzen einhergeht und in Deutschland niemals einheimisch geworden ist, weil die deutsche Dichtung auf unbefangenen Ausdruck des Innern angewiesen ist, will er selbst nicht viel wissen; seine Gedichte wünschen, wie er sagt, nicht so sehr den erhabenen als den gefälligen Charakter der Ode zu besitzen, durch welchen sie ihre Vorzüge reizender und gesellschaftlicher macht, und in diesem Sinne wird er eben, besonders für die Gedichte, die zugleich singbar sind, die Bestimmung Lieder hinzugesetzt haben. Aber sein Lied ist nicht das ächte deutsche Lied, welches erst Goethe wieder erweckt hat; es ist nur chanson; es spielt nur mit den Gegenständen, es ergeht sich in Gegensätzen und Witzspielen, und

vor Allem ist es voll Refrains, welche dadurch, daß sie immer wieder passend sind, den Verstand angenehm beschäftigen — Alles Reize, welche das deutsche Lied, in welchem nur das Gemüth seinen Ausdruck sucht, verschmähen kann. Hagedornen schlossen sich die Hallenser an, jedoch mit Hinzuthuung eines neuen Elementes, der Anakreontica; wie wenig aber diese einen eigentlich liederartigen Charakter haben, bedarf keines Beweises; alles Tändelnde ist dem deutschen Charakter von vornherein fremd. Das war der Boden, auf dem Lessing stand; der erste Blick in Hagedorns Lieder, die ihm alle bekannt sein konnten, denn 1747 waren die Oden und Lieder in 5 Büchern erschienen, beweist ihren Einfluß auf ihn, von welchem auch schon ein Beispiel angeführt worden ist; Langes und Pyras Gedichte, deren Benutzung durch Lessing wegen seines spätern Verhältnisses zu dem ersteren nachweisen zu können von Interesse sein würde, haben allerdings so bestimmte Spuren bei ihm nicht hinterlassen, um aber sein damaliges Verhältniß zu Gleim vor Augen zu haben, braucht man nur die scherzhaften Lieder desselben 1745 und Lessings Lieder nebeneinander aufzuschlagen: überall findet man, daß diese geradezu in die Weise jener hineingedichtet sind oder sich wie ein Nachhall derselben ausnehmen; namentlich nimmt eine Wendung, von welcher Lessing, wie schon oben angeführt worden, einen geschickten Gebrauch gemacht, bei Gleim eine bedeutende Stelle ein: es ist die Perfiflage der Gelehrsamkeit, nur daß diese freilich bei Gleim einen mehr frivolen Charakter trägt, während sie bei Lessing aus dem gesunden Humor eines jungen Mannes hervorgeht, der selbst um Gelehrsamkeit bemüht ist. Auch schließt sich Lessing an Gleim damit an, daß er, nachdem dieser die erste Hälfte der fünften Ode des Catull bearbeitet — sämmtliche Werke v. Körte I, 74 — die zweite (da mihi basia mille) in ein Lied umgestaltet I, 61. M. 72. H. 67. [1]) Gleims „Lieder" werden auch 1751 in der Vossischen Zeitung von Lessing ausdrücklich gelobt. (III, 165. M. 168. H. XII, 450). Wenn es nun aber darauf ankommt, anzugeben, was denn Lessingen diesen Allen gegenüber eigenthümlich sei, so ist es gerade nichts weniger als eine Annäherung an den wahren Charakter des Liedes, wie dies Herder, der die Quelle des wahren Liedes zuerst wieder erschlossen, in einer Recension in der Allgemeinen deutschen Bibliothek ganz richtig andeutet. Lessings Lyrik verdient überhaupt weniger diesen Namen, als sie vielmehr der sogenannten petite poésie der Franzosen angehört, und sein Verdienst beschränkt sich darauf, das herausgebildet zu haben, worauf diese ganz und gar hinweist. Schon Hagedornen macht in der Vorrede zu den Oden und Liedern der Unterschied zwischen dem Lied und dem Epigramme zu schaffen; er führt eine Stelle aus dem Guardian an, wo den Franzosen vorgeworfen wird, sie machten viele Sinngedichte zu Liedern, was darauf zurückzuführen sein möge, sagt Hagedorn, daß manche französische Lieder nur aus einer Strophe beständen, doch kämen allerdings in vielen derselben allzu epigrammatische und sinnreiche Einfälle des spielenden Witzes vor. Dies epigrammatische Element tritt nun bei Lessing ganz entschieden in den Vordergrund, wie z. B. der Vergleich des, wie oben angeführt, von ihm nachgeahmten Liedes von Hagedorn mit dem Original so-

[1]) In der Biene (I, 63. M. 75. H. 69.) erkennt jeder die bekannten Stücke des Moschus unter den Anakreonticis, und so dürfte, bei genügender Belesenheit in diesen Dingen, in Lessings Liedern ebensowohl gar Manches auf Frühere zurückzuführen sein, wie dies bei den Epigrammen geschehen ist.

gleich zeigt; und ist nicht folgendes Lied (I, 60. M. 72. H. 67.) ganz und gar ein Epigramm?

Mein Esel sicherlich
Muß klüger sein als ich.
Ja klüger muß er sein!
Er fand sich selbst in Stall hinein
Und kam doch von der Tränke.
Man denke!

Wenigstens sehe ich nicht ein, worin es sich von folgendem Gedicht unterscheidet, das unter den Epigrammen (I, 11. M. 14. H. 130.) steht:

Ein Hurenhaus gerieth um Mitternacht in Brand;
Schnell sprang, zum Löschen oder Retten,
Ein Dutzend Mönche von den Betten.
Wo waren die? Sie waren — — bei der Hand.
Ein Hurenhaus gerieth in Brand.

Endlich hat Lessing das Epigramm: die Vorspiele der Versöhnung (I, 26. M. 32. H. 144.) selbst erst später aus den Liedern in diese Abtheilung versetzt. Und so ist denn Lessings Thätigkeit im Fache der petite poésie gänzlich ins Epigramm ausgelaufen, worüber an einem andern Orte das Nähere. Auch macht sich diese Consequenz noch auf eine besondere Weise bemerkbar. Lessing hat bekanntlich auch einige Oden geschrieben. „Ich gebe ihnen nur mit Zittern diesen Namen," sagt er in der Vorrede der Schriften, und wer kann zweifeln, daß dies das Feld nicht war, auf dem er groß werden konnte? Es wird zu seinen Pflichten als Verfasser des gelehrten Artikels in der Vossischen Zeitung gehört haben, den Jahresanfang und den Geburtstag des Königs zu besingen, und daran haben sich denn noch einige andere Versuche der Art angeschlossen. In der That macht er sich selbst bald darüber lustig; er schreibt an Gleim (XII, 82. M. 99. H. XX. 1, 109.): „Sie verlangen von mir eine Ode auf Ihren König? — Ich bin auf Ihr Anrathen bei Halberstadt den alten Juden hinangeklettert und habe ihm den steinern Bart gestreichelt, ob ich mir gleich meines Schwindels nur allzuwohl bewußt war. Warum sollte ich mich auf Ihr Wort nicht noch höher versteigen?" — Und da findet sich denn unter gewissen Odengerippen, die er Gleimen überschickt hat, eins (Orpheus I, 207. M. 247. H. 116.), das auf äußerst witzige Weise den epigrammatischen Ton der alten Ode dadurch persiflirt, daß es die einzelnen Strophen aus wirklichen Epigrammen bestehen läßt.

Auch einige Fragmente von Gedichten didactischer Art hat Lessing 1753 in seine Schriften mit aufgenommen. Sie sind durch die Hallerschen hervorgerufen, wie denn auch Haller in Einem von ihnen (I, 184. M. 218. H. 177.) erwähnt wird [1]) — eine Anlehnung, welche beweist, wie Lessing sich Alles, was bis dahin Bedeutendes vorhanden war, innerlich zu eigen zu machen suchte, und wie wenig er dabei von fremdem Beispiel abhängig war, denn

[1]) Die Verse (I, 175. M. 208. H. 169.):

Ins Innre der Natur dringt nie dein kurzer Blick,
Dein Wissen ist zu leicht und nur des Pöbels Glück,

erinnern an jene bekannten, deren Anführung durch Nicolai von Goethe verspottet wird; sie finden sich in Hallers Gedichten 1778 S. 104. Vgl. Schnorr, Archiv für Literaturgeschichte, IX, 264. Kästner, die Kometen, in den „Belustigungen" VI, 280.

sein Freund Mylius war, wie oben angeführt worden ist, der bitterste Feind Hallers. Uebrigens sind diese Gedichte, so wie die, welche ihnen zunächst zum Muster gedient, nach englischer Art, nicht sowohl Lehrgedichte, welche ein System zu überliefern beabsichtigen, als reflectirende Gedichte, oder poetische Selbstgespräche, wie auch Lessing selbst das eine von ihnen bezeichnet (I, 185. M. 219. H. 177 ff.) und wie diejenigen Popes, der in dieser Weise das Ausgezeichnetste geleistet hat, theils moralischer, theils ästhetisch-kritischer Natur.[1]) Einen wesentlichen Grundzug, durch den sich Lessing hier von Haller unterschiede, wüßte ich nicht anzugeben, es müßte denn in formeller Beziehung sein, wo freilich der Gegner Gottscheds, und der seine Bildung unabhängig von ihm erworben hatte, mochte er auch im Allgemeinen den Kritiken desselben und seiner Schule gegenüber Recht behalten, vor demjenigen, welcher die Ergebnisse der Thätigkeit desselben in sich aufgenommen hatte, an Correctheit und verstandesmäßiger Durchbildung zurückstehen mußte. „In der Kraft der Gedanken," sagt Lessings Lebensbeschreiber Schink (S. 114) ganz treffend, „der leichten und veranschaulichenden Zusammenstellung des Gedachten gewinnt er sogar über den genannten Heros dieser Dichtungsart (Haller) die Oberhand, dessen Lied, wie Michaelis sehr treffend sagt, „„mehr dämmert als tagt."" Dies findet jedoch auf die Bruchstücke eines didactischen Gedichtes, welches Lessing schon auf dem Gymnasium geschrieben hatte, keine Anwendung, denn er selbst sagt von ihnen (III, 300. M. 305. H. VIII, 106.): „Sie sehen wohl, daß ich es damals noch nicht wissen mußte, wenn ich es anders jetzo weiß, was die Gedanken zusammenziehen heißt."

K. Lessing erzählt (S. 143) von einer langen poetischen Epistel, welche Lessing 1751 seinem Freunde Weiße in so polirten Reimen geschrieben, als er sie sonst vielleicht in seinem Leben nicht gemacht habe. Weiße bewahrte sie sorgfältig, und Lessing erinnerte sich derselben bei seinem letzten Aufenthalt in Leipzig, als er nach Italien ging, und bat sie sich zu lesen aus. Nach langer Weigerung versprach Weiße sie zu suchen, wollte sie sich aber vorher abschreiben. Allein Lessing wollte abreisen, als Weiße die Abschrift kaum begonnen hatte, und verlangte das Gedicht mit dem ausdrücklichen Versprechen, es ihm nach seiner Rückkunft wieder einzuhändigen. Weiße gab es ihm, hat es aber nie wiedererhalten. Vielleicht ist das Fragment (I, 173. M. 205. H. 167.): „Aus einem Gedicht über den jetzigen Geschmack in der Poesie," das Weißes Denkart sehr gemäß sein mußte, ein Stück von dieser Epistel.

---

[1]) Nur daß sie vielleicht ebensowenig wie die Hallerschen aus einer Nachahmung des Pope hervorgegangen waren. Haller gesteht die Anregung durch die Engländer — wahrscheinlich besonders Dryden — selbst zu, aber zu den bekannten Versen:

Unselig Mittelding von Engeln und von Vieh u. s. w.

bemerkt er (11. Ausgabe S. 59): „Dies ist einer von den Gedanken, die der Verfasser mit Pope gemein hat. Er ist aber einige Jahr eher von dem Schweizer als von dem Engländer gebraucht worden." Und wirklich ist zwar der Essay on criticism schon 1710, der Essay on man aber erst 1733 erschienen, nachdem 1732 die erste Ausgabe der Hallerschen Gedichte veröffentlicht war. Dies ist um so wichtiger, weil bei Haller Vieles vorkommt, was ganz so aussieht, wie eine Ausführung des Satzes: the proper study of mankind is man.

Von viel umfassenderer Wichtigkeit ist, was Lessing im Fache des Dramas geleistet hat.

Wenn im Bisherigen von einer Entwickelungsstufe der deutschen Literatur ausgegangen werden konnte, die den Leipziger Geschmackstyrannen, wie man ihn wenigstens lange Zeit zu nennen gewohnt gewesen, bereits im Rücken hatte, so muß eine literarhistorische Würdigung von Lessings dramatischen Jugendarbeiten doch wieder an das, was er geleistet oder erstrebt, anknüpfen; denn hier war ein solches Mittelglied, wie es im Gebiete der petite poésie die Halleschen Dichter, und was ihnen nahe steht, bildeten, noch nicht eingetreten.

Freilich, wollten wir einer späteren Aeußerung von Lessing Glauben schenken, so müßte Gottsched, wo es sich um die Geschichte des deutschen Theaters handelt, lieber gar mit Stillschweigen übergangen werden. Man erinnere sich der berühmten Stelle im siebenzehnten Literaturbriefe. Die Verfasser der Bibliothek der schönen Wissenschaften haben gesagt: Niemand werde leugnen, daß die deutsche Schaubühne Gottscheden einen großen Theil ihrer ersten Verbesserung zu danken habe; Lessing antwortet: er sei dieser Niemand. Das Verderbniß der damaligen deutschen Bühne einzusehen, dazu habe man kein großer Geist zu sein gebraucht, auch sei Gottsched nicht der Erste gewesen, der es eingesehen — nur der Erste, der sich Kräfte genug zugetraut, ihm abzuhelfen. Dazu aber habe er, indem er die Deutschen auf das französische Drama hingewiesen, ganz und gar das unrechte Mittel gewählt; der englische Geschmack sei der deutschen Denkart viel angemessener, wie denn auch unsere alten Stücke, z. B. der Dr. Faust, viel Englisches gehabt hätten.

Diese Betrachtungsweise hat, besonders seitdem man in den Zeiten des Sturmes und Dranges und der Romantiker eine Reorganisation des deutschen Theaters wirklich auf das englische hat bauen wollen, einen ungetheilten Beifall gefunden, aber nichts destoweniger trägt sie, insoweit sie auf Gottsched angewendet werden sollte, ihre Widerlegung in sich selbst; Lessing hat hier für die Aufgabe desselben erklärt, was nur etwa seine Aufgabe und die Aufgabe der Folgezeit gewesen sein mag, welche auf demjenigen, was Gottsched wirklich gethan hatte, fußen konnte.

Das alte deutsche Drama, das Drama des Puppenspiels und der Haupt- und Staatsactionen,[1]) hat Aehnlichkeit mit dem englischen, trägt den Keim einer ähnlichen Kunstform in sich, also wäre es naturgemäß gewesen, es durch dieses und nur durch dieses zu früherer Vollendung zu bringen. Kein Schluß scheint einfacher und bündiger zu sein, und keiner läßt sich durch so einfache Betrachtungen zurückweisen, wie dieser. Trug das altdeutsche Drama die gleichen Keime in sich wie das englische, warum waren sie nicht zur Ausbildung gediehen, warum bedurfte es jetzt, so spät noch, da die Blüthe des englischen und beinahe schon die Nachblüthe desselben vorüber war, noch einer solchen Nachhilfe von außen? Ja es hatte ja bereits, was freilich weder Lessing noch Gottsched wissen mochten, das englische Theater im siebenzehnten Jahrhundert einen großen Einfluß auf das deutsche ausgeübt, und sogar der Dr. Faust, das Puppenspiel, war unter dem Einfluß des gleichnamigen Stückes von dem Zeitgenossen Shakespeares, Chr. Marlowe ent-

[1]) Von denen Prutz in seiner Geschichte des deutschen Theaters schon nachzuweisen versucht hat, daß sie nicht spanischen Ursprungs gewesen.

standen [1]) — aber daraus hatte sich so wenig eine eigenthümliche Kunstform entwickelt, daß dadurch vielmehr der Rohheit und Formlosigkeit nur Vorschub geleistet worden war, und was etwa in reiner Form von England herübergebracht war, in dieser, von künstlerischer Seite her betrachtet, seinen Untergang gefunden hatte.

Hieraus geht unwiderleglich hervor, daß, wenn aus dem deutschen Theater noch etwas werden sollte, ein Anstoß von einer ganz andern Seite her erfolgen und überhaupt ein ganz anderer Weg eingeschlagen werden mußte. Es ist nicht schwer zu sagen, worin dies einzig und allein bestehen konnte; die Analogie der Schicksale, welche alle anderen künstlerischen Gebiete in Deutschland erfahren haben, leitet darauf hin. Die mittelalterlich-volksthümliche Dichtung hatte sich unkräftig erwiesen, neue lebensfähige Schößlinge zu treiben, und war einer Dichtung der gelehrten Bildung gewichen. Das volksthümliche Drama war spät entstanden und dauerte noch eine Weile fort — war es aber nicht natürlich, daß es zuletzt demselben Schicksal erlag, und wäre es nicht eine überaus regelwidrige, eine in sich selbst den Widerspruch tragende Erscheinung gewesen, wenn in diesem Gebiete eine ganz isolirte volksthümliche Entwickelung stattgefunden hätte? Auch das Drama mußte also auf den Standpunkt der Bildung erhoben werden, ob es etwa auf diesem eine reine Blüthe entfalten könnte. Erst wenn auf diese Weise ein neuer Boden geschaffen war, mochte man unter anderm versuchen, ob sich etwa mit dem Anschluß an das englische Drama etwas ausrichten ließe, wie dies denn in der That der Erfolg zu wiederholten Malen gezeigt hat — und auf diesem neuen Standpunkte war denn auch ein solcher Anschluß wieder keineswegs ein schon verbrauchtes Mittel.

Die Erhebung der dramatischen Poesie und der theatralischen Aufführungen in die Sphäre der Bildung ist Gottscheds Werk. Es mag uns jetzt, nachdem Lessing als Hofrath und Bibliothekar zugleich Theaterdichter, Goethe als Staatsminister, wie Jean Paul sagt, zugleich Theaterdirector gewesen ist, und überhaupt das Theater eine Stätte der Rohheit und Pöbelhaftigkeit eben nicht mehr ist, lächerlich genug vorkommen — aber es war ein kühner Gedanke des Leipziger Professors, sich auch dieses Gebietes annehmen und sein Princip der Reform auf dasselbe ausdehnen zu wollen. Er wagte es, er verwies auch hier, wie in andern Gebieten, auf die Franzosen, und es gelang ihm so vollständig, daß die Neubersche Truppe sogar eins der Hauptmittel zur Ausbreitung seiner literarischen Reformen im Allgemeinen ward, daß er später in dem „nöthigen Vorrath" auf den Reichthum an alten, das heißt noch nicht nach seinem Principe eingerichteten Stücken hinweisen konnte, ohne Gefahr zu laufen, den gewonnenen Boden wieder einzubüßen. Seit dieser Zeit gehört die dramatische Dichtung der Deutschen nicht mehr mit Marionettenspielern und herumziehenden Komödianten zum Pöbel, sondern sie macht einen Theil der Nationalliteratur aus, die nun einmal, nach dem Gange der geschichtlichen Entwickelung, nicht ganz von unten auf gedient hat, sondern mehr einem adligen Officierstande gleicht, und theilt ihre Schicksale.

Darin besteht Gottscheds höchst positives Verdienst um das deutsche Theater — und von diesem ist Nichts so sehr ein Kind, wie Lessings Thätig-

[1]) Monatsblätter zur Ergänzung der allgem. Zeitung. November 1847.

keit in diesem Gebiete, denn Lessing ist es, der später auf dem so gewonnenen Boden eine lebenskräftige Pflanze zu erzielen wußte — und wenn Lessing dieses Verdienst übersah, so war es gerade darum, weil er gänzlich auf ihm ruhte und von ihm lebte, sowie es ja auch lange gewährt hat, bis die Naturwissenschaft die Luft, welche wir einathmen, im Ernste einer gründlichen Untersuchung zu unterwerfen sich entschlossen hat.

Bei Gottsched und den Gottschedianern freilich trat nun sogleich derselbe Uebelstand ein, von dem schon oben die Rede gewesen ist, daß man der bloß formellen Bildung, welche man gewonnen hatte, nichts abzugewinnen wußte, sondern das, an welchem und durch welches man sie gewonnen hatte, das französische Drama, um doch irgend eine bestimmte Kunstform zu haben, mit Haut und Haaren übernahm. Aber Lessing steht so ganz auf Gottscheds Schultern, er ist so wenig berechtigt den Standpunkt desselben für ganz nichtig zu erklären, daß er auch dies noch vollständig in sich selbst durchlebt hat, was denn freilich gerade die Heftigkeit seiner Ausdrücke in der oben angeführten Stelle erklären mag; denn kräftige Geister sind gegen nichts unerbittlicher, als gegen ihre eigenen früheren Irrthümer, und nichts kann Jemanden, der Natur der Sache nach, weniger historisch begreiflich sein, als ein solcher.

Lessing hat bekanntlich später das englische Drama in Deutschland eingeführt, und zwar noch ehe er die oben angeführte Aeußerung über die Verwandtschaft desselben mit dem ursprünglich deutschen that, aber um so entschiedener muß hier geltend gemacht werden, daß hiervon in den Jugenddramen, die uns hier beschäftigen, noch keine Spur zu entdecken ist. In diesem Sinne muß namentlich gegen eine Aeußerung in Prutz' Geschichte des deutschen Theaters, nach welcher der Standpunkt dieser Lessingschen Jugenddramen und derjenige, auf welchem Weiße sein ganzes Leben stehen geblieben, derselbe wäre, Einsprache eingelegt werden, denn das Charakteristische von Weißes Drama ist, wie er selbst in der Vorrede zum Beitrag zum deutschen Theater angiebt, daß englisches und französisches Drama in ihnen verschmolzen sein soll. Dagegen gehören Lessings Jugenddramen, obgleich der Stoff zum Theil den Engländern entlehnt ist, der Form nach noch gänzlich der französirenden Periode an.

Und zwar lehnen sich diese Werke, wie dies ein Recensent der Ausgabe der Lustspiele 1767 in der Allg. deutschen Bibliothek (XI, 1, 247.) gar treffend bemerkt, auch noch nicht einmal an die neueste Gestaltung des französischen Dramas, welche damals bereits vorhanden war, die comédie larmoyante des Nivelle de la Chaussée an, aus welcher sich später die bürgerliche Tragödie entwickelt, oder mit welcher diese wenigstens eine gewisse Verwandtschaft hat, — so daß also auch nach dieser Seite hin von Lessings späteren Tendenzen hier noch gar nicht die Rede sein kann.

Der ächt- und altfranzösische Charakter in der Kunstform von Lessings Jugenddramen liegt so sehr auf der flachen Hand, daß er kaum eines Nachweises bedarf. Zuvörderst ist gerade noch das letzte von ihnen, der Freigeist, nach Lessings eigenem Geständniß in der theatralischen Bibliothek, geradezu nach einem französischen Muster gearbeitet und wie er für die übrigen nach einer gewissen Seite von einem ganz bestimmten französischen Dichter angeregt worden, werde ich weiterhin noch anzuführen haben. Doch bedürfte es dieser

äußern Nachweise nicht einmal. Es ist allgemein zugegeben, daß das französische Drama einen durchaus abstracten, schematistischen Charakter trägt. Dieser zeigt sich hier fast allen seinen Verzweigungen nach. Zuerst in Bezug auf die berüchtigten Einheiten; nicht nur werden dieselben in allen diesen Stücken streng beobachtet, sondern die Einheit des Ortes wird auch in dem „jungen Gelehrten" auf die Gefahr der äußersten Unwahrscheinlichkeit hin — alles was in dem Stücke vorgeht, soll gerade in dem Studierzimmer des Damis vorgehen! — aufrecht erhalten. Ferner zeichnet sich das französische Drama durch einen Mangel an freier Individuation aus; das Lustspiel insbesondere hat etwas entschieden Paradigmatisches, d. h. es wird in ihm eine allgemeine Kategorie personificirt, und hier werden nun alle Merkmale, die sich gerade auftreiben lassen, dem so festgestellten Charakter aufgeheftet; es wird der Geizige, der Menschenhasser u. s. w. überhaupt, nicht ein Geiziger oder Menschenhasser geschildert, wonach denn auch die Stücke betitelt werden. In ähnlicher Weise finden wir bei Lessing einen „jungen Gelehrten," eine „alte Jungfer," einen „Freigeist," einen „Misogyn;" auch „die Juden" und „Damon, oder die wahre Freundschaft" gehört dahin. Ferner haben im französischen Drama auch diejenigen Charaktere, welche nicht eben dem Stücke den Namen geben, einen Charakter von Allgemeinheit an sich, der an die Masken des Alterthums und der italienischen Komödie erinnert, und so sind denn namentlich die Väter im jungen Gelehrten und Freigeist kaum etwas anders als Modificationen des „Alten" der alten Komödie, und beinahe in allen diesen Stücken wiederholt sich die Gestalt der Lisette, des jungen schalkischen, intriguanten und mit dem Bedienten in Liebesverständnissen stehenden Kammermädchens. Ferner wird auch dadurch für unser Gefühl in diesen Stücken alle lebendige Individualität todtgeschlagen, daß die Personen großentheils nicht heutige Namen führen, sondern, wie dies im französischen Lustspiel gebräuchlich ist, solche, die dem Alterthum entlehnt sind, Damis, Chrysander, Valer, Leander, Theophan. Endlich macht das Verhältniß der Bedienten zu den Herren, welches, wie beim Molière sich deutlich verfolgen läßt, unmittelbar aus dem der Sclaven in der antiken Tragödie herstammt und mit seiner widerlichen und die Dienenden entehrenden Vertraulichkeit — Goethe spricht sich irgendwo sehr treffend darüber aus — allenfalls im südlichen Europa auch in neueren Jahrhunderten noch stattfinden mochte, auf uns einen ganz fremdartigen Eindruck, und was schließlich die Fragmente von Trauerspielen betrifft, welche sich aus diesem Lebensabschnitt Lessings erhalten haben, so zeigen sie in Dialogisirung und Plan gänzlich den französischen Zuschnitt, wie denn auch der Alexandriner in ihnen nicht fehlt.

Indessen steht nun einmal dieses fest, daß wir uns bei diesen Werken in diesen bestimmten Kreis gebannt zu denken haben, so läßt sich in ihnen den Vorgängern gegenüber, deren dramatische Versuche Lessingen vorlagen, eine eigenthümliche Leistung, ja ein höchst wesentlicher Fortschritt nicht verkennen.

Zuerst ist die dramatische Gattung, in welcher Lessing in dieser Zeit vornehmlich gearbeitet, und in welcher er hier allein etwas vollendet hat, für seinen ganzen Standpunkt charakteristisch.

Gottsched hat sich im Grunde nur für die Tragödie interessirt und die Komödie bei Seite gelassen; er hat zwar bekanntlich mehrere Trauerspiele geschrieben, aber von Lustspielen nur die „Opern" des St. Evremond, ein

Stück, das seinem Inhalt nach in seinen Kram paßte, übersetzt,[1]) und auch in seinen theoretischen Erörterungen tritt das Lustspiel ganz in den Hintergrund. Man kann dies auf den persönlichen Charakter des Mannes und die Sphäre und das Maß seiner geistigen Begabung zurückführen wollen, denn freilich war er superciliöser Katheberweisheit voll und stolz genug auf den fürstlichen Purpur des Rectorats, den er einigemale getragen, daß man wohl annehmen könnte, er habe sich in den „hohen Personen" der Tragödie wie in einem Spiegel zu betrachten geglaubt, und dazu war er vollkommen witzlos und unterschrieb gewiß, was bei der Verbannung des Harlekins gar sehr in Rechnung zu bringen sein dürfte, die berüchtigten Verse des Boileau über den Sack des Scapin aus vollem Herzen. Allein dabei wird man doch wenigstens eben so sehr in Anschlag bringen müssen, daß die Aufgabe, welche ihm, wie gezeigt, vorlag, das Theater auf eine höhere Stufe der Bildung zu erheben und zum Ausdruck der guten Gesellschaft zu machen, zunächst darauf hinweisen mußte, ihm durch Würde des Inhaltes und der Formen das Gepräge einer möglichst ernsten Angelegenheit zu geben.

Einen ganz andern Standpunkt nahm Lessing ein. Auch in diesem Gebiete darf man, als er auftrat, das, was Gottsched erstrebt hatte, der Hauptsache nach als erreicht betrachten. Um so ungehinderter konnte er auch hier seinen positiven productiven Trieb walten lassen. Ich habe schon im zweiten Kapitel des ersten Buches seine dramatische Begabung auf die ursprüngliche Tendenz seines Geistes zurückgeführt, was sich nur irgend dazu schicken wollte, als menschlichen Vorgang, wie er selbst ihn erleben mochte, zu fassen, so wie denn auch eben hieraus der Umstand erklärt ist, daß sein literarisches Leben mit einer Periode ästhetischer Production beginnt. Es gehörte zu Lessings Lebensaufgaben, in diesem Sinne sowohl das Lustspiel als das Trauerspiel zu erneuern. Aber das Trauerspiel erfordert eine reiche Lebenserfahrung, eine durchgebildete sittliche Anschauung und einen tiefen Blick in die menschlichen Verhältnisse, der das wahrhaft bedeutende in ihnen herauszufinden und dieselben nach ihren großen Hauptzügen und in ihren gewichtigen Consequenzen aufzufassen weiß. Dagegen verweilt das Lustspiel im Kreise des täglichen bürgerlichen Lebens, wie es uns alle umgiebt; und der Stoff, dessen es sich mit künstlerischer Idealität bemächtigt, sind die Formen dieses letztern. Es konnte daher nicht wohl anders sein, als daß ein junger Mann wie Lessing, der den Instinct des Richtigen in sich trug, mit dem Lustspiele begann.

Nicht als ob nicht auch im Lustspiele schon zahlreiche Versuche gemacht worden wären, und zwar auf eine durchaus verjüngende Weise.

Wie Gottsched ein neues Trauerspiel, so hatte seine Frau ein neues Lustspiel hervorzurufen übernommen. Die von dem ersteren herausgegebene deutsche Schaubühne nach dem Muster der Alten legt den Gang ihrer Thätigkeit in diesem Fache vollkommen offen dar. Sie zeigt hier Unbefangenheit und Frische der Auffassung genug, um bei ihrem Geschäfte von ganz andern Gesichtspunkten auszugehen, als die Gottsched bei dem Trauerspiel vorangestellt hatte. Zuerst zwar übersetzt sie den Misanthropen des Molière, was in der deutschen Literatur ein sehr bedeutender Vorgang war, in Prosa.

[1]) Vgl. J. Minor, Weiße, S. 145.

Dies widersprach allerdings Gottscheds Ansichten nicht, wenigstens findet sich, daß nach einem Streit über diesen Punkt in den kritischen Beiträgen zwischen E. Schlegel (VI, 466) und Straube (VII, 287), wo der letztere, der die prosaische Komödie vertheidigt, das letzte Wort behält — auch Mylius vertritt in den Hallischen Bemühungen (I, 195) die Ansicht — alle Gottschedianer und auch Schlegel selbst nur prosaische Lustspiele schreiben; auch liegt darin Gottscheds gravitätischer Ansicht von der Poesie gegenüber, die freilich selbst von französischen Stücken gelegentlich nur die gelten lassen will, die auf dem Théâtre français. nicht aber die, welche auf dem Théâtre italien aufgeführt worden, eine so große Paradoxie nicht, wie man etwa meinen möchte, denn das Princip der formellen Beständigkeit mußte auf das der gemeinen Natürlichkeit — und von dieser sind Straubes und Mylius' Gründe einzig und allein hergenommen — geradenweges hinführen, und so heißt es denn in der Vorrede zu Bd. VI der deutschen Schaubühne auch ausdrücklich, Gottsched habe lauter prosaische Lustspiele eingerücket, weil er glaubte, daß dieselben sich weit ungezwungener und natürlicher ausnehmen als die poetischen. (S. auch krit. Dichtkunst 4. Aufl. 1751 S. 651). Allein sehr bald muß Frau Gottsched eingesehen haben, daß mit der eigentlichen hohen Komödie — welche übrigens unter Molières großen Stücken der Misanthrop, auf den sich Nivelle de la Chaussée zum Behuf der Vertheidigung der comédie larmoyante berufen kann, schon am wenigsten vertritt, — in Deutschland nichts auszurichten, oder daß überhaupt ihre Zeit vorüber sei; hatte sie sich doch im Grunde ganz an dem englischen Spectator gebildet, von welchem die Strömungen der neueren Zeit größtentheils ausgingen. Ihre späteren Versuche lehnen sich an zwei Erscheinungen an, die zwar dem formellen Element der französischen Literatur dienstbar sind, aber von dem gravitätischen Geist des siècle de Louis XIV. ganz entschieden zu größerer Natürlichkeit hin ablenken. In Frankreich selbst hatte Destouches bereits ein neues Lustspiel begründet, das nicht so ganz auf Schilderung abstracter Charaktere berechnet war und seine Stoffe mehr aus dem Leben heraus greift, wie denn der philosophe marié dieses Dichters einen Vorfall aus seinem eigenen Leben behandeln soll; im dritten Theil der deutschen Schaubühne findet sich der „poetische Dorfjunker" des Destouches von der Frau Gottsched übersetzt. War doch dieser Dichter sogar schon englischen Einflüssen zugänglich, auf denen die Umwandlung der französischen Literatur im 18. Jahrhundert bekanntlich größtentheils beruht; der berührte Vorfall soll sich gerade bei einem Aufenthalt desselben in England zugetragen haben. Hier hatte er auch Addison persönlich kennen gelernt, dessen „drummer" er nachgeahmt hat, und es war wirklich beinahe ein genialer Gedanke von der Gottsched, wenn sie ihre Thätigkeit im Fache des Lustspiels an die des Gemahls, welche sich auf das Trauerspiel bezog, damit anknüpfte, daß sie im zweiten Theil der Schaubühne ein Lustspiel, das Gespenst mit der Trommel, nach den Herren Addison und Destouches gab, wie er im ersten ein Trauerspiel, Cato, nach den Herren Addison und Deschamps gegeben hatte. Und wie denn wiederum die dramatischen Werke Addisons als Pflanzen, die aus französischem Samen auf dem Boden eines germanischen Volkes aufgegangen waren, sich am ersten in Deutschland zu acclimatisiren versprachen, so galt ein Gleiches von einem andern Dichter, welcher dem rohen Norden etwas von

der feinen Bildung, welche doch zuletzt auf die Franzosen zurückzuführen war, mitzutheilen suchte. Gottsched hatte an dem Dänen Holberg, mochten auch seine Stücke bei weitem volksthümlicher sein, als ihm gerade ohne Weiteres recht gewesen wäre, wenigstens einen Bundesgenossen gegen die Haupt- und Staatsactionen gefunden: Rechtfertigung genug für die Frau Gottsched, bei ihrer Reform des Lustspiels auch auf ihn zurückzugehen. Detharding, Professor in Altona, welcher Gottscheds Zuhörer gewesen war, liefert in dem ersten, zweiten und dritten Theile der deutschen Schaubühne Uebersetzungen vom politischen Kannegießer, vom Jean de France und vom Bramarbas; und von den drei Originallustspielen der Frau Gottsched, die ungleiche Heirath (IV), die Hausfranzösin (V), und das Testament (VI), ist nicht nur das mittlere ganz offenbar durch den Jean de France hervorgerufen, sondern so wie sie hier das Analoge zu der von Holberg geschilderten Franzosenthümelei in ihrer unmittelbaren Leipziger Umgebung, wo die französischen Bonnen noch heute nicht ausgestorben sind, wieder zu finden suchte, so ist auch in dem andern Stücke ein Streben unverkennbar, allerlei aus dem Leben aufgegriffene Züge eben so naturwahr und drastisch zum Ausdruck zu bringen, wie dies, freilich auf unbefangenere Weise, bei Holberg geschieht.

Die Uebrigen, welche um jene Zeit bis auf Lessing im Fache des Lustspiels in Deutschland thätig gewesen sind, können als Schüler und Nachfolger der Frau Gottsched gelten. Es sind etwa Quistorp, Elias Schlegel wegen des geschäftigen Müssiggängers, Gellert, Fuchs, Mylius und Krüger. Unter diesen war Quistorp während eines Aufenthaltes in Leipzig selbst zu seinem ersten Stücke, dem Bock im Processe, angeregt worden, Elias Schlegel, dessen Müssiggänger dazu dem Grundgedanken nach dem Holberg entlehnt ist, Gellert, Fuchs und Mylius gehörten bekanntlich ursprünglich ganz zum Gottschedschen Kreise, und auch von Krüger erzählt Löwen in der 1763 erschienenen Ausgabe seiner Schriften, er habe in Leipzig mit Gellert, Rabener, Cramer, Schlegel und Giseke, in Braunschweig mit Gärtner, Ebert und Zachariä Umgang gepflogen. Aber stände auch nicht die äußere Verbindung mit der Frau Gottsched fest, die innere Verwandtschaft der Stücke aller dieser Dichter würde schon sattsam auf sie zurückweisen. Eine geistlose Lustspieldichtung wird immer in Gefahr schweben zur dialogisirten Satire herabzusinken, wobei an die Stelle einer heitern Vergeistigung des Lebens auf der einen Seite eine moralische Tendenz, auf der andern eine Aufgreifung der gemeinsten Elemente der schlechtesten Wirklichkeit treten wird. Dies ist vielleicht niemals so vollständig der Fall gewesen, wie in dieser Zeit. Es ist bei der Frau Gottsched von komischer Kraft nicht im Entferntesten die Rede; statt des Komischen wird uns die widerwärtigste Schlechtigkeit vorgeführt, wie z. B. im Testament eine Schwester mit Vergnügen zu bemerken scheint, daß ihr Bruder schwindsüchtig ist, und dies steigert sich, wie dies Lessing in der Dramaturgie bei Gelegenheit der Hausfranzösin bemerkt, zu einem sittlichen Schmutz, von dem man nicht begreife, wie eine Frau sich mit ihm besudeln möge; in dem zuletzt genannten Stücke beklagt sich ein Knabe, welcher mit der französischen Gouvernante zusammengebettet ist, er könne gar nicht schlafen, so unaufhörlich liebkose und küsse sie ihn die ganze Nacht! Dazu nun der langweiligste, seelenloseste Dialog, der sich ersinnen läßt. Das Gleiche gilt, und in erhöhtem Grade, von den genannten Männern.

Gellert, bei welchem das larmoyante Element — von dem übrigens in einem spätern Abschnitt noch die Rede sein wird — wenig sagen will und im Grunde nur die abschreckende Gewöhnlichkeit des Ganzen noch ekelerregender macht, faßt das Lustspiel auch theoretisch geradezu als Satire: er sagt im 26. seiner Briefe: „Ein geiziger Orgon, eine eitle und verleumderische Clelia, ein unerträglicher und großsprecherischer Damon auf dem Theater sind nichts als der Geiz, die Verleumdung und Großsprecherei selbst. Diese Leidenschaften verspottet der Komödienschreiber; diese läßt er in einzelnen Personen handeln und herrschen, damit man das Ungereimte, das Thörichte recht wahrnehmen kann, welches diese Laster bei sich führen. Er spottet nicht, um zu spotten, sondern um zu lehren;" und wie er nach der Vorrede seiner Lustspiele 1747 mit ihnen lieber tugendhafte Thränen als fröhliches Gelächter hervorrufen will, ist bekannt. Demgemäß bildet denn auch z. B. in den zärtlichen Schwestern die reine Gemeinheit des Siegmund, welcher seiner Braut untreu wird, da er hört, daß sie die ärmere sei, und die Bestrafung desselben das Hauptinteresse, und in dem Loos in der Lotterie kommen einige von jenen zierlichen Lüsternheiten vor, an deren Stelle ein gesunder Sinn nur lieber gleich eine derbe Zote wünschte, über die man doch wenigstens lachen kann. An dem Lustspiele Schlegels — der übrigens in anderer Beziehung viel höher als alle diese Leute, ja höher als der damalige Lessing stand, was seiner Zeit zu erwähnen sein wird — tadelt schon die Dramaturgie das unsäglich platte Geschwätz, wie es nur immer in dem Hause eines meißnischen Pelzhändlers geführt werden könne, und daß das nicht zu hart geurtheilt heißt, beweist der Umstand, daß sogar Gottsched in einem spätern Theile der Schaubühne den Müssiggänger deswegen zu rechtfertigen sucht, daß in ihm viel meißnische Redewendungen vorkämen, die man nur etwa in einem Umkreise von zehn Meilen verstehe. Quistorps Stücke waren selbst den Gottschedianern Straube und Schlegel zu elend, und von Fuchs, Krüger und Mylius sagt die Chronologie des deutschen Theaters, sie hätten das Lustspiel gar zur persönlichen Satyre mißbraucht. Die letzten beiden zeigen die höchste Entartung dieser Richtung. Krügers „Geistliche auf dem Lande" enthalten eine bloße Entlarvung von Verbrechen. Zwei Geistliche, von denen der eine seine Köchin geschwängert, der andere seiner alten Haushälterin die Ehe versprochen, werden durch den Liebhaber eines Mädchens, das den letzteren heirathen soll, ihrer Schlechtigkeit überführt; die Verwickelung besteht lediglich darin, daß die Mutter des Mädchens, welche den geistlichen Stand unbedingt verehrt, von dem wahren Charakter des Bewerbers überzeugt werden muß; dieser Zweck wird durch einen Zwischenfall erreicht, indem der Schwängerer sein Mädchen einem Knechte aufschwatzen will, der die Sache vor einen Bruder der bigotten Wittwe bringt; auch hat eben derselbe Pfarrer eine Scene mit dem Fräulein, welche dem Tartuffe entlehnt ist. Krüger hatte wegen dieses Stückes — das man auch dem Religionsspötter Edelmann beigelegt hat — Anfechtungen zu bestehen, da schrieb er Zusätze zu den Geistlichen auf dem Lande, in einigen Scenen, welche die Tendenz haben, auszusprechen, nicht alle Geistlichen seien so schlimm; hier sind ein Paar Juristen die Schurken und ein Geistlicher der Vertreter des Rechtes. Die Juristen werden auch in den „Kandidaten" — nicht der Theologie, sondern um eine Rathsherrenstelle — durchgezogen, einer Schilderung

ganz in Rabeners Weise, die übrigens erst 1763 gedruckt worden ist. Damit nun aber keine der drei obern Facultäten sich beklagen könnte, sie sei vergessen worden — an abgeschmackten Schulmeistern und Philosophen ist in den Lustspielen der Zeit, namentlich Gellerts, vollends kein Mangel — schrieb Mylius, auf Aufforderung eines Buchhändlers, seine „Aerzte." Das Stück ist genau nach dem Plan von Krügers „Geistlichen" angelegt, nur sind die Zusätze gleich mit hineingearbeitet, denn auch der Entlarvende ist ein Arzt — auch war ja Mylius selbst Mediciner. Mylius ist für Lessings Geistesentwickelung so wichtig, daß ich mir einen Auszug des seltenen Stückes erlaube. Eine Frau Vielgutin, die Gattin eines reichen Kaufmannes, der schon vor mehreren Jahren nach Indien gegangen ist, und den man todt glaubt, läßt sich, weil sie beständig krank zu sein glaubt,[1]) von zwei Quacksalbern so sehr beherrschen, daß sie gelobt, ihre Tochter solle an Niemand als an einen von ihnen beiden verheirathet werden; die Wahl soll auf denjenigen fallen, welcher die Köchin Dorchen von ihrem langwierigen Unwohlsein heilt. Die Tochter steht mit einem Studenten der Medicin in einem Liebesverständniß, der sich aber seiner Geliebten gegenüber für einen Juristen ausgiebt, weil diese wegen der Nachstellungen der beiden Doctoren von Medicinern ein für allemal nichts wissen will. Da er von der Vorliebe der Mutter hört, beschließt er, sich ihr als Mediciner vorzustellen und Louischen wird instruirt, ihn, der doch Jurist sei, für einen solchen auszugeben. Indessen ehe er Gelegenheit findet, in diesem Sinne eine Intrigue anzuspinnen, entlarven die Betrüger sich selbst. Zwar daß der Frau Vielgutin ein schändlicher Contract in die Hände kommt, den sie untereinander aufgesetzt, bringt sie nicht von ihrer thörichten Vorliebe zurück; die bloße Leugnung von Seiten der Schurken genügt, allen Verdacht bei ihr zu entfernen. Aber es wird auf einmal Dorchen, das schon vorher „mit dickem Bauche" auf der Bühne erschienen war, und bei welcher der eine der Aerzte auf Wassersucht loscurirte, von einem Knaben entbunden, als dessen Vater sie den andern namhaft macht. Doch ist die Sache auch damit noch nicht zu Ende. Die Frau Vielgut ist zwar jetzt geneigt dem Damon die Hand Louischens zu geben, aber da sie von dieser hört, er sei nicht, wie er vorgegeben, Mediciner, nimmt sie ihr Wort zurück. Soeben läßt sie sich erweichen, und die Verlobten küssen einander, da kommt der todtgeglaubte Herr Vielgut dazu, der seinerseits schon vor einer Reihe von Jahren Louischens Hand an den Sohn eines Freundes, der wirklich jetzt Medicin studirt, vergeben hat. Es findet sich, daß dieser mit Damon identisch ist, und die Verlobung wird, nachdem Louischen ein wenig gemault, daß sie es sei, die ihr Verlobter betrogen habe, noch einmal begangen. Einen Begriff von dem Tone, der in dem Stücke herrscht, mag folgende Scene (die elfte des 3. Aufz.) geben.

Louischen giebt ihrem Geliebten Damon ein Papier. Dieser liest:

Contract zwischen dem Hochedelgebornen, Hochgelahrten und Hocherfahrenen Herrn, Herrn D. Pillifer, einen, und dem Hochedelgebornen, Hochgelahrten und Hocherfahrnen Herrn, Herrn D. Recept, andern Theils, die gemeinschaftliche Heirath Jungfer Luisgens betreffend.

D. Himmel! was ist das?

---

[1]) Vgl. Molières Malade imaginaire.

L. Lesen Sie nur fort. Es kömmt noch recht lustig. (Damon liest:)

„Wir beiderseits Endesgenannte redliche und gewissenhafte Contrahenten geloben hiermit an, und versprechen einander,

I. Daß wir, zur Befestigung unserer aufrichtigen Freundschaft, zur Wohlfart des gemeinen Wesens, und zur Beförderung unsres beiderseitigen Glücks ein gemeinschaftliches Eheverbindniß mit Jungfer Luisgen stiften, schließen und eingehen wollen; und zwar also und dergestalt,

II. Daß zwar derjenige, welcher die Wette gewinnt, den ausgesetzten Preiß, Jungfer Luisgen, davon trägt und sie formaliter und externe zur Ehe bekömmt. Welchergestalt aber eigentlich der Herr D. Pillifex nach Gelde, und der Herr D. Recept eigentlich nach Schönheit freiet: als wollen sich Contrahenten hiermit dahin verglichen haben,

III. Daß, wenn der Herr D. Recept Luisgen zur Ehe bekommen sollte, könnte oder möchte, er dem Herrn D. Pillifex drei Viertheil von dem Heirathsgute, nebst dem Usu fructu von dem übrigen, auf Zeitlebens abtreten, auch ihm, dem Herrn D. Pillifex, die Hälfte von allem, was er künftig von der Frau Vielgutin pro labore ac stupro (er lacht) bekommen wird, abzugeben gehalten sein soll: Dagegen, wenn der Herr D. Pillifex Luisgen zur Ehe bekommen sollte, soll er gehalten sein, dem Herrn D. Recept den Usum fructum ihres Leibes, so oft, als es ihm, dem Herrn D. Recept gefällig sein wird, zu verstatten, und, nach Befinden und auf ergangene Requisition, ihn sowohl bei seiner Frau zu Hause allein zu lassen, oder sie auch zu ihm ins Haus zu schicken.

Urkundlich haben wir — u. s. w.

Dergleichen komisch sein sollende Contracte waren in dieser Zeit sehr beliebt; sucht doch Gottsched selbst in seiner Redekunst den Curialstyl zu parodiren.

Das waren Lessings Vorgänger in der Lustspieldichtung! Und es läßt sich nicht in Abrede stellen — ganz ohne Einfluß auf ihn sind sie nicht geblieben. Die beiden von Lessing schon 1754 verworfenen Stücke, Damon und die alte Jungfer, stehen in Vielem auf ihrem Standpunkte. In dem ersteren Stück ist es auch eine bloße Entlarvung einer puren Schlechtigkeit, worum es sich handelt, und diese Schlechtigkeit ist noch dazu fast dieselbe, wie in Gellerts zärtlichen Schwestern, und wird auch auf ähnliche Weise zuletzt durch den Edelmuth der Betroffenen der verdienten Strafe entzogen, und in der alten Jungfer ist nicht nur der Ehecontract der „ungleichen Heirath" entlehnt, sondern der Gedanke, eine vierundfünfzigjährige Mamsell als heirathslustig im Sinne der Nymphomanie darzustellen, ist auch ganz im Style der Schwängerungsgeschichten des Krüger und Mylius und der scheußlichen Hausfranzösin der Frau Gottsched.[1]) Auch soll wirklich die alte Jungfer wegen einiger freien Reden, die darin vorkommen, confiscirt worden sein. (Jördens IV, 323 — vielleicht aus Schmids Anthologie). In denselben Kreis gehören auch von den Fragmenten: „der Dorfjunker" und „der Vater ein Affe, der Sohn ein Geck" M. II, 471. 465. H. XI, 2, 568. 410. — ver-

[1]) Doch scheint der Hauptcharakter einem Briefe in Richardsons „Pamela" entlehnt. Vgl. Grotes Ausgabe I, XXXI. Schnorr, Archiv für Literaturgeschichte VIII, 550. (M. und B.)

einzelte Thorheiten sollten hier dem Volke auf eine illiberale, philiströse Weise gewissermaßen aufgemutzt werden. Und dieser Einzelheiten bedarf es hier nicht einmal. Lessings Lustspiel ist ganz und gar ein prosaisches; es findet sich bei ihm auch nicht der leiseste Ansatz zu einem versificirten, es wäre ganz undenkbar, daß sein Lustspiel versificirt sein sollte — damit hat er sich, ohne sich dessen selbst bewußt zu sein, so entschieden auf den Standpunkt der Frau Gottsched gestellt, als könnte von einem andern gar nicht einmal die Rede sein.

Nichts desto weniger hat Lessing mit demjenigen, was er in diesem Fache schon damals leistete, nicht bloß einen Fortschritt in dieser oder jener Beziehung begründet — von der dramatischen Dichtung seines Freundes Mylius sagt er nicht gar lange nachher, er habe zwar dessen außerordentliche Schnelligkeit im Produciren bewundert, wenn aber das Werk fertig dagelegen, sei er immer sogleich wieder der neidlose Freund gewesen — sondern der ganzen Angelegenheit eine neue und zwar die erste fruchtbringende Wendung gegeben.

Wenigstens spricht er selbst dieses Bewußtsein auf das Deutlichste aus. Er giebt zu verstehen, Deutschland habe bis jetzt im Grunde noch kein wahres Lustspiel gehabt, und er halte es für seinen Beruf, diese Lücke zu ergänzen. „Man nenne mir doch," sagt er in der Vorrede zum dritten und vierten Theile der Schriften 1754, „diejenigen Geister, auf welche die komische Muse Deutschlands stolz sein könnte?" Und schon ein halbes Jahrzehnd früher (1749) da seine dramatischen Werke gerade im besten Zuge waren, schreibt er an den Vater: „Wenn man mir mit Recht den Titel eines deutschen Molière beilegen könnte, so könnte ich gewiß eines ewigen Namens versichert sein. Die Wahrheit zu gestehen, so habe ich zwar sehr große Lust ihn zu verdienen, aber sein Umfang und meine Ohnmacht sind zwei Stücke, die auch die größte Lust ersticken können. Seneca giebt den Rath: Omnem operam impende, ut te aliqua dote notabilem facias. Aber es ist schwer sich in einer Wissenschaft notabel zu machen, worinne schon allzu Viele excellirt haben. Habe ich denn also sehr übel gethan, daß ich zu meinen Jugendarbeiten etwas gewählt habe, worinne noch sehr wenige meiner Landsleute ihre Kräfte versucht haben? Und wäre es nicht thöricht, eher aufzuhören, als bis man Meisterstücke von mir gelesen hat?"

Und diese Zuversicht Lessings, leisten zu können, was noch keiner geleistet hatte, war sehr wohl begründet.

Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen. Dieser Spruch spricht, wie das Geheimniß des Lebens, so auch das Wesen aller Kunstübung aus. Wo diese eine wahre ist, beruht sie gänzlich auf einem angebornen und unbefangenen Heimischsein in dem Gebiete, in welchem das Individuum schöpferisch aufzutreten berufen ist. Die sinnlichen Mittel seiner Kunst bilden für den Künstler die Organe seiner Weltauffassung, weshalb er oftmals, je größer er ist, um so ungelenkiger sich der Formen des gemeinen Denkens bedient, und wenn der anspruchsvolle Verstand häufig irre darin wird, wie die Künstler von den kleinen Vortheilen der Technik, von einzelnen Gruppirungen, Licht, Ton und Farbeneffecten zu reden nicht müde werden, und darüber zu vergessen scheinen, was er den geistigen Gehalt nennt, so sind sie in ihrem vollen Rechte, denn eben jene Mittel sind für sie

als Künstler, weil sie eben Mittel der Kunst sind, der Zweck selbst, der einem höhern Zweck nur dadurch dienstbar werden kann, daß er selbst in tieferer Weise gefaßt wird. Mit Einem Worte, das Handwerk ist der Boden der Kunst, und das Talent die Voraussetzung des Genies, und wer dem Kleinen nicht gerecht zu sein vermag, verdient nicht über Großes gesetzt zu werden.

Davon hatte man bis dahin bei der Erneuerung des deutschen Dramas gar keine Ahnung gehabt; die Sache war ganz ohne den specifischen Sinn für dieselbe, welcher aus dem Talent hervorgeht oder vielmehr mit demselben identisch ist, auf die altklugste Weise von oben herab betrieben worden. Zunächst war es bei der dramatischen Dichtung gar nicht einmal auf das Drama als solches abgesehen gewesen. Ich brauche, um dies zu beweisen, nur das schon oben Gesagte zusammenzufassen. Gottscheden lag es im Grunde nur daran, sein formelles Princip überall, und deshalb denn auch unter anderm im Drama durchzuführen, und wenn er dieses besonders ins Auge faßte, so war es, wie er selbst irgendwo andeutet, weil er seinem Princip auf diese Weise die größte Popularität versprechen konnte; die Vorstellungen der herumziehenden Schauspielergesellschaften galten ihm für ebenso viele bald an diesem, bald an jenem Ende von Deutschland angestellte Vorlesungen von oratorischen Musterstücken, und was die satirische Tendenz der Frau Gottsched und ihrer Schüler anbetrifft, so war für sie das Drama nur eine Form moralischer Unterweisung. Aber auch insofern es nun etwa wirklich ihm darauf ankam, daß Deutschland ein Trauerspiel, und ihr, daß es ein Lustspiel bekomme, so ging dies nicht aus dem unwiderstehlichen Bewußtsein eines innern Berufes hervor dergleichen zu schaffen, nicht aus frischer und unbefangener Productionslust, sondern aus der Reflexion, daß es nun doch einmal zum vollständigen Hausstand einer Literatur gehöre, daß sie ein Drama habe, und daß also ein solches Geräth, müßte man es auch auf dem französischen, englischen oder dänischen Trödelmarkte ankaufen — man könnte es ja ein wenig neu auflackiren lassen — bald möglichst zu beschaffen sei.

Ganz anders war es damit bei Lessing bestellt. Schon als er noch ein halber Knabe war, und in dem engen Bezirke einer Klosterschule von dem Stande der Literatur, und was etwa aus diesen oder jenen Gründen für sie zu wünschen sein mochte, keine Uebersicht besitzen konnte, war ihm, wie der Knabe, der zum Maler bestimmt ist, am liebsten mit Pinsel und Palette spielt, Plautus und Terenz, wie wir oben gesehen, „seine Welt" gewesen. Und später war, wie er in der Vorrede zum 3. und 4. Theile sagt, „seine Lust zum Theater so groß, daß sich alles, was ihm in den Kopf kam, in eine Komödie verwandelte" — ein Wort, das an die bekannte Stelle des Ovid, in welcher dieser erzählt, wie ihm alles unwillkürlich zum Verse geworden sei, zwar vielleicht nicht nur erinnern muß, sondern auch erinnern soll, aber wenn man in Betracht zieht, was Lessing wirklich geleistet hat, auch wohl erinnern darf.

Und zwar spricht selbst jener frühgeweckte Sinn für dramatische Literatur, den Lessing nach Leipzig mitbrachte, es noch nicht ganz aus, wie vollständig er der Forderung des Ausgehens von der Unmittelbarkeit der Kunstübung Genüge leistete; das Element, welches hier die letzte Grundlage bildet, fand erst in Leipzig bei ihm Eingang.

Auch die dramatische Poesie hat eine sinnliche Grundlage, von welcher sie ausgeht, und auf welche ihre Formen zurückzuführen sind: es ist dies die

Bühnenaufführung. Es ist in neuerer Zeit die Frage discutirt worden, ob ein Drama aufführbar sein müsse oder nicht. Daß man dieselbe auch nur hat aufwerfen können, beweist, daß man den richtigen Gesichtspunkt für die Auffassung des Dramas ganz eingebüßt hatte. Es kann nicht davon die Rede sein, daß ein dramatisches Werk müsse aufgeführt werden können oder nicht aufgeführt werden zu können brauche, als wäre die Aufführung etwas, was äußerlich hinzukäme und andern Gesetzen folgte, die mit denen des Dramas selbst etwa nur zufällig zusammen träfen, sondern ein solches Werk ist eben gar nichts anderes als der bei einer Aufführung gebrauchte Text, der, da er nun einmal in Worten besteht, freilich hinterher für sich abgeschrieben und gedruckt werden, auch etwa einmal zufällig vermöge dieser oder jener Hindernisse gar nicht zur Aufführung gekommen sein kann, unabhängig von derselben aber gar keinen Sinn und keine Bedeutung hat, wie wir denn, wenn wir ein Drama lesen, es gar nicht unmittelbar als eine Darstellung der in ihm behandelten Begebenheit betrachten, sondern es auf das Theater beziehen, uns die Aufführung desselben vorstellen müssen, wie könnten wir sonst die Eintheilung in Acte und die Gesprächsform ertragen, die nur aus den Kunstbedingungen der theatralischen Aufführung hervorgehen? Die Geschichte des Dramas bestätigt diese Auffassung; im griechischen Drama wurden von den Dichtern nicht bloß die Textesworte, sondern auch Musik, Tanz und scenische Ausschmückung angeordnet, zum Zeichen, daß Alles ein Kunstwerk bilde und nur das aufgeführte Drama das ganze Drama sei, was freilich schon Aristoteles nicht mehr begreift; ja wenn man auf die Entstehung des Dramas bei allen Völkern zurückgeht, darf man behaupten, daß so wie Licht und Farbe vor dem Kunstwerk der Malerei, und der Ton vor dem musikalischen Kunstwerk, auch die Bühne vor dem Werke der dramatischen Dichtung da gewesen sei. Daher hat, auf der Bühne heimisch zu sein, immer als die Grundbedingung für eine gelungene Ausübung der dramatischen Dichtkunst gegolten, und die größten dramatischen Dichter aller Zeiten, Sophokles, Shakespeare, Molière und bei uns Goethe und Schiller sind entweder selbst Schauspieler gewesen, oder haben doch mit dem Theater in unmittelbarer Verbindung gestanden.

Diesen Männern reiht sich auch Lessing an. Dem Gottschedschen Paare war es nicht eingefallen die Bühne als ihre Schule zu betrachten; sie glaubten schon ein Uebriges gethan zu haben, wenn sie sich mit den Schauspielern nur insoweit einließen, ihnen, was sie thun sollten, von oben herab zu dictiren. Ebenso Gellert, der gottesfürchtige Mann; wie hätte er sich mit dieser Lebenssphäre bemengen sollen, er, der sich mit dem ganzen Leben gern nicht weiter bemengt hätte, als daß er Vorlesungen über Moral hielt. Wie er namentlich die theatralische Aufführung ansah, zeigt eine Stelle in seinem 26. Briefe, wo es wörtlich heißt: „Es wird auf der Schaubühne alles begreiflicher und sinnlicher. Wenn die Thoren nicht durch das Vergnügen der Action vor das Theater gelockt würden, glauben Sie wohl, daß sie etwas anhören würden, was sie oft nicht wissen wollen?“ Nicht viel besser war es mit den Uebrigen dieser Schule bestellt, wenigstens Mylius schrieb seine Aerzte gleich für den Druck auf Buchhändlerbestellung, und wenn Krüger gleich selbst Schaus[illegible] war, so lassen doch seine Werke, zu deren Abfassung ihn übrigens die [illegible]h drängte, von einem Einfluß seiner Kunst auf seine Schriftstellerei nich[illegible]ken. Lessing dagegen hat vom Theater gelernt; er sing nicht nur,

oben angeführt ist, ein Trauerspiel im Hinblick auf Kochs Leistungen in diesem Fache an, sondern er sagt auch in der oft angeführten Vorrede, da er von dem jungen Gelehrten spricht, den er, als er nach Leipzig gekommen, ernstlicher auszuarbeiten sich die Mühe gegeben: „Diese Mühe ward mir durch das dasige Theater, welches in sehr blühenden Umständen war, ungemein versüßt. Auch ungemein erleichtert, muß ich sagen, weil ich vor demselben hundert wichtige Kleinigkeiten lernte, die ein dramatischer Dichter lernen muß, und aus der bloßen Lesung seiner Muster nimmermehr lernen kann." Ebenso führt er (III, 21. M. 32. H. XI, 1, 29.) beifällig an, wie ein französischer Uebersetzer des Plautus bekenne, bei seiner Arbeit außerordentlich dadurch gefördert zu sein, daß er die Stücke in Gedanken von den besten französischen Schauspielern habe aufführen lassen, und setzt hinzu, dieses Vortheils könne man sich mit eben so vielem Nutzen auch bei der Verfertigung eigener Stücke bedienen, ja er nennt die besten Mitglieder der Neuberschen Truppe, mit denen man die Stellen jener Franzosen am besten besetzen könne. Und wie in seinem ganzen Leben bei ihm das Interesse an der dramatischen Poesie mit dem an der Schauspielkunst Hand in Hand gegangen, wird sich im Verfolge vielfältig zeigen.

Nach diesen Erörterungen wird man es wenigstens nicht mehr für eine allzu große Paradoxie halten können, wenn ich in Lessings dramatischen Jugendwerken, innerhalb der oben bezeichneten Schranken einer veralteten Kunstweise und mit Einräumung gewisser Schwächen der Jugendlichkeit, ein wahres und frisches Kunstleben anerkennen muß.

Wenn die formelle Einschulung, um deren willen eine aufblühende Kunst sich an eine bereits vorhandene anlehnen muß, einmal gewonnen ist, so ist die letztere für jene ein Unglück. Es ist oft gesagt worden, daß in der Literatur das Gute der Feind des Besseren ist; in der Kunst läßt das Beste das Gute nicht aufkommen, denn was einmal für musterhaft gilt, übt einen dämonischen Zauber aus, der alle Productionskraft in seinen Kreis bannt und sie dazu zwingt, im ohnmächtigen Ringen, das zu erreichen oder zu übertreffen, was in seiner Art wohl das Höchste sein muß, da ja der Begriff solcher Art eben nur von ihm selbst hergenommen ist, also sich in sich selber zu verzehren. Wir haben ein Beispiel dieses Verhältnisses in der modernen Sculptur, welche nicht über den Gesichtspunkt hinaus kommt, was sie auch immer leisten möge, die antike Sculptur sei doch einmal das ewige Vorbild, und daher in ihren verschiedenen Gestaltungen immer nur etwa eine andere Auslegung des Princips der antiken Sculptur giebt. In einem ähnlichen Falle mußte ein künstlerisches Auge die dramatische Dichtkunst der Deutschen zu der Zeit, als sie von Gottscheds Gesichtspunkten beherrscht wurde, erblicken. Lessing selbst hat dies gethan. „Was herrscht," sagt er im Verfolge der oben angeführten Stelle aus der Vorrede von 1754 „auf unsern gereinigten Theatern? ist es nicht lauter ausländischer Witz, der, so oft wir ihn bewundern, eine Satyre über den unsrigen macht? Aber wie kommt es, daß nur hier die deutsche Nacheiferung zurückbleibt? Sollte wohl die Art selbst, wie man unsre Bühne hat verbessern wollen, daran Schuld sein? Sollte wohl die Menge von Meisterstücken, die man auf einmal, besonders den Franzosen, abborgte, unsere ursprünglichen Dichter niedergeschlagen haben? Man zeigte ihnen auf einmal, so zu reden, Alles erschöpft, und setzte sie auf einmal in die Nothwendigkeit, nicht bloß etwas gutes, sondern etwas besseres zu machen. Dieser Sprung war ohne Zweifel zu

arg; die Herren Kunstrichter konnten ihn wohl befehlen, aber die, die ihn wugen sollten, blieben aus." Und Lessing unterließ es, den Sprung wagen zu wollen, er entschloß sich, zuerst ein ursprünglicher Dichter zu sein, er griff mit fester Hand in das volle und frische Leben hinein; man möge, heißt es in Bezug auf den „jungen Gelehrten," ihn mit ausländischen oder deutschen Stücken vergleichen, aber das wolle er sich ausgebeten haben, daß man ihn immer nur mit solchen Stücken vergleiche, an denen die Verfasser ihre (eigenen) Kräfte versucht hätten, die, so glaube ich dies umschreiben zu dürfen, aus einer ursprünglichen künstlerischen Conception hervorgegangen seien.

Erst später hatte Lessing dieses Princip in seiner vollen Consequenz durchzuführen gewußt, aber wenn er schon jetzt wesentliche Fortschritte über seine Vorgänger hinaus thut, so ist dies der glücklichern Unmittelbarkeit, mit welcher ihm zu Werke zu gehen vergönnt war, zuzuschreiben.

Nicht, als ob Lessing sich nun ganz naturwüchsig bloß auf seine eigenen Füße stellen und die Kenntniß und Benutzung der Vortheile seiner Gegner hätte verschmähen wollen. Ganz im Gegentheil. Es hatte Niemand vor ihm in Deutschland den dramatischen Dichtern ein so ernstes Studium gewidmet, aber es hatte auch noch Niemand dazu, vermöge eines angeborenen Berufes zur Kunst selbst so viel Geschick gehabt, und da er bei demselben von einer lebendigen und productiven Kunstanschauung ausging, so wußte er aus seinen Vorgängern auch ganz andere Dinge zu lernen, als die Uebrigen, und die Beschäftigung mit ihnen stumpfte ihn nicht ab für die lebendige Auffassung des Lebens, sondern weckte vielmehr in ihm neue Organe für dieselbe.

Schwierig freilich ists, nachzuweisen, was er nun dem Einen und dem Andern verdankt, wie er dies in sich verschmolzen und wie hieraus seine eigene Kunstweise erwachsen, denn abgesehen davon, daß alles Werden ein Geheimniß ist, auf welches wir nur im Gewordenen einige Hindeutungen besitzen, fehlt es auch bei diesem Gegenstande gar sehr an festen Haltepunkten. Es giebt noch keine Kunstgeschichte der Poesie überhaupt und der dramatischen insbesondere, in welche man eine bestimmte Erscheinung einreihen könnte, wie dies doch bei der bildenden Kunst im Allgemeinen gar wohl möglich ist, und daher sind noch nicht einmal die Kategorien festgestellt, die man hier anzuwenden hätte. Doch gehen wir auch hier einmal ins Wasser, ohne vorher schwimmen gelernt zu haben; vielleicht retten wir nicht bloß unser Leben, sondern eignen uns auch vom Schwimmen selbst bei dieser Gelegenheit für künftige Fälle einige Handgriffe an.

Die ersten, von denen ein wesentlicher Einfluß auf Lessings Lustspieldichtungen erwartet werden kann, sind die römischen Komödiendichter, welche bei der Erneuerung des deutschen Lustspiels noch nicht berücksichtigt waren, von denen aber Lessings Interesse für das Drama zuerst erweckt worden war, wie ich denn auf die Bedeutung, welche die Bekanntschaft mit ihnen für seine ganze Bildungsgeschichte gehabt hat, schon oben hingewiesen habe.

Allerdings hat diesen Lessing ein überaus sorgfältiges und anhal[illegible] Studium gewidmet. Es beweist dies außer den Untersuchungen, [illegible] er in verschiedenen Perioden seiner schriftstellerischen Laufbahn über sie [illegible], besonders folgender merkwürdige Umstand. Lessing spricht in einem [illegible] Nicolai vom 2. April 1757 von einer Stelle des griechischen Komö[illegible] Timokles, sie ist aus desselben Dionysiazusai und steht Meinekii fra[illegible]

III, 593., „aus welcher ich," sagt er, „die letzten Verse nach einer lateinischen Uebersetzung hersetzen will," denn Nicolai verstand nicht Griechisch — er nahm erst um jene Zeit beim Rector Damm darin Unterricht. Und diese Uebersetzung ist nicht nur weder die des Dalecampius, welche sich in dessen Uebersetzung des Athenäus VI, p. 223. b., wo das Fragment ebensowohl vorkommt, wie im Stobäus, findet, noch die des Hugo Grotius in seinem Stobäus ed. Gaisford tom. IV, p. 301., rührt also aller Wahrscheinlichkeit nach von Lessing her, sondern sie übertrifft auch selbst die letztere an Eleganz bei Weitem — was, wie die Kenner wissen, nicht wenig sagen will. [1])

Und zwar scheint hier Plautus besonders in Betracht zu kommen, denn während sich für Terenz, der ja auch nach dem alten Worte erst für reifere Männer ganz verständlich ist, in denen eigene Lebenserfahrung den Sinn für feine psychologische Motivirung geweckt hat, in Lessings Jugendwerken keine bestimmten Anknüpfungen darbieten, ja derselbe bis auf die Dramaturgie in Lessings Druckwerken kaum erwähnt werden dürfte, findet sich über Plautus nicht nur eine kritische Arbeit aus der Zeit, als Lessing die dramatischen Werke größtentheils noch nicht aus der Hand gegeben hatte, vor, welche im nächsten Buche besprochen werden wird, sondern auch seine dramatische Dichtung selbst lehnt sich im Einzelnen an ihn an. Lessing hat die Captivi übersetzt, den Trinummus und den Pseudolus bearbeitet, endlich ist der „alten Jungfer" ein Motto aus Plautus' Persa. dem Fragment „Weiber sind Weiber" ein Motto aus der Aulularia vorangestellt, das Motiv des Stichus liegt ihm zu Grunde, und der Name Labrax ist aus dem Rudens genommen.

Gleichwohl verhält es sich damit in mehr als einer Beziehung etwas anders.

Vor allen Dingen wird wohl Niemand die Sache so ansehen, als wenn Lessing, weil er auf der Schule die Komiker mit sinniger Vorliebe gelesen hatte, nun sogleich die Anschauung und Conception einer höheren Kunstform, als sie sich bei seinen Vorgängern findet, mitgebracht hätte. Was aus jenen zu gewinnen war, läßt sich überhaupt darauf zurückführen, daß sie in lebendiger

---

[1]) Ich stelle die beiden Uebersetzungen neben einander:

Grotius.	Lessing.
Primum tragoedos si placet considera	Primum tragoedi quanta commoda adferant
Quam pulcra dent documenta. Nam qui pauper est	Perpende sodes: si quis est pauperculus,
Ubi pauperiorem se cognovit Telephum	Majore pressum si videbit Telephum,
Ibi paupertatem fert suam patientius.	Mendicitate levius is suam feret
Lymphatur aliquis: Alcmaeonem conspicit.	Mendicitatem: insanus estne quispiam? Furiosum is Alcmaeona proponit sibi.
Oculis laborans caecos Phinidas videt.	Captus quis oculis? aspicit caecum Oedipum.
Natum effert alius: Niobe lugentem levat.	Gnatus obiit? Niobe dabit solatium.
Dolet hic se claudum: sed Philoctetem videt.	Claudus aliquisne est? is Philoctetem aspicit.
Miser in senecta est: intuetur Oeneum.	Miser aliquis senex? tuetur Oeneum.

Daß die zweite Uebersetzung von Lessing selbst herrühre, könnte man schon aus dem bescheidenen Zusatze vermuthen: „Ich will Ihnen gern alle meine Anmerkungen mittheilen; und also habe ich Ihnen auch diese sehr unbedeutende mittheilen müssen," was übrigens allerdings auch darauf gehen sollte, daß er die Stelle nur anführt, um zu zeigen, nicht Brumoy habe zuerst den Nutzen der Tragödie in die nähere Bekanntschaft mit dem Unglücke und mit dem Unglücklichen und den für uns daraus fließenden Trost gesetzt.

Wechselwirkung mit der wirklichen Bühne gestanden hatten, und hierfür konnte Lessingen erst dann das richtige Verständniß aufgehen, als er selbst eine Zeit lang das Bühnenwesen beobachtet hatte; bis zu diesem Zeitpunkt mußten Plautus und Terenz für ihn zu jenen Mustern gehören, die zur Bildung des dramatischen Dichters nach seinen oben angeführten Worten eben nicht ausreichen. Und so ist denn auch das erste Stück, welches er bald nach seiner Ankunft in Leipzig verfaßt haben muß, „Damon, oder die wahre Freundschaft," so wie es ganz der Gewandtheit entbehrt, welche für den dramatischen Dichter aus lebendiger Bühnenkenntniß hervorgeht, auch am weitesten davon entfernt, plautinisch oder terentianisch zu sein.

In diesem Sinne verdankt nun Lessing ohne Zweifel allerdings den römischen Komikern vielleicht nicht viel weniger als den Bühnenaufführungen, welche er mit ansah; denn wenn bei diesen größtentheils Stücke vorkamen, die außerhalb der natürlichen Verbindung der Dichtung mit der Bühne entstanden waren, so mußte sich dagegen wohl dem kunstgeübten Auge bei den auf dieser Verbindung beruhenden Werken, die nur im Druck vorlagen, die Aufführung ganz von selbst ergänzen. Die frische und gesunde Auffassung, welche Lessings Jugenddramen auf den ersten Blick von den Lustspielen seiner Vorgänger unterscheidet, die kernige und derbe Komik, die sich an einigen Stellen in ihnen zeigt, und von einer so unbefangenen Lust an der Tollheit Kunde giebt, wie sie später bei Lessing kaum bemerkt wird,[1]) mögen wohl durch die Alten geweckt worden sein, und ebenso dürfte der rasche und schlagende Dialog, welcher mit dem breiten Gewäsche Gellerts oder der Frau Gottsched in geradem Gegensatz steht, ihrer lebendigen Auffassung zu verdanken sein, wie denn auch wohl außerhalb des Gebietes der dramatischen Dichtkunst mancher von einem weitläufigen Periodengeschleppe dadurch geheilt worden sein mag, daß er sich in die Nothwendigkeit gesetzt sah, zu sprechen oder das Geschriebene ausgesprochen zu denken.

Aber wenn wir diese Punkte vom kunsthistorischen Gesichtspunkte aus betrachten, so betreffen sie doch im Grunde nur das Allerallgemeinste, was bei der höhern Ausbildung einer jeden Phase der dramatischen Poesie vorhanden sein wird und daher hier auch wohl von einer andern Kunstgattung als dem römischen Drama hätte angeregt werden können, wenn dieses nicht etwa gar in diesem Falle den Ruhm wirklich mit neueren Dichtungen theilt. Und hierauf beschränkt sich doch der Einfluß der römischen Komödien auf Lessing der Hauptsache nach in der That; die besondere Kunstform derselben konnte auf sein Drama gerade darum nicht von Einfluß sein, weil sie ganz auf der Bühnenaufführung beruht, denn diese war im Alterthum Kunstgesetzen unterworfen, welche von denjenigen der unsrigen durchaus verschieden sind.

Der Charakter des antiken Dramas ist gänzlich und bis in alle Einzelheiten hinein von seinem Ursprunge aus einer solennen Festfeier herzuleiten.

[1]) Die Stelle z. B. in „Weiber sind Weiber," wo Seltenarm seine Töchter unter anderm durch folgende Rede zu rühren sucht: „Bedenkt doch, daß euch eure Mutter neun Monate unter ihrer Brust mit großer Gefahr und Angst getragen hat, und ihr Widerspenstigen wollt mirs so belohnen," ist so zu sagen ganz im Styl mancher Plautinischen Witze, z. B. wenn ein Vater, der seinem Sohne nachgeben soll, weil er doch sein einziger sei, zur Antwort giebt: „Mein Sohn ist um nichts mehr mein einziger Sohn, als ich sein einziger Vater bin, und da geht der Vater doch wohl vor!"

Wenn eine solche mit scenischen Darstellungen verbunden ist, kann es nur darauf abgesehen sein, eine bedeutende, aber bereits bekannte Thatsache auf möglichst bedeutende Weise vorzuführen. Dies ist überall, und namentlich auch im Mittelalter zu bemerken, aber in der Griechischen Tragödie hat dieses Motiv eine wahrhaft künstlerische Durchbildung erhalten. Das Wort des Aristoteles, die Tragödie könne man bei bloßem Lesen vollständig genießen, widerspricht sich in sich selbst; denn das, was von ihr auf dem Papiere steht — die Eintheilung in Diverbien, Kommatia und Chorgesänge, die Mannichfaltigkeit der künstlichen Rhythmen u. dgl. m. hat gar keinen Sinn, wenn es nicht auf die scenische Aufführung mit Musik und Tanz zurückgeführt ist, und denkt man sich einmal diese in solcher Weise eingerichtet, so bilden die Masken, der Kothurn, die alterthümliche Theaterkleidung mit ihr ein untheilbares Ganze. Die antike Tragödie ist durch und durch eine in gemessener Würde und genau umschränkten Formen einherschreitende Darstellung — wie dies nachgerade Jedermann bekannt ist. Aber auch das antike Lustspiel kann nur, wenn man es auf diese Grundlage zurückführt, richtig aufgefaßt werden. Der Inhalt desselben ist freilich nichts weniger als würdevoll, aber das war er auch schon in der Tragödie des Euripides nicht mehr, und da beruht denn das Lustspiel des Menander, der ja dem Euripides bekanntlich so nahe steht, daß man seine Nachahmungen desselben durch das trübe Medium des Terenz hindurch erkennen kann, gerade auf einem genialen Aperçu, wie sich auf denselben Grundlagen eine diesem Inhalt, der dann zugleich auf seine rechte Sphäre zurückgeführt wurde, angemessene Kunstform aufbauen ließe, denn die Grundlagen sind dieselben, ja der Zügel ist in der Komödie eher noch straffer angezogen: von dem Hippolytus des Euripides zum Lustspiel mit einer durch Sklavenintrigue fortgeführten Liebesgeschichte ist so weit gar nicht. Nur der Chor ist weggefallen, übrigens ist der ganze scenische Apparat von Masken, Musikbegleitung und Mannichfaltigkeit der Versarten beibehalten; die Komödien des Plautus und Terenz sind ganz wesentlich in Versen geschrieben, mögen dieselben uns immerhin wie Prosa erscheinen, der ganze Dialog hat eine Färbung, die, wenn ihm nicht die Versification unterbreitet wäre, eine ganz andere sein müßte. Und wie in diesen Einzelheiten, liegt auch im Großen und Ganzen die Erinnerung an die Tragödie zu Grunde, wenn hier auch zur Erreichung derselben Zwecke andre Mittel angewendet werden müssen. Man hört bisweilen über die Einförmigkeit des Inhaltes der Lustspiele klagen und macht daraus einen Rückschluß auf eine schaudererregende sittliche Dürftigkeit des damaligen Lebens. Möglich, daß, wäre eine solche nicht vorhanden gewesen, die Form des Lustspiels eine andere hätte werden müssen, aber ganz ohne Weiteres dürfte die letztere nicht hierauf zurückzuführen sein. Einer jener Dichter, Antiphanes, klagt über den Vorzug, den die Tragödie darin habe, daß sie bekannte Gegenstände behandle, so daß ein jeder, welcher nur den Namen höre, schon orientirt sein müsse. Dieses Streben, die Kunst nur in einer Modification von etwas schon Bekanntem bestehen zu lassen, dürfte, vom Standpunkte der Kunst betrachtet, der wahre Grund der Erscheinung sein, daß sich die Komödie auf einen so engen Kreis von Stoffen beschränkt, ja im Grunde nur Variationen über ein und dasselbe Thema — Hetären, welche von Jünglingen geliebt, durch List der Sklaven und mit Hintergehung der Väter ihnen in die Arme geführt werden und sich endlich als freie Bürgerinnen

ausweisen — abspielt, so daß wohl einer auf den Einfall kommen könnte, die erhaltenen Stücke und die verlorenen, von deren Inhalt man eine etwas genauere Kunde hat, mit ihren Abweichungen in eine übersichtliche Tabelle zu bringen. Und auch wo etwa, wie in den Captivi, die Fabel in Etwas verschieden ist, immer sind es gewisse stehende Gestalten, Masken, die man gleich beim ersten Auftreten erkennen muß, ein verliebter Jüngling, ein Schmarotzer, ein verschmitzter Sklave, ein großsprecherischer Soldat u. s. w., die sich, wie Schachfiguren, nach ein für allemal feststehenden Gesetzen bewegen, welche mit neuen Zügen möglichst prägnant zu schildern, wie man sie schon tausendmal geschildert gesehen hatte, und in neuen Combinationen marionettenartig durcheinander hüpfen zu lassen, wie es in allen früheren Stücken der Fall war, das ganze Absehen der Kunst bildet, ebenso wie es in der Tragödie nur darauf ankam, einem alten Mythus eine neue Seite abzugewinnen, und mit den drei Schauspielern, auf welche sie angewiesen war, durch geschickte Anordnung der Scenen, welche die Vertheilung der Rollen unter sie möglich machte, die richtigen Effecte zu erzielen.

Ein Lustspiel, welches unter diesen Kunstbedingungen stand, konnte einem Erneuerer des modernen Dramas im Wesentlichen nicht zum Muster dienen, denn bei diesem finden alle diese Bedingungen nicht Statt. Die moderne Bühne stellt uns, mit einem Minimum von Formen, welche durch sie selbst hinzugethan worden, lediglich einen menschlichen Vorgang vor Augen, wie er sich im Leben zwar nicht so eng zusammengezogen, nicht so ungestört verlaufend, aber doch im Wesentlichen ebenso täglich begeben kann und wirklich begiebt. Es wird also derjenige Dichter, welcher an diese Bühne anknüpft, lediglich dieses Vorgehen selbst mit künstlerischem Auge zu begreifen haben, oder seine Stärke wird in der Handlung, das heißt der continuirlichen, wohl motivirten und in sich selbst ihren Anschluß tragenden Entwickelung eines solchen Vorganges bestehen. Wirklich ist nicht nur merkwürdiger Weise das erste Urtheil über ein dramatisches Stück, welches uns von Lessing aufbehalten ist, ein Tadel wegen des Mangels an Handlung, indem er nämlich Weißes Leichtgläubigen für eine pièce à tiroir erklärte (Weißes Selbstbiographie S. 14), sondern schon seine eigenen Stücke aus jener Zeit zeichnen sich, so mangelhaft sie auch noch gerade in dieser Beziehung sein mögen, eben hierdurch vor denen seiner Vorgänger und Zeitgenossen aus. Es geht hier doch etwas vor, es entwickelt sich doch etwas, man kann sich in eine gewisse Spannung versetzt fühlen, die Personen handeln mit psychologischer Wahrheit aus sich heraus, und manche Scenen, z. B. sogleich die Anfangsscenen der alten Jungfer zeugen davon, daß der Verfasser das Aperçu des Lebens gehabt hat, während die Früheren, Gellert mit eingeschlossen, das Ding angreifen, als hätten sie, so zu sagen, niemals leben sehen, und zu purer Paradigmatisirung ihrer allgemeinen Lehren, denen ihr Drama dienen sollte, uns das Leben vorführen, wie etwa jener blindgeborene Mathematicus, welcher Optik lehrte, von den Farben gesprochen haben muß. Daß es auch mit Weiße nicht viel besser gestanden, beweist schon das so eben angeführte Urtheil und die oben gegebene Notiz, daß er Lessings Umgang mit den Schauspielern mißbilligt habe; die Matrone von Ephesus, das einzige Stück von Weiße, welches aus jener Periode übrig ist, kann für nichts gelten, als eine leidliche Dialogisirung der bekannten anstößigen Geschichte ohne tiefere Motivirung und hierauf dürfte

überhaupt Weißes dramatische Begabung, von der übrigens später noch mehrfältig die Rede sein wird, zu beschränken sein. Wie sehr Lessing die Handlung schon jetzt für die Hauptsache hielt, erhellt am deutlichsten aus einem besonderen Umstande, der an und für sich ziemlich bedeutungslos scheinen könnte. Man weiß, wie zu jener Zeit der Ehrgeiz der Dichter darauf ging, Lustspiele mit der vollen Zahl von fünf Acten zu schreiben, welche allein dafür galten, der hohen Komödie anzugehören und als vollständige Kunstwerke mitzuzählen. Dagegen hat Lessing zu jener Zeit nur Ein solches geschrieben, nämlich den „Freigeist," und das Stück „Weiber sind Weiber" sollte eben so viele bekommen, von den übrigen haben Damon und die Juden nur einen Act, so wie auch der Misogyn erst in der Ausgabe von 1767 durch Hinzusetzung einiger Scenen zu einem dreiactigen Stück ausgedehnt ist, eben so dürfte der junge Gelehrte, wie weiter unten gezeigt werden wird, welcher in den gedruckten Ausgaben 3 Aufzüge hat, ursprünglich weit kürzer gefaßt gewesen sein, und so bleibt nur noch die alte Jungfer von drei Aufzügen. Hierin liegt offenbar ein Bestreben, alle die Ausfüllnisse, welche, um die fünf Acte herauszubringen, häufig angewendet wurden, zu verschmähen und nur das Wesentliche — und das ist eben die Handlung — in schlagender Kürze und prägnanter Entwickelung vorzuführen.

Alles dieses wäre nun wohl gerade von Plautus am wenigsten zu lernen gewesen. Nirgend macht sich die Neigung des antiken Dramas, nur dieses oder jenes abzumalen, so sehr geltend als bei ihm, ja sie verführt ihn geradezu zum Fehlerhaften. Er sucht sich nicht nur mit dem Prolog eine ordentliche Exposition zu ersparen, sondern er scheut sich gar nicht auch wohl das Ende, wie in der Casina und Cistellaria zuletzt bloß im Epiloge von der Grex erzählen zu lassen, und beide Mittel stehen in seiner Kunstübung gar nicht einmal isolirt da, denn es wird bei ihm in den Stücken gewaltig viel monologisirt, um die Zuschauer zu unterrichten, wie denn besonders im Amphitruo Mercur eigentlich immer einen Prolog nach dem andern hält. Häufig dienen auch diese Monologe bloß dazu, daß die Personen sich selbst schildern, und überdies ganz im Allgemeinen, ohne daß dies in dem Gang des Stückes besonders motivirt wäre; was namentlich von den Monologen der Parasiten gilt, so wie z. B. von dem des Wechslers im Curculio. Endlich ist oftmals gar nicht die Rede davon, daß das Ende im Anfange begründet sein müsse; es kommt hinterher ein Zufall, eine Entdeckung dazu, die der Sache, am auffallendsten im Epidicus und im Miles gloriosus, einen lustigen Abschluß giebt. Ueberhaupt stellt er sich als ein talentvoller Mann dar, der zur Auffassung und Durchführung komischer Scenen in ganz ungewöhnlichem Grade begabt ist, aber bei Scenen, bei einzeln Motiven und komischen Ausführungen bleibt es größtentheils, obgleich sich in einigen Fällen, namentlich in den „Gefangenen" hierauf auch ein wohldurchdachtes Kunstwerk aufbaut. Dies ist der gesunde und sachgemäße Gang der Kunst, aber von demjenigen, bei welchem wir denselben sich vollführen sehen, werden wir nichtsdestoweniger urtheilen müssen, daß er noch in den Anfängen der Kunst befangen sei.

Lessing hat sich so wenig vom Plautus imponiren lassen und ihn so wenig blindlings nachgeahmt, daß er vielmehr, wo er ihn benutzt, ganz unverkennbar von den Gesichtspunkten ausgeht, durch die er sich, wie so eben gezeigt, von ihm unterscheidet. Wenn er die Gefangenen übersetzt und für das beste Stück er-

klärt, das jemals auf die Bühne gekommen und ferner den Trinummus heraus hebt und bearbeitet, so hatte zwar die ersteren schon Camerarius das beste Stück des Plautus genannt und eben dieser auch den Trinummus gelobt, gleichwohl ist das erstere wirklich das einzige, das eine vollkommen durchgebildete Handlung besitzt, und beide genannte haben eine sittliche Tiefe und psychologische Motivirung, wie sie sich sonst bei Plautus nicht findet, so wie auch etwas Aehnliches vom Stichus gilt. Noch entschiedener zeigt sich diese Selbständigkeit bei der Umbildung, welche er den beiden letztgenannten Stücken angedeihen läßt. Lessing hat zwar wenigstens in dem Einen der beiden Stücke Motive durchzuführen gesucht, die er schon in den Gefangenen fand; diese sind ohne Weiber, und der von ihm zur Bearbeitung gewählte Trinummus hat auch keine, und wenn er am Ende seiner Abhandlung über den Plautus III, 139. M. 139. H. XI, 1, 132. sagt, daß das Stück „die Gefangenen," davon abgesehen, daß es der Absicht der Lustspiele am Nächsten komme, auch mit den zufälligen Schönheiten reichlich versehen sei, und er sollte dies nun umständlich entwickeln, er sei aber auf den Einfall gekommen, sie lieber in einer Nachahmung empfindlich zu machen, die in einem der nächsten Stücke erscheinen solle, und zuletzt verspricht, es werde in der Zeitschrift von dem Plautus nicht das letztemal die Rede gewesen sein, so geht dies ohne Zweifel auf seinen Schatz, den er also schon hier veröffentlicht hätte, wäre es nicht mit den „Beiträgen" bald zu Ende gegangen.[1]) Aber dabei ist in der That bewundernswürdig, wie er sich hier durchaus nicht von dem berühmten Muster hinreißen läßt, sondern Alles vollkommen auf seinen modernen Maßstab zurückführt, und doch auf ächt künstlerische Weise jedes brauchbare Motiv auszubeuten weiß. Zunächst ruht sein ganzes Verfahren auf der Einsicht, daß in den Plautinischen Stücken, welche er benutzt, für unsere Anforderungen zu wenig Handlung sei. Diesem sucht er auf doppelte Weise abzuhelfen. „Weiber sind Weiber," sollte ein fünfactiges Stück werden, wie das Plautinische, Stichus, aber das Motiv wird dort viel weiter ausgeführt als hier. In dem Plautinischen Stück geschieht nichts Anderes, als daß das Andringen des Alten, der seine beiden Töchter, deren Männer schon lange abwesend sind, wieder verheirathen will, dadurch vereitelt wird, daß diese eben zurückkommen; ein Parasit, den die Töchter in den Hafen schicken wollen, um nachzufragen, ob keine Nachricht von den Männern da sei, wird von diesen verspottet. Lessing dagegen führt nicht nur ein Paar abgeschmackte Kerle ein, welchen der Alte die Töchter jetzt geben will, und die die Liebhaber derselben machen, sondern er hat offenbar auch die Absicht gehabt, von dem Alten (II, 443 u. 448. M. 442. 447. H. XI, 2, 497. 502.) den Labrax, einen parasitenartigen Schelm, dazu verwenden zu lassen, eine falsche Nachricht von dem Tode der Schwiegersöhne zu melden — was denn ohne Zweifel zu seiner eigenen Beschämung ausfallen sollte. Auf diese Weise konnte es nicht an Stoff fehlen, die fünf Acte auszufüllen, zumal da noch ein Punkt hinzukommt, den ich so-

[1]) Dadurch widerlegt sich auch die Behauptung Hölschers in s. Programm L. als Dramatiker Siegen 1842, dem ich übrigens einige Nachweisungen verdanke, L. habe, als er jene Abhandlungen geschrieben, die Bearbeitung des Trinummus noch nicht im Sinne gehabt, wie auch daraus erhelle, daß sie im Verzeichniß der Plaut. Stücke nicht erwähnt werde, und es sei daher L. Schatz erst etwa 1753 anzusetzen. Deutet doch auch jenes Verzeichniß im Gegentheil ganz entschieden auf sie hin mit der Bemerkung, das Stück würde passender der Schatz heißen. III, 27. M. 37. H. XI, 1, 34.

gleich erwähnen werde. Den entgegengesetzten Weg schlägt er beim Trinummus ein. Hier erweitert er die dürftige Handlung nicht, damit sie den von Plautus gewählten Rahmen wirklich ausfülle, sondern er zieht sie in ihre natürlichen und kunstgemäßen Grenzen zusammen; er macht aus dem Stoffe ein einactiges Stück, wie seine Originalstücke meistens waren. Der zweite Gesichtspunkt, den L. in die Behandlung der Plautinischen Stoffe einführt, ist die genauere psychologische Motivirung, welche die Neuzeit fordert. So läßt er die beiden Schwestern in „Weiber sind Weiber," die bei Plautus nur eben auf ganz gleiche Weise schlechthin ihren Männern ihre Treue bewahrt haben, wenigstens von verschiedenem Charakter sein, ja es scheint fast, als ob die eine, Laura, eine Heuchlerin sein sollte, was dann wiederum den Stoff des Werkes noch reicher machen mußte, und der alte Seltenarm will seine Töchter wieder verheirathen, um mit seinem Dienstmädchen zu leben.[1]) Noch viel mehr Derartiges findet sich im Schatz. Es ist zu lehrreich den Gedankenwegen eines Mannes, wie Lessing, nachzugehen, als daß es sich nicht der Mühe verlohnen sollte, beide Stücke nebeneinander zu halten. Beim Plautus beginnt das Stück mit dem Monolog des Megaronides — der zum Theil mit dem Staleno Lessings zusammenfällt — in welchem er beklagt, einem alten Freund, dem Callicles (Philto), wegen einer ganz unverantwortlichen Handlungsweise Vorwürfe machen zu müssen. In der folgenden Scene thut er dies; Callicles, dessen Fürsorge der in der Fremde befindliche Charmides (Anselmus) seine Kinder Lesbonicus (Lelio) und eine Tochter anempfohlen hatte, hat dem ersteren, welcher ein Verschwender ist, sein Haus abgekauft und dadurch seiner Liederlichkeit scheinbar Vorschub gethan; es zeigt sich aber, daß er das lediglich gethan, um einen Schatz, den Charmides (Anselmus) dort vergraben, und von welchem nur er, Callicles, etwas weiß, nicht in fremde Hände fallen zu lassen. Im zweiten Acte haben wir zuerst den Monolog eines Jünglings Lysiteles (Leander), in welchem sehr solide Grundsätze ausgesprochen werden, alsdann sehen wir diesen seinem Vater Philto — er entspricht zum Theil Lessings Staleno — die Bitte vortragen, er möge ihn mit Lesbonicus' (Lelios) Schwester vermählen und zwar ohne Mitgift zu fordern, um diesem durch die wohlhabende Verwandtschaft und die Enthebung von der Sorge für die Zukunft des Mädchens wieder aufzuhelfen. Weiterhin tritt Lesbonicus (Lelio) mit seinem Sklaven Stasimus (Mascarill) auf; auch die Kauffumme für das Haus ist schon verzehrt. Philto bringt seinen Heirathsantrag vor: Lesbonicus, der leichtsinnig aber nicht unedel ist, schlägt das Anerbieten aus und besteht zuletzt darauf, Lysiteles müsse wenigstens ein Grundstück vor dem Thore, das er noch besitze, als Mitgift annehmen — wovon Stasimus, der es mit seinem Herrn gut meint, den Philto abzuschrecken sucht, indem er ihm das Besitzthum als einen rechten Unglücksort schildert, auf dem der Fluch der Götter ruhe. Im dritten Acte hat Callicles erfahren, daß das seiner Vorsorge anempfohlene Mädchen dem Lysiteles verlobt worden und spricht aus, daß er es für seine Pflicht halte, ihr, da der Bruder nichts mehr habe, eine Mitgift zu geben. Hierauf sind wir Zeuge eines edelmüthigen Streites zwischen den beiden jungen Männern, von denen der Eine sein letztes Besitzthum der Schwester

[1]) Worauf übrigens L. durch einen Zug bei Plautus gekommen ist: Antipho will seine Töchter ad absurdum führen und fragt sie, wie ein wackeres Weib denken müsse — sie antworten, warum er so frage, und er sagt zur Ausflucht, er wolle wieder heirathen.

mitgeben, der andere diese Aufopferung, die freilich seinen ganzen Plan, dem Freunde aufzuhelfen, vernichtet, nicht zugeben will. Der Sklave versucht vergeblich, seinem Herrn eigennützigere Grundsätze einzuflößen. Endlich finden wir Callicles mit dem Megaronides in Berathschlagung begriffen, wie sich dem Mädchen eine Mitgift geben lasse, ohne daß weder das Vorhandensein des Schatzes verrathen werde, noch Callicles sich sonst compromittire; es wird beschlossen, einen Sykophanten zu miethen, der sich dafür ausgeben soll, vom Charmides mit einer Summe zur Aussteuer seiner Tochter, die ja jetzt in mannbarem Alter stehen müsse, in die Vaterstadt gesandt worden zu sein. Im vierten Act ist Charmides zurückgekehrt; wie er aber in sein Haus eintreten will, stößt er auf den Sykophanten, der ihn nicht kennt und seine Rolle sogleich an ihm probiren will, was denn sehr lächerliche Scenen giebt; Stasimus dagegen, welcher auch gerade herbeikommt, erkennt ihn und theilt ihm mit, daß das Haus nicht mehr sein, sondern von Callicles erkauft sei, was den Charmides in Bezug auf den Schatz aufs Aeußerste erschreckt. Aber Callicles, der jetzt heraustritt, klärt ihn über diesen Punkt wie über den Sykophanten vollständig auf. Im fünften Act wiederholt Lysiteles seinen Heirathsantrag bei dem Vater des Mädchens und Lesbonicus, welcher hinzukommt, wird amnestirt unter der Bedingung, daß er sich mit des Callicles Tochter vermähle. Natürlich mußte von diesem Inhalt des Stückes Vieles für Lessing als modernen Dichter ganz unbrauchbar sein. Vor allen Dingen die Gesichtspunkte, aus welchen die Heirathsangelegenheiten aufgefaßt werden. Von dem Umstande abgesehen, daß Lesbonicus halb und halb zur Strafe heirathen muß, und daß diese Angelegenheit überhaupt so im Fluge abgemacht wird, widerspricht es gänzlich unseren Sitten, daß Lysiteles um die Schwester desselben, lediglich um ihm einen Dienst zu erweisen, anhält; nach unserer Anschauungsweise kann man einem Freunde zu Liebe zwar sehr wohl in den Tod gehen, aber um eines Andern willen eine Frau zu nehmen, geht über den Spaß; auch ist es nach unsern Ansichten nicht erlaubt, die Frauen so schlechthin als Mittel zu behandeln, über die, um anderweitiger Zwecke willen, von Andern verfügt wird; wir verlangen, daß, wenn es sich darum handelt, sie zu verheirathen, dies als ihre eigene Angelegenheit betrachtet wird und um ihrer selbst willen geschieht. Soll also hier von einer Verheirathung des Lysiteles mit der Schwester des Lesbonicus die Rede sein, so muß der erstere diese lieben, und dann mag es dem Lesbonicus vorbehalten bleiben, ihm ihre Mitgift aufzudringen, die der Liebende nicht darum verschmäht, damit sie dem Bruder erspart bleibe, sondern weil er in seiner Liebe an so etwas nicht denkt. Eine andere Veränderung forderten unsere Sitten in den Charakteren des Lesbonicus und seines Sklaven. Bei Plautus ist der letztere der Familie treu ergeben und wird, in so weit es nicht zu vermeiden ist, ein Helfershelfer bei den Verschwendungen des jungen Mannes, also der letztere wird sein eigener Verführer, und ist zwar leichtsinnig und ausschweifend, aber im Grunde edeldenkend. Die letztere Combination können wir nicht gelten lassen — ein ausschweifendes Leben ist nach unsern Begriffen ein wesentlicher Flecken, vollends wenn es ohne Verführung von außen, ja wo ein besser Gesinnter einem zur Seite steht, geführt wird. und ein edler Sinn kann nicht neben demselben bestehen, sondern muß sich mit Verlassung jenes schlimmen Weges aus einer wirklichen Sinnesänderung ergeben, folglich mußte ein moderner Dichter sich veranlaßt finden, wenn Lesbonicus uns nicht allzuverächtlich er-

scheinen sollte, den Sklaven im Gegentheil als Verführer darzustellen, und zu einer ausdrücklichen Sinnesänderung eine berechtigte Veranlassung eintreten zu lassen. Endlich enthält auch das Plautinische Stück noch einige Unzuträglichkeiten, welche der Unbeholfenheit des Anfängers in der Kunst zuzuschreiben sind; Megaronides ist als bloßer Vertrauter des Callicles eine müßige Person, und daß Charmides, statt nach neunjähriger Abwesenheit sogleich in sein Haus einzutreten, sich mit dem Sykophanten einläßt, ist unnatürlich; so wie man auch daran Anstoß nehmen muß, daß Callicles, ein wohlhabender Mann, der sein eigenes Haus hat, das Haus, welches er doch nur, um es dem Freunde zu erhalten, gekauft, wie der Anfang der 2. Scene des 1. Actes zeigt, selbst bezogen hat. Wie hat nun Lessing alle sich hieraus ergebenden Modificationen anbringen und doch wieder ein in sich einheitliches Kunstwerk aufstellen können? Er hat dem Ganzen einen neuen, der Kunstweise der modernen Zeit angemessenen Grundgedanken untergelegt. Es bewahrheitet sich hier das oben über den Gegensatz der alten und neuen Kunst Gesagte auf eine merkwürdige Weise. Bei Plautus ist das Grundaperçu der Charakter des wackern Callicles und das Ganze nur auf seine Schilderung abgesehen. Daher wird nun dieser im ersten Acte, der doch die Exposition enthalten muß, durch Aufdeckung seiner Motive beim Hauskauf, ins Licht gesetzt und das Weitere und namentlich die Bewerbung des Lysiteles tritt nur hinzu, um diesem Charakter in der List in Betracht der Mitgabe, von der erst weit ins Stück hinein die Rede ist, fernere Gelegenheit zu geben, sich zu äußern und ihm auch die Anerkennung der Uebrigen zu verschaffen, so wie denn auch Callicles zuletzt dadurch belohnt wird, daß seine Tochter die Schwiegertochter des im Auslande zum reichen Manne gewordenen Charmides wird. Ganz anders bei Lessing. Hier ist das Grundaperçu der eigenthümliche Vorfall, daß eine solche List erforderlich wird und auf so komische Weise und zugleich zum Heil aller Betheiligten mißräth, und es kommt also vor allem auf das an, was dieselbe nöthig macht, nämlich die ungestüme Liebeswerbung Leanders. Mit dieser also exponirt sich das Stück; und indem nun mit dem Vormund Leanders, welcher um das Mädchen beim Philto anhalten soll, eine Person gegeben ist, die einen besondern Beruf hat, dem letzteren wegen seiner Handlungsweise auf den Zahn zu fühlen, ist es nicht nur motivirt, warum dies eben jetzt geschieht, sondern es wird auch der müßige Megaronides eliminirt und das, was die Hauptwendung der Handlung herbeiführt, die List, braucht nicht erst weit hinten als etwas Neues hinzuzukommen, sondern macht sich gleich hier nothwendig, wodurch denn das Ganze eine von der Plautinischen Weitspurigkeit himmelweit abstechende Raschheit des Ganges und Prägnanz der Form erhält. Es ist unmöglich, allen einzelnen Modificationen, die sich hieraus ergeben, Rechnung zu tragen; es hieße dies geradezu das ganze Stück in allen Einzelheiten nacherschaffen; ich begnüge mich daher ganz kurz an den Gang desselben zu erinnern. Leander gesteht dem Staleno seine Liebe zur Camilla und bittet für ihn um diese anzuhalten, wozu sich der Vormund aber nicht verstehen will, weil sie durch Lelios Verschwendung ganz besitzlos sei. Uebrigens war Staleno ohnehin auf dem Wege zum Philto, um ihn wegen des Hauskaufs zur Rede zu stellen und in Folge dieses Zwischenfalls muß ihm die Angelegenheit noch mehr in den Vordergrund treten. Philto klärt ihm die Sache auf, und da sich daraus ergiebt, daß Camilla also keineswegs besitzlos sei, hält Staleno sogleich um sie an, sie wird ihm zugesagt, nur macht die Art, wie man die Mitgift auszahlen

soll, ohne daß Lelio von dem Vorhandensein des Schatzes etwas merkt, Schwierigkeit, und da fällt denn Staleno auf die mehrgenannte List. Jetzt tritt Lelio mit Mascarill auf; die Kaufsumme ist bereits verthan; Philto kommt dazu und sucht den liederlichen Menschen dadurch zu sich selbst zu bringen, daß er ihm sagt, Leander habe seine Schwester heirathen wollen, habe sich aber am Mangel an Vermögen gestoßen. Dies gelingt vollständig; Lelio ist trotz aller liederlichen Reden des Mascarill in Verzweiflung und bietet dem Staleno sein letztes Besitzthum als Mitgift seiner Schwester an; es mißlingt dem Mascarill, dem Staleno, der ihn durchschaut, dasselbe zu verleiden. Jetzt kommt Anselmo zurück und kann nicht ins Haus, weil Philto dasselbe bis zu seiner einstigen Zurückkunft leer stehen zu lassen entschlossen ist. Erst dann folgt die Scene mit dem Sykophanten, der hier ein Trommelschläger ist; dem Anselmo erzählt ein Kofferträger, der seine Sachen nun in ein anderes Quartier bringen soll, die angebliche Untreue des Philto — da aber dieser dazu kommt, klärt sich Alles auf, dem Lelio wird verziehen, und Leander bekommt um so mehr die Camilla, da Anselmo schon im Auslande den Plan gefaßt hatte, sie dem Sohn eines alten Freundes zu verheirathen, welcher Leander nun gerade ist.

Sehr viel leichter wollte sich Lessing die Sache bei der Bearbeitung des Pseudolus machen: hier verändert er im Grunde nichts anders, als daß er das Mädchen von der Frau des Ballof erzogen sein läßt und statt des Soldaten, welcher dasselbe gekauft, eine Dame einführt, die für sie Kostgeld bezahlt, und den Vater des Liebenden erspart, indem er diesen zugleich den Mündel des Alten sein läßt, als dessen Tochter das Mädchen zuletzt erkannt wird. Mit der ersten Abänderung war der Stoff den modernen Sitten etwas mehr angenähert, die keine Sklaven kennen und Kuppler aufs Theater zu bringen nicht erlauben, doch mochte Lessing fühlen, daß das Mädchen immer noch zu sehr als bloße Sache behandelt würde, als daß das Stück nicht von vornherein einen fremdartigen Anstrich bekommen haben sollte, und so blieb dasselbe unausgearbeitet.

Wenn solchergestalt Plautus auf Lessing wenig directen Einfluß ausgeübt haben dürfte, so hat dies vielleicht Terenz eher in noch höherem Maße gethan. Es möchte scheinen, als hätte er sich von diesem den Kunstgriff angeeignet, den man bei diesem contaminare fabulas nannte — oder als hätte er der Dürftigkeit mancher Stoffe dadurch abzuhelfen gesucht, daß er ihrer zwei, die in verschiedenen Stücken behandelt vorlagen, in Eins verschmolz. Ich habe schon auf „Weiber sind Weiber" hingewiesen, wo das zu dem Inhalt des Stichus hinzukommende Element, die Abweisung und Entlarvung abgeschmackter Liebhaber, die den Vater zu gewinnen gewußt hatten, leicht irgend einem französischen Stück entlehnt sein konnte. Auch in dem jungen Gelehrten wird sich eine ähnliche Aufnahme eines in einem besondern Lustspiele behandelten Elementes nachweisen lassen. Aber das schlagendste Beispiel bietet der Misogyn dar; denn hier geht Lessing sogar auf der einen Seite auf eine der Quellen zurück, welche Terenz selbst benutzte. Das Stück ist ein Document, daß er sogar die Fragmente der griechischen Komiker im Sinne der Ausübung der Lustspieldichtung studirt hat. „Ich habe dieses Stück gemacht," sagt er in den Kollectaneen unter diesem Worte (XI, 342. M. 1, 463. H. XIX, 430.) „als ich die Fragmente Menanders studirte und fand, daß er diesen Charakter in einem Stücke behandelt habe, welches Phrynichus *τὴν καλλίστην τῶν κωμωδιῶν τῶν ἑαυτοῦ* nennt,"

wobei denn freilich L. auch hier wieder den Charakter auf ganz andere Weise gefaßt hat, denn Menanders Weiberhasser hatte noch eine Frau. Nun ist aber in Lessings Stück der Weiberfeind dadurch beschämt, daß Lelio, ein junger Mann, den er sehr schätzt, nur die verkleidete Hilaria, die Geliebte seines Sohnes ist, und da dürfte dann wenigstens das Motiv, daß auch Laura, des Weiberfeindes Tochter, durch die Verkleidung so sehr getäuscht wird, daß sie im Begriff ist, ihrem Verlobten um des vorgeblichen Lelio willen untreu zu werden, auf Eine Quelle mit Weißes freilich weit später ausgearbeiteter Amalia zurückzuführen sein; es findet sich eine ähnliche Episode in der Veuve à la Mode des St. Foix, von der Lessing (IV, 398. M. 439. H. XI, 1, 813.) in der theatralischen Bibliothek einen Auszug gegeben hat.

Eine ähnliche Frage wie in Betreff der antiken Komödiendichter entsteht auch in Bezug auf Lessings unmittelbaren Anschluß an einen Dichter der modernen Zeit, dem eine unmittelbare Wirkung auf ihn bereits oben zugestanden ist, den Dänen Holberg. Lessing konnte die Stücke desselben, als er seine Jugenddramen schrieb, sämmtlich vor Augen haben, denn 1750 erschien schon der vierte Band der alten Uebersetzung, und dieser enthält überdies meistens solche Stücke, die schon früher übersetzt worden waren; die andern Bände waren seit 1743 herausgekommen. In der That lassen sich auch bei Lessing im Einzelnen allerlei Reminiscenzen aus Holberg nachweisen. Rodnagel bemerkt über Lessings Drama (S. 55), daß die Behauptung des „jungen Gelehrten," allenfalls könne man auch wohl seinen Vater schlagen (I, 250.), auch im Erasmus Montanus vorkommt,[1]) doch ist der Beweis hier ein anderer und Lessings junger Gelehrte ist auch ein ganz anderer Narr, als der Holbergsche, nämlich ein philologischer Buchstabenkrämer, während der letztere vom Disputirteufel besessen ist; in der zweiten Scene des ersten Actes sind ihm Barbara und Celarent seltsame Benennungen, und seines Vaters Küchenlatein macht ihm viel Herzeleid. Ferner ist der lächerliche Poet in der alten Jungfer vermuthlich dem Holbergschen glücklichen Schiffbruch entlehnt, obgleich Holberg auch sonst wohl, z. B. im arabischen Pulver, solche Leute einführte und Damis' Epithalamium auf seine eigene Hochzeit ist wenigstens eine ähnliche Extravaganz wie Rosiflengius' Hochzeitgedicht für eine Hure. Der glückliche Schiffbruch hat auch unverkennbar zum Damon Veranlassung gegeben. Es kommt hier darauf an, Rosiflengius aus dem Sattel zu heben. Da sagt nun Pernille: „der Herr Jeronymus erwartet alle Augenblicke ein Schiff aus der See, worauf alle sein Glück beruht. Wir wollen ihn demnach, wenn der Magister bei ihm gegenwärtig ist, benachrichtigen, daß dieses Schiff verunglückt sei, und dadurch sehen, wie sich sein neuer Tochtermann dabei aufführt." Ebenso prüft Lisette in Lessings Damon den Leander und dieser unterliegt ähnlich, wie der Magister; wie bei diesem die Liebe, so verschwindet bei jenem die Freundschaft. Zugleich mag das Stück auch wohl als eine skeptische Parodie von des Nivelle de la Chaussée école des amis zu betrachten sein, wo sich einer eine Erbschaft und die Geliebte seines Freundes verschafft, bloß um sie diesem, dessen Vermögen ganz ruinirt ist, abzutreten; Lessing war zu enthusiastischer Freundschaft wohl zu verständig organisirt und zu sehr in sich abgeschlossen; er läßt seinen Damon sagen (II, 377. M. 374. H. V, 135.), er glaube zwar ein warmer Freund zu sein, aber Leander, der ihm zum Schein sein

[1]) Schon in Aristophanes „Wolken." (M. und B.)

Vermögen abtreten will, um ihn zu betrügen, scheint ihm doch zu weit zu gehen; auch stimmen die Worte, mit denen der Dankbare das französische Stück schließt: ah Madame, souffrez que mon coeur se partage: Monsieur, je ne puis rien vous offrir davantage, und die Schlußworte der Witwe bei Lessing: „Damon! Damon! ich befürchte, ich befürchte, ich werde eifersüchtig werden. Keines Frauenzimmers wegen zwar nicht, aber doch gewiß Leanders wegen" — auffallend überein. Endlich ist in Bezug auf Lessings Verhältniß zu Holberg auch noch auf den Freigeist zu verweisen. In Johann, dem Bedienten des Freigeistes, sind zwei Holbergsche Charaktere contaminirt, erstlich, wegen seines eitlen Franzosensinnes, weil er in Paris gewesen: der Jean de France, und alsdann wegen seiner Freigeisterei, die als eine französische Untugend ganz hieher gehörte, und insofern sie auf die lächerlichste Weise zu Schanden wird: Leander in den „Irrthümern";[1]) und auch der Gegensatz zum freigeistischen Johann, der dumme Martin, hat sein Vorbild bei Holberg: in einem Entwurf zum Freigeist unter den Breslauer Papieren ist die Hauptscene des Johann, wo er traurig persiflirt wird, gleich im Voraus ausgearbeitet.[2]) Allein wenn wir von diesen Einzelheiten absehen, wird sich das Verhältniß Holbergs zu Lessing in ähnlicher Weise herausstellen, wie das des Plautus zu demselben. Lessing mag sich auch an diesem Dichter erfrischt und zu einer unbefangeneren und drastischeren Auffassung des Lebens erkräftigt haben, aber sein Lustspiel ist an und für sich ein andres als das Holbergsche, welches, so vortrefflich es in seiner Art ist, doch ganz entschieden zur Posse hinneigt; die Verschiedenheit läßt sich am besten in dem zuletzt angeführten Beispiel einer materiellen Entlehnung von Seiten Lessings demonstriren: er hat hier den Bedienten beigelegt, was in den Holbergschen Stücken die Narrheit der Hauptpersonen ausmacht.

Es darf bei Allem, was sich über Lessings damaliges Studium der dramatischen Dichter verschiedener Zeiten und Völker sagen läßt, niemals vergessen werden, daß, wie oben vorausgeschickt worden, was er sich auch immer von ihnen aneignen mochte, jetzt noch auf einen französischen Boden gepflanzt, gleichsam auf einen französischen Hintergrund aufgetragen wurde. Hat er doch auch im Jahre 1750, also gegen das Ende dieser Periode, sogar einen Versuch zu einem Lustspiel in französischer Sprache selbst oder doch einer französischen Bearbeitung eines Stoffes, den er später deutsch zu bearbeiten anfing, gemacht — Palaion, Comédie en un acte (in Prosa) A Berlin 1750 — deutsch: „Vor diesem" (II, 454. 459. M. 456. 479. H. XI, 2, 546.) — gewiß ein vollgültiger Beweis, daß die französischen Lustspieldichter mindestens eben so sehr sein Studium in Anspruch nahmen, wie die soeben genannten.

In der That läßt es sich beweisen, daß er auf den neuen Weg, welchen er in der Lustspieldichtung im Vergleich zu seinen deutschen Vorgängern einschlug, größtentheils durch Anschluß an einen Franzosen geführt worden ist, welcher bis dahin in Deutschland nicht benutzt worden war, wie er denn auch zu den älteren Franzosen in einem gewissen Gegensatze stand und die Deutschen, die nun einmal noch nicht ohne Gängelband vorwärts kommen konnten, vom

[1]) Vgl. in Wycherley's The Gentleman Dancing-master, London 1713, S. 244, die Rolle des Mr. Parris or Monsieur de Parris. (M. und B.) — [2]) Jetzt veröffentlicht bei H. XI, 2, 429. — Eine andere Holbergsche Reminiscenz im „Misogyn" s. in Grotes Ausgabe I, XXXIV. (M. und B.)

Franzosenthum zu einer eigenthümlichen Kunstübung hinüberzuleiten ganz eigentlich bestimmt zu sein schien.

Dieser Dichter ist Marivaux. Es ist schon oben angeführt worden, daß Lessing mit Weiße zusammen das einzige Trauerspiel desselben, den Hannibal, ins Deutsche übersetzt hatte. Wie mag er ihn kennen gelernt haben, und auf den Gedanken gekommen sein, gerade jenes Werk nach Deutschland zu verpflanzen? Im Jahre 1747, gerade als Lessing seine theatralische Laufbahn begann, hatte Joh. Christ. Krüger eine Uebersetzung einiger Lustspiele desselben veröffentlicht, welcher in der Chronologie des deutschen Theaters das für den Gesichtspunkt, welchen wir für die Auffassung von Lessings dramatischer Dichtung gefunden haben, bedeutungsvolle Lob ertheilt wird, es sei bei ihr die gehörige Rücksicht auf die Bühne genommen worden.

Wie sehr Marivaux dazu geeignet war, Lessingen fürs Erste zum Muster zu dienen, mag die Schilderung desselben bei Villemain beweisen; ich führe sie um so lieber wörtlich an, da bei ihr an eine Beziehung auf Lessing gar nicht gedacht sein kann. Villemain betrachtet Marivaux als einen Schüler des Fontenelle, insofern dieser das mélange de familiarité coquette et de finesse, qui caractérise sa manière habituelle auch in das Lustspiel übertragen hat. Aber es fehle dem letzteren, sagt er, l'intrigue et cette invention de scène qui soutient l'attention du spectateur. Marivaux eut au contraire ce mérite, et parlà il devint le créateur d'un genre nouveau, fort dégénéré de la bonne comédie, mais éloigné du drame et amusant parfois, sans être gai. Cette comédie, que Voltaire appelait métaphysique, et qui semble plutôt sensuelle avec subtilité, était conforme au temps et vraie par la recherche même du language. Il y eut, dans les moeurs du dix-huitième siècle, un côté de licence qui passait la comédie regulière. Mais la partie élégante et ostensible de ces moeurs n'eut pas d'interprète plus piquant et plus fidèle que Marivaux. C'est là qu'il apprit ces analyses de sentiment, ces grâces maniérées et ces éternelles surprises du coeur qui remplissent son théâtre. Das Meiste davon findet auch auf Lessing Anwendung, und nicht bloß auf den Lessing der Jugenddramen, sondern nicht minder auch z. B. auf die „Minna von Barnhelm" — namentlich der letzte Satz. Auch bei Lessing finden wir das entschiedenste Streben nach Naturwahrheit, das aber, weil die Natur, auf deren Darstellung der Künstler bedacht ist, immer nur die Natur ist, wie er sie eben sieht, und also im Grunde seine eigene Natur, und da bei Lessing ein verständiger, spitzfindiger, dialektischer Zug vorwaltete, sich in einem Style äußerte, der nahe an Manier grenzt. Ueber den Charakter des Dialogs insbesondere spricht Marivaux selbst sich in einer Weise aus, die genau das enthalten dürfte, was Lessing auf den Vorwurf der Manier geantwortet haben würde. Marivaux sagt in dem Avertissement vor den sermens indiscrets, einem Stücke, das, wie wir sogleich sehen werden, Lessing entschieden benutzt hat, man sei nun einmal an den Styl der Schriftsteller gewöhnt, car ils en ont toujours un qui leur est particulier: on n'écrit presque jamais comme on parle, la composition donne un autre tour à l'esprit; c'est partout un autre goût d'idées pensées et réfléchies. Das habe er nun vermeiden wollen — eben so wie Schütz in seiner Schrift über Lessings Genie und Schriften 1782 S. 44 sagt, daß bis auf Lessing im Drama noch die Bücherſprache geherrscht; es hätten sich hier gefunden: zu viel und zu ängstlich gedrechselte Perioden, schleppende

Weitläufigkeit, allzugelehrte Sittensprüche, allzu viel Respect für die regelmäßige Wortfolge, übertriebener Purismus — und eben darum habe man ihn nun wieder für einförmig, d. h. manierirt gehalten. Der Styl in diesem Stücke sei nun allerdings derselbe, wie in einigen früheren, mais je n'ai pas cru pour cela me répéter en l'employant encore ici: ce n'est pas moi, que j'ai voulu copier, c'est la nature; c'est le ton de la conversation en général que j'ai taché de prendre, ce ton-là a plû extrêmement et plaît encore dans les autres pièces comme singulier, je crois, mais mon dessein est qu'il plût comme naturel, et c'est peut-être parcequ'il l'est effectivement, qu'on le croit singulier, et que regardé comme tel, on me reproche d'en user toujours.

Uebrigens fehlt es nicht an einer sehr bestimmten, indirekten Hindeutung darauf, daß, wer sich in Deutschland dem Marivaux anschließen werde, eine neue Periode der dramatischen Dichtkunst beginnen möge. Gottsched spricht das Anathema über ihn aus. Der Zorn des Leipziger Aristarchen erklärt sich daraus, daß nicht nur Marivaux' Dramen überhaupt in vielen Stücken etwas entschieden Volksthümliches haben, namentlich sprechen die dienenden Klassen ein Patois; wenn Lessing dies nicht nachgeahmt hat — K. Lessing beklagt sich darüber — so ist dies ganz natürlich, denn in Obersachsen ist das reine Hochdeutsch so ziemlich die Sprache aller — sondern auch beinahe in allen der Harlekin vorkommt, wie denn in der Sammlung von 1754 gleich das erste Lustspiel geradezu eine Harlekinade ist: Arlequin poli par l'amour. Gottsched spielt 1747 bei Gelegenheit der Uebersetzung einer Anzahl von Lustspielen des Marivaux, unter denen auch das zuletzt genannte Stück ist (neuer Büchersaal VI, 288), folgenden Trumpf aus: „In der Vorrede sucht uns der Uebersetzer durch des Marivaux Beispiel wiederum den närrischen Harlekin und Stücke von drei Aufzügen beliebt zu machen, nachdem wir kaum gelernet haben, daß man sich, nach dem Exempel der Alten und der guten französischen Dichter ohne dieses Unding in der Natur behelfen, und dem Horaz gehorchen könne, der durchaus fünf Aufzüge verlangt. Wie geht es doch immermehr zu, daß das Gute nicht beständig sein kann, auch wenn es nun schon mit vieler Kunst und Mühe eingeführt worden? Doch wie es Meister gegeben hat, die sich eine Ehre daraus machten, den Tempel der Diana in sehr vieler Zeit aufzubauen, so fand sich auch endlich ein Herostratus, der die seinige darin suchte, daß er ein solch Wunder der Welt in Asche legen konnte." Der rechte Herostratus zu werden war erst Lessing bestimmt, aber die Nachwelt vergißt, wie bei dem griechischen, die Strafe an ihm auszuüben, daß sie seinen Namen nicht nennt.

Und eben diesen Punkt betrifft denn auch Marivaux' vorzüglichste Einwirkung auf Lessing. Zwar den Harlekin hat Lessing nirgend angewendet, obgleich er Mösers Aufforderung, sein Vertheidiger zu werden, später in gewissem Sinne nachgekommen ist; es wird an seinem Orte über diesen scheinbaren Widerspruch Rechenschaft abgelegt werden. Aber es giebt in Lessings Jugenddramen eine andere Maske — das junge, intriguante, gescheute, und mit den Bedienten in Liebesverhältnissen stehende Kammermädchen Lisette, das man, weil sie wirklich in allen diesen Stücken mit Ausnahme des Schatzes, der ganz ohne weibliche Rollen ist, wiederkehrt, wirklich schon einen weiblichen Harlekin genannt hat. Sollte nun Lessing diese Figur selbst erfunden haben? Man kennt freilich die „zierliche Naivität der Stubenmädchen zu Leipzig" und

weiß auch wohl ungefähr, wie gewaltig bewußt diese Naivität ist, doch würde es in die Seelengeschichte des jungen Lessing einen allzu eigenthümlichen Blick eröffnen, wenn er wirklich selbst und ganz unabhängig dieses Aperçu gefaßt und zu einer der leitenden Ideen seiner Kunstübung gewählt hätte, als daß man den Punkt nicht genau untersuchen müßte. Man wird schon vermuthen, daß diese Lisette aus Frankreich stamme: sie ist in der That dem Marivaux eigenthümlich, denn es findet sich zwar beim Molière im amour medecin und in der école des maris, so wie auch beim Destouches ein Kammermädchen des Namens, das auch wohl die Rolle einer Anstifterin spielt, aber sie ist hier älter und ernster und hat mehr den Charakter einer Vertrauten; das in mehr als einem Sinne des Wortes leichte Wesen, das wir oben beschrieben, konnte erst bei dem Naturalisten Marivaux vorkommen; in der höhern Komödie hätte es gar keinen Platz gefunden; allenfalls könnte Holbergs Pernille Lessingen zugleich vorgeschwebt haben.

Das entschiedenste Document von Lessings Zurückgehen auf Marivaux in dieser, wie auch noch in einer andern Beziehung, ist der junge Gelehrte. Von diesem Stücke, das wegen seines äußern Erfolges und der Aufmunterung, die derselbe Lessingen gewährt, wohl als das merkwürdigste unter seinen Jugenddramen betrachtet werden kann, ließe sich eine ganze Geschichte schreiben, wie man sie von manchem bedeutenderen Werke möchte aufstellen können. Ueberhaupt muß man bei demselben vier Stadien unterscheiden. Wir lesen es, wie es 1767 gedruckt wurde. Aber in dieser Ausgabe sind die 1754 und 55 zuerst gedruckten Jugenddramen sehr vielfältig verändert und verbessert; daß der Misogyn hier zu einem dreiaktigen Lustspiel umgearbeitet worden, und was in diesem Sinne hinzugekommen, hat Lachmann angeführt; man möchte aber wünschen, daß er auch die übrigen Abweichungen der Ausgabe von 1754 bemerkt hätte,[1]) denn wenn man diese nicht vor Augen hat, kann man namentlich über die Gründe, welche Lessing jetzt zur Verwerfung des Damon und der alten Jungfer veranlaßten, und über das Verhältniß, in welchem diese Stücke zu den damals herausgegebenen in Wahrheit stehen, nicht im Klaren sein. Ferner wird der junge Gelehrte 1754 gewiß nicht so gedruckt worden sein, wie er 1748 von der Frau Neuberin aufgeführt worden, vielmehr dürfte er damals wie der Zeit, so auch der Manier nach, zwischen dem Damon und der alten Jungfer in der Mitte gestanden haben. Und endlich ist er gerade so, wie er in Leipzig ausgearbeitet worden, in Meißen noch keineswegs entworfen gewesen; wenn wir in Abzug bringen, was erweislich erst in Leipzig hinzugekommen, so kann er ursprünglich nur wie eine kurze Skizze, etwa in der Weise des Damon, angelegt gewesen sein. Lessing ward zur Ausarbeitung desselben, nach dem Berichte des Biographen, ganz unmittelbar durch die Bühne in Leipzig veranlaßt. Ein sogenanntes deutsches Original aus der Gottschedschen Schule fand in Leipzig großen Beifall; Lessingen aber schien es höchst kahl und mager, und als man ihm den Mund mit dem Gemeinplatze, tadeln sei leichter als besser machen, stopfen wollte, suchte er seine Schularbeit hervor, um das letztere zu versuchen, und zwar legte er ihr jetzt eine Geschichte zu Grunde, die sich eben jetzt in Leipzig zugetragen hatte. Ein

[1]) Dies ist in der von Maltzahnschen und in der Groteschen Ausgabe geschehen; doch sind die Abweichungen nicht so bedeutend, wie Danzel erwartet. (M. und B.)

junger Gelehrte daſelbſt bewarb ſich um einen Preis, den die Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin ausgeſetzt hatte; er ſchickte ſeine Abhandlung ein und äußerte viel Erwartung und Zuverſicht gegen ſeine vertrauten Freunde, aber als er einmal mit ihnen beiſammen war, kam die niederſchlagende Nachricht, ſeine Abhandlung habe gar keine Berückſichtigung gefunden. Und weiter wiſſen wir freilich nicht, was mit dem Stück in Leipzig vorgegangen. Allein der Druck von 1754 hat mehrere Partieen, die auf die genannte franzöſiſche Quelle hinweiſen. Die erſte Scene im préjugé vaincu könnte allenfalls ganz ebenſo zwiſchen Anton und Liſette vorgehen, und die sermens indiserets müſſen Leſſing geradezu vorgelegen haben. Der junge Mann, welcher die Hauptrolle ſpielt, heißt Damis, es iſt ein Kabinet vorhanden, in welchem man ſich verſteckt. Damis will das ihm beſtimmte Mädchen durchaus nicht heirathen. Man leſe folgendes Stück der fünften Scene des erſten Actes:

Damis.

Mon père me presse de venir et me dit que je ne saurois, sur la fin de ses jours, lui donner de plus grande consolation, qu'en épousant Lucile: qu'il est ami intime de son père, que d'ailleurs elle est riche et que je lui aurai une obligation éternelle du parti qu'il me procure, et qu'enfin dans trois ou quatre jours, ils vont, son ami, sa famille et lui, m'attendre à leurs maisons de campagne qui sont voisines, et où je ne manquerai pas de me rendre à mon retour de Paris.

Lisette.

Eh bien?

Damis.

Moi, qui ne saurois rien refuser à un père si tendre, j'arrive et me voilà.

Lisette.

Pour épouser.

Damis.

Ma foi non, s'il est possible.

Lisette.

Quoi, tout de bon?

Damis.

Je parle très sérieusement, et comme on dit que Lucile est d'esprit raisonnable, et que je lui dois être fort indifférent, j'avois dessein de lui ouvrir mon coeur, afin de me tirer de cette avanture-ci.

Lisette (riant).

Et quel motif avez-vous pour cela? Est-ce que vous aimez ailleurs?

Damis.

N'y a-t-il que ce motif là qui soit bon? Je crois en avoir d'aussi sensés, c'est qu'en vérité je ne suis pas d'un âge à me lier d'un engagement aussi sérieux, c'est qu'il me fait peur et que j'aime à vivre sans gêne etc.

Weiterhin, da Damis die Lucile perſönlich kennen lernt, verliebt er ſich in ſie; an die Stelle dieſer Sinnesänderung ſetzte dann Leſſing die Grille ein Weib zu nehmen, das er nicht leiden könne, um darauf in einer Schrift de malis eruditorum uxoribus eine Stelle zu finden.

Die am weitesten ausgreifende Benutzung hat freilich von Seiten Lessings ein Stück eines anderen französischen Dichters, des de l'Isle, erfahren; nachdem Lessing in seinen Entwürfen ungedruckter Lustspiele des italienischen Theaters in der theatralischen Bibliothek einen Auszug von den Caprices du Coeur et de l'Esprit desselben gegeben, sagt er (IV, 392. M. 434. H. XI, 1, 808.) hierzu: „Die Fabel dieses Stückes hat mit der Fabel meines Freigeistes so viel Gleichheit, daß es mir die Leser schwerlich glauben werden, daß ich den gegenwärtigen Auszug nicht dabei sollte genutzt haben." Aber er setzt hinzu, er hoffe, daß sie ihm wenigstens eine fremde Erfindung auf eine eigene Art genutzt zu haben, zugestehen würden. Und in der That giebt sich hierbei eine Eigenthümlichkeit kund, welche Lessing von allen seinen Vorgängern unterscheidet. In dem Stücke des de l'Isle haben wir zwei verlobte Paare, die sich übers Kreuz lieben, weil man die gleichartigen Gemüther verbinden wollte, da doch nur ungleichnamige Pole einander anziehen. Lessing faßte die Sache tiefer, er begnügte sich nicht mit einem bloßen Gegensatz der Temperamente, sondern er legte den betheiligten Personen eine entgegengesetzte Denkart in den wichtigsten Dingen unter, er machte den milden und ernstgesinnten zum Prediger, den Sanguiniker zum Freigeist und fand dadurch zugleich für den Bedienten derselben im Anschluß an Holberg einen bestimmten Charakter heraus, in welchem die Tendenzen ihrer Herren parodirt wurden, und dadurch machte er sein Stück zu einer Meinungsäußerung über diese Dinge selbst; er schreibt von eben diesem Freigeist 1749, als er sich noch seinem Vater gegenüber sowohl wegen seiner dramatischen Schriftstellerei, als auch wegen seiner religiösen Ansichten verantworten mußte: „den Beweis, warum ein Komödienschreiber kein guter Christ sein könne, kann ich nicht ergründen. Ein Komödienschreiber ist ein Mensch, der die Laster auf ihrer lächerlichen Seite schildert. Darf denn ein Christ über die Laster nicht lachen? Verdienen die Laster so viel Hochachtung? Und wenn ich Ihnen nun gar verspräche, eine Komödie zu machen, die nicht nur die Herrn Theologen lesen, sondern auch loben sollen? Halten Sie mein Versprechen für unmöglich? Wie, wenn ich eine auf die Freigeister und auf die Verächter Ihres Standes machte?" Oder mit einem Worte, Lessing verarbeitet nicht nur sein ernstestes Denken und Sinnen und seine innern Erlebnisse in seine Stücke — wie er nach seiner Ankunft in Berlin ganz entschieden darauf hingewiesen war, sich mit den französischen Freigeistern in der Umgebung Friedrichs II. auf einen bestimmten Fuß zu setzen, werden wir noch sehen — sondern es giebt sich eben deshalb in ihnen auch kund, daß er nicht bloßer Dichter, nicht bloßer Belletrist war, daß er also nicht bloß in der Anschauung sogenannter rein menschlicher Verhältnisse und mannichfaltiger Gemüths- und Liebesgeschichten lebe, sondern mit mannichfaltigen wissenschaftlichen Forschungen beschäftigt sei und sich dem ernstesten Nachdenken hingebe, wo denn, wenn sich bei ihm um diese Zeit, wie wir oben gesehen haben, Alles dramatisirte, das, was sich dramatisirte, eben diese Gedanken sein mußten. So haben wir dem jungen Gelehrten oben eine höchst wichtige Stelle in seiner geistigen Entwickelungsgeschichte beilegen müssen, so gehören auch die „Juden" ganz und gar in diese Kategorie, wie sie denn auch, wie unten berichtet werden wird, von verschiedenen Seiten ganz in diesem Sinne aufgenommen wurden, und wie sehr diese Hineinarbeitung wichtiger Fragen des Lebens und der Wissenschaft in der That ein Grundzug von Lessings dramatischer Auffassung

gewesen, zeigt der Umstand, daß sie bei dem letzten seiner Stücke, dem Nathan, gerade am alleroffensten zu Tage liegt.

Wie ganz übrigens Lessing jetzt noch der französischen Kunstweise anhing, läßt sich durch folgenden Umstand auf das Schlagendste belegen. Schon vor seiner Zeit war man in Deutschland auch auf das englische Lustspiel aufmerksam geworden; Riccobonis Urtheil, daß die englische Bühne ungemein reich an den allerdramatischesten Effecten, aber über alle Maßen roh sei, macht Gottsched zu dem seinigen; er weist in diesem Sinne seine Jünger, denen es an Stoff nur allzu sehr fehlte, auf das englische Theater wie auf einen Steinbruch hin, aus welchem sie sich das Nöthige holen möchten. Wirklich erscheint jetzt eine Reihe von Uebersetzungen aus dem Englischen,[1]) die schwerlich so getreu sein werden, daß sie nicht vielmehr Bearbeitungen genannt werden müßten. Auch Lessing hat aus dieser Quelle geschöpft; aber auch er, auf welchen später das englische Theater einen solchen Einfluß ausübte, daß er, von seinem Geiste durchdrungen, das deutsche von der Herrschaft des französischen befreite, wußte jetzt noch nichts Besseres zu thun, als den englischen Stoff in französische Formen zu fassen. Man darf freilich nicht vergessen, daß Lessing in Bezug auf das Lustspiel auch später die englische Manier niemals so unbedingt gebilligt hat, wie im Trauerspiel; er sagt in der Dramaturgie (VII, 57. M. 56. H. 111.) bei Gelegenheit einer Vergleichung von Voltaires Schottländerin und Colmans, englischer Bearbeitung des Stückes, die in England nicht viel Glück gemacht, weil die Handlung nicht reich und verwickelt genug sei, wir Deutschen seien es sehr wohl zufrieden, daß sie es nicht in höherem Grade sei, „die englische Manier in diesem Punkte zerstreut und ermüdet uns; wir lieben einen einfältigen Plan, der sich auf einmal übersehen läßt. So wie die Engländer die französischen Stücke mit Episoden erst vollpfropfen müssen, wenn sie auf ihrer Bühne gefallen sollen, so müßten wir die englischen Stücke von ihren Episoden erst entladen, wenn wir unsere Bühne glücklich damit bereichern wollten. Ihre besten Lustspiele eines Congreve und Wycherley würden uns ohne diesen Aushau des allzu wollüstigen Wuchses unausstehlich sein." Aber in der Periode, mit welcher wir es hier zu thun haben, bleibt Lessing dabei nicht stehen; er greift nur irgend eine Episode heraus und behandelt diese dann ganz nach seiner eigenen französirenden Manier. Es ist schon oben von einem „Leichtgläubigen" die Rede gewesen, den er im Wetteifer mit Weiße entworfen; ein Theil des Entwurfs findet sich unter den Breslauer Papieren (M. II, 475. H. XI, 2, 399). Der Stoff ist wirklich dem Country wife des Wycherley entlehnt — ich kann es mir er-

[1]) Es liegen vor mir aus der Gottschedschen Bibliothek in Weimar: 1) Der aufgebrachte Ehemann, oder eine Reise nach London. Ein Lustspiel, wie solches auf dem königlichen Schauplatz zum öfteren vorgestellt worden, in fünf Handlungen, entworfen von Vanbrugh und Herrn Gibber. Aus dem Englischen übersetzt. Frankfurt und Leipzig 1748. 2) Der sorglose Ehemann, ein Lustspiel aus dem Englischen des Colley Gibber übersetzt. Göttingen, verlegts Abram Vandenhoeck, Universitätsbuchdr. 1750. 3) Der Anatomist, oder par Force Doctor. Ein Lustspiel in drei Handlungen, entworfen von Herrn Ravenscroft. Aus dem Englischen übersetzt. Frankfurt und Leipzig, 1748. 4) The conscious lovers, das ist, die sich mit einander verstehende Liebhaber. Ein Schauspiel vom Ritter Richard Steele in Englischer Sprache geschrieben und nach der Londoner Ausgabe von 1723 in das Deutsche übersetzt von Geandern von der Oberelbe [d. i. J. Chr. Müldener] 1752.

sparen, einen Auszug aus diesem über alle Begriffe sittenlosen Stücke zu geben, da sich unter Lessings Papieren selbst etwas findet, was ungefähr dieselben Dienste leisten kann (M. XI, 1, 40. H. XI, 2, 867.); es ist aber nicht die Haupthandlung des Stückes, was Lessing hier bearbeitet, sondern eine Nebenhandlung, die bei Wycherley ganz im Hintergrunde steht, und der Lessingsche Entwurf zeigt eben so viel französische Dürftigkeit, wie das Stück des Wycherley englische Ueberladung, überdies wird ein Marivaux'sches Bedientenpaar, Johann und die beliebte Lisette, eingeführt, in deren Händen die ganze Intrigue ruht; der Umstand, daß die junge Wittwe durch ein Testament gebunden ist, scheint dem Legs des Marivaux [1]) entlehnt zu sein; endlich wird hier mit dieser ganzen falschen Freundschaft des Courtal [2]) gegen den Woldemar in dem Verhältniß zu der jungen Wittwe nur eine Variation von dem Erstlingsstücke „Damon" aufgespielt. Ein ähnliches Verhältniß findet in einigen andern Stücken statt. In dem Plan zum „guten Mann" verweist Lessing selbst auf den double dealer des Congreve. Hier schließt er sich freilich an die Haupthandlung des Engländers an, aber vereinfacht dieselbe auf französische Weise. Ein Herr Plyant (Triffel bei Lessing), seine zweite Frau und seine Tochter aus erster Ehe, Cynthia (Flora) bilden den Mittelpunkt beider Stücke; Mellefont (Valere) ein ehrlicher Mann, der auch Gegenliebe findet, und Maskwell (Thimant), ein Intriguant, bewerben sich um die Hand des Mädchens; der erstere trägt sie davon. So weit stimmen beide Stücke überein. Aber bei dem Engländer ist Maskwell in Allem die Hauptperson, wie denn auch von ihm die Komödie den Namen hat. Maskwell läßt durch eine Lady Touchwood, eine Tante des Mellefont, mit welcher er in ehebrecherischer Vertraulichkeit lebt, und die auch Mellefont zu verführen gesucht hat, die Lady Plyant überreden, der letztere habe es eigentlich auf sie und gar nicht auf ihre Stieftochter abgesehen, um dadurch seine Verbindung mit der letztern zu hintertreiben; endlich wird er, nach vielen andern Schurkenstreichen, mit der Lady Touchwood auf der That ertappt und so entlarvt, während indessen ein Freund des Mellefont, Careleß, der Lady Plyant den Hof gemacht und sie damit beschäftigt hatte, so daß sie bei ihrem schwachen Gatten nicht ernstlich gegen Mellefont wirken konnte. Dagegen läßt Lessing gerade im Gegentheil die ganze Intrigue des Thimant

[1]) Oder der Erede fortunata des Goldoni? II, 473. M. 497. H. XI, 2, 610. (M. u. B.) — [2]) Bekanntlich haben die englischen Dichter der spätern Periode die Manier, den Charakter ihrer Personen durch den Namen derselben andeuten zu wollen, oder das Individuum mit seinem Appellativum zu benennen, und zwar nicht auf humoristische Weise, wie Shakespeare in seiner Doll Tearsheet, sondern mit tödtender Ernsthaftigkeit, indem z. B. im Kaufmann zu London der redliche und wohlmeinende Principal des Barnwell, Mr. Thorowgood (Hr. Kreuzbrav) heißt, was denn von Lessing noch in dem Herrn von Modisch, Herrn von Gutherz des Lustspiels „der Vater ein Affe, der Sohn ein Geck" nachgeahmt worden ist. Daß diese Gewohnheit, vermöge deren die poetischen Gestalten zu Apothekerbüchsen werden, deren jede ihre Etiquette trägt, und der Leser sich sogleich desorientirt fühlen muß, sobald der Dichter aus irgend einer von ihnen etwas einzuschenken versucht, was nicht darauf geschrieben steht, Lessingen bald als geistlos erschienen sein werde, ließ sich erwarten, aber er hat auch hieraus Vortheil zu ziehen gewußt: er behält nämlich die englischen Namen der Art bisweilen bei, wodurch er, da diese auch von denjenigen, welche sie verstehen, in deutschen Schriften niemals vollkommen als Appellativa werden aufgefaßt werden, eine Anzahl von Eigennamen gewinnt, die wie Zunamen klingen und doch nicht an diesen oder jenen Herrn Müller oder Meier aus unserer Bekanntschaft erinnern. So hier Courtal (Court-all), im „Misogynen" Weibshäter (woman's-hater, Weiberfeind), im „guten Mann" Triffel (trifle).

darin bestehen, daß er der Frau Triffel den Hof macht, die dann sich von ihm geliebt glaubt; Lisette, das Dienstmädchen der Frau Triffel, ist auf seiner Seite; die Gegenmine der Liebenden besteht darin, daß auch hier der Frau Triffel ein Cicisbeo gegeben wird, der nun überdies den Thimant bei ihr aussticht, es ist aber eine frühere Geliebte des Thimant, Cynthia,[1] welche denselben nicht verlieren will, als Phyllander verkleidet; sie bekommt dieselben Scenen, welche im Englischen Careleß hat; Lisette, die hier freilich wider Gewohnheit die Ueberlistete ist, schließt das Stück, wie sie es begonnen hat. — Auch bei den unvollendeten Entwürfen, „die Witzlinge" und „die aufgebrachte Tugend," scheinen englische Stücke zu Grunde zu liegen; es hat mir aber nicht gelingen wollen, sie ausfindig zu machen, läßt sich doch kaum erkennen, wie es mit den Entwürfen überhaupt gemeint war, wie denn Lessing selbst 1768 (XII, 211. M. 248. H. XX, 1, 295.) von seinen „Sudeleien von entworfenen Komödien" schreibt: „Ich weiß oft selbst nicht mehr, was ich damit gewollt. Ich habe mich immer sehr kurz gefaßt und mich auf mein Gedächtniß verlassen, von welchem ich mich nunmehr betrogen sehe."

Endlich hat Lessing auch ein französisches Lustspiel zu schreiben angefangen: Jadis, comédie en un acte. Berlin 1750, mit dem Motto: laudator temporis acti Horat. Karl Lessing meint im theatralischen Nachlaß, dies sei wohl nur eine Stylübung gewesen, und also nicht zur Herausgabe bestimmt, aber sich mit dergleichen abzugeben, hätte Lessing wohl in jener Periode wenig Zeit und Lust mehr gehabt, das Manuscript stellt sich auch ganz so dar, wie die übrigen, bei welchen er schriftstellerische Zwecke im Auge hatte, endlich spricht dafür, daß diese auch hier nicht fehlten, der Umstand, daß Lessing in dem Stücke von den Hugenotten als einer fremden Secte spricht, und also für einen Katholiken gehalten sein will. Was wäre es auch Besonderes, wenn er einen Augenblick auf den Gedanken gekommen wäre, im französirten Berlin eine französische Schrift drucken zu lassen, so wie später Mylius in London mit einer englischen auftrat; einen Freund, der sich einer Durchsicht des Manuscripts in sprachlicher Beziehung sehr gern unterzogen haben würde, hatte Lessing ja in jenem Richier de Louvain zur Seite, von welchem späterhin noch die Rede sein wird.

So viel von Lessings Lustspielen aus dieser Periode. Kürzer kann ich mich in Bezug auf die Fragmente von Trauerspielen fassen, die uns aus ihr vorliegen, denn hier steht Lessing noch ganz auf französischem Standpunkte. Der Hannibal des Marivaux, den er in Gemeinschaft mit Weiße übersetzt hat[2], und mit welchem beide ihre tragische Laufbahn eröffneten, ist, wie sich denn von diesem Lustspieldichter in dieser Form nichts anderes erwarten ließ, gerade die allerhölzernste aller hölzernen französischen Tragödien. Man höre nur: Es ist Hannibal beim Prusias. Hannibal hat sich, um irgendwo festen Fuß zu

---

[1] Es ist ein feiner Kunstgriff von Lessing, wo er fremde Arbeiten benutzt, die Namen der Personen zu verwechseln; die Vergleichung wird dadurch ungemein erschwert und ist nur bei scharfer Aufmerksamkeit und fast nur bei schriftlicher Aufzeichnung beider Pläne möglich; wir werden ihn dasselbe Verfahren auch noch bei Goldonis Erede fortunata beobachten sehen. — [2] Der Anfang dieser Uebersetzung findet sich unter den Breslauer Papieren (jetzt veröffentlicht bei H. XI, 2, 348—357, B.); wenn er auch den Catilina des Crebillon zu übersetzen angefangen, so hat dies noch andere Beziehungen, wovon unten.

fassen, mit der Laodice, der Tochter desselben, verlobt. Diese liebt aber Flaminius, den römischen Heerführer, der Hannibals Auslieferung zu fordern kommt; der römische Senat hat ihn autorisirt, für sich um Laodice — er liebt sie seit lange — anzuhalten, um den König um so eher zu bewegen; Laodice ist im Voraus in Rom naturalisirt. Hannibal giebt Laodice, da er ihre Neigung bemerkt, ihr Wort zurück, und sie verlangt von Flaminius als Preis ihrer Einwilligung, daß er Hannibal retten solle; das kann er nun als Römer nicht, aber da Prusias den Hannibal verrathen will, theilt er dies selbst diesem mit und fordert ihn auf, sich freiwillig zu ergeben. Dieser jedoch hat schon Gift genommen. Flaminius wird von Laodice verabschiedet. — Nichts desto weniger haben die eigenen Versuche Lessings ihr Eigenthümliches, in welchem wir, denen nun einmal die Werke vorliegen, durch die er sich von jenen Fesseln des Alexandriners, der drei Einheiten und aller der sonstigen hergebrachten Observanzen losmachte, immer eine Hindeutung auf eben diese Werke erkennen können.

Zuerst kommt hier „Giangir oder der verschmähte Thron," mit dem Datum 1748 den 17. April (II, 420. M. 416. H. XI, 2, 359.) in Betracht. Dieses ganz rohe Fragment sieht nicht danach aus, als könne sich ihm irgend Etwas abgewinnen lassen. Gleichwohl ist es insofern nicht unwichtig, als Lessing hier einen Stoff behandelt, den auch Weiße gewählt hat. Das Trauerspiel „Mustapha und Zeangir," im zweiten Bande des Beitrags zum deutschen Theater hat dieselbe Geschichte zum Inhalt. Hier giebt auch Weiße die Quellen an, aus denen sie geschöpft sei: des de Thou Geschichte seiner Zeit und des Busbecq epistolae turcicae. (Weiße's Selbstbiographie S. 85. J. Minor, Weiße S. 218 ff.) Soliman der Zweite hatte einen Sohn, Mustapha, aus erster Ehe oder von einer früheren Beischläferin, und eine neue Concubine Namens Roxelane, die, nach Art der Stiefmütter, den Sohn sehr haßte und ihre Söhne, deren sie von Soliman mehrere hatte, und von denen der jüngste Zeangir (bei de Thou, Giangir bei Busbecq) war, in den Vordergrund zu schieben suchte. Es gelang ihr mit Hilfe eines Schwiegersohnes Rustan, eines höchst herrschsüchtigen Menschen, den Mustapha beim Sultan anzuschwärzen; es wird ein Brief geschmiedet, aus welchem hervorgehen soll, daß Mustapha mit dem Könige der Perser gegen seinen Vater verschworen sei. Mustapha wird mit seinem früheren Erzieher und jetzigen Rathgeber, Amasias [1]) — Temir bei Lessing, Achmet bei Weiße — auf Befehl des Soliman im Jahre 1553 ermordet; sein jüngster Stiefbruder, Zeangir, der ihn zärtlich liebt, nimmt sich selbst das Leben. Man würde vielleicht ohnehin nicht daran zweifeln, daß Lessing, der in alten Büchern jedenfalls schon damals mehr herumzustöbern gepflegt haben wird als Weiße, den Stoff gefunden, aber der Umstand, daß beide Bearbeitungen in einer Wendung der Sache zusammentreffen, von welcher bei de Thou gar nicht die Rede ist, beweist, daß Weißen, obgleich sein Stück erst 1760 geschrieben ist, Lessings Versuch vorgelegen. [2]) Dies ist eine Thronverschmähung von Seiten Zeangirs, des jüngsten der Brüder, welcher bei de Thou

[1]) Amasiae purpuratum. den Statthalter von Amasia (einer Landschaft), heißt es bei de Thou I, 583. (M. und B.) — [2]) Es müßte denn sein, daß beide Dichter den Mustapha und Zeangir von Bélin, der, nach der Correspondance de Grimm 1777 Februar, im Jahr 1705 aufgeführt worden und an dem die Herzogin von Bouillon viel Antheil gehabt haben soll, vor Augen gehabt hätten — worüber ich, in Ermangelung des Stückes, nicht entscheiden kann.

überdies so wenig zum Thronfolger bestimmt erscheint, daß sein Ende vielmehr mit diesen Worten erzählt wird: Mustafae crudeliter adeo interfecti casum alterius fratris morte fortuna cumulavit, nam pater, ut Zeangiri illuderet, quem sciebat summo amore fratrem prosequi, in tentorium eum, ut Mustafam videret, vocari iubet, qui obvia laetitia fratrem complexurus ut iacentem humi conspexit, adeo facti indignitate commotus est, ut deplorata primo innocentis iuxta ac generosi iuvenis morte, et immanitate patris gravissimis ac contumeliosis verbis incusata, postremo, ne tanto dolori diutius superesset, pugione in viscera adacto in mortui pectus incumberet, ut, quos fati invidia tam cito dissolvisset mors quamlibet praematura coniungeret. Wäre nur Weiße im Uebrigen auch Lessings Anordnung gefolgt! Aber er begnügt sich, die Geschichte, wie sie bei de Thou erzählt wird, zu dialogisiren, während es doch für uns unwahrscheinlich bleibt, und wenn es sich auch unter türkischen Barbaren tausendmal wiederholt hätte, daß ein Vater einen geliebten Sohn, ohne ihn vorher zu hören, verurtheilt; Lessing dagegen motivirt dies psychologisch sehr gut, indem er dem Mustapha ein Verbrechen vorwerfen läßt, für welches man nicht auf Untersuchung, sondern auf Rache zu sinnen pflegt, und von einer Person, deren Aussage allein Beweis genug zu sein scheint: Roxelane giebt vor, der Stiefsohn habe ihrer Ehre nachgestellt. Es findet hier ein ganz ähnliches Verhältniß zwischen den Stücken der beiden Dichter statt, wie zwischen ihren Matronen von Ephesus, die sie auch beide in ihren Studentenjahren entwarfen, nur daß hier die Lessingsche Bearbeitung die bei Weitem spätere war; denn noch 1769 fragt K. Lessing, ob das Stück nicht bald fertig sei (XIII, 169. H. XX, 2, 285.) und aus dieser Zeit mag auch das zweite der erhaltenen Fragmente stammen. Weiße hatte auch hier, wie schon oben erwähnt, die Geschichte ganz gelassen, wie sie überliefert wird, während Lessing im 36. St. der Dramaturgie alle bisherigen Bearbeitungen tadelt und hinzusetzt: es müsse die dramatische Bearbeitung den Ausgang der Petronischen Fabel behalten und wieder nicht behalten, die Matrone müsse so weit gehen und wieder nicht so weit, und darüber eine Erklärung an einem andern Orte verspricht. Hölscher bekennt, nicht zu wissen, wo diese Erklärung sich finden möge. Wo anders als in der Bearbeitung des Stoffes, die von Lessings Hand vorliegt? Hier wird der sonst ganz unbegreifliche und schlechterdings unleidliche Leichtsinn des Weibes dadurch psychologisch begründet, daß der neue Geliebte sich für einen vertrauten Freund ihres verstorbenen Mannes ausgiebt und in ihre Klagen einstimmt, was denn natürlich sogleich eine Annäherung zu Wege bringt. — Uebrigens ist in Betreff des „Giangir" noch zu bemerken, daß wenn das Fragment in reimlosen Alexandrinern geschrieben vorliegt, dies nicht ohne Weiteres dem Umstande zuzuschreiben ist, daß es nur ein ganz roher Entwurf sei; denn in der That wurden in der Uebergangszeit, da den Leuten bei den gereimten Alexandrinern nicht mehr ganz wohl ward und der fünffüßige Jambus noch nicht adoptirt war, unter anderm auch solche Verse versucht; wovon in einem spätern Zusammenhange ein Mehreres.

Ungleich merkwürdiger ist das Fragment eines Trauerspiels „Samuel Henzi," welches Lessing 1753 im zweiundzwanzigsten und dreiundzwanzigsten seiner „Briefe" veröffentlicht hat — etwa nach dem Beispiel des Destouches, der in ähnliche halb fingirte Briefe unter anderm eine Uebersetzung einiger Scenen aus Shakespeares Sturm verarbeitet — welches aber, wenn wir dem

Titel (III, 331. M. 334. H. VIII, 229.) Glauben schenken, schon 1749 wenigstens begonnen ist. Einen schlagendern Beleg für seinen damaligen Standpunkt, auf dem er das Neue zwar bereits ahnte, es aber noch in den Formen des Alten verwirklichen wollte, könnte es kaum geben.

Nämlich das Fragment des Henzi ist zwar in gereimten Alexandrinern geschrieben, und daß beabsichtigt war, in dem Stücke die Einheit der Zeit und des Ortes streng aufrecht zu erhalten, und zwar letzteres mit großem Zwang, denn die ganze Verschwörung spielt sich in einem Saale des Rathhauses ab, erklärt Lessing selbst (III, 343. M. 346. H. VIII, 229 f.). Gleichwohl sind in ihm zwei der wichtigsten Observanzen der altfranzösischen Tragödie verletzt. Bei dieser war es vor allen Dingen auf Hoheit und Würde abgesehen, die jede Vertraulichkeit von sich wies. Daher finden wir es ausdrücklich als Regel ausgesprochen, sie müsse entweder in entfernten Zeiten oder an entfernten Orten spielen — und in der That gehören die von den französischen Tragikern bearbeiteten Stoffe alle entweder dem Alterthum und dem nichtfranzösischen Mittelalter, oder der Türkei an. Dagegen behandelt der Henzi eine Geschichte, welche erst in diesem Jahre 1749 und in der Mitte von Europa, im Canton Bern, vorgefallen war.[1]) Aus demselben Princip geht hervor, daß die Tragödie nur Personen von hohem Stande vorführen sollte, Könige, Fürsten, mindestens hohen Adel, wie man denn bekanntlich, abgeschmackt genug, so eintheilte, daß, wie schon Harsdörffer gesagt hatte,[2]) dem bäurischen Nährstande das Waldgedicht und Schäferspiel, dem bürgerlichen Wehrstande das Freuden- oder Lustspiel, dem fürstlichen Ehrstande aber der Roman sammt dem Trauerspiele entsprechen sollte — aber im Henzi haben wir es lediglich mit bürgerlichen Leuten zu thun. In beiden Beziehungen haben wir hier also bereits einen eigenthümlichen Ansatz zu einem in diesem oder jenem Sinne bürgerlichen Trauerspiele, in welchem das uns innerlich und äußerlich Naheliegende, das, was wir zu Hause haben, wie Schiller sagt, zu behandeln sei, und in der That heißt es in den schon angeführten Neuen Erweiterungen 1755 (IV, 124) über dieses Stück: wenn die Benennung eines bürgerlichen Trauerspiels

---

[1]) Man findet die ausführliche Erzählung in der Fortsetzung von Müllers Schweizergeschichte (29, 479—540). Ich gehe auf sie nicht weiter ein; ein kunsthistorisches Interesse hat nur die Vergleichung eines Dramas mit der Darstellung des Stoffes, die dem Dichter selbst vorgelegen, und hier hatte Lessing (III, 330. M. 333. H. VIII, 227 f.) nicht bloß aus „den öffentlichen Nachrichten," sondern auch aus mündlichen Erzählungen geschöpft, so daß also seinen Quellen weiter gar nicht nachgegangen werden kann. — So weit dies doch möglich war, ist es geschehen bei H. XI, 2, 435 ff. (B.) Nur das Eine mag hier zur Ergänzung hinzugefügt werden, daß Henzi ein sehr gebildeter Mann gewesen sein muß; in S. G. Langes horazischen Oden 1747 findet sich eine, die an ihn gerichtet ist; es heißt hier unter anderm:

Die Musen gaben Dir ihr reines Spiel,
Dein starker Schwung eilt zu der Sternenbühne,
Ich greife auf der schwächern Leyer nur
Das Echo Henzischer Töne.

Es scheint also, als ob der Mann sich bei den Literaturbestrebungen jener Zeit, denen er die Erhaltung seines Andenkens in weiteren Kreisen verdankt, selbst betheiligt hatte. — Außerdem hatte Henzi auch ein philosophisches Interesse; jenen Leibnizischen Brief über das principium minimae actionis, der den Streit zwischen Maupertuis und König herbeiführte, hatte der letztere von ihm erhalten. Vgl. J. J. Baebler, Samuel Henzis Leben und Schriften. Aarau. 1879. — [2]) Tittmann, die Nürnberger Dichterschule S. 55.

stattfinden solle — ich werde später näher erörtern, woher diese stammt — passe sie einzig auf dieses Stück. Der Kaufmann von London dürfe nicht so heißen, — wie in derselben Zeitschrift behauptet worden war, denn im Trauerspiele verlange man Helden, bürgerliches Trauerspiel möge heißen, was bürgerliche Helden vorführe, wie Cato, Henzi u. dgl. Und wenn auf diese Weise das Stück in mehrfacher Beziehung dem hohen Style nicht entspricht, so wird man auch in Sprache und Diction eine größere Ungezwungenheit und Innigkeit wahrnehmen, als damals im Trauerspiele gebräuchlich war.

Es darf uns nicht Wunder nehmen, daß dem so ist, denn es ist kein geringer Mann gewesen, der Lessing zu diesem Trauerspiel angeregt hat. Im Jahre 1741 hatte ein Hr. v. Bork Shakespeares Julius Cäsar in Alexandrinern übersetzt; ich habe an einem andern Orte [1]) über diese Arbeit Bericht erstattet. Sie hat Lessingen, dem sie erst in Berlin, wo sie gedruckt ist, bekannt geworden sein mag, beim Henzi vorgeschwebt. Dies erhellt zuvörderst aus den Gesichtspunkten, die er bei dem Stücke im Auge hatte. „Ich will Ihnen sagen," schreibt er (III, 343. M. 346. H. VIII, 240.) seinem Correspondenten, „was meine Absicht damit war. Sie war diese: den Aufrührer im Gegensatze mit dem Patrioten, und den Unterdrücker im Gegensatze mit dem wahren Oberhaupte zu schildern. Henzi ist der Patriot, Ducret der Aufrührer, Steiger das wahre Oberhaupt, und dieser oder jener Rathsherr der Unterdrücker." Das sieht vollkommen aus, wie eine Reflexion über den Julius Cäsar, wie eine Aufstellung der Kategorien, von denen man bei Beurtheilung der Sache auszugehen habe; diese mochte Lessingen schon früher, als er den Cäsar las, klar geworden sein, [2]) und nun erschien ihm die Geschichte des Henzi als diejenige Episode, welche sich in der neuesten Geschichte am besten dazu eigene, in einem Trauerspiel behandelt zu werden, denn hier traten, wenigstens wie man Lessingen die Begebenheiten dargestellt hatte, diese Kategorien beinahe ganz nackt hervor. Ja noch mehr, Lessing fährt fort: „Henzi als ein Mann, bei dem das Herz eben so vortrefflich als der Geist war, wird von Nichts als dem Wohle des Staates getrieben; kein Eigennutz, keine Lust zu Veränderungen, keine Rache beseelt ihn; er sucht nichts als die Freiheit bis zu ihren alten Grenzen wieder zu erweitern, und sucht es durch die allergelindesten Mittel, und wann diese nicht anschlagen sollten, durch die allervorsichtigste Gewalt." Ist das nicht ganz und gar der Charakter des Brutus? Und so erinnern Wernier an den Cassius, Ducret an den Antonius des Shakespeare, und Steiger, welcher sich am Schlusse Henzis eben so eifrig annimmt, wie Henzi sich Steigers annimmt, repräsentirt den Cäsar, insofern er nicht hätte ermordet werden sollen. Und daß dies nicht leere Combinationen sind, erhellt aus den Worten Lessings, wo er von den in dem Stücke beobachteten Einheiten spricht: „Gewisse große Geister würden diese kleinen Regeln ihrer Aufmerksamkeit nicht würdig geschätzet haben; wir aber, wir andern Anfänger in der Dichtkunst, müssen uns denselben nun schon unterwerfen." Ferner zeigt ein Gedicht (I, 66. M. 78. H. 72) „die wider den Cäsar

[1]) Gottsched und seine Zeit S. 148. — [2]) Wahrscheinlich ist auch der Entwurf, das befreite Rom, welcher die That des ältern Brutus behandelt, aus dieser Anregung hervorgegangen; die Pöbelscenen und die „Possen" des Brutus hatte Lessing wenigstens nicht den Franzosen abgelernt; auch finden sich hier Reden des Collatinus und Brutus ans Volk, die an die des Brutus und Antonius bei Shakespeare erinnern. —

verschworne Helden" — die hier gebrauchten Namen kommen alle bei Shakespeare vor — daß Lessingen um diese Zeit die Geschichte in frischem Andenken gelegen; er ironisirt sie hier wie Anderes, mit dem er sich ernstlich beschäftigte, ja darin, daß Brutus hier in dritter Person von sich spricht,[1]) kann man eine Reminiscenz an den Shakespeareschen Gebrauch finden. Endlich erinnert auch das Fragment selbst mehrfältig an das Shakespearesche Stück; der erste Auftritt ist ganz offenbar durch die erste Scene zwischen Brutus und Cassius hervorgerufen, während zugleich der Freund Wernier die Rolle der Portia spielt; außerdem dürften die Art des Deliberirens und die sorgfältig gearbeiteten Reden dem Shakespeare abgesehen sein, und selbst der Alexandriner hat in seinem gewichtigen Fall und seiner gedankenschweren Prägnanz den des v. Bork zum Muster, auf den freilich die Eigenschaften des Originals nicht ohne Rückwirkung bleiben konnten; ich verweise dafür auf die am angeführten Orte von mir gegebenen Proben.

Das Fragment des Henzi wurde von dem sachkundigsten Beurtheiler, von Michaelis, sogleich in seinem Werthe erkannt. Dieser sagt in der bereits oben angeführten Recension des I. und II. Theiles von Lessings Schriften (Götting. gel. Anz. 1753 d. 31. Dec.): „Der Anhang des Trauerspiels Samuel Henzi, so im 2. Theile S. 148—180 stehet, hat alles Vorige übertroffen. Eine Probe können wir davon nicht geben, denn alles ist Probe: der Affect ist unnachahmlich stark, die Kürze und das Ende ist uns recht verdrießlich gewesen, und wenn Herr L. unsere Bitte bei sich gelten lassen will, so wird er es uns bald ganz zu lesen geben." Später entwickelte sich über das Stück eine Journalpolemik. 1754 d. 23. März kommen die Götting. gel. Anzeigen noch einmal auf den Henzi zurück: es sei eine anderweitige Anzeige eingelaufen, in welcher das Stück nach dem wahren historischen Verlauf beurtheilt werde, ohne Zweifel von Haller, der seit 1745 Mitglied des großen Raths in Bern war. Hier heißt es: die Charaktere der Personen und Völker müßten in der Tragödie immer beibehalten werden; dies gelte selbst vom Alterthum, „wenn man aber eine andere Geschichte beschreibet, so hat man eine noch viel größere Verpflichtung, die Wahrheit zu sagen. Und hier hat Hr. L. gar sehr gefehlt, ob wir wohl ganz gerne diesen Fehler auf diejenigen „mündlichen Nachrichten" zurückschieben, die er zum Grunde des Trauerspiels gelegt hat. Wir sind aber der Wahrheit und Gerechtigkeit schuldig, die Charaktere der unglücklichen Verschwornen nach der Natur abzuschildern, weil sie unser Dichter zum Nachtheil einer beträchtlichen Republik verstellt hat. Es ist actenmäßig durch die Bekenntnisse der Schuldigen erwiesen, daß Micheli Ducret, der eben damals schon in einem freien Gefängnisse war, nicht der Urheber der blutigen Rathschläge ist, die man in Bern hat ausführen wollen. Er war und ist noch ein Enthusiast für die Demokratie, und er gab den Verschwornen Räthe, aber nicht so grausame. Die grausamen Anschläge sind in Fuetters, Werniers und anderer Gehirne theils ausgebrütet und theils gehegt worden, und Henzi hat sich denselben gar nicht widersetzt. Er war dabei so wenig ein Mitglied des Rathes oder seines Amtes beraubt, als einer der andern, und sie hatten alle wohl Ursache, wenn es ohne Laster hätte geschehen können, eine Veränderung ihrer

[1]) Wenn Cäsar Rom will unterdrücken,
Muß Brutus ihn zur Strafe ziehn.

Umstände zu wünschen. Werniers Charakter ist unendlich verstellt, und Micheli hat niemals daran gedacht, die Zusammenverschwörung zu offenbaren. Wir wollen das Unglück schonen, und diejenigen, die ihre Uebelthat mit ihrem Blute bezahlt haben, in ihrem bedauerlichen Grabe ruhen lassen, sonst könnten wir Alles in ein helleres Licht setzen, und zumal von Henzi ganz andere Gemüthseigenschaften erinnerlich machen, als ihm der Hr. L. zuschreibt." Aehnliche Reclamationen erhob Füeßli, wahrscheinlich der Historiker, im vierzehnten Bande des Hamburgischen Magazins; es wird hier geltend gemacht, daß Henzi nicht als ein Patriot, sondern als ein Rebell anzusehen sei, auch habe Lessing die Gründe der Empörung unrichtig angegeben, wogegen ihn denn wiederum die Neuen Erweiterungen in dem schon angeführten Aufsatze vertheidigen.

Außer den genannten Werken befinden sich in Lessings theatralischem Nachlaß aus jener Zeit noch ein Stück eines Schäferspiels und der erste Aufzug einer Possenoper. Ob das Schäferspiel „die beiderseitige Ueberredung," (II, 450. M. 450. H. XI, 2, 413) besser oder schlechter geworden wäre als die Schäferspiele der Gärtner, Gellert, Rost und Mylius ist aus dem kurzen Fragmente nicht zu ersehen. Lessings Stärke hat anderwärts gelegen. Die Possenoper „Tarantula" (II, 425. M. 423. H. XI, 2, 505) mit der scherzhaften Bezeichnung: „Imprimatur. Leopoldo di Villati.[1]) Poeta di sua Maestà" bezieht sich nicht auf diesen Verfertiger von Operntexten für das Berliner Theater, vielmehr auf Lessings Freund, den Componisten Johann Friedrich Agricola in Berlin, der unter dem Namen „Flavio Onicio Olibrio" 1749 zwei gedruckte „Schreiben eines reisenden Liebhabers der Musik von der Tiber an den kritischen Musikus an der Spree" über die Vorzüge des italienischen und französischen Geschmackes in der Musik an den gleichfalls mit Lessing befreundeten Musikschriftsteller Friedrich Wilhelm Marpurg daselbst gerichtet hatte, die von diesem in seiner Zeitschrift „Der kritische Musikus an der Spree, Berlin 1749," unter dem Namen „Claus Steffen" beantwortet wurden. Agricola war 1741 nach Berlin gekommen, und nachdem er 1751 Hofcomponist geworden, heirathete er hier die berühmte Sängerin der Hofoper Benedetta Emilia „Molteni" aus Modena, die Lessing als „Lominte" (durch Buchstabenwechsel) in der Possenoper auftreten läßt, wo auch ihr Vater der Arzt als „Polinello" und ihr Liebhaber „Octavio" erscheinen, über die wir nichts haben ermitteln können. Agricola übernahm nach Grauns Tode 1759 die Leitung der Hofcapelle und starb 1774 in Berlin, Marpurg erst 1795 daselbst. Lessing hat dem ersten Freunde ein Denkmal in der Hamburgischen Dramaturgie 27. St., errichtet und dem zweiten Freunde die schöne Ode (I, 178. M. 242. H. 172) vom 28. Juni 1749 gewidmet, die der Empfänger sogleich in seine oben genannte Zeitschrift aufnahm.[2])

[1]) S. Allg. deutsche Bibliothek, LXI, 2, 418. — [2]) (M. und B.)

Drittes Buch.

Berlin und Wittenberg 1748—1752. Erste schriftstellerische Werke in Prosa.

Erstes Kapitel.

Lessings Uebersiedelung nach Berlin stand, wie sich leicht denken läßt, mit den Wünschen seiner Aeltern in geradem Widerspruch. Seine Briefe an sie enthalten den Reflex ihrer Vorwürfe; das Mißtrauen, welches er durch sein eiliges Erscheinen in Kamenz dreiviertel Jahr vorher beschwichtigt hatte, scheint in ganzer Stärke wieder erwacht zu sein. Besonders ist's wieder die Mutter gewesen, welche wegen der sittlichen Wohlfahrt des Sohnes in dem verführerischen und freigeistischen Berlin und vollends in Gesellschaft des verruchten Mylius besorgt war; in einem spätern Briefe an den Vater beklagt sich eine lateinische Stelle darüber, daß derselbe sich von ihr in dieser Sache bestimmen lasse: Cave ne de muliebri odio nimium participes. Sogleich der erste Brief aus jener Periode ist ein langes Rechtfertigungsschreiben an sie, vom 20. Januar 1749, das über sein ganzes bisheriges Leben Rechenschaft ablegt; ich habe schon mehrere Stellen aus demselben benutzt, und dies wird noch öfter geschehen. Ferner sehen wir, daß der Vater entschieden verlangt, er solle nach Hause kommen, er wolle ja nach Wien gehen, um da Komödienschreiber zu werden — ohne Zweifel hatten die Aeltern gehört, daß er mit den Schauspielern befreundet sei, die dahin gegangen — und was fast noch schlimmer, die Religion zu wechseln, in Wittenberg habe er nichts als Komödien gekauft, während er doch — was Lessing entschieden zurückweist — in Kamenz versprochen, nie mehr dergleichen zu machen oder zu lesen, in Berlin müsse er Hunger und Kummer leiden; was er von Gelegenheiten geschrieben, hier unterzukommen, seien lauter Lügen u. s. w. Dabei fehlt es denn auch nicht an Beweisen, daß ein Komödiendichter kein guter Christ sein könne, es wird hinter Lessings Rücken bei diesem oder jenem Umfrage nach ihm gehalten, und was für ängstliche Geberden die Henne sonst zu machen pflegt, wenn die von ihr ausgebrütete Ente es sich einfallen läßt, ihr eigenthümliches Element zu suchen.

Freilich hieße es allzu sehr aus dem Erfolg urtheilen, wollte man es tadeln, daß solche Befürchtungen einem noch nicht zwanzigjährigen jungen Menschen gegenüber auftauchten, der denn doch ein Lessing eben erst werden sollte, und jetzt wirklich einen wahren Genieſtreich gemacht zu haben scheint, denn Schulden halber von der Universität zu gehen und dann in eine Stadt wie

Berlin zu flüchten — etwas sowohl in Bezug auf Sittlichkeit als auf äußere Wohlfahrt Gefährlicheres kann man wohl kaum unternehmen. Um so entschiedeneres Gewicht muß darauf gelegt werden, daß diese Gefahren nur dazu gedient haben, ihn frühzeitig zu voller sittlicher Selbständigkeit zu entwickeln. Vor manchen von ihnen mag ihn freilich seine Armuth und seine Herkunft geschützt haben, und was ein festerer Schild ist als Alles, eine sorgfältige Erziehung; doch ist es hier wohl an seiner Stelle, zu bemerken, daß wenn er später, wo er (IV, 10 f. M. 13 f. H. XIII, 1, 125 f.) den Horaz von einer sehr häßlichen Nachrede zu befreien sucht, seine Erörterung mit den Worten schließt: „Ich verstehe eigentlich hiervon nichts, ganz und gar nichts," ein Erfahrener ihm zu erwiedern wissen würde, dem scheine, nach seinem dortigen Gedankengange zu urtheilen, allerdings so zu sein. Aber vor Allem ist die männliche Festigkeit und gefaßte Pietät, mit welcher er den Vorwürfen und Anschuldigungen seiner Aeltern begegnete, bewundernswürdig. Da man ihm Lügen schuld giebt, antwortet er: „Ich liebe Sie inständigst, setzen Sie sich einen Augenblick an meine Stelle, und überlegen, wie Einem solche ungegründete Vorwürfe schmerzen müssen, deren Falschheit, wenn Sie mich nur ein wenig kennen, Ihnen durchaus in die Augen fallen muß." Weiterhin heißt es: „Was hat die Frau Mutter Ursache sich so über mich zu betrüben! es muß ihr ja gleich sein, ob ich hier oder da mein Glück finde, wenn sie es mir wirklich gönnet, wie ich es gewiß glaube;" und wo er zuletzt in gutem Bewußtsein seines Rechtes nicht umhin kann, das Ding einmal mit dem rechten Namen zu nennen, thut er es keuscher Weise auf Latein mit den Worten des Philto im Trinummus, „welcher gleichfalls mit seinem Sohne nicht durchaus zufrieden war:"

Qui nihil aliud, nisi quod sibi soli placet
Consulit adversum filium, nugas agit.

Nur einmal, da er sich wegen seines Christenthums vertheidigt, an dem besonders die Mutter schmerzlich zweifelte, zielt der Satz: „so lange ich nicht sehe, daß man eins der vornehmsten Gebote des Christenthums, *seinen Feind zu lieben*, nicht besser beobachtet, so lange zweifle ich, ob diejenigen Christen sind, die sich davor ausgeben," offenbar auf den unversöhnlichen Haß derselben gegen Mylius.

Näher hätte eine andere Gefahr zu liegen scheinen können, wäre nicht gerade erst Lessing so ziemlich der erste gewesen, welcher hier etwas Bedrohliches und überhaupt ein Uebel erkannte. Es ist eine überwiegende Einwirkung von Seiten der französischen Literatur, von deren Gesichtspunkten er ja bis jetzt noch im Allgemeinen beherrscht wurde. Gerade die Jahre, mit denen wir es hier zu thun haben, sind die der ärgsten französischen Literatenwirthschaft am Hofe Friedrich des II. Algarotti, d'Arnaud, de la Mettrie, Maupertuis, d'Argens und Voltaire schienen alles Interesse durch ihre literarische Thätigkeit und ihre Unverträglichkeit in Anspruch nehmen zu wollen. Aber das imponirte Lessingen nicht, sondern stachelte vielmehr in ihm den schlummernden Widerspruch auf; es ging ihm hier, wie es später Goethen in Straßburg ging; wie dieser sich an der Grenze Frankreichs alles französischen Wesens gründlich entledigte, so hat Lessing, wie wir sehen werden, mitten in der französischen Colonie für Zeitgenossen und Nachwelt ein wahres Deutschthum zuerst wieder entdeckt.

Das einzige Uebel, welches die Uebersiedelung nach Berlin für Lessing im Anfang mit sich führte, war drückende Armuth; er schreibt später von Verdrießlichkeiten, die ihn in jener Periode oft bis zur Verzweiflung gebracht hätten; „ich kam nach Berlin," sagt der oben erwähnte erste Brief an die Mutter, „und bin noch da; in was vor Umständen, wissen Sie selbst am Besten. Ich hätte längst unterkommen können, wenn ich mir, was die Kleidung anbelangt, ein bessers Ansehen hätte machen können." Hier aber ließ ihn Mylius, auf dessen Rath er mit nach Berlin gekommen war, nicht im Stiche. Lessing nennt ihn der Mutter gegenüber einen Menschen, der, wenn er ihm auch sonst nie Gefälligkeiten erzeigt hätte, sie ihm doch gewiß jetzt erzeige, da sie ihm just am Nöthigsten seien. In der That läßt sich nachweisen, daß Lessing seine ersten Bekanntschaften durch ihn machte. „Mein Trost ist," sagt er, „daß ich in Berlin eine Menge rechtschaffner und vornehmer Leute finde, die ebenso viel aus ihm machen als ich." Wenn Lessing eine Zeitlang freien Tisch und andere Einnahme bei dem Besitzer der nachmaligen Vossischen Zeitung Rüdiger genoß, wofür er ihm seine große Bibliothek ordnete, so kann er dies und die folgende Bekanntschaft mit Rüdigers Schwiegersohn Voß nur Mylius zu verdanken gehabt haben, der diese Zeitung schrieb, und ein Hofrath von Dobreslaw, der es ihm übertragen wollte, eine lateinische Uebersetzung der Bibliothèque orientale von Herbelot, welche er besaß, zum Druck zu befördern, (XII, 16. M. 21. H. XX, 1, 20) ist, wie aus Mylius oft angeführter Selbstbiographie (S. 107) erhellt, auch einer der Gönner desselben. In denselben Kreis gehört ein Baron von der Goltz, der seine Güter in Polen hatte, sich damals eine Zeit lang wegen eines Prozesses in Berlin aufhielt und täglich mit Lessing und Mylius zusammen war. Lessing scheint (XII, 15. M. 20. H. XX, 1, 19) bei ihm eine „Condition" gehabt zu haben, woran sich dann fernere Bekanntschaften knüpften. Ein vertrauter Freund Lessings war damals auch der Astronom Kies, [1]) der 1754 als Professor nach Tübingen ging, und diesen hatte Lessing gewiß durch Mylius kennen gelernt. Außerdem legte aber auch Lessing die Hände nicht in den Schooß; er benutzte alle Verbindungen, die er schon anzuknüpfen Gelegenheit gefunden hatte, um sich eine unabhängige Stellung zu verschaffen. Gleich in dem ersten Briefe heißt es: „Ich gehe ganz gewiß nach Wien, Hamburg oder Hannover." Dabei mag man an Koch und die Schönemannsche Truppe denken, und der Vater scheint es auch so genommen zu haben, denn ein folgender Brief sagt: „Meine Correspondenz mit Comoedianten ist ganz anders, als Sie sich einbilden. Nach Wien habe ich an den Baron Seiller [Sellier] geschrieben, welches der Direktor von allen Theatern im Oesterreichischen ist, ich habe nach Danzig und Hannover an gleiche oder wenigstens sehr geschickte Leute [2]) geschrieben." Auch möge ihm der Vater nur nicht vorwerfen, es kennten ihn nur Komödianten; wenn ihn die kennten, so müßten ihn auch alle die kennen, die seine Werke von ihnen aufführen sähen, er könnte auch Briefe z. B. aus Kopenhagen zeigen — vielleicht von Elias Schlegel, [3]) der erst in diesem Jahre starb — zum Zeugniß, daß sein Brief-

[1]) Siehe Nicolai, Beschreibung einer Reise durch Deutschland. XI, 159. — [2]) Redlich vermuthet: an Diedrich, den Principal Ackermanns und Schönemanns. (H. XX, 1, 12. Anm. 3.). — [3]) Wahrscheinlich ist der Pastor E. D. Hauber in Kopenhagen gemeint. (H. XX, 1, 12. Anm. 4 und das. 46 Anm. 2).

wechsel nicht bloß die Schauspiele zum Grunde habe. Und wie ernstlich er sich endlich anschickte, eine Gelegenheit zu besserem Fortkommen, welche ihm der Vater zu eröffnen bereit war, zu ergreifen, wird sich alsbald im richtigen Zusammenhange darstellen lassen.

Indessen was Lessingen auf diesem Wege zu Theil werden konnte, waren nur Aussichten auf eine mehr oder weniger entfernte Zukunft, und da vor Allem die Noth des Augenblickes drängte, darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn er sogleich nach dem Mittel gegriffen hat, das er schon in Leipzig zu handhaben gelernt hatte, der Schriftstellerei. Allein hier trat in der Natur seiner Thätigkeit eine wesentliche Umwandlung ein: man hat oft gefunden, daß die Noth Verse machen lehre, aber hier waren die Verhältnisse nicht der Art, daß dies das Einträglichste gewesen wäre; Lessing lehrte die Noth, es bleiben zu lassen. Die „Kleinigkeiten," welche 1751 erschienen und 1749 schon abgeschlossen waren, enthielten größtentheils schon früher gefertigte Gedichte, die Dramen sollten zwar 1750 schon erscheinen, doch ists bei der alten Jungfer geblieben und die übrigen sind erst viel später ans Licht getreten. Aus den Verhältnissen, in denen Lessing in der Periode lebte, mit welcher wir es hier zu thun haben, ist ebenso seine prosaische, seine kritische und gelehrte Schriftstellerei erwachsen, wie durch die Leipziger Umgebung seine Jugenddichtung ins Leben gerufen war.

Zuerst hat ihn freilich das Bedürfniß zur Anfertigung von Uebersetzungen genöthigt, eine Hilfsquelle, die übrigens der besonnene Mann, da er nun einmal auf literarischen Erwerb angewiesen war, zu großem Vortheil für die Gründlichkeit und den wissenschaftlichen Werth seiner eigenen Arbeiten, auch später nicht verschmäht hat. Das Erscheinen des Catilina von Crébillon hatte großes Aufsehen erregt und Lessing beschloß diese Tragödie durch eine Uebersetzung dem deutschen Publikum zugänglich zu machen, wie er seinem Vater am 10. April 1749 (XII, 9. M. 14. H. XX, 1, 12) meldet, indem er hinzufügt, daß er auch die Absicht habe, sich brieflich nach Paris an Herrn Crébillon selbst zu wenden. Die Vollendung der Uebersetzung wird jedoch unterblieben sein, denn in seinem Nachlaß — in den Breslauer Papieren — findet sich hiervon nur der Anfang (jetzt veröffentlicht in H. XI, 2, 512—515), der aber schon im ersten Auftritt abbricht. Daß Lessing auch später (1753) die kleine Schrift des Königs Friedrich II. die (drei) „Lettres au Public" „Schreiben an das Publikum" (XII, 24. M. 33. H. XX, 1, 34) ins Deutsche übertragen hat, wollen wir hier gleich bemerken. Die Herausgabe eines englischen Werkes, das nicht näher bezeichnet wird (XII, 16. M. 22. H. XX, 1, 21), scheint an äußeren Schwierigkeiten gescheitert zu sein. Außerdem wendete Lessing (ebendas.) eine Zeitlang viel Fleiß auf das Spanische [1]) und beabsichtigte eine Uebersetzung der Novellas Exemplares des Cervantes, wie denn auch die Anzeige einer spätern Uebersetzung einiger derselben aus dem Französischen (III, 376. M. 377. H. XII, 480; vergl. jedoch Grotes Ausg. III, 235) eine vorgängige Beschäftigung mit denselben bekundet, und unter den Breslauer Papieren findet sich der Anfang einer Uebersetzung gerade von dem Stücke Calderons, das später in Deutschland am populärsten geworden ist, „das Leben ein Traum" (XIII, 647. M. II, 455. H. XI, 2, 569). Endlich hat er einen

[1]) Vgl. das „Lied aus dem Spanischen" I, 201. M. 240. H. 91. (M. und B.)

Theil der römischen Historie des Rollin übersetzt (XII, 16. M. 22. H, XX, 1, 21), und zwar ohne Zweifel Band IV—VI, die 1749—1752 bei Joh. Heinr. Rüdiger in Leipzig, dann Leipzig und Danzig erschienen sind; Band III war schon 1746 und Band VII. erst 1757 bei Korn in Breslau erschienen; auch beginnt mit Band IV. ein neuer Abschnitt; der Verfasser giebt hier zwei neue Vorreden. Uebrigens findet sich eine Vorrede von Lessings Hand bei dieser Uebersetzung nicht.

Aber bald fand er Zeit und Muße zur Anfertigung selbständiger Arbeiten, und hier ist es merkwürdig, wie sogleich die ersten Versuche den Grundcharakter zeigen, der allen seinen späteren Werken der Art eigen geblieben ist.

Es ist schon oben — im zweiten Kapitel des ersten Buches — darauf hingewiesen worden, wie Lessing eine ganz neue Art der Behandlung gewisser realer Theile der Alterthumswissenschaft aufgebracht, die in andern vielleicht schon vorhanden war, wie im Politischen beim Macchiavell — indem er nämlich dem todten Zusammentragen von halbverstandenen Notizen, auf welches der Stubengelehrte angewiesen ist, eine Betrachtung entgegengesetzt habe, welche ihre Gesichtspunkte aus der praktischen Kenntniß der zu behandelnden Gegenstände hergenommen, wodurch denn, indem das Leben als Lehrer der Gelehrsamkeit aufgetreten, diese wiederum die Lehrerin des Lebens habe werden können.

In diesem Sinne wandte Lessing dem Theater, das er in Leipzig praktisch kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte, und für welches er noch immer producirend thätig war, zuerst seine wissenschaftliche Thätigkeit zu.

Und zwar dies gerade zuerst in der Weise der strenggelehrtesten Einzeluntersuchung, welche aber ihre Veranlassung in einer ganz bestimmten Kunstübung der Gegenwart hatte.

Die Vorstellungen der Frau Neuber waren nicht die einzigen theatralischen Aufführungen, denen Lessing in Leipzig beigewohnt hatte. Nach Blümners Theatergeschichte von Leipzig S. 77 gab ein gewisser Nicolini 1748 im Reithause sogenannte Pantomimen. Wir wissen schon aus andern Quellen, daß darunter Kinderballete zu verstehen waren. [1]) Aber ein Zufall hat mir eine weitere Notiz über diese Darstellungen in die Hände gespielt. Es giebt eine Schrift: „Litterarischer Briefwechsel, oder aufgefangene curieuse Briefe; darinnen freimüthige Historisch-Philologische und Philosophische Ergötzlichkeiten u. s. w. vorgetragen werden Frankf. a. M. 1746." Hier handelt das achtzehnte Schreiben von Pantomimen. Es scheint von Nicolini die Rede zu sein, obgleich er nicht genannt wird, und es heißt: „Stellen Sie sich einmal eine Bande von etwa einem Dutzend Knaben und Mägdleins unterschiedenen Alters für, von 7 bis auf ohngefähr 14 Jahren, auf und ab, die das verliebte Wesen nebst ihren mancherlei Thorheiten mit nichts als stummen Geberden und doch auf das lebhafteste, vorzustellen suchen, und deren Vorstellungen zugleich mit der Tonkunst und derselben hierzu vollkommen übereinstimmenden Manieren vereinbart werden, so daß alles aufs genaueste auf den Takt und Schlag der Musik richtig passet und die stumme Sprache der Verliebten leibhaftig gespielt wird. Sie sind nunmehro nach Wien gezogen, da sie vorher von Sr. Kaiserlichen Majestät in Frankfurth zur Wahl und Krönungszeit allergnädigsten Schutz und rechte Kaiserliche Huld genossen." Dann wird auch ein weitläuftiger

[1]) Siehe Danzel, Gottsched und seine Zeit S. 169.

Bericht von einer solchen Aufführung gegeben: zuerst Ringeltanz von Kindern mit Epheukränzen, dann ein junger Mann in einem schattigen Gange, der seine Geliebte schlafend erblickt, der er den Pantoffel küßt, sie erwacht, Tanz, eine Alte unterbricht sie, diese wird bestochen, dann zwei Kinder, die als Satyrn verkleidet alles nachmachen, aus dem „Korb", der natürlich nicht fehlen darf, allerlei lustige Dinge herausziehen, endlich ein Chor von Satyrn u. dergl. mehr — also ein gewöhnliches Ballet. Gleichwohl meinte man daran etwas den Pantomimen der Alten Analoges zu besitzen, wie denn der curieuse Briefsteller mit wohlfeiler Gelehrsamkeit hinzufügt: „Uebrigens ist Ihnen ja bekannt, daß die komische Mimi oder Pantomimi, welche Worte sonst aus dem Griechischen herkommen, solche Leute waren, die zuerst in den Komödien, nachgehens aber auch besonders für sich ihre Geschicklichkeiten darinnen sehen ließen, daß sie mit ihren Mienen, Geberden und Leibes-Stellungen allerhand Geschichte so nachdrücklich vorstellten, daß jedermann, fürnehmlich der, so etwa die Geschichte wußte, mit größtem Vergnügen einen Zuschauer abgeben konnte. Sie sagten auch zuweilen Verse und Sprüche her, so deswegen auch selbsten Mimi heißen; dergleichen man noch von Syrus aufbehalten hat. Octavius Ferrarius, ein Italiener und guter Freund vom bekannten Hamburgischen Johann Fabricius, der dessen kleine Schriften zusammendrucken lassen, hat eine besondere akademische Abhandlung hiervon geschrieben." Lessing war anderer Meinung; er sagt in dem 11. seiner „Briefe" (III, 302. M. 307. H. VIII, 198) — über den Charakter und Zweck der ganzen Sammlung später — der L. 1747 datirt ist, und in welchem er über eine Nicolinische Vorstellung spricht: die Pantomimen der Alten seien ganz andere Pantomimen gewesen und verweist darüber auf ein Buch des Calliachius, das er dem Empfänger der Briefe mitschicke. Hier haben wir die Veranlassung zu der Abhandlung über die Pantomimen der Alten, deren Entwurf wir in Lessings Nachlasse (XI, 8—16. M. 1, 11—18. H. 2, 843—850) lesen. [1]) Aber Lessing hat, nachdem er jenen Brief geschrieben, erst die rechten Studien über die Sache angestellt, denn in der Abhandlung widerspricht er dem Calliachius. Lessings Abhandlung ist auf dieselbe Weise entstanden, wie seines Lehrers Christs Schrift über den Phädrus; dieser sagt S. 49 der prolusio: Totum, quod sciam, saeculi esse non boni arguit solus in Animadversionibus ad Martialem Scriverius (ad Lib. III. epigr. 20.) Nos alia dubitatione multiplici in eius dictione, in rebus narratis, apud animum nata, mox animadversione Scriverii visa, quod ille significavit sed non praestitit, pro bono literarum publico ... experiri volumus. Nämlich die Lessingen eigenthümliche Ansicht über die Sache ist, daß die Pantomimen als solche von Pylades zur Zeit des August erfunden seien, d. h. daß dieser den theatralischen Tanz zuerst abgesondert auf die Bühne gebracht habe, während er bis dahin nur zur Begleitung der Rede gedient hatte. Diesen Gedanken hatte Salmasius in den Noten zum Vopiscus ausgesprochen, jedoch nicht bewiesen; Calliachius — denn so muß es auch hier heißen, Collichius ist ein Druckfehler bei K. Lessing, ebenso wie der Mann bei Jöcher mit Unrecht Calliacus heißt; die Abhandlung steht unter dem Namen des Calliachius in Sallengre Thes. antiquitt. Rom. Tom. II. — aber

[1]) Auch in Gottscheds „Neuem Büchersaal" 1745, I, 483 findet sich eine Abhandlung „Von den Schauspielen der Mimen und Pantomimen bei den Alten." (M. und B.)

widerspricht dem und zwar gestützt auf Liv. Dec. I. lib. 7. — denn dies ist mit dem unverständlichen Citat Lib. V. c. 7 bei Lessing (XI, 10. M. 1, 13. H. 2, 844) gemeint — wo es heißt: Ludi quoque Scenici, nova res bellicoso populo inter alia caelestis irae placamina instituti sunt. Caeterum parva quoque ut ferme principia omnia et ea ipsa peregrina res fuit. Sine carmine ullo, sine imitandorum carminum actu, Ludiones ex Etruria acciti, ad tibicinis modos saltantes haud indecoros motus more Etrusco dabant. Calliachius hält sie also für eine unabhängige Kunstgattung und will sie von den Mimen herleiten. Die bei Lessing hierauf folgenden Worte Ex quibus gehören dem Calliachius an,[1]) Lessing aber kümmert sich um diese nicht, sondern sucht die Ansicht des Salmasius aus Zeugnissen der Alten, so wie vermöge innerer Anschauung des Ganges der Kunstentwickelung zu erweisen.

Wie nun diese Schrift, wenn sie vollendet worden wäre, einen ganz gelehrten Charakter getragen haben würde, so dürfte Lessing sie auch dazu bestimmt haben, ihm eine eigentlich gelehrte Laufbahn zu eröffnen.

Wir dürfen annehmen, daß Lessings Vater Alles angewendet habe, um seinen Sohn, wie er die Sache nun einmal ansehen mußte, aus Berlin hinwegzuretten: der alte Plan, daß derselbe sich einer akademischen Laufbahn widmen sollte, dem Lessing ja auch nicht abgeneigt gewesen war, wird bei dieser Gelegenheit wieder aufgetaucht sein. Zwar von der Theologie konnte die Rede nicht mehr sein, aber Lessing hatte ja versprochen, sich auf Schulsachen zu legen. Nun waren damals alle Augen auf Göttingen gerichtet, welches erst seit einem Jahrzehnt bestand und von wo ein neuer frischer Geist ausging. Lessings Vater stand mit dem Kanzler der Universität Mosheim in Briefwechsel und so wird es erklärt, daß er seinem Sohn auf eine Stelle in Gesners Seminario philologico (XII, 10. M. 15. H. XX, 1, 13) Hoffnung machen konnte. Lessing ergriff diese Aussicht mit Lebhaftigkeit. Er schreibt dem Vater die heiligste Zusage, wenn es gewiß sei, nach Hause zu kommen oder direct von Berlin nach Göttingen zu gehen, er sagt, er werde mit eben so vielem Vergnügen nach Göttingen reisen, wie er nimmermehr nach Berlin gegangen sei, und verspricht innerhalb acht Tage Briefe an von Münchhausen und Gesner nach Kamenz zu senden. Freilich ward aus der Sache nichts, weil Lessing in Betracht zog, daß er ohne so vortheilhafte Verbindungen, wie er sie in Berlin angeknüpft, in Göttingen nicht existiren könne, und woher sollte er diese dort sogleich bekommen? Aber wie sehr es ihm damit Ernst gewesen, erhellt daraus, daß er (d. 2. Nov. 1750) seinen Aufenthalt in Berlin nur noch als einen vorläufigen betrachtet, bei dem es nur darauf ankomme, die Zeit, wie auch der Ausgang sein möge, nicht zu verlieren, vor Allem aber das fertig zu machen, womit er sich in Göttingen zu zeigen gedenke. Und dies kann nach Allem, was wir über Lessings damaligen Studienkreis wissen, nicht wohl etwas andres gewesen sein, als die Abhandlung über die Pantomimen, deren Nichtvollendung auf diese Weise auch zugleich erklärt wäre.[2])

---

[1]) So wird in dem von den früheren Herausgebern nicht sorgfältig genug behandelten Fragment Alles deutlich sein; „Sie" S. 9. M. 12. H. 844 § 3 Z. 3 deutet auf Pantomimen zurück; auch steht hier in den Breslauer Papieren deutlich Calliachius, und zu dem [ist kein Grund, als daß die folgenden Worte später beigeschrieben sind. — [2]) Doch möchte bei dieser das Erscheinen eines Buches, das ebenfalls durch das Auftreten der Nicolinischen

Uebrigens war Lessing, während er diese Schrift zu einem besonderen Zwecke ausarbeitete, bereits mit einem umfassenden Ganzen beschäftigt, in welchem, wäre es vollständig ausgeführt worden, auch der Inhalt jener, da sie nicht zu Stande kam, vermuthlich früher oder später Aufnahme gefunden hätte. „Haben Sie die Gütigkeit, sich noch wenige Monate zu gedulden," schrieb Lessing d. 10. April 1749 an den Vater, „so sollen Sie sehen, daß ich in Berlin nicht müßig bin oder nur vor Andre arbeite," und noch in demselben Jahre erschien das erste Stück der Quartalschrift „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters," welche Lessing mit Mylius zusammen unternahm; die Vorrede ist vom October 1749 datirt.

Ich muß, ehe ich auf die Bedeutung dieser Schrift näher eingehen kann, eine kritische Erörterung voranschicken, denn es ist hier nicht nur eine wesentliche Lücke in den bisherigen Ausgaben von Lessings Werken zu ergänzen, sondern der Aufsatz, welcher ihm vindicirt werden zu können scheint, ist auch gerade derjenige, auf welchen es uns in dieser Stelle am Meisten ankommen muß.

K. Lessing sagt in der Vorrede zum 22. Theile (1794), wo er von den „Beiträgen" spricht, „das Meiste darin sind Uebersetzungen" — wozu ich bemerken will, da auch Lachmann Lessings derartige Arbeiten genau registrirt hat, daß man in Klotz' deutscher Bibliothek, IV, 507 in einer Beurtheilung des zweiten Bandes der Dramaturgie, die Vermuthung liest, die Uebersetzung der zweiten Abhandlung des Corneille in den Beiträgen möge von Lessing sein, weil hier durchgängig nicht Mitleiden und Schrecken, sondern Mitleiden und Furcht gesetzt werde — worüber später das Nähere — was aber scharfsinniger als wahr bemerkt ist, denn Lessing selbst sagt Schrecken noch IV, 109. M. 114. H. XI, 1, 189; ja noch im Anfange der Correspondenz selbst, in welcher er das Entgegengesetzte festsetzt (XII, 49. M. 61. H. XX, 1, 69; vgl. Bibliothek der schönen Wissenschaften I, 1, 18) — es steht eben beim Corneille selbst crainte![1]) — „von eigenen Aufsätzen Lessings findet sich Nichts

Gesellschaft hervorgerufen war (Abhandlung von Pantomimen, historisch und kritisch ausgeführt, Hamburg bei Karl Samuel Geißler 1749), ebenfalls mitgewirkt haben. Der Verf. arbeitet nach dem Ferrarius, Galliachius den er Galliachus nennt und nur aus dem Auszug im ersten Bande von Gottscheds neuem Büchersaal zu kennen gesteht — und eigenen Studien nicht ohne Geschick: er sagt S. 2 „Es kommt hier alles auf die Fragen an, ob es vor des Augustus Zeiten in und außer Rom pantomimische Tänze gegeben, und wodurch sich die Pantomimen unter dem August von ihren Vorgängern unterschieden haben?" und sein Resultat ist: die Pantomimen seien die alten Histrionen in einer neuen Gestalt — Macrobius gebe dem Pylades diesen Namen auch ausdrücklich die Histrionen seien hienach Mimen gewesen, diese hätten sich endlich von der Komödie und Tragödie abgesondert, worauf es denn einige so weit gebracht, daß sie allein eine ganze Haupthandlung vorstellen können, und zwar sei dies schon vor August geschehen; Pylades habe die Verbesserung hinzugefügt, sich von aller Musik und einem ganzen Chor von Sängern begleiten zu lassen — s. Lessings Entwurf §. 6. Die Schrift des Hamburgers hat also mit Lessings Entwurf nichts gemein, auch nicht insofern, als dieser etwa im Gegensatz zu ihr entstanden wäre, wie es sonst mit Lessings Büchern gegangen ist; beide sind unabhängig von einander auf die Behandlung dieses Gegenstandes verfallen.

[1]) Ferner dürfte auch die Uebersetzung von dem Buche des jüngern (F.) Riccoboni le comédien, die sich im vierten Stück findet, von Lessing herrühren. Lessing läßt sich nämlich im dritten Stücke (III, 81. M. 86. H. XI, 1, 84) von seinem fingirten Correspondenten den Rath ertheilen des Grimarest Traité du récitatif zu über-

weiter, als was hier abgedruckt ist," — worauf denn folgt, was Lachmann III, 1—140. M. 15—140. H. XI, 1, 1—137 wiederholt. Nichts desto weniger rührt außerdem von Lessing noch ein Stück her, das der Bruder übersehen haben mag, weil es freilich gemeiniglich nicht eigentlich zum Buche gehört — die Vorrede. Der Beweis ist einfach, Lessing sagt es selber. In der Vorrede zur theatralischen Bibliothek (IV, 106. M. 111. H. XI, 1, 185) kündigt er diese als eine Fortsetzung der Beiträge an. „Ich verliere mich," sagt er hier, „nach dem Sprichwort zu reden, nicht mit meiner Sichel in eine fremde Ernte; sondern mein Recht auf diese Arbeit ist gegründet. Von mir nämlich schrieb sich nicht nur der ganze Plan jener periodischen Schrift her, so wie er in der Vorrede entworfen wird, sondern auch der größte Theil der darin enthaltenen Aufsätze" u. s. w. Nun hatte freilich Lessing mehrere „Mitarbeiter," von denen Einer Mylius war, der dazu vermöge seiner Aufsätze in den kritischen Beiträgen, welche die Theorie des Dramas nach mehreren Seiten hin behandeln, so wie besonders wegen eines Aufsatzes über den Plautus des Aristophanes, in den Hallischen Bemühungen 1743 Stück VI., der in der Anlage dem Lessingschen über den Plautus ähnelt, ganz wohl befähigt war,[1]) und so wäre es freilich möglich, daß die Vorrede wenigstens von ihm nicht ausgearbeitet wäre. Dem widerspricht aber — abgesehen davon, daß Lessing der Mann nicht war, eine fremde Feder zu borgen, und überhaupt bei der Zeitschrift die erste Rolle spielte, denn sie ging ein, als er von ihr zurücktrat — ganz entschieden der Umstand, daß Lessing, wo er (III, 87. M. 92. H. XI, 1, 90) dem Vorwurfe seines (fingirten) Correspondenten, er werde mit der Uebersetzung der Gefangenen dem Versprechen untreu — welches nämlich in der Vorrede gegeben wird — nur solche Stücke zu übersetzen, die von neuern Dichtern nachgeahmt worden u. s. w., erwidert: „Ich habe geglaubt, es stehe mir frei, von den Regeln, die ich mir selbst gemacht, gleich das Erstemal abzugehen" — während er doch im andern Falle nothwendig hätte sagen müssen, ich gehe von der Regel ab, die wir ausgemacht, wie er denn auch S. 79. (M. 85. H. XI, 1, 83), wo ebenfalls auf die Vorrede verwiesen wird, in der That so spricht, woraus man aber nicht einen Beweis für das Gegentheil hernehmen kann, denn auch die Abhandlung über den Plautus, die Niemand Lessingen streitig machen kann, beginnt (III, 1. M. 15. H. XI, 1, 11.) mit Wir. Endlich schreibt auch Mylius selbst, und von einem andern konnte hier nicht die Rede sein, sich in der oft angeführten Selbst-

setzen, sagt dann aber: Gleichwohl schiene ihm auch dieser Schriftsteller von der theatralischen Declamation nicht zureichend gehandelt zu haben. Das Beste, was er sich entsinne darüber gelesen zu haben, sei das Gedicht des Riccoboni dell' arte rappresentativa, besonders aber das ganz neue Werk le comédien — und in dem „Vorbericht" heißt es, die Uebersetzung sei schon im vorigen Stück versprochen worden. Es würde also auch dieser Vorbericht ein kleines Lessingsches Paralipomenon sein. Doch ist er zu geringfügig, als daß ich ihn in den Anhang setzen könnte, ich bemerke nur, daß in ihm auch eine Uebersetzung des Tractates von der Declamation und des Gedichtes dell' arte rappresentativa von L. Riccoboni in Aussicht gestellt wird. — Der Vorbericht sammt der Uebersetzung findet sich jetzt bei H. XI, 1, 139 ff. der Vorbericht allein M. III, 128. (M. und B.)

[1]) Ein andrer Mitarbeiter dürfte J. M. Grimm gewesen sein; die gründlichen Berichte über das Pariser Theater können fast nur von ihm herrühren; er war in Leipzig mit Mylius befreundet gewesen und jetzt schon seit einiger Zeit in Paris; über Ossenfelder siehe oben.

biographie nur quasdam tractationes in den Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters, de quo scripto 4 partes anno 1750 et 1751 Stuttgardiae in 8 prodierunt, zu, während er, wenn die Vorrede von ihm hergerührt hätte, gewiß sich als Herausgeber genannt haben würde, wie er denn auch beim „Naturforscher," an dem doch Lessing sehr viel Antheil hatte, von sich geradezu sagt: solus autor est. Ich erkläre also die Vorrede [1]) für ein Lessingsches Paralipomenon und überlasse es Jedem, die Beweiskraft, welche Styl und Gedankengang in sich tragen, selbst herauszufinden, und ein Urtheil zu fällen, ob ein andrer als Lessing im Jahre 1749 zu so umfassenden Gesichtspunkten durchgedrungen sein konnte..

Nachdem hiermit eine ausdrückliche und ausführliche Erklärung Lessings über die Tendenz der Zeitschrift gewonnen ist, läßt sich die Bedeutung und der historische Ort derselben mit Leichtigkeit angeben.

Die Beiträge sind erstens eine dramatische Fachzeitschrift. Dies ist schon ein sehr bedeutender Umstand, in welchem sich derselbe Gesichtspunkt auf Lessings Seite kund giebt, wie in dem oben angeführten Zurückgehen auf die Grundlage aller dramatischen Dichtung, die sinnliche Aufführung, nämlich daß er das Drama als ein für sich bestehendes Gebiet auffaßte, worin sich denn zugleich der eigenthümliche Beruf, in diesem Gebiete eine durchgreifende Reform zu Wege zu bringen, auf das Entschiedenste kund gab, denn nur was um seiner selbst willen bearbeitet werden kann, und seine eigenen Vorstudien und gleichsam seinen eigenen Mann erfordert, findet eine solche Vertretung; bei Gottsched, der sich für das Drama nur im Sinne seiner allgemeinen literarischen Reformen interessirte, ward dasselbe in den kritischen Beiträgen und den Zeitschriften, die auf diese folgten, nur neben Anderem gelegentlich beachtet. Und zweitens sind die Beiträge eine encyklopädische Fachzeitschrift; es giebt, wenn man von der Musik absieht, keine Seite der dramatischen Kunst, die nicht in den Plan aufgenommen wäre. Man wird den wissenschaftlichen Ernst nicht verkennen, der sich in einer solchen Behandlung eines Gebietes, das sonst nur als Tummelplatz belletristischer Oberflächlichkeit zu dienen pflegt, beurkundet; wie umfassende Sprachkenntnisse setzte sie allein voraus; auch begann Lessing gleich im ersten Stücke mit gründlichen philologischen Erörterungen über einen römischen Dichter und berechtigte dadurch zu der Forderung, daß hier auch die Modernen so behandelt würden, womit er sogar dem Begriff einer Philologie, die nicht bloß die sogenannte classische wäre, die Stätte bereitete. Aber es liegt in dieser encyklopädischen Fassung der Aufgabe noch mehr, es liegt in ihr ein neuer literarischer Standpunkt. Bis dahin hatte sich in Europa noch Niemand um eine allgemeine Geschichte der dramatischen Poesie oder auch nur um die Herbeischaffung des Stoffes zu einer solchen bemüht, und es hätte es auch Niemand gekonnt. In Italien, Spanien, England war man zur Zeit der Blüthe des nationalen Dramas noch ganz in die Unmittelbarkeit der Produktion versenkt, und hatte den Standpunkt literarhistorischer Forschung überhaupt noch nicht gefunden; und in Frankreich ließ der streng abgeschlossene Geschmack nur allenfalls einen, doch immer befangenen Rückblick auf das Theater der Alten zu, und auch wenn Lessing selbst (IV, 212. M. 255. H. XI, 1, 334) von Einem der Neuesten, vom Destouches erzählt,

[1]) Jetzt zu finden bei M. III, 7 ff. H. XI, 1, 3 ff. (M. und B.)

er habe zehn Jahre lang an dramatischen Commentariis über alle tragische und komische, sowohl alte als neue Dichter gearbeitet, ohne die Englischen, Spanischen und Italienischen auszunehmen, und es sei von diesem Werke namentlich Ein Theil, welcher Versuche über den Sophokles, Euripides, Aristophanes, Plautus und Terenz enthalten, bereits fertig gewesen, so mag man darin nur nicht allzu früh ein Gegenbild seiner eigenen Thätigkeit erblicken, denn mehr als kritische Betrachtungen vom Standpunkte des mit Addison befreundeten Mannes dürfte auch hier nicht vorgekommen sein; höchstens gelangte man in allen diesen Literaturen zu einer Einregistrirung dessen, was das heimische Drama aufzuweisen habe, wie uns eine solche in Riccobonis Buch für Italien, der bibliothèque des théâtres für Frankreich, und ein Paar englischen Werken, die ich weiterhin zu nennen haben werde, für England vorliegt,[1]) und Gottsched sie damals in den Anhängen der ersten Ausgabe der deutschen Schaubühne, aus denen später (1757) der „Nöthige Vorrath" entstand, für Deutschland versuchte. Um mehr leisten zu können, mußte man sich über die nationalen Vorurtheile hinaus zu einer unbefangenern Anschauungsweise und umfassenderen Gesichtspunkten erhoben haben, namentlich aber mußte das Joch der französischen Tragödie und die Tyrannei der Regel gebrochen sein. Daß Lessing auf dem Wege hierzu war, hätte er kaum deutlicher beweisen können als dadurch, daß er, was in den genannten Werken und denjenigen, welche das antike Drama behandelten, zerstreut vorlag, zur Zusammenfassung in Eine Geschichte des Dramas wenigstens vorzubereiten unternahm. Es läßt sich der Gegensatz, in welchen er hierdurch zu den Früheren trat, auf eine merkwürdige Weise ins Enge bringen. Der Plan zu seinen „Beiträgen" wird im Grunde schon von dem Jesuiten Brumoy in seiner Geschichte des Griechischen Theaters ausgesprochen, c'est cet assemblage complet, sind die Worte desselben, deren sich Lessing bei Abfassung der Vorrede ausdrücklich erinnert haben dürfte, et cet enchaînement suivi de traductions, de critiques, de raisonnemens et de comparaisons du goût, qui composent une sorte d'histoire du génie théâtral, et une nouvelle espèce de poétique par les faits, que son principal objet m'a porté à intituler le théâtre des Grecs, und eben eine solche Abwechslung herrscht in den Beiträgen, und eine poétique par les faits sind sie schon vermöge des oben geschilderten Charakters von Lessings Gelehrsamkeit, die Alles, bei gründlichster historischer Behandlung, zugleich auf die Gegenwart bezog — nur daß es hier nicht mehr galt, daß die ganze histoire du génie théâtral innerhalb der Grenzen des Griechenthums abgelaufen sei, so daß sich, wie Brumoy nachzuweisen sucht, dasselbe bei andern Völkern, und besonders bei den Franzosen, nur wiederholt habe, sondern Griechisches und Französisches Theater selbst nur Stadien eines durch die ganze Geschichte hindurchgehenden Entwickelungsganges sein sollen, der denn namentlich für Deutschland noch etwas ganz Neues in Aussicht stellte.

Dieser encyklopädische Standpunkt, diese Freiheit der Auffassung sind von dieser Zeit an in Lessings Schriften, welche das Theater betreffen, immer dieselben geblieben. Die theatralische Bibliothek (1754—1758) ist, wie schon erwähnt, nach demselben Plan eingerichtet, wie die Beiträge, nur mit einer

[1]) Gottsched führt in der Vorrede zum Nöthigen Vorrath noch andre Bücher der Art an, die mir nicht zu Gesicht gekommen sind, namentlich ein Holländisches.

kleinen Einschränkung, die (nach IV, 107. M. 112. H. XI, 1, 186) darin bestand, daß sie kein Werk ohne Ende, sondern eine Anzahl mäßiger Bände bilden und demgemäß nicht bloß einen theatralischen Mischmasch, sondern wirklich eine kritische Geschichte des Theaters zu allen Zeiten und bei allen Völkern, obgleich ohne Ordnung weder nach den einen noch nach den andern enthalten sollte, und wie die Dramaturgie auf der umfassendsten Kenntniß und erschöpfendsten Erwägung aller dramatischen Literatur beruht, bedarf keiner Erörterung. Nichtsdestoweniger darf nicht vergessen werden, daß so wie in der theatralischen Bibliothek — dies wird sich später zeigen — fast Alles auf den dramatischen Standpunkt hindeutet, den Lessing zur Zeit ihrer Abfassung einnahm, und weder diese noch die Beiträge bereits auf der Stufe der Dramaturgie stehen, auch unter jenen beiden in unmittelbarem Bezuge stehenden Zeitschriften die frühere allem Späteren gegenüber ein ganz bestimmt zu bezeichnendes Stadium der Entwicklung einnimmt.

Noch in der theatralischen Bibliothek erklärt Lessing für sein vornehmstes Augenmerk die Alten. In den Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters sind diese das so sehr, daß der einzige längere Aufsatz, und ein Aufsatz, der durch alle 4 Quartale hindurchreicht, den Lessing hier giebt, sich auf einen alten Dichter, den Plautus, bezieht, was aber dieser Zeitschrift eigen ist, kann dahin zusammengefaßt werden, daß Lessing sie in Gemeinschaft mit dem Gottschedianer Mylius unternehmen konnte, und daß in Folge dessen das Ausgehen von den Alten selbst hier noch einen gewissen französirenden Charakter hat.

Nicht als ob Lessing auch nur hier noch unbedingt zu der Fahne der altfranzösischen Observanz geschworen hätte. Wir haben oben gesehen, daß er sich schon in der gleichzeitigen poetischen Production von derselben emancipirt. Nur zu schaffen macht sie ihm doch noch, er möchte gern noch mit ihr transigiren, und lieber reformiren als revolutioniren, und daher kann es nicht ausbleiben, daß sie ihn wirklich an einzelnen Punkten noch beherrscht.

Dies zeigt sogleich die Wahl des Gegenstandes für den Aufsatz, welcher seine ganze dahin einschlagende Thätigkeit eröffnet. Er beginnt mit dem Plautus. Warum geht er nicht noch weiter zurück und fängt mit dem Griechischen Drama an? Die Antwort ist zum Theil schon in dem Früheren gegeben: das Lustspiel lag ihm näher als die Griechische Tragödie, von der Aristophanischen Komödie nicht zu reden. Aber es giebt noch eine andere Antwort: der P. Brumoy hatte ein umfangreiches théâtre des Grecs geschrieben; dieses Buch schien Lessingen, wie allen Zeitgenossen, damals noch genügend, wie es denn wirklich leidlich verständig ist; ich habe schon erwähnt, daß er ihm eine mächtige Anregung zu verdanken gehabt haben dürfte; also hätte er jetzt über das Griechische Theater wohl Nichts weiter zu sagen gehabt, und übersetzt war der Brumoy schon. Lessing klagt selbst später irgendwo darüber, daß er den Aristoteles früher gelesen, als die Griechischen Tragiker; das war gerade die französische Unart, und wenn er in ihr befangen gewesen ist, so wird es eben um diese Zeit der Fall gewesen sein.

Ja noch mehr. Die Arbeit über Plautus, und was vielleicht auf sie folgen sollte, bildete geradezu ein Supplement zum Brumoy, denn dieser verspricht in seinem discours sur le théâtre des Grecs, in der dritten Abthei-

lung, welche die Komödie behandelt, auch auf das römische Lustspiel zu kommen, was er aber nicht thut, denn er bleibt beim Aristophanes stehen.

Eine ähnliche Anlehnung an französische Leistungen giebt die Behandlung der Aufsätze über Plautus selbst, deren allgemeines Verhältniß hiermit angedeutet ist, zu erkennen.

Der erste dieser Aufsätze ist Nichts als ein Bericht über Plautus Leben und Schriften und die Ausgaben der letztern, welcher vollständiger sein mag als ähnliche frühere, der aber von der Trockenheit solcher philologischen Einleitungen nicht frei ist. Eine anmuthigere Wendung hat Lessing bei der Arbeit genommen, welche auf die Uebersetzung der Gefangenen folgt. Man erinnert sich der Selbstcorrespondenzen, die durch den englischen Spectator Gebrauch geworden waren; sie müssen, wie der ganze Ton jenes englischen Blattes, schon damals dem Publikum zum Ekel geworden sein, denn Lessing selbst persiflirt sie schon in oben angeführten Stellen. Aber von eben dieser Form macht er hier einen neuen glücklichen Gebrauch: er vertheilt seine Bemerkungen in einen Angriff auf seine Einleitung, die von ihm gegebene Uebersetzung und, in Bezug auf seine Aeußerung, die Gefangenen seien das schönste Stück, das jemals auf die Bühne gekommen, auf das Plautinische Stück selbst — und seine Antwort auf denselben. Und zwar dient ihm diese Anordnung zugleich dazu, seinen eigenen Standpunkt auf das Bestimmteste auszusprechen. Nämlich der fingirte Correspondent ist ein entschiedener Gottschedianer, wenn er auch Gottsched an einer Stelle (III, 106. M. 109. H. XI, 1, 107) verbessert; es ist bemerkenswerth, wie gründlich Lessing diese Rolle durchzuspielen weiß, wozu ihm freilich der Umgang mit Mylius sehr förderlich sein mußte, brachte er doch schalkhaft genug z. B. ein Citat aus Gottscheds Uebersetzung des Horaz (III, 81. M. 87. H. XI, 1, 85), die er später verspottet, und einige von den unsäglich platten Wendungen desselben an, wie das: „denn so hätten wir es hernach auch gewußt." (S. 87. M. 92. H. XI, 1, 90.) In diesem Sinne werden denn neben andern Einwendungen gegen das Stück des Plautus, die Lessingen sowohl hier als in seiner Beantwortung Gelegenheit gaben, seine den früheren Beurtheilern überlegene Kenntniß zu zeigen, ganz charakteristisch demselben seine Wortspiele, so wie ein Verstoß gegen die Einheit der Zeit und der Handlung vorgeworfen. Auf das erstere antwortet Lessing (III, 127. M. 128. H. XI, 1, 121) mit vieler Besonnenheit, daß Wortspiele nur da unschicklich seien, wo sie nicht einer Person in den Mund gelegt seien, für welche sich diese niedere Art der Komik zieme; in Betreff der Einheiten rechtfertigt er Plautus wegen der Handlung, eine Verletzung der Einheit der Zeit aber giebt er zu, auch räumt er ein, daß damit ein Fehler begangen sei, doch meint er (III, 136. M. 136. H. XI, 1, 129) in Bezug auf diesen Punkt: Plautus habe nur alsdann einige kleine Schönheiten der Kunst aus den Augen gesetzt, wenn er größern und wesentlichern Schönheiten habe Platz machen wollen.

Oder mit einem Worte, Lessing steht hier auf demselben Standpunkte, von welchem aus er, wie oben angeführt ist, seinen Henzi geschrieben hat.

Aber man würde gar sehr im Irrthum sein, wollte man annehmen, daß diese Protestation gegen den kategorischen Imperativ der französischen Regeln des Trauerspiels Lessingen eigenthümlich sei; vielmehr kann man in derselben ein Aufdämmern seiner spätern Gesichtspunkte nur insofern erkennen, als er sich

hier, unter den Richtungen der Franzosen selbst, derjenigen anschließt, welche am ersten auf jene führen konnte; denn jene ganze Selbstcorrespondenz ist nichts anders als die Dramatisirung eines in der Geschichte des französischen Theaters höchst bedeutungsvollen Zwischenfalles.

Es ist bekannt, daß die sogenannten Regeln der Alten für das Trauerspiel nichts weniger als durch Abstraction aus den Trauerspielen der Alten entstanden waren. Es wäre unbegreiflich, wie man sich in Bezug auf sie lediglich mit der Autorität des Aristoteles habe begnügen können, wäre es nicht eben Aristoteles gewesen. Lessing macht in einer Anzeige der Uebersetzung der Poetik von Curtius (III, 399. M. 402. H. XVIII, 266) die Bemerkung, wie doch Aristoteles ein großer Geist gewesen sein müsse, denn kaum habe seine Herrschaft in dem Reiche der Weltweisheit aufgehört, als man durch diesen erloschenen Glanz einen andern in ihm entdeckte, den kein Scholastiker wahrgenommen; er herrsche jetzt eben so unumschränkt im Reiche des Geschmacks, wie früher unter seinen Peripatetikern. Aber wenn er diese neue Herrschaft antreten konnte, so war es nur in Folge der Scholastik, eine Aeußerung des scholastischen Geistes, der ja eben darin besteht, daß man sich mit einem bloßen Fortspinnen der Begriffe begnügte, wie denn la Motte ausdrücklich einräumt, die Einheit des Ortes sei bloß eine Consequenz der Einheit der Zeit: der Baconische Sinn des Eingehens auf die empirische Thatsache sollte in dieses Gebiet am allerletzten eindringen. Stand nun aber auf diese Weise die Regel a priori fest, so konnten, insofern man es sich doch nicht ganz zu verbergen vermochte, daß die Alten diese Regeln in der That nicht beobachten, solche Abweichungen nur als Fehler betrachtet werden. Daher denn der häufige Tadel der französischen Kritiker gegen die Alten, die sie doch für ihre Muster ausgeben. In diesem Sinne hatte der Abbé d'Aubignac den Heautontimorumenos des Terenz wegen Ueberschreitung der dem Drama zugemessenen Zeit angeklagt. Gegen ihn schreibt Menage eine réponse 1640, [1]) in welcher er nicht nur den Terenz insoweit vertheidigt, als er zeigt, das Stück umfasse wohl nur etwa ein Wenig über 15 Stunden, und viele Beispiele von antiken Dramen anführt, deren Handlung sogar mehrere Tage dauern müßte, sondern auch die richtige Bemerkung macht: qu'il vaut encore beaucoup mieux pécher contre cette règle de douze heures que contre la possibilité et la vraisemblance, wie denn auch Aristoteles eine Ueberschreitung der περιοδος ἡλίου gestatte. Nun kommt Menage auch gelegentlich auf einen ähnlichen Tadel, den Scaliger und Muret gegen die Captivi des Plautus ausgesprochen, und von dieser Stelle, die Lessing (III, 104. M. 107. H. XI, 1, 105) anführt, hat er denn Gelegenheit genommen, indem er diese Einwürfe in dem Schreiben des Gottschedianers weiter ausführt und alsdann auf ähnliche Weise, wie Menage die d'Aubignacschen, beantwortet, eine Abhandlung zu schreiben, die, ganz wie er von der des Menage sagt, voll der gelehrtesten Anmerkungen und artigsten Gedanken über das Theater ist. Und zwar hat er seinem Gottschedianer gegenüber noch ein ferneres Rüstzeug benutzt, das indirect auch aus der Kammer des Menage herstammte. Es ist bekannt, daß der erste Angriff auf das System der französischen Tragödie vom Houdar de la Motte

[1]) Vermehrt und der Mad. Dacier gewidmet 1690; diese Ausgabe hat Lessing vor Augen. III, 106. M. 109. H. XI, 1, 106.

geführt worden ist; die naheliegenden Einwendungen gegen die Einheiten der Zeit und des Ortes sind bei ihm zuerst zu lesen. Bei diesem Manne spielt, so wenig er ein unbedingter Verehrer der Alten ist, der Nachweis, daß diese jene selbst nicht beachtet, eine große Rolle, und da er, wie aus seinem Streit mit der Dacier bekannt ist, nicht griechisch verstand, muß er sich hierin ganz auf Menage gestützt haben, und überdies spricht die oben angeführte Aeußerung desselben über die wesentlicheren Schönheiten seinen ganzen Standpunkt aus. Wenn wir nun auch bei Lessing dieser Aeußerung in wörtlicher Wiederholung begegnet sind, so ist das andre Wort desselben, das wir in dieser Angelegenheit anführen mußten, geradezu auf la Motte zurückzuführen; ich meine die Aeußerung bei Gelegenheit des Henzi: „als Anfänger müsse er die Einheiten freilich beobachten, wenn auch ein Größerer sie verletzen möge;" denn la Motte sagt: Qu'on ne s'imagine pas aux réflexions que je fais sur ces règles, que je les juge absolument inutiles. Je conviens qu'elles forment un art; et leur première utilité, c'est que la contrainte qu'elles imposent, détourne de la carrière des esprits médiocres qui ne craindroient pas d'y entrer, si elle étoit plus libre. C'est proprement la pierre de touche du talent nécessaire. Ja noch mehr. Wenn Lessingen, wie ich nachgewiesen zu haben glaube, beim Henzi der Julius Cäsar des Shakespeare vorgeschwebt hat, so scheint la Motte den Coriolan desselben gekannt und an ihm Geschmack gefunden zu haben, denn nachdem er bemerkt hat, das Herz sei kein Sklave der Regeln, die der Verstand ohne seine Mitwirkung ausgedacht habe, und es koste ihm gar keine Mühe sich in jede beliebige Illusion zu versetzen, die ihm Befriedigung gewähre, fährt er fort: Dirai-je plus? je ne serois pas étonné qu'un Peuple sensé mais moins ami des règles s'accommodât de voir l'Histoire de Coriolan distribuée en plusieurs actes — worauf er einen Plan giebt, der zwar nicht ganz der Shakespearsche ist, aber demselben doch sehr gleicht.[1])

Uebrigens versteht es sich von selbst, daß auch de la Mottes Ansichten von Lessing zu jener Zeit nicht blindlings angenommen worden sind. De la Motte hatte außer der Einheit der Handlung noch eine eigene Einheit des Antheils aufgestellt. Er sagt über sie: Si plusieurs personnages sont diversement interessés dans le même évènement, et s'ils sont tous dignes que j'entre dans leurs passions, il y a alors unité d'action et non pas unité d'intérêt, parceque souvent en ce cas je perds de vüe les uns, pour suivre les autres et que je souhaite et que je crains, pour ainsi dire, de trop de côtés. Und weiter: Mais en quoi consiste l'art de cette unité dont je parle? c'est, si je ne me trompe, à savoir dès le commencement d'une pièce indiquer à l'esprit et au coeur l'objet principal dont on veut occuper l'un et émouvoir l'autre. Es ist leicht einzusehen, daß der Begriff der Einheit der Handlung, von welchem hierbei ausgegangen wird, ein überaus dürftiger ist, und so sagt denn auch Lessing (III, 132. M. 133. H. XI, 1, 126), indem er sich den Begriff der Ein-

[1]) Auch wo er in seiner Antwort auf einen Angriff von Voltaire auf diesen Punkt zurückkommt, betont er den Ausdruck peuple sensé, den Voltaire ganz allgemein genommen hatte, auf eine Weise, daß man darin eine Hinweisung auf das Nachbarvolk, das er freilich nicht zum Muster aufstellen durfte, und eine leichte Ironie, daß Voltaire nicht gemerkt, daß es sich hier von etwas bereits Vorhandenem handle, nicht verkennen kann.

heit des Interesses zu Nutze macht, daß diese doch eigentlich mit zur Einheit der Handlung gehöre.

Eine ähnliche Ergänzung des Brumoy, wie die Aufsätze über Plautus, bildet auch die Arbeit über einige Tragödien des Seneca, die zwar erst in der theatralischen Bibliothek 1754 erschienen ist, aber da Lessing die Beiträge noch weiter fortzusetzen vorbereitet war und von den Aufsätzen in der theatralischen Bibliothek manche erst 1754 oder wenig früher geschrieben sein können, seiner Entstehung nach vielleicht der früheren Periode angehört. Brumoy war auf die Stücke des Seneca nur gelegentlich zur Vergleichung mit denjenigen griechischen, die denselben Stoff behandeln, eingegangen, es blieb also, um den ganzen Kreis des antiken Theaters zu umspannen, noch übrig, daß man sie für sich und um ihrer selbst willen behandelte. Dies thut Lessing ganz nach der Methode Brumoys, indem er zuerst einen Auszug mit prosaischer Uebersetzung einiger Hauptstellen giebt, alsdann eine Beurtheilung und endlich eine Vergleichung mit andern, auch mit modernen Stücken gleichen Inhalts. Dieses Verhältniß zu Brumoy erklärt auch sogleich die Färbung des Aufsatzes selbst. Es kann auffallen, daß Lessing von Seneca redet, ohne diesen Dichter, welcher eine der Hauptautoritäten der französischen Tragiker, und überhaupt kaum als dramatischer Dichter zu betrachten ist, heftig anzugreifen. Die Ursache ist, daß schon Brumoy seine Schwäche schonungslos aufgedeckt hatte, daß er ihm aus Unkenntniß sogar im Einzelnen Unrecht thut, und hierein einzustimmen war Lessings Sache nicht; er nimmt vielmehr den Seneca namentlich in so weit in Schutz, daß er (IV, 249. M. 289. H. XI, 1, 371) nachweist, wie der rasende Hercules desselben eine bessere Anlage habe, als das entsprechende Stück des Euripides. Die französische Tragödie selbst wird auch hier von Lessings Angriffen gestreift. Wenn er (IV, 255. M. 295. H. XI, 1, 377) mit dem de la Motte von abscheulichen und den Menschen zur Verzweiflung bringenden Grundsätzen spricht, welche sich im Oedipus des Sophokles kund gäben, so behandelt er dagegen den Crébillonschen Thyest mit entschiedener Ironie und weist nach, wie dieser Dichter ganz unschuldigerweise dazu gekommen, der Schreckliche par éminence genannt zu werden. Aber besonders fällt hier ein offener Ausfall auf Gottsched in die Augen. Dieser lehrt in der kritischen Dichtkunst II, Kap. X. §. 11, über den Punkt, wie eine tragische Fabel gemacht werden müsse, wörtlich: „Der Poet wählet sich einen moralischen Lehrsatz, den er seinen Zuschauern auf eine sinnliche Art einprägen will. Dazu ersinnt er sich eine allgemeine Fabel, daraus die Wahrheit seines Satzes erhellet. Hiernächst sucht er in der Historie solche berühmte Leute, denen etwas Aehnliches begegnet ist, und von diesen entlehnet er die Namen für die Personen seiner Fabel, um denselben ein Ansehen zu geben." Lessing persiflirt zuerst diese Ansicht, indem er sagt, wenn eine solche Lehre im rasenden Hercules liegen solle, so müsse es entweder die sein, daß Tugenden und Heldenthaten eine erzürnte Gottheit so wenig versöhnen, daß sie vielmehr dieselbe noch heftiger aufbringen, oder die Lehre, daß man sich hüten müsse von dem Jupiter aus verstohlener Ehe erzeugt zu werden, wenn man allen den grausamen Verfolgungen der Juno entgehen wolle; dann meint er, Alles was man zur Entschuldigung dieser alten Muster sagen könne, sei, daß sie es für ganz unnöthig gehalten hätten, an die Moral des Ganzen zu denken. Freilich will damit Lessing noch nicht sagen, es sei keine Moral nothwendig, sondern er meint nur, da die Alten ziemlich genau bei der hergebrachten

Geschichte hätten bleiben müssen, so hätten sie von der Moral absehen müssen, und diese Entschuldigung habe ein neuerer Dichter allerdings nicht. Aber wo er (IV, 252. M. 292. H. XI, 1, 375) einen „Vorschlag für einen heutigen Dichter" zur Bearbeitung desselben Gegenstandes ausführt, zeigt sich doch, daß er die Sache bei Weitem lebendiger und geistiger auffaßt. Es würde, sagt er, auf eine feinere Bearbeitung des Charakters ankommen: seine Raserei müßte eine natürliche Folge aus demselben werden, und dies sei leicht, denn was sei näher verbunden als Tapferkeit und Uebermuth und Wahnwitz. Also auch hier wieder die Tendenz, die schon oben bei der Matrone von Ephesus nachgewiesen wurde, antike Stoffe dadurch zu modernisiren, daß eine psychologische Motivirung hineingebracht wird. Da im Jahre 1773 K. Lessing mit einem Trauerspiel „Masaniello" umgeht, schreibt ihm Lessing (XII, 398. M. 471. H. XX, 1, 555), er habe sich auch einmal mit diesem Sujet getragen, besonders habe ihn beim Aniello die endliche Zerrüttung seines Verstandes angezogen, die er sich aus ganz natürlichen Ursachen in ihm selbst erklären zu können geglaubt habe, ohne sie zu einem unmittelbaren physischen Werke seiner Feinde zu machen, und er habe sonach in ihm den Mann erkannt, in dem sich der alte Hercules modernisiren ließe. (Vgl. H. XI, 2. 570 ff.)

Zu den Aufsätzen, welche bei längerer Dauer der „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters" in denselben Platz gefunden hätten, dürfte auch die Schrift „der Schauspieler, ein Werk, worinnen die Grundsätze der ganzen körperlichen Beredsamkeit entwickelt werden," gehören, denn die theils angekündigten, theils mitgetheilten Uebersetzungen derartiger Werke zeigen, daß Lessing sich gerade jetzt, in frischer Erinnerung der Neuberschen Bühne, mit diesem Gegenstande viel beschäftigt hat, auch ist der Anfang des zweiten der im Nachlaß mitgetheilten Entwürfe nichts anderes, als eine mit größerer Begriffsschärfe durchgeführte Redaction des ersten Abschnittes bei Riccoboni, der „die Bewegung" überschrieben ist; doch können diese Entwürfe auch aus einer etwas späteren Periode herrühren, denn Nicolai spricht in den Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften, die 1754 geschrieben sind, von einem Werke von der körperlichen Beredsamkeit, das Herr Lessing versprochen.[1])

Wie nahe Lessing schon jetzt daran war, sich vom französischen Theater loszusagen, beweisen die Gründe, welche ihn nach seiner eigenen Angabe in der Vorrede zur theatralischen Bibliothek veranlaßt haben, die „Beiträge" aufhören zu lassen; sie zeigen, daß das oben angeführte Urtheil über die dramatische Production seines Jugendfreundes Mylius nicht etwa erst hinterher gefällt worden ist, sondern daß gerade von diesem Punkte aus schon jetzt eine Entfremdung zwischen ihnen einzutreten begann. Mylius hatte (IV, 456. M. 491. H. XII, 387) in der Einleitung zu einer Uebersetzung der Clitia des Machiavell gesagt, er bitte ihm ein gutes Stück vom italienischen Theater zu nennen. Lessing wußte nur allzuwohl aus des L. Riccoboni histoire du théâtre Italien, daß es dergleichen gebe, und mußte also der Ansicht sein, daß durch ein solches Urtheil das ganze Unternehmen bloßgestellt sei, aber mit dem Urtheile selbst

[1]) Auch die theatralischen Anekdoten und die Geschichte des französischen Theaters im „Neuesten" III, 252. M. 256. H. VIII, 131 werden ursprünglich für die „Beiträge" bestimmt gewesen sein; für die Geschichte des französischen Theaters hat sich Lessing, wie es scheint, der Histoire du théâtre Français bedient, die er bereits kannte (III, 78. M. 84. H. XI, 1, 82), doch ist sein Auszug sehr unvollständig.

war nur den Franzosen nachgesprochen, die allein eine dramatische Dichtkunst zu besitzen glaubten, und insbesondere Gottscheden, der vor Allem, was wenigstens vom théâtre Italien in Paris herkomme, ausdrücklich warnt, weil hier der Harlekin fortwährend in vollem Besitze der Bühne war. Und wenn Lessing außerdem auf einige allzukühne und bittere Beurtheilungen, die einer seiner Mitarbeiter eingerückt, hindeutet (IV, 106. M. 111. H. XI, 1, 185), so geht dies, wie sich aus einem Brief an den Vater (XII, 20. M. 26. H. XX, 1, 26) ergiebt, auf eine Recension eines Schuldramas von einem freibergischen Rector Biedermann, das nach alter unaristotelischer Weise die Friedensschlüsse von Osnabrück und Aachen in eine Darstellung vereinigt, worüber denn der Kritiker — nach K. Lessing S. 107 ebenfalls Mylius — ein mehr als Gottschedisches Geschrei erhebt. Lessing äußert gegen den Vater, man habe darin dem verdienten Manne zu viel gethan und wirklich schließt die Zeitschrift mit diesem Stück. Lessing selbst hatte eine Recension beigesteuert, die eher im entgegengesetzten Sinne zu nehmen wäre, denn wenn er im dritten Stück mit einer Uebersetzung einer Rede von Werenfels über das Theater von M. Immanuel Friedrich Gregorius, späterem Archidiaconus in Lauban und fleißigem Mitarbeiter am Lausitzischen Magazin, ein kleines Vorspiel zum Vademecum für Samuel Gotthold Lange aufführt, so war dieser Gregorius ein eifriger Anhänger Gottscheds; die Kritik schließt mit den Worten: „Wir wundern uns übrigens gar nicht, daß diese Uebersetzung in so vielen Zeitungen ungemein gelobt worden ist; woher diese gefälligen Urtheile entsprungen, wird Herr Gregorius am Besten wissen, und wir wissen es auch" — unter diesen Zeitungen steht Gottscheds Büchersaal (IX, 168) voran, und das entspringt daher, daß der Magister Gregorius Gottscheden, wie der handschriftliche Briefwechsel desselben ausweist, seine Schriftchen immer mit äußerst submissen Briefen zu übersenden pflegte.

Dieser literarische Standpunkt spricht sich noch directer und allgemeiner aus in gewissen kritischen Zeitschriften, die Lessing jetzt übernahm oder gründete, denn jetzt war endlich der Zeitpunkt gekommen, wo er, gestützt auf ein reiches Wissen und die Erfahrung der Production, auch dieses Feld betrat, wo er die hervorragendste Stellung einzunehmen bestimmt war.

Ich weiß nicht zu berichten, wie die Beiträge im Publikum aufgenommen worden sind. Man hatte für eine so gründliche Behandlung der Angelegenheiten des Theaters vielleicht noch keinen Sinn; war doch Lessing der erste, welcher sie von einem so umfassenden Gesichtspunkte aus betrachtete. Auch kann es dem Erfolge des Buches hinderlich gewesen sein, daß es namenlos erschien; die Anerkennung richtet sich gern an ein bestimmtes Individuum, und nur einer Schrift, über die wir uns aus irgend einem Grunde ärgern, giebt die Anonymität größern Reiz, weil wir den Verfasser hassen möchten und doch nur eine wirkliche Person hassen können. Indessen, wo man von Lessings Autorschaft unterrichtet war, mußte das Buch doch hinreichen, ihn in der literarischen Welt ein für allemal zu habilitiren; wir werden annehmen müssen, daß der zweiundzwanzigjährige junge Mann von jetzt an unter den berliner Literaten zwar immer noch eine bescheidene, aber doch eine geachtete Stellung einnahm.

Dies erhellt aus einem Geschäfte, welches ihm jetzt übertragen wurde.

Schon seit längerer Zeit war es gebräuchlich, daß die politischen Zeitungen auch eine Rubrik „von gelehrten Sachen" führten: der Hamburger Correspondent, der bis auf den heutigen Tag mit seinem vollen Titel Staats- und

gelehrte Zeitung des Hamburgischen Correspondenten heißt, nimmt, wie ich an einem andern Orte gezeigt habe, mit seinen Kritiken eine nicht ganz unbedeutende Stelle in der Geschichte der deutschen Literatur des vorigen Jahrhunderts ein, und daß Lamprecht und Rost, welche nach einander von Leipzig verschrieben wurden, um die Haudesche Zeitung zu schreiben, auch literarische Kritiken verfaßt, erhellt aus mehreren Stellen der von mir veröffentlichten Briefe an Gottsched. Ein ähnlicher Antrag von Seiten des Besitzers der spätern Vossischen Zeitung Joh. Andreas Rüdiger wird es auch sein, was Mylius' Rückkehr nach Berlin bewirkte; er gilt mehrere Jahre, wie besonders aus Briefen von von Schönaich an Gottsched hervorgeht, für den Verfasser derselben. Aber im November 1750 schreibt Lessing an seinen Vater, „der junge Mylius ist mit dem ältern Rüdiger zerfallen und schreibt also die Zeitungen nicht mehr" — und setzt hinzu: „Ich bin mehr als einmal darum angegangen worden, sie an seiner Statt zu schreiben, wenn ich mit solchen politischen Kleinigkeiten[1]) meine Zeit zu verderben Lust gehabt hätte." Unterdessen starb Rüdiger, die Zeitung wurde von dessen Schwiegersohn Voß, mit welchem Lessing ebenfalls in näherer Verbindung stand und sein ganzes Leben hindurch befreundet geblieben ist — wie denn sein Bruder Karl Gotthold später eine Tochter Vossens geheirathet hat und ein Sohn Karl Gottholds noch später Redacteur der Vossischen Zeitung war — fortgeführt, und dieser übertrug Lessingen mit Umgehung der verhaßten Politik die Redaction des gelehrten Artikels allein — worauf es sich beziehen wird, wenn Lessing d. 29. Mai 1753 seinem Vater schreibt, wenn er ihm vorwerfe, er sähe wohl, daß er der Nachfolger Mylusens hätte sein sollen und müssen, so komme das daher, „weil Sie weder eigentlich wissen, was Herr Mylius hier gemacht hat, noch was ich hier mache." Eine nähere Verbindung Lessings mit der Redaction der Zeitung überhaupt geht nur daraus hervor, daß er für diese Zeit die Gelegenheitsgedichte macht, die damals beim Jahreswechsel und beim Geburtstage des Königs nicht fehlen durften.

Nachdem Karl Lessing schon die Recension von Gottscheds Gedichten vom 27. März 1751 in Widerspruch mit seiner eigenen Angabe in dem Leben des Bruders, nach welcher derselbe erst nach seiner Rückkehr von Wittenberg den gelehrten Artikel zu schreiben angefangen hätte, in Lessings Werke aufgenommen hatte, hat Lachmann diese Spur weiter verfolgt. Mit Recht läßt er Lessings Beiträge am 18. Februar beginnen, denn an diesem Tage findet sich zuerst im Jahre 1751 ein gelehrter Artikel, während sonst dergleichen fast täglich gegeben worden waren, und also eben jetzt die Stelle wieder besetzt sein mußte; auch zeigt die Aeußerung Lessings in einem Brief an den Vater vom 8. Februar, er könnte, ohne daß es ihn etwas kostete, die Berliner politischen Zeitungen mitschicken. Daß gerade um diese Zeit die Verbindung mit Voß angeknüpft worden, und daß nun nicht etwa Lessing doch an den politischen Artikeln Antheil habe, scheint durch die folgenden Worte belegt zu werden: „Sie sind, wegen der scharfen Censur, größtentheils so unfruchtbar und trocken, daß

[1]) Man verarge Lessingen diesen Ausdruck nicht; ich werde später Gelegenheit haben zu zeigen, daß er auch darin seine Zeitgenossen überragt, daß es ihm an politischem Sinne nicht ganz gefehlt, aber die politischen Nachrichten in den Zeitungen jener Periode bestehen wirklich aus lauter Kleinigkeiten, Nachrichten von Feuersbrünsten, Erdbeben, Mißgeburten, wie eine Algierische Schebecke ein Maltesisches Schiff genommen u. s. w.

ein Neugieriger wenig Vergnügen darinnen finden kann." Von diesem Zeitpunkt an laufen Lessings Beiträge bis an das Ende 1751, wo er nach Wittenberg ging; daß er auch von hier aus mitgearbeitet, wie Mohnike Lessingiana S. 152 meint, ist, wie an sich unwahrscheinlich, so besonders daraus zu widerlegen, daß in dieser Zwischenzeit fast nur naturwissenschaftliche oder streng theologische Anzeigen vorkommen. Erst im Dec. 1752 beginnt Lessings Mitarbeit wieder mit einer Anzeige einer Uebersetzung des Cervantes, die von ihm herrühren muß, weil er sich um diese Zeit mit dem Spanischen beschäftigte und selbst eine Uebersetzung derselben vorgehabt hatte (XII, 16. M. 22. H. XX, 1, 21; vgl. oben S. 160), und zieht sich durch die folgenden Jahre bis zum 18. October 1755 hin, wo sein Abgang (V, 68. M. 68) ausdrücklich gemeldet wird.

Ich glaube Lessings Stellung in diesem Falle richtig bezeichnet zu haben, wenn ich sagte, daß er den gelehrten Artikel redigirt habe. Denn einerseits wird er zwar von Sulzer in einer Briefstelle, die ich bei einer andern Gelegenheit anführen werde, als „Zeitungsschreiber bei einem hiesigen Buchführer" bezeichnet, und in einem handschriftlichen Briefe von Ewald an Fr. Nicolai d. 20. Octob. 1755 heißt es: „Der Herr v. Kleist hat mir sagen wollen, er habe in der Vossischen Zeitung gelesen, daß Herr Lessing nicht mehr in Berlin wäre, sollte dieses wohl andem sein, und wer bekleidet denn nun seine Stelle? es soll ein Mann sein, der Geschmack verräth." Andererseits aber hat Lessing keinesweges alle gelehrten Artikel in der Zeitung geschrieben; es finden sich deren viele naturwissenschaftliche, theologische, musikalische, die nicht von ihm herrühren können, wie denn auch schon unter Mylius' Redaction der Concertmeister Bach ein Buch recensirt hatte (XII, 20. M. 26. H. XX, 1, 26); nur einige Anzeigen mehr als Lachmann, der indessen nicht gerade Alles aufnehmen wollte, was von Lessing sein könnte, glaube ich als Lessings Eigenthum erkannt zu haben. Aber von ganz irrigen Gesichtspunkten geht Mohnike aus, wenn er S. 154 meint, in die Verfasserschaft der von Lachmann aufgenommenen Aufsätze dürfen sich wohl Mylius, Lessing, Kästner, vielleicht auch Gleim, Weiße, Agricola und noch Andere theilen — mit Gleim z. B. stand Lessing damals noch gar nicht in Verbindung, und dergleichen kleine Aufsätze verschickte man damals nicht leicht mit der Post; auch die Jenaschen, Göttingschen gelehrten Zeitungen u. s. w. wurden wirklich an den Orten geschrieben, von denen sie den Namen trugen; ist doch hier und im Neuesten nicht einmal, was Lessing als eingesandt bezeichnet, immer wirklich eingesandt (III, 207. M. 212. H. VIII, 46). Ebenso irrthümlich ist es, wenn Mohnike hinzusetzt, an den spätern Jahrgängen 1754 u. 55 möchten selbst Nicolai, Ramler und Mendelssohn Antheil haben; was von Lachmann als Lessings Eigenthum bezeichnet ist, zeigt sich, wie ich oftmals anzudeuten Gelegenheit haben werde, so verwebt mit seinen sonstigen Interessen, daß fast überall ein directer Beweis seiner Autorschaft möglich ist — das sind eben die gelehrten Gründe, von denen Lachmann (III, 375. M. 376) spricht — und das Uebrige fällt entweder nicht in den Thätigkeitskreis dieser Männer, oder ist ihrer ganz unwürdig.[1])

[1]) In einer Recension der „Analekten von Gotth. Ephr. Lessing," 1785 — in d. Allg. D. Bibliothek LXXVIII, I, 299 unterschrieben Of — heißt es: „Wenn der Verf.

So weit geht Danzels Ausführung in Betreff von Lessings Recensententhätigkeit an der Vossischen Zeitung in den Jahren 1751—1755, eine Ausführung, die wir nicht unterbrechen wollten. Daß aber Lessing schon früher ab und zu Recensionen in die Vossische Zeitung geschrieben, macht folgender Umstand höchst wahrscheinlich: Im Weimarischen Jahrbuch 1856 IV, 199 berichtet Dr. August Scheler in Brüssel über den 1749 in Amsterdam als Kaufmann ansässigen deutschen Schriftsteller Johann Christian Cuno: „Ueber die unter 7, 8 und 9 verzeichneten Schriften (Cunos) [1]) erschienen in drei verschiedenen Nummern der Vossischen Berliner Zeitung vom Jahre 1749 ziemlich boshafte Urtheile, welche Cuno Bd. II, 845 u. ff. seinen Memoiren einverleibt hat, um sie zu widerlegen. Seinem Vermuthen nach möchte der erste Artikel von Lessing herrühren, dem „„„Pritschmeister auf dem Parnaß."" Es war der Mühe werth, diese Spur weiter zu verfolgen, und Alles müßte trügen, wenn nicht Cuno Recht hat und die Artikel, welche wir in der Beilage geben, wirklich von Lessing herrühren. [2]) Daß Lessing im Jahre 1751 auch Mitarbeiter an den von Sulzer redigirten Haude-Spenerschen „Critischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit" war, ergiebt sich aus dem, gleichfalls von uns in der Beilage mitgetheilten trefflichen Aufsatz von Dr. B. A. Wagner in Berlin. [3])

Mit St. 33. d. 18. März bekommt die Vossische Zeitung eine andere Vignette, und es findet sich hier folgende nach Lachmanns Urtheil vielleicht von Lessing stylisirte und übersehene Nachricht: „Da Se. Königl. Majestät, nach dem Tode des bisherigen Verlegers dieser Zeitungen Joh. Andreas Rüdigers die Gnade gehabt, das Privilegium derselben auf den Buchhändler Chr. Fried. Voß, auf ihn und seine Erben übertragen zu lassen, so

---

doch jeden kleinen Aufsatz von Lessing des Aufbewahrens werth hielt, so hätte er eine gelehrte Zeitung, davon etwa 1755 im Vossischen Verlage in Berlin nur einige Blätter herauskamen, und die bald aufhörte, zu bekommen suchen sollen. Etwas davon hat Lessing in seine vermischten Schriften aufgenommen, aber nicht Alles. Desgleichen sind in den gelehrten Artikeln der Vossischen Berlinischen politischen Zeitungen von 1752 an bis etwa 1761 eine Menge gelehrter Artikel oder Recensionen, davon die meisten wohl des Aufbehaltens werth sein möchten. Aber alle sind nicht von ihm." Die letztere Angabe, welche schon wegen der offenbaren Unrichtigkeiten, die mit ihr verschwistert sind, verdächtig ist, scheint mir nach sorgfältiger Prüfung keinen Glauben zu verdienen. Der Verfasser dieser Recension ist nach Ausweis des Buches von Dr. Parthey „die Recensenten der allgemeinen deutschen Bibliothek" Reinwald in Meiningen, der Schwager Schillers — wie sollte gerade dieser davon so genau unterrichtet gewesen sein? Und daß man nicht etwa glaube, die Angabe werde dadurch bestätigt, daß Nicolai sie in seiner Bibliothek passiren lassen; sind doch manche ausdrückliche Angaben über Lessing, die er selbst giebt, ungenau, wie ich s. Z. beweisen werde. Ich habe in den Jahrgängen 1755 bis 1761 der Vossischen Zeitung keinen Aufsatz gefunden, der von Lessing herrühren müßte, und ein positiver Grund dafür, daß er zu jener Zeit die alte Stellung bei derselben nicht wieder eingenommen, scheint darin zu liegen, daß die Recensionen seiner Schriften jetzt entschieden keine Selbstrecensionen sind. Wie sollte auch Lessing zu der Zeit, als er die Literaturbriefe schrieb, zugleich noch solche kleine Anzeigen verfaßt haben, über die er jetzt wohl hinaus war, und von Breslau aus, als er zum großen Leidwesen seiner Freunde, zu jenen nichts mehr einsandte, hätte er in die Vossische noch etwas eingesandt? Nur aus der Leipziger Periode finden sich ausnahmsweise noch ein Paar Anzeigen von Gleimschen Kriegsliedern. (M. V, 68. H. XII, 632).

[1]) Es sind: 7. Moralische Briefe, 1747. 8. Ode über seinen Garten, 1749. 9. Kreuztriumph, 1748. — [2]) Ueber Lessings Bekanntschaft mit Cunos Werken vgl. man jetzt H. XII, 475 ff. (M. und B.) — [3]) (M. und B.)

hat man für nöthig befunden den sämtlichen Lesern hiervon Nachricht zu geben und öffentlich zu versichern, daß man in Zukunft weder Mühe noch Kosten sparen werde, diesen Blättern, sowohl durch die Neuigkeit als Zuverlässigkeit der mitzutheilenden Nachrichten, den Beifall des Publici zu verschaffen. Weil man nun wohl einsiehet, daß der Raum beinahe zu klein ist die gedoppelte Absicht derselben zu erreichen, so hat sich der Verleger entschlossen, sie durch eine Monatliche Beilage von einem Bogen, doch ohne die geringsten ferneren Unkosten der Leser zu verstärken. Diese Beilage soll den gelehrten Neuigkeiten gewidmet sein und zwar denen, welche diejenigen Künste und Wissenschaften betreffen, die bei den meisten mehr zum Vergnügen als zur Beschäftigung dienen. Man hat schon allzuviel wöchentliche Blätter, welche die ernsthafte Gelehrsamkeit zum Gegenstande haben; und da das ganze Feld derselben zu durchlaufen bei gegenwärtiger Einrichtung unmöglich ist, so glaubt man nicht übel gethan zu haben, daß man denjenigen Theil wählet, an welchem die Neugier der meisten und auch unzähliger, welcher Hauptwerk die Studien nicht sind, Antheil nimmt. Der Titel dieser Beilage wird sein: Das Neueste aus dem Reiche des Witzes, als eine Beilage zu u. s. w. und mit dem Ende des Monats April soll der Anfang gemacht werden. Die Ausführung mag es lehren, ob man auf eine angenehme Art nützlich zu sein weiß, und ob auch durch dieses Unternehmen die Ausbreitung des Geschmacks etwas gewinnet, welcher fast einzig gesittete Völker auf denjenigen Grad der Artigkeit bringen muß, auf welchem wir unsere Nachbarn bewundern." Dieses Beiblatt erscheint vom April bis December 1751. Mehr noch als in der Zeitung es der Fall ist, rührt hier alles Bedeutende von Lessing her; nur ein Schreiben über die anakreontischen Dichter (III, 236) ist auch hier, wie Lachmann (XIII, 649) nachträglich bemerkt, von Kästner eingesandt worden, so wie auch einige Epigramme. [1])

Man würde sich getäuscht finden, wollte man annehmen, daß gleich diese ersten Versuche in der Kritik nach Form und Inhalt als epochemachende Erscheinungen aufgetreten wären: die Recensionen in der Vossischen Zeitung sind kurze Anzeigen, wie man sie, nur mit etwas weniger Geschick, bereits lange in vielen Zeitschriften gelesen hatte, und das Neueste ein mélange de critique et de littérature, dergleichen besonders die Schriften des Marquis d'Argens darbieten. Allein es findet hier dasselbe Verhältniß wie bei Lessings poetischer Production statt: er lebt sich ganz unbefangen in die vorhandenen Formen ein, aber innerhalb derselben bildet sich bei ihm dann etwas Neues heraus. Brandis vergleicht in der Vorrede zu Mendelssohn's Schriften (I, 63)

[1]) Da der Inhalt des Neuesten bei Lachmann aus dem Grunde, daß Manches später von Lessing, weil die Zeitschrift nur eine geringe Verbreitung gefunden haben dürfte, anderweitig benutzt ist, nicht ganz übersichtlich vorliegt und namentlich eine Notiz darüber fehlt, wie es sich mit den Monatsstücken verhalte, die im Inhaltsverzeichniß III, VI, ganz wegfallen, hätte ich gern das Ganze verzeichnet — es ist mir aber nicht vergönnt gewesen, die Exemplare der königlichen Bibliothek in Berlin und des Herrn Justizrath Lessing, die sich gegenseitig ergänzen sollen, zusammenzuhalten oder nur auf längere Zeit einzusehen. Dieses war mir vergönnt. Es fehlen bei Lachmann die Monate Juli, August und November, M. III, 241 ff. H. VIII, 81 ff. Vgl. ebenda S. 15 ff. und 273 ff. (M.) Für die eine der daselbst zuerst veröffentlichten Erzählungen, „Die Liebe macht edel. Eine Geschichte" S. 81 ff. hat J. Seemüller die französische Quelle nachgewiesen in der „Zeitschrift für deutsches Alterthum" N. F. XII, 42. (B.)

jene Recensionen nicht unschicklich mit Goethes Kritiken in den Frankfurter gelehrten Anzeigen. „Goethe," sagt er „wird vom Triebe geleitet, als Dichter sich in die verschiedensten Richtungen geistiger Bewegung zu versetzen; er geht in ihre Tiefen ein, nicht um ihren Gehalt alsbald zu irgend einer poetischen Schöpfung zu verwenden, wie die meisten Dichter, sondern um sein geistiges Leben zu befruchten und seinen innern Gesichtskreis zu erweitern, unbekümmert um unmittelbare Nutzanwendung. Lessings ganze Geisteskraft ist dem Wissen als solchem zugewendet, aber einem lebendigen, das Einzelne in seiner Bestimmtheit fest und sicher ergreifenden und sich künstlerisch gestaltenden Wissen, das Bedürfniß künstlerischer Gestaltung macht ihn zum Dichter, und seine Befähigung dafür verleiht den trockensten Untersuchungen und Erörterungen, wie der Berichtigung des Jöcherschen Gelehrtenlexikons, einen unwiderstehlichen Reiz."

Der literarische Standpunkt, welchen Lessing hier ausspricht, ist natürlich derselbe, von welchem aus, wie oben erörtert worden, seine gleichzeitigen dichterischen Werke entstanden sind: der Standpunkt einer literarischen Bildung, welcher das Ergebniß des an sich fruchtlosen Streites der Gottschedianer und Schweizer war. Aber was für ein Ergebniß war dieser Standpunkt gewesen? Ein bloß neutrales, eine bloße Abstumpfung des Gegensatzes, wie sie im weitern Verlauf der Entwickelung in der Anschauungsweise derjenigen, welche denselben in seiner Tiefe nicht zu ertragen vermögen, zu entstehen pflegt: eine oberflächliche Vereinigung des Unvereinbaren. Hatte doch sogar Meier, der kritische Vorfechter der Halleschen Dichter, Gottscheds und Breitingers Poetiken in der Weise zusammengestellt, daß er dem Anfänger zuerst die letztere und dann die erstere zu lesen räth, weil jene über den Begriff der Dichtkunst überhaupt, Gottsched dagegen über die einzelnen Dichtungsarten eine bessere Belehrung enthalte; ein Verfahren, aus welchem, da es sich hier doch in der That um entgegengesetzte Principien handelte, ein Hinüberschwanken von der einen zur andern Seite entstehen mußte, wie denn auch Meier, nachdem er lange mit Gottsched polemisirt, als Bodmers Noah erschienen war, der ihm nicht gefiel, sich demselben wieder nähert. Dagegen hier besteht nun Lessings Stellung darin, daß sich bei ihm zuerst ein Bewußtsein kund giebt, daß jener dritte Standpunkt nicht sowohl schlechthin den Gottschedschen und Schweizerischen vereinige, sondern gerade deshalb, weil er sie in der That beide beherrsche, weder der eine noch der andere sei.

Ich habe an einem andern Orte die Natur des Gegensatzes zwischen Gottsched und den Schweizern ausführlich untersucht; er läßt sich darauf zurückführen, daß jener lediglich auf Begriffsschärfe und sprachliche und sachliche Richtigkeit gedrungen habe, während es diesen aufgegangen war, daß die Dichtung auf etwas Positivem, auf einem gewissen Reichthum der Einbildungskraft, auf schöpferischer Genialität beruhe. Es wird nicht zweifelhaft sein können, auf welche Seite Lessing im Allgemeinen getreten. Das Gedicht an den Musiker Marpurg: Ueber die Regeln der Wissenschaften zum Vergnügen, besonders der Poesie und Tonkunst (I, 178. M. 212. H. 175) ist vollkommen im Geiste der Schweizer abgefaßt.[1] Es heißt hier in diesem Sinne:

Ach arme Poesie! anstatt Begeisterung
Und Göttern in der Brust, sind Regeln jetzt genung.

[1] Dies leugnet Pilger bei H. VIII, 27.

Und weiterhin:

Ein Geist, den die Natur zum Mustergeist beschloß,
Ist, was er ist, durch sich, wird ohne Regeln groß.
Er geht, so kühn er geht, auch ohne Weiser sicher.
Er schöpfet aus sich selbst. Er ist sich Schul' und Bücher.
Was ihn bewegt, bewegt; was ihm gefällt, gefällt.
Sein glücklicher Geschmack ist der Geschmack der Welt.

Noch deutlicher in Prosa. „Die Regeln in den schönen Künsten," heißt es im Neuesten (Monat Junius III, 222. M. 227. H. VIII, 65), „sind aus den Beobachtungen entstanden, welche man über die Werke derselben gemacht hat. Diese Beobachtungen haben sich von Zeit zu Zeit vermehret und vermehren sich noch, so oft ein Genie, welches niemals seinen Vorgängern ganz folgt, einen neuen Weg einschlägt, oder den schon bekannten über die alten Grenzen hinaus bähnet." Auch ist es ganz im Sinne der Schweizer gesprochen, wenn Lessing (III, 182. M. 185. H. XII, 461) bemerkt, seines Wissens habe die Epoche des gereinigten Geschmacks unter den Deutschen mit vortrefflichen Lehrgedichten angefangen. Und so haben sich denn wirklich die Schweizer gleich bei seinem ersten Auftreten ernstlich darum bemüht, seine Thätigkeit ihrem Princip dienstbar zu machen. Man kennt die Stellung, welche Sulzer in jener Zeit in der Literatur einnahm. Nachdem er erst in Laublingen bei Lange, wo sich Alles versammelte, was in jener Gegend die Schweizer Kritiker schätzte und wo er als Schweizer eingeführt worden war, ein ästhetisches Interesse gefaßt hatte, ward er, wie Hirzel (Sulzers Leben I, 79) bemerkt, der Unterhändler zwischen den Verbesserern des Geschmackes seines alten und neuen Vaterlandes. Sulzer schreibt 1754 an Bodmer: „Ein hiesiger junger Dichter, Lessing, hat den armen Lange, wegen seiner ungeschickten Uebersetzung des Horaz und der noch ungeschickteren Vertheidigung derselben elend herumgeholt. Er hat auch zwei Bändchen seiner Schriften drucken lassen, die ich Ihnen mit der Meßgelegenheit schicken werde. Sie werden dann selbst beurtheilen, wie viel oder wenig von diesem angehenden Dichter zu hoffen ist. Er ist Zeitungsschreiber bei einem hiesigen Buchführer."[1]) Hierauf scheint sich Bodmer sogleich näher nach Lessing erkundigt zu haben, denn Sulzer antwortet am 30. November: „Lessing kenne ich noch nicht; er hat schon einige Mal wollen zu mir kommen, aber ich konnte ihn entweder nicht annehmen, oder ich war nicht zu Hause."[2]) Ferner sagt Wieland in einem Briefe an Gleim vom 21. Jan. 1755 in Bezug auf eine Angelegenheit, die sogleich erwähnt werden wird, Lessing sei, wie ihn dünke, eben kein Feind der guten Sache, oder könnte doch leicht für sie in Bewegung gesetzt werden. „Er scheint ein rüstiger Mann zu sein, und es sollte ihm wohl nicht viel zu schaffen machen, eine Partie anzunehmen, bei der er seinen Vortheil finden und seinen Witz am Besten anwenden könnte. Es wäre, meines Erachtens, nicht übel, wenn man diesen Mann, der seine guten Partes hat, für die gute Sache gewinnen könnte, denn er hat alle Qualitäten zu einem Champion."[3]) Und endlich klingen auch ein Paar Aeußerungen Sulzers gegen Bodmer vom 18. April und aus dem November 1755 noch ziemlich protectorhaft: „Lessing ist ein Mischmasch von Gutem und Schlechtem, und noch vor dem Scheidewege. Er kann ganz gut oder auch schlecht

[1]) Briefe der Schweizer S. 227. — [2]) Ebendas. S. 223. — [3]) Wielands Briefe. Zürich 1815, I, 156.

werden. In seinen Reden ist er viel besser, als in seinen Schriften, und er scheint mir viel Verstand zu haben. Aber er hat auch noch viel Jugend und eine Anzahl älterer und jüngerer Halbgelehrter arbeiten, ihn schlecht zu machen. Ich kann ihm nicht beikommen, denn es scheint, als ob er sich fürchte, ich möchte ungleicher Meinung mit ihm sein, wenn er sich etwas einließe." Und ferner: „Herr Lessing hat mich in dem letzten halben Jahre zu verschiedenen Malen besucht. Wenn er noch nicht ganz ist, wie Sie ihn wünschen, so sind seine Jugend, seine Umstände und sein Vaterland Schuld daran." [1]) Und doch hatte Lessing den Schweizern wirklich einen wesentlichen Dienst geleistet. Das komische Heldengedicht the Dunciad, in welchem Pope seine literarischen Feinde lächerlich gemacht hatte, ist allgemein bekannt. Es wäre zu verwundern, wenn man nicht bei den damaligen literarischen Streitigkeiten zwischen Schweizern und Gottschedianern auf den Einfall gekommen wäre, diesen Gedanken nach Deutschland zu verpflanzen. Schon 1747 hatte Bodmer das Popesche Gedicht mit einem Schreiben an die Obotriten, das sich gewiß auf die Gottschedianer bezogen hat, [2]) ins Deutsche übersetzt. Auf Gottschedscher Seite beabsichtigte v. Schönaich eine Dunciade zu schreiben, [3]) im Feldlager der Schweizer trug sich ein noch berühmterer Mann mit einem ähnlichen Plane: Wieland, der sich ja schon durch Herausgabe der Streitschriften der Schweizer an dem Dichterkriege betheiligt hatte. Wir können in den Briefsammlungen, die diesen Kreis berühren, die Geschichte dieses Unternehmens genau verfolgen. Als die erste Wuth des Kampfes zwischen den Schweizern und Gottschedianern verraucht war, hatte Gottsched, im Vertrauen auf die Gleichgiltigkeit der Deutschen und auf v. Schönaich gestützt, von Neuem das Haupt erhoben; er war, wie Wieland sagt, nachdem er die Hermannias gesehen hatte, so übermüthig geworden, wie der Ritter von Mancha, nachdem er den Helm des Mambrin erobert, daher hielten es die jungen Leute in Zürich an der Zeit, neue Angriffe gegen ihn zu beginnen. Es sei dazu jetzt die rechte Zeit, meint Wieland in einem Briefe an Gleim vom 21. Jan. 1755, denn die Deutschen seien jetzt, namentlich durch die Uebersetzungen aus dem Englischen, wesentlich weiter gekommen; es bedürfe wohl nur noch ein Paar Streiche, so werde selbst das Schilfrohr flüstern: auriculas asini Midas rex habet. [4]) Gleichzeitig schreibt Geßner an Gleim einen Brief [5]) desselben Inhalts, und beide Briefe begleiten ein Paar polemische Schriften, welche Gleim in Deutschland drucken lassen soll, weil gegen das, was von Zürich kommt, Vorurtheile obwalten. Das eine dieser Stücke ist Edward Grandison in Görlitz; es rührt, wie aus einem Briefe Wielands an Gleim vom 9. April 1755 erhellt, wenigstens theilweise von Wieland her. [6]) Das andere ist: „Ankündigung einer Duncias für die Deutschen," und zu dieser bekennt sich Wieland unter anderm in einem Briefe an Zimmermann vom 24. Juni 1756 ausdrücklich. Wieland schlägt Gleimen vor, die Dunciade Lessingen zur Veröffentlichung zu übersenden, und wirklich ist dieselbe von diesem besorgt worden, denn Gleim schreibt Geßnern

[1]) Briefe der Schweizer S. 241 u. 255. — [2]) Vgl. die „wendische Grobheit." (V, 54. 56. M. 54 f. H. XII, 610. 615.) — [3]) Gottsched und seine Zeit S. 385. — [4]) Wielands Briefe in der angef. Sammlung I, 154. — [5]) Briefe der Schweizer S. 228. — [6]) Lessing rühmt das Schriftchen in der Vossischen Zeitung (V, 53. M. 53. H. XII, 610.)

im Februar,[1]) er habe Leſſingen, welchen er kürzlich in Berlin kennen gelernt, und der ihm beſſer gefallen, als einige Stellen ſeiner Schriften es denken ließen, das Manuſcript übergeben, und nun melde ihm Ramler, Leſſings Verleger, Voß, habe es angenommen. Unterm 14. October zeigt Leſſing (V, 67. M. 67. H. XII, 629) das Schriftchen in der Voſſiſchen Zeitung an,[2]) auch hatte er (ebendaſ. 37. M. 37. H. XII, 589) eine Stelle aus einer Anmerkung Zachariäs zu ſeinem Gedichte auf den kürzlich verſtorbenen Hagedorn angeführt, in welcher von einem der größten Dunſe die Rede iſt, und darauf in einem epigrammatiſchen Gedichte, das den bitterſten und perſönlichſten Angriff enthält, den er ſich jemals gegen irgend Jemand erlaubt hat — einen Angriff, den auch der, welcher mit dem Vademecum vollkommen einverſtanden iſt, wird entſchieden mißbilligen müſſen — dieſe Benennung auf Gottſched bezogen. Auch die Dunciade ſelbſt wollte Gottſched mit aller Gewalt auf Leſſings eigene Rechnung ſetzen (XII, 36. M. 47. H. XX, 1, 53).

Noch in einer ſpäteren Periode, die uns hier im Uebrigen noch nicht angeht, ſchreibt Leſſing am 14. März 1758 an Kleiſt, bei der Gelegenheit, als Gottſched von Friedrich II. eine goldene Tabatière bekommen, deshalb werde doch wohl Niemand ihn reſpectabler finden, vielmehr ſei es gerade Zeit, neue und blutigere Satyren auf ihn zu machen, als man noch je gemacht habe, und macht dazu ſelbſt einen guten Anfang mit dem Epigramm (I, 6. M. 9. H. 126. Vgl. L. VI, 220. M. 210 f., H. IX, 283):

Die goldne Doſe — denkt nur! denkt! —
Die König Friedrich mir geſchenkt,
Die war — was das bedeuten muß? —
Statt voll Ducaten, voll Helleborus.[3])

[1]) Briefe der Schweizer S. 234. — ſ. übrigens auch Wieland ſelbſt im N. teutſchen Merkur 1797 S. 201. — [2]) Die Dunciade ſelbſt hat Wieland ungeſchrieben gelaſſen: „eine Dunciade," ſchreibt er am 21. Juni 1756 an Zimmermann, „iſt von mir nicht zu erwarten. Ich müßte mich eine lange Zeit durch Zwangsmittel zu einem ſolchen Werk erhitzen" u. ſ. w. Der Titel, wie ihn Leſſing anführt, enthält den Zuſatz: Nebſt dem verbeſſerten Hermann. Hierunter iſt ein Geſpräch über v. Schönaichs Hermann zu verſtehen, in welchem Wieland zugleich Proben ſeines herametriſchen Arminius giebt, den er dem v. Schönaichſchen Gedichte entgegenſetzen wollte. (S. Briefe berühmter Deutſchen an Bodmer S. 226.) — Die Dunciade ſelbſt ſollte nicht blos auf Gottſched und ſeine Anhänger gehen, ja auch nicht einmal blos auf poetiſche oder Witz affectirende Dunſen, ſondern auf Struckaras aus allen Facultäten; die „Ankündigung" nimmt beſonders den v. Schönaich unbarmherzig mit. Uebrigens gehört zu dieſer Dunciadenliteratur auch noch: Das Bankett der Dunſe 1758, 1 Bogen 4. in Herametern:

Auch ich habe den Berg des Midas-Apollo beſuchet
Und da den Einfluß der Muſen der Quotrene genoſſen, u. ſ. w.

ſo wie endlich die Bodmerias, deren Titel doch nichts anders beſagen will, als daß Bodmer von vorn herein = Dunce. Von dieſem nicht unwitzigen Gedicht weiterhin. — [3]) Ob auch das Epigramm auf den „Kritikus vor Allen" (I, 1. M. 3. H. 121) auf Gottſched gehe, wage ich nicht zu entſcheiden, denn dieſer verwirft im 7. Kap. des II. Theils der kritiſchen Dichtkunſt das Epigramm nicht eben ſchlechtweg, ſondern nur mit Boileau die Art deſſelben, in welcher es ſich lediglich um Wortſpiele handle, doch lau iſt er freilich gegen die ganze Gattung: „Ob nun wohl der gute Geſchmack den Spitzfindigkeiten überhaupt zuwider iſt, ſo hat mans doch in ſolchen Sinngedichten nicht eben ſo genau nehmen wollen. Sogar Boileau hat dieſes verſtattet, wenn er ſchreibt:

La Raison outragée enfin ouvrit les yeux,
La (pointe) chassa pour jamais des discours sérieux
Et dans tous les écrits la déclarant infame
Par grâce lui laissa l'entrée en l'Epigramme.

In diesem Sinne hatte er denn auch früher verfahren; so scharfe und treffende Ausfälle, wie in der Vossischen Zeitung und im Neuesten, hatte Gottsched noch nicht erfahren. Nur zwei Beispiele. In der Anzeige der neuesten und letzten Ausgabe der kritischen Dichtkunst heißt es (III, 251. M. 255 f. H. VIII, 129): „Ja, mein Herr, dieses ist die allerletzte Ausgabe, oder vielmehr die letzte Umgießung derselben. Herr Gottsched hat dieses selbst feierlich versichert. Er hatte in den bisherigen Ausgaben so Vieles weggenommen, hinzu gesetzt und verändert, und doch wußte er selbst nicht, woran es doch liegen müßte, daß sie noch nicht für vollkommen erkannt werden wollte. Endlich besann er sich, daß es in derselben noch an Anweisungen zu Sechstinnen, Ringelreimen, Madrigalen und andern dergleichen poetischen Marcipanen fehlte. Diesen Mangel nun hat er in dieser neuen Ausgabe sorgfältig ersetzt und dadurch alles geleistet, was man noch von einer Gottschedischen Dichtkunst verlangen konnte." Und in einer Kritik von Gottscheds Gedichten sagt Lessing (III, 149. M. 152. H. XII, 436): „Uns ist die Ode auf den Hrn. v. Leibnitz sogleich in die Augen gefallen. Der größte Theil derselben beschäftiget sich mit dem Lobe der Stadt Leipzig. Das ist Pindarisch! Wann dieser erhabne Sänger das Lob eines olympischen Siegers vergöttern sollte, von dem er auf der Gottes Welt nichts rühmlichers zu sagen hatte, als etwa die Geschwindigkeit seiner Füße oder die Stärke seiner Fäuste, so geschah es dann und wann, daß er statt seiner seine Vaterstadt lobte. O wahrhaftig! das heißt die Alten mit Ueberlegung nachahmen!"

Wir finden nicht, daß Gottsched diesen Angriffen eine besondere Berücksichtigung geschenkt hätte; er ließ sich auf die Polemik im Einzelnen überhaupt nicht leicht ein, und ein namenloser Zeitungsschreiber durfte ihm allenfalls ein zu verächtlicher Feind dünken. Dagegen ward Lessing mit dem jüngsten von Gottscheds Anhängern, dem Baron v. Schönaich, dessen Auftreten auch auf Seiten der Schweizer die Kampfeswuth wieder entflammt hatte, in einen ergötzlichen kleinen Krieg verwickelt, in welchem sowohl seine Ueberlegenheit als auch der Umstand, daß es ihm um nichts weniger als um kritische Klopffechtereien zu thun war, deutlich ins Licht tritt.

Lessing stand zu jener Zeit bereits zu sehr über den Parteien, als daß er gegen den berüchtigten Hermann, den die Schweizer so bitter verfolgten, ausdrücklich hätte auftreten sollen; er begnügt sich damit, ihn gelegentlich verächtlich zu behandeln; im Neuesten (III, 250. M. 254. H. VIII, 126) heißt es: der Hermann und der Nimrod würden in diesen Blättern keinen Platz gefunden haben, wenn sie nicht der unbekannte Verfasser eines eingesandten Schreibens seiner Aufmerksamkeit gewürdigt hätte — wo denn aber auch weder auf das eine noch auf das andere dieser Gedichte näher eingegangen wird. Erst in der letzten Nummer der Vossischen Zeitung von 1753 wird v. Schönaich wieder erwähnt, vielleicht in Folge einer vorläufigen Anzeige der in der Ostermesse dieses Jahres erschienenen neuen Auflage des Hermann; Lessing spricht hier sein Urtheil über den Mann in einem Epigramm (I, 29. M. 35. H. 147. Vgl. Grotes Ausg. I, 42) aus — er hat es, wie die schon angeführten persönlichen Angriffe auf Voltaire und ähnliches, später nicht in seine Schriften aufgenommen — dessen Spitze ist: wenn Schönaich nun auch einmal ein Trauerspiel schreiben werde, so müsse es ein Phaethon sein; und im siebenzehnten Stück ließ er vier Epigramme (I, 33) abdrucken, in denen Schönaich

und Gottsched zugleich auf das Jämmerlichste verhöhnt werden.[1]) Diese Pfeile verfehlten ihr Ziel nicht. In einem Briefe von Schönaich an Gottsched vom 24. März 1753 heißt es, nachdem die Hoffnung ausgesprochen worden: wir werden manchen durch ihn — die zweite Ausgabe des Hermann — gewinnen, den uns die Berliner verführet haben: „Ich kann Ihnen nicht sagen, wie schnell sich die Epigramme in unserer Gegend ausgebreitet haben. Einer sagt es dem Andern ins Ohr, und ich merke, daß man anfängt Mitleiden mit mir zu haben; ja manche beginnen mich zu trösten, als wenn einen das Quaken eines Frosches betrüben könnte. Verdrossen hat es mich freilich ein wenig." Unterdessen kam der erste Theil von Lessings Schriften ans Licht, und da jetzt erst sein Name bekannt wurde, mögen Gottsched und Schönaich auch erst jetzt inne geworden sein, daß dieser, und nicht mehr Mylius, mit welchem Gottsched übrigens auch schon seit geraumer Zeit entzweit war, ihr Gegner in der Vossischen Zeitung sei. Nachdem v. Schönaich am 15. Dec. 1753 noch in christlicher Feindesliebe an Gottsched geschrieben: „Die Beleidigungen, die Lessing meinem Hermann angethan, habe ich vergessen; es werden wohl noch stärkere kommen: ich will sie auch vergessen," — wuchs ihm zu der Zeit, als er in seiner „Aesthetik in einer Nuß" Klopstocken und den Schweizern mit Einem Male den Garaus zu machen gedachte, auch der Muth, mit Lessing anzubinden: „Fast zween Bogen, dicht geschrieben," heißt es am 9. Juli 1754, „habe ich in das Leben des Pantalon[2]) eingeschaltet. Sehen Sie, ob es Ihres Sohnes Rede sei. Ich habe Lessingen, Liskowen, Rosten u. A. meine Ergebenheit bezeuget; den einzigen Pyra habe ich ausgenommen; ich habe seinem Bruder so viel zu danken." Daß er gar kein Lessing sein möchte, hatte er schon am 9. Juni 1754 erklärt — er spricht von seinen Papieren: „es sind auch Fragmente dabei, die ich, wenn ich Hr. Lessing wäre, vielleicht würde drucken lassen, aber auch hierin mag ich kein Lessing sein." — Als nun Lessing die Aesthetik in einer Nuß in der Vossischen Zeitung den 15. Aug. mit der ergötzlichen Wendung verhöhnt hatte, daß er eine Kritik Gottscheds einzurücken fingirte, in welcher das Buch in der Weise des Leipziger Professors unmäßig gelobt wurde (IV, 497. M. 514. H. XII, 561), hielt Schönaich nicht mehr an sich. Es ist lustig, zu bemerken, wie Gottscheden, der von Schönaichs kritischen Versuchen selbst nicht viel hält, Lessings Kritik verdrossen, ja wie er sie dem Dichter des Hermann als eine schlimme Folge seines Unternehmens vorgehalten haben muß, denn dieser sagt am 27. desselben Monats, wo er seine Zoten zu vertheidigen

[1]) Daß sich das dritte derselben in Kästners vermischten Schriften (II, 250) finde, ist von Mohnike (S. 138) bemerkt und von Lachmann (XIII, 640) nachgetragen worden; der erstere hat es überdies wahrscheinlich gemacht, daß auch die übrigen von Kästner herrühren, da sie alle vier nur Variationen desselben Themas sind, wie sie Einem wohl in Einem Zuge zu entstehen pflegen. Ferner wird Kästners Autorschaft der Epigramme noch dadurch bestätigt, daß Lessing schon in die Ausgabe von 1753, wo sich doch das Epigramm in St. 6 der Voss. Zeitung findet, diese vier nicht aufnimmt. — [2]) Leben des Pantalon-Phöbus, d. h. Bodmers, ein Cento aus Stellen des Messias und der Schweizerischen Patriarchaden, sowie auch anderer Gedichte und Schriften, worunter denn auch Lessings — gedruckt 1756 in „Ein Mischmasch von allerlei ernsthaften und lustigen Possen." — S. Jördens VI, 612. Nr. 5. Früher hatte das Produkt nicht gedruckt werden können, da, wie J. H. Reichel den 2. Mai 1755 an Gottsched schreibt, Niemand die Verantwortung übernehmen wollen, es zu censiren.

sucht:[1]) „Lessing würde es doch nicht loben, und wenn es so rein als die Bibel wäre. . . Sein Zeitungsblatt ist mir unbekannt. Sammeln Sie aber Alles, wo von uns geschwatzet wird, und schicken Sie mir's zu: an lustigen Antworten soll mir's nicht fehlen. . . Doch ich weiß wohl, warum E. H. so bang ist: Vor Lessing fürchten Sie sich! Aber glauben Sie es mir nur: Sie werden Gottsched bleiben, und wenn tausend Lessinge sich an Ihnen zu Tode ärgern wollten." Aehnlich den 27. Aug. 1754: „Wie man in den Wald schreit, so schallt es wieder heraus, und 50 Lessinge werden mich nicht ins Bockshorn jagen. Er kann die Woche zweimal schimpfen, wir auch, er wird mich einen Erzgottschedianer heißen, ich werde mir ein Ehre daraus machen, und ihn dafür mit einem Erzbodmerianer beehren. Er wird Rettungen schreiben, Sinngedichte machen, wir auch, kurz! seine eigenen Schriften, sonderlich die Oden, sollen Stoff zu einem zweiten Theile der Aesthetik geben." [2]) Die erste dieser lustigen Antworten scheint eine kleine Schrift, „Possen, im Taschenformat" (Leipzig, in der Lanckischen Buchhandlung) gewesen zu sein, denn Lessing sagt über sie (IV, 488. M. 523. H. XII, 577), wo er von dem wahren Namen des Verfassers redet: „Ein sehr berühmter Name; wahrhaftig! und der noch berühmter werden soll." Der Zusatz, im Taschenformat, war eine Verspottung des kleinen Formats von Lessings Schriften, an welches sich auch Lange hängte; Lessing bewies das (IV, 482. M. 517. H. XII, 586) durch Anführung des Anfangs einer Kritik in der Hallischen Zeitung, wo gesagt wird: „es ist bekannt, bei was für Gelegenheit diese Art kleiner Schriften jüngst Mode zu werden angefangen hat;" und wenn dort ein Lustspiel in fünf Handlungen auf fünf Duodezseiten zu sehen war, so sollte das ohne Zweifel auf die Kürze von Lessings „Juden" zielen, mit denen Schönaich sich auch sonst zu thun macht. Außerdem hatte Schönaich oder einer seiner Freunde der Vossischen Zeitung eine lobende Kritik eingesandt, die Lessing natürlich in aller Unschuld abdrucken lassen sollte. Aber Lessing durchschaute den Kunstgriff und ließ den Spaßvogel prächtig ablaufen. „Diese Possen," sagt er, „kosten drei Groschen; aber auch drei Groschen giebt man nicht für Possen hin. Was war also zu thun, damit sie gleichwohl bekannt würden? Ohne Zweifel hat der Verleger dieser Blätter den besten Einfall gehabt, den man in dieser Absicht nur haben kann. Er hat sie nämlich nachdrucken lassen, und ist entschlossen, sie für ihren innerlichen Werth zu verkaufen, das ist, sie umsonst auszugeben. Sie stehen in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam den Liebhabern zu Dienste." Den weitern Verlauf der Sache ersehen wir aus einem ferneren Aufsatze Lessings am 24. Oktober (IV, 487. M. 522. H. XII, 576). Er gehört zu den Meisterstücken seiner Ironie; es liegt eine köstliche jugendliche Durchtriebenheit drin. „Das Publikum," sagt Lessing, „hatte vor einigen Wochen die Gütigkeit, ein Paar Bogen

[1]) Gottsched und seine Zeit S. 384. Die Anzeige der Aesthetik in einer Nuß im Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit 1754 Dec. beginnt mit den Worten: „Wir erwähnen dieses Buches nicht, um es unsern Lesern anzupreisen, wie gewisse falsche Propheten geweissaget haben" u. s. w., worauf denn Gottsched erklärt, der Verfasser habe manche „spöttische Kunstgriffe" angewandt, die nicht nach seinem Geschmack seien. — [2]) Lessing an Kleist den 14. März 1758: — — „Es ist ganz gewiß, daß er — Gottsched — wieder eine neue Aesthetik in einer Nuß drucken läßt. . . . Wenn ich nur auch unterdessen etwas geschrieben hätte, damit ich nicht etwa vergessen würde!"

Maculatur, unter der Aufschrift Possen, in den Vossischen Buchläden abzuholen; aber doch nicht so häufig als man wohl wünschen mögen: denn so wohlfeil der Verleger auch diese seine Auflage gemacht hatte, so wäre sie ihm doch wenigstens zur Hälfte auf dem Halse geblieben, wenn er sich nicht kurz und gut entschlossen hätte, noch in jeden Butterkeller ein Dutzend Exemplare zu schicken, um sie den Lesern mit Gewalt aufzudringen. Gleichwohl hat man in Leipzig noch eine dritte Auflage veranstaltet,[1]) und was das Sonderbarste dabei ist, so verspricht man sich ausdrücklich auf dem Titel, daß man sie los zu werden hoffe, ohne sie gratis auszugeben. Diese Hoffnung kann sich unmöglich auf etwas anderes als auf die dazu gekommenen Vermehrungen gründen, welche wir nothwendig anzeigen müssen, damit die Liebhaber selbst urtheilen können, ob sie wichtig genug sind, um dasjenige noch einmal für 3 Groschen zu kaufen, was sie bereits umsonst bekommen haben. Die erste Vermehrung ist also ein sauberes Stöckchen, welches das Titelblatt zieret. Es stellt einen Satyr vor, der mit einer Keule und mit einem Schwerdte bewaffnet ist und neben sich, man kann nicht eigentlich erkennen, ob einen Hund oder eine Katze oder gar einen Bär stehen hat. Wen dieses Bildchen vorstelle, wollen wir gleich sagen. Der Verfasser der Possen, oder kürzer der Possenreißer, wollte sich anfangs gar nicht nennen, ohne Zweifel, weil er ganz in der Stille den Beifall der Welt abzuwarten gedachte. Nunmehr aber, da er sieht, daß dieser Beifall so außerordentlich gewesen ist, so ist sein Ehrgeiz auf einmal aufgewacht. Er fängt an aus dem Verborgnen hervorzutreten und schickt deswegen sein Bildniß voraus, ehe er uns durch seinen Namen überraschen will. Erst war er ein Anonymus; jetzt ist er ein Pseudonymus, denn über das genannte Stöckchen hat er den Namen Toelpel schneiden lassen, von welchem er aber „leicht hätte voraussehen können, daß er ihn gar zu deutlich verrathen würde" u. s. w. Uebrigens, sagt Lessing, sei nichts verändert, denn es sei eben nur ein neues Titelblatt vorgeklebt; sollte man nun aber dafür durchaus nicht 3 Groschen bezahlen wollen, so ließe sich wohl noch Rath schaffen zu einer vierten Auflage für denselben Preis, wie die zweite. Allein Diejenigen, welche ein Exemplar davon verlangten, würden die Gütigkeit haben müssen vorher darauf zu subscribiren, damit man ganz gewiß sein könnte, daß sie es auch hernach umsonst nehmen würden. Wer sich mit zwei Exemplaren belästigen will, soll das zuvor beschriebene Bildniß des Verfassers nach vergrößertem Maßstabe gleichfalls in Holz geschnitten, obenein bekommen. Es wird mit dem wahren Namen desselben prangen, welchen wir eben jetzt erfahren haben. Ein sehr berühmter Name; wahrhaftig! Und der noch berühmter werden soll!" Man findet in v. Schönaichs Briefen diese „Possen" nicht erwähnt, aber das scheint erklärlich zu sein. Desto wüthender wurden jetzt seine Angriffe auf Lessing. Er kämpfte hierin nicht allein. In seiner Nähe lebte damals ein gewisser Candidat J. G. Reichel,[2]) der ihm bei der Aesthetik in

[1]) Im Meßcataloge dieses Jahres findet sich dieselbe nicht, doch wird man dies nicht für einen Beweis gelten lassen wollen, daß auch hier eine Fiction zu Grunde liege. — [2]) Nicht zu verwechseln mit einem J. N. Reichel in Zwickau, der ebenfalls Gottschedianer ist und bei den literarischen Gegensätzen jener Zeit in Betracht kommt. Ueber J. G. Reichel — der die Widmung der Bodmerias mit Jaela Husam Remphan unterzeichnet — und sein Verhältniß zu Schönaich habe ich an einem andern Ort einiges beigebracht; er ist später — das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit 1758 S. 331

einer Nuß geholfen haben mag. Dieser hatte damals eine Bodmerias geschrieben, wie Schönaichs Leben des Pantalon-Phöbus, dem übrigens die Bodmerias gewidmet ist, ein Cento aus den Patriarchaden (und zugleich den Herrnhuterschriften), aber in Versen und gar nicht ohne Witz und Geist. Die Vorrede beschäftigt sich besonders mit Lessing. „Einer unserer neuesten Dichter, heißt es hier, redet gleich bei dem Anfange des ersten Buches seiner Lieder sehr weislich seine Leyer an, und ich, der ich großen Leuten ähnlich zu werden suche, rede in meinen satyrischen Fragmenten mein Brummeisen an:

Töne, brummend Eisen!
Töne Brod und Bier!
Töne, mir getreues Eisen!
Töne, Juchheu, hier.

Ueberhaupt, mein Herr, ist es in unsern Tagen gefährlich, etwas zu schreiben. Es sind Jünglinge aufgestanden, die ohne Verdienste verdienten Männern Hohn sprechen. Solche gedungene Richter denken gemeiniglich wie jener Dichter schreibet:

Still ich den Hunger nur, giebt V—ß nur Bier und Brod,
So macht mein Zeitungsblatt noch allen Dichtern Noth."

Dann etwas feiner: „Erinnern Sie sich einmal der angenehmen Stunden, in welchen wir die Schriften meines Freundes, des geschickten Herrn Lessings lasen. Was sagten Sie damals? Lessing, sagten Sie, ist ein Amphibion. — Er blendet die Leser. Man soll glauben, er gehöre zu keiner Partei. Und doch ist er sein eigener Verräther: ein Herold des poetischen Unsinns, ein Freund des rasenden Klopstock, und mitten unter seinen Reimen ein ungereimter Dichter." Dieser Lessing, meint Reichel, habe dem „Naturforscher" praktisch die Frage aufgelöst, daß es wenigstens in witzig sein wollenden Köpfen ein Vacuum gebe. [1]) Zugleich mit dieser Vorrede nun übersendet v. Schönaich Gottscheden am 15. Oct. 1754 einen „Traum," von dem er am 22. gelegentlich sagt: er sei in Gesprächen, und er habe Lessingen darin Wahrheiten gesagt, die ihm noch nicht gesagt worden — übrigens habe er ihn an Lessing selbst geschickt und ihn um ein Recepisse in seiner Zeitung gebeten. Nun war um diese Zeit eine gegen Schönaich gerichtete Schrift, „Ragout à la mode, oder des neologischen Wörterbuchs erste Zugabe von mir selbst," 1755 erschienen; sie wird in Reichels „Erläuterungen" sehr verächtlich behandelt, erschreckte aber die Genossenschaft, weil sie zeigte, daß v. Schönaich als Verfasser der Aesthetik entdeckt sei — indem Lessing diese am 9. November (IV, 491. M. 526. H. XII, 581) mit Anerkennung anzeigt, giebt er zugleich Schönaich und Reicheln, was ihnen gebührt. „Wir wollen uns nicht länger dabei aufhalten," sagt er, „sondern dem Leser nur noch eine Sinnschrift mittheilen, die der Träumer eines gewissen Traumes als das von uns verlangte Recepisse ansehen kann." Dann parodirt er eine bekannte Hallersche Stelle wie folgt:

— Professor der deutschen Sprache und Beredsamkeit und Bibliothekar an der Universität zu Moskau.

[1]) Außerdem hat Reichel in diesen Angelegenheiten, nach gewissen Spuren im Gottschedschen Briefwechsel, noch 2 Anhänge zur Aesthetik in einer Nuß geschrieben — über die ich jedoch keinerlei Nachweis gefunden habe — und „Erläuterungen über die ganze Aesthetik in einer Nuß" 1755; die letzteren geben Lessingen nur dann und wann einen kleinen Seitenhieb.

Kurzsichtiger, der Neid hat Dein Gesicht vergället,
Du siehest Hallern schwarz, gebrochen und verstellet,
Mach' Deinen matten Witz, Dein wenig Wissen, Flegel,
Dies nicht zur Deutlichkeit, den nicht zur Schreibart Regel.

Neues Entflammen v. Schönaichs. Außer seiner Sammlung von Sinngedichten, von der er selbst sagt am 22. Oct. 1754: „Lessing ist so unverschämt, daß er auch nach meinen Sinngedichten nicht viel fragen wird; doch will ich sie Ostern auf meine Kosten drucken lassen," erschien im Jahr 1755 von ihm die „ganze Aesthetik in einer Nuß in ein Nüßchen gebracht oder Nachlese der Neologie, worin die Nuß, oder Gnissel, ein Heldengedicht; mit des Verfassers eigenen Lesearten, siebente Auflage, dem großen Nellah zugeeignet," und einiges Andere.[1]) Die Anfügung der Lesearten und daß die Auflage als die siebente bezeichnet wird, soll eine Persiflage Hallers sein, der in der siebenten Auflage seiner Gedichte die Lesearten der früheren angehängt hatte; auch ist die Vorrede eine Parodie der Hallerschen, das Gedicht selbst aber geht auf Lessing; Schönaich hat, wie er den 21. Februar 1755 an Gottsched schreibt, Gnisseln nur zeigen wollen, was er sich durch sein faselndes Betragen zuziehen könnte. Der Dichter beginnt mit Selbstironie:

Jene Wuth will ich besingen, die einst eine Nuß erregt,
Vor der Deutschlands Thäler zittern, die der Alpen Grund bewegt.

Er ruft die Muse des Lutrin und der Secchia rapita an:

Da lag auf dem Sorgenbette Gnissel, den kein Satyr rührt,
Der drei Jahr der Dummheit Scepter in der Stadt der Brennen führt.
Brod war seiner Prosa Gott, Bier und Wein die geilen Lieder,
Voller dünnen Gerstensaftes legt er sich ganz trotzig nieder.

Stolz, Wahn und Eigendünkel gesellen sich zu ihm; der zweite macht ihn auf die Nuß aufmerksam. Dann tritt die Dummheit auf: Merbod (Bodmer) ist geschlagen: sie muß für ihr Reich einen neuen Herrscher wählen — Lessing ist dazu erkoren — er wird in dem Kriege gegen die Nuß den Oberbefehl führen — doch wird sie unbesiegbar sein.

Sollte man sie gleich zertreten,
So wird mancher in dem Tritt über sich noch selbst erröthen.
Bricht den so getreuen Spiegel die erzürnte Schön' entzwei,
So zeigt jedes Stück des Spiegels, daß er noch der Spiegel sei.

Auf dieses zusammenhangslose und alberne Product hat sich Lessing nicht weiter eingelassen, obgleich ihn, wie Reichel am 26. Mai 1755 an Gottsched schreibt, zu einem Angriff wider dasselbe, den ersten Anhang zur Neologie und die Erläuterungen ein gewisser Hunger, Lessings vertrauter Correspondent, eigens angereizt, und Schönaich selbst schreibt in denselben Tagen, 24. Wonnemonat 1755: „Herr Unger, damit ich es kurz mache und seinen Charakter mit Wenigen bestimme, ist Hrn. Lessings Correspondent, ein Windbeutel und in der Verehrung gegen Hallern ersoffen. Er hat eine Widerlegung meines „Gnissel" an Lessingen geschickt, der sie aber unterdrückt und sich stoisch verantwortet hat: z. B. mein Gnissel enthalte Persönlichkeiten, er würde also sich nicht einlassen: noch weniger es durch eine Censur bekannter machen, er könnte es auch nicht, ohne sich selbst zu beschimpfen; Hr. Reichel hat den Brief ge-

[1]) S. Jördens VI, 611.

sehen." Dagegen ließ Fr. Nicolai im zehnten seiner Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften dem Nüßchen eine derbe Abfertigung angedeihen. Lessing ergreift nur noch bei Gelegenheit von Schönaichs Trauerspielen wieder das Wort, 22. Febr. 1755 (IV, 40. M. 40. H. XII, 596); er begnügt sich hier, ihn mit seinen eignen Waffen zu schlagen, indem er einige Ausdrücke rügt, die der Würde der Dichtung nicht angemessen seien; Schönaich knirscht (an Gottsched 27. Mai) über den „grimmigen Tragödienrichter Gnissel" und läßt 1755 den „Mischmasch" [1]) drucken, wo unter andern Aufsätze vorkommen über die Frage, ob das Heldengedicht Gnissel eine Lästerung sei, und ob es erlaubt sei, einen Zeitungsschreiber lächerlich zu machen, so wie verschiedene Epigramme und Spottgedichte auf Lessing; das Gedicht auf Zachariä, der „Sieg des Mischmasches" — Zachariä gebrauchte manche Gallicismen — gehört ebenfalls in diesen Zusammenhang, denn was die Gottschedianer gegen Zachariä aufgebracht hatte, war jene Anmerkung über Fuchs, der Lessing (s. oben S. 181) eine weitere Ausbreitung gegeben hatte. In einer Kritik der „Sammlung einiger ausgesuchten Stücke der Gesellschaft der freien Künste" 2. Thl., in der Vossischen Zeitung vom 16. August 1755 (St. 98), die vielleicht von Lessing herrührt (H. XII, 622), da hier Kästner gleich im Voraus von dem Tadel des Ganzen ausgenommen wird, heißt es noch über einen Versuch von Schönaichs „Ueber den Gebrauch der Schilde:" „Zum richtigen Verständniß dieser Abhandlung, welche auf eine so lustige als gründliche Art zu erörtern sucht, daß man die Schilde im Kriege wieder einführen solle, damit nicht so manches ehrliches Mutterkind von den Kugeln erschossen werde, muß man folgendes wissen: daß der Verfasser selbst einige Monate Lieutenant unter den Küraſſieren gewesen, und also weiß, was im Kriege vorgeht, daß er seinen Abschied genommen, um auf seinem Rittersitze ruhig nachdenken zu können, wie die Gefahr in demselben am Besten zu verringern sei; daß er Willens ist, die Kunst sich fest zu machen zu erfinden, und den Vorschlag von dem wiedereinzuführenden Gebrauch der Schilde der Welt nur ad interim gethan hat. Wenn sie ihn annimmt, so möchte die Welt sobald keine Verse mehr von dem Verfasser zu lesen bekommen. Man hat als Soldat keine Zeit dazu."

Und insoweit wäre denn also Lessing ein Gesinnungsgenosse der Schweizer und ein Feind ihrer Feinde, und insofern ein Mitkämpfer derselben gewesen, und es wäre an ihm wahr geworden, was Schönaich am 20. Mai 1752 an Gottsched schreibt: „Alles, was von den Französlingen in Berlin noch deutsch gesinnt ist, ist von den Schweizern verdorben. Es ist recht wunderlich! so lange sie noch gallisch schwatzen, vertheidigen sie den römischen und griechischen Geschmack, kaum sprechen sie deutsch, so sind sie Zürcher." — Aber wenn ich hier einen Schillerschen Vers parodiren darf — eines Bodmers Liebe vermochte eines Lessings Herz nicht auszufüllen; der Revers der Münze zeigt ein ganz andres Bild.

Lessing war von vornherein viel zu besonnen, um sich bei den Einseitigkeiten, in welche die Schweizer verfielen, zu betheiligen. Man kennt den Widerwillen gegen den Reim, von welchem dieselben, hauptsächlich auf Veranlassung von Meiers Vorrede zu den horazischen Oden von Lange 1747, auf einmal ergriffen worden waren, und die fanatische Wuth, mit welcher die

[1]) S. S. 183 Anm. 1.

Gottschedianer, deren Haupt doch früher selbst reimlose Gedichte gutgeheißen hatte, denselben vertheidigten. Es ist bewundernswürdig, mit welcher reifen Unbefangenheit Lessing hier in die Mitte tritt. Er sagt in der Vossischen Zeitung (III, 177. M. 180. H. XII, 458): „die Reime für ein nothwendiges Stück der deutschen Dichtkunst halten, heißt einen sehr gothischen Geschmack verrathen. Leugnen aber, daß die Reime oft eine dem Dichter und Leser vortheilhafte Schönheit sein können, und es aus keinem andern Grunde leugnen, als weil die Griechen und Römer sich ihrer nicht bedienet haben, heißt das Beispiel der Alten mißbrauchen. Man lasse einem Dichter die Freiheit. Ist sein Feuer anhaltend genug, daß es unter den Schwierigkeiten des Reims nicht erstickt, so reime er. Verliert sich die Hitze seines Geistes während der Ausarbeitung, so reime er nicht. Es giebt Dichter, welche ihre Stärke viel zu lebhaft fühlen, als daß sie sich der mühsamen Kunst unterwerfen sollten, und diese offendit limae labor et mora. Ihre Werke sind Ausbrüche des sie treibenden Gottes, quos nec multa dies nec multa litura coercuit. Es giebt andere, welche Horaz sanos nennt, und welche nur allzuviel Demokrite jetziger Zeit Helicone excludunt. Sie wissen sich nicht in den Grad der Begeisterung zu setzen, welcher jenen eigen ist, sie wissen sich aber in demjenigen länger zu erhalten, in welchem sie einmal sind.[1]) Durch Genauigkeit und immer gleiche, mäßige Lebhaftigkeit ersetzen sie die blendenden Schönheiten eines auffahrenden Feuers, welche nichts als eine unfruchtbare Bewunderung erwecken. Es ist schwer zu sagen, welche den Vorzug verdienen. Sie sind beide groß, und beide unterscheiden sich unendlich von den mittelmäßigen Köpfen, welchen weder die Reime eine Gelegenheit zur fleißigern Ausarbeitung, noch die abgeschafften Reime eine Gelegenheit, desto feuriger zu bleiben, sind." Im Neuesten (III, 207. M. 212 f. H. VIII, 47) erörtert Lessing, daß gerade die Schwierigkeit ein Grund sei, den Reim beizubehalten. „Ist es kein Verdienst, sich von dem Reime nicht fortreißen zu lassen, sondern ihm, als ein geschickter Spieler den unglücklichen Würfen, durch geschickte Wendungen eine so nothwendige Stelle anzuweisen, daß man glauben muß, ohnmöglich könne ein ander Wort anstatt seiner stehen?". . . . Und was für eine Freiheit denn die Dichter gewonnen hätten, die statt eines schweren Reimes eine noch weit schwerere Harmonie einführen wollten?

Ein Wahn hat sie berauschet,
Der nicht die Fesseln flieht, die Fesseln nur vertauschet,
Die Ketten von dem Fuß sich an die Hände legt
Und glaubt, er trägt sie nicht, weil sie der Fuß nicht trägt.

Man nenne die Verse seichter Dichter, welche reimen, gereimte Prosa, wie solle man aber das Gewäsch gleich seichter Dichter nennen, welche nicht reimen? Nur daß der Heldendichter und der dramatische Poet die Reime weglassen, billigt Lessing, doch auch dies nicht etwa aus dem Grunde (III, 377. M. 378. H. XII, 483), den ein anderer Schriftsteller angeführt hatte, weil man mitten in dem Sturm der Leidenschaften stets durch das unnatürliche Geklapper erinnert werde, man sei nur auf dem Schauplatze, denn da müßte man mit verbundenen Augen ins Schauspiel gehen, da ja die ganze Umgebung

[1]) Lessing dürfte hier an Uz gedacht haben, der wegen seiner Feile damals eines großen Ruhms genoß.

weit mehr daran erinnere, sondern weil hier die endlos wiederholte Einförmigkeit in dem bei diesen Dichtungsarten gebräuchlichen Versmaße Ueberdruß erwecke.

Ja Lessing ging noch weiter. Mochte er immerhin ein Höheres als die bloße Regel, als die bloße Verstandesmäßigkeit anerkennen, mochten ihm diese nur Voraussetzungen für die künstlerische Vollendung selbst sein, so hätte er wahrlich nicht Lessing sein müssen, wenn er nicht auf das Strengste darauf gehalten hätte, daß diese Voraussetzungen als solche ganz unverbrüchlich gehalten werden müßten. Dieses vergaßen die Schweizer, welche früher selbst auf Regelmäßigkeit gedrungen hatten, ja mit Gottsched in vielen Dingen einen Weg gegangen waren, als ihnen mit der Messiade plötzlich die Schleusen des Genies aufgezogen zu sein dünkten, entschieden; ihre Werke aus dieser spätern Periode haben durchaus etwas Ungeschlachtes an sich und sind wie die ἀνώφελα σώματα, mit denen, nach dem Aias des Sophokles, die Götter nichts zu schaffen haben. Diesen Produkten gegenüber tritt Lessing ganz auf Gottscheds Seite. „Hätte der Herr Professor," sagt er im Neuesten (III, 206. M. 211 f. H. VIII, 45), „anstatt den Messias zu tadeln, diejenigen steifen Witzlinge angefallen, welche sich durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieser erhabenen Dichtungsart lächerlich machen, so würden wir ihm mit Vergnügen beigetreten sein. Es giebt nur allzuviele, welche glauben, ein hinkendes heroisches Sylbenmaß,[1]) einige lateinische Wortfügungen, die Vermeidung des Reims wären zulänglich, sie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen. Unbekannt mit demjenigen Geiste, welcher die erhitzte Einbildungskraft über diese Kleinigkeiten zu den großen Schönheiten der Vorstellung und Empfindung reißt, bemühen sie sich, anstatt erhaben, dunkel, anstatt neu, verwegen, anstatt rührend, romanenhaft zu schreiben. Kann was lächerlicher sein, als wenn hier einer in einem verliebten Liede mit seiner Schönen von Seraphinen spricht und dort ein andrer in einem Heldengedichte von artigen Mädchens, deren Beschreibung kaum dem niedrigeren Schäfergedichte gerecht wäre?" Es sei daher gekommen, daß man, um ein Dichter zu heißen, Nichts nöthig habe, als mit gewissen schönen Geistern, die sich in Allem, was schön ist, den Ton anzugeben unterfangen, in Verbindung zu stehen, ja es entstehe auf diese Weise ein Vorurtheil gegen den Messias selbst, wie ihm denn kürzlich ein Sinngedicht zugesandt worden sei, das mit den Worten schließe:

Das Singen, das den Frosch im tiefen Sumpf entzücket,
Das Singen muß ein Quaken sein.

Ganz dasselbe liest man I, 173. M. 206. H. 168 in Versen; hier setzt Lessing hinzu:

Vom kalten Schau'r — über solche Reden — erlosch in mir das heil'ge Feuer,
Das stille Dichter lehrt auch sonder einem M(eier).
Voll Ekel sah ich mich, und sahe mich veracht,
Von Enkeln nicht gekannt, die B(odmer) schwärmrisch macht; u. s. w.

Eben diese beiden werden auch hart angelassen in folgenden Versen (I, 182. M. 215 f. H. 175):

---

[1]) Später in den Literaturbriefen sagt Lessing von schweizerischen Hexametern geradezu, sie seien so gut wie Prosa.

Noch einen Bodmer nur, so werden schöne Grillen
Der jungen Dichter Hirn statt Geist und Feuer füllen.
Sein Affe schneidert schon ein ontologisch Kleid
Dem zärtlichen Geschmack zur Maskaradenzeit;
Sein kritisch Lämpchen hat die Sonne jüngst erhellet,
Und Klopstock ward durch ihn, wie er schon stand, gestellet.[1])

Endlich urtheilt auch Lessing von Bodmers „Jacob und Joseph," wenn man vorgeschlagen habe, diejenigen Werke, welche es werth wären, von Ausländern gelesen zu werden, mit lateinischen Buchstaben zu drucken, so hätte man bei diesem Gedicht immer noch die gothischen beibehalten können. (III, 217. M. 222. H. VIII, 58 f.)[2])

Das sind Stellen, welche eben sowohl von Gottsched und seinen Anhängern unterschrieben werden konnten, wie die oben angeführten von den Schweizern als Zeichen der Uebereinstimmung in den wesentlichsten Punkten begrüßt worden sind; auch erinnert Verschiedenes in der Bodmerias ganz an die Aeußerungen Lessings, und wenn dieser dieses Gedicht gar nicht erwähnt, so ist es vielleicht daraus zu erklären, daß er den Ton desselben nicht billigte, gleichwohl aber dem Inhalt zum Theil seinen Beifall nicht hätte versagen können.

Selbst persönliche Freundschaftsverhältnisse konnten Lessing nicht abhalten, diese kritischen Ueberzeugungen geltend zu machen. Um 1753—54 hielt sich in Berlin wieder der Dichter Naumann auf, den Lessing schon in Leipzig kennen gelernt und gegen den er Verbindlichkeiten hatte;[3]) er war damals Herausgeber von Zeitschriften, in denen er unter Andern sich an Bodmer wegen gewisser Angriffe zu rächen suchte; Sulzer schildert ihn als einen kleinen ehrlichen Menschen, in einem Alter von mehr als vierzig Jahren(?), so leicht und so flüchtig, als ein Schmetterling, von einem überaus glücklichen Gedächtniß und einigem moralischen Geschmacke, in seiner Meinung, sagt Sulzer, ein großer Menschenfreund und voll von Anschlägen zur Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft, und bei einer großen Meinung von der Wichtigkeit seiner Anschläge, sehr bescheiden und demüthig. Mit einem solchen Manne konnte Lessing auch wohl damals noch Umgang pflegen; sie haben in Berlin auf Einer Stube gewohnt,[4]) auch hatte er 1751 einige Schriften desselben, (III, 168. 171. M. 170. 173. H. XII, 452. 454. 540. 564. 587.) lobend angezeigt. Gleichwohl sagt er in dem Neuesten von dem Gedicht desselben, das seinem Namen eine zweideutige Unsterblichkeit verschafft hat, der Hermann und der Nimrod würden in dieser Zeitschrift keinen Platz gefunden haben, wenn ihm nicht ein Unbekannter ein Schreiben über sie eingesendet hätte, und in

[1]) Meiers Anfangsgründe der schönen Wissenschaften, bekanntlich eine Bearbeitung von Baumgartens Aesthetik, und seine Schrift über das Heldengedicht der Messias. — [2]) Ohne es zu wissen, hatte Lessing vielleicht auch mit dem Epigramm auf die Syndfluth (I, 31. M. 37. H. 148) Bodmer angegriffen, denn nach Jördens (I, 149) rührte das genannte Gedicht, von welchem Lessing im Neuesten (III, 217. M. 222. H. VIII, 59) spricht, von diesem her. Aber die Stelle aus der Vorrede, die Lessing anführt, scheint Jördens Angabe zu widersprechen; hat doch Bodmer auch sonst Sammlungen herausgegeben, in denen nicht Alles von ihm herrührt. Auch in Bezug auf die Verfasserschaft mancher kritischen Schriften aus dem Schweizerkreise herrscht Irrthum oder Unklarheit; man muß es diesen Männern lassen, daß sie ungemein fest zusammengehalten haben und von persönlicher Schriftstellereitelkeit frei gewesen sind. — [3]) XII, 25. M. 34. H. XX, 1, 35. Briefe der Schweizer S. 227. 256. Oben S. 92. — [4]) Otto, Lauf. Schriftstellerlexicon II, 182.

dem Schreiben selbst heißt es, welch ein Reichthum poetischen Witzes nicht dazu erfordert werde, über einen Helden, von dem alle Geschichte nichts weiter erzähle, als daß er ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn gewesen, ein Heldengedicht von ganzen 24 Büchern zu schreiben! Lessing berichtet dann über die schönen Episoden, die in den Briefen aus der damaligen Zeit überall verspottet werden, und schließt damit, daß der Dichter seinem Witze völlig freien Lauf gelassen, und sich mit den Reimen nicht abgegeben, sondern Hexameter ohne Füße erwählet, an welche er sich aber nicht so genau gebunden, daß er nicht öfters Octameters und Pentameters hätte sollen mit unterlaufen lassen. Diese Leute scheinen unter einander Spaß verstanden zu haben; Otto charakterisirt den Naumann mit den Worten: „Er kannte und liebte den Scherz und gewährte allen, mit denen er umging, eine angenehme Unterhaltung, denn er war ein feuriger aber gutmüthiger Mann, zur Freundschaft geboren" — und Lessing hat immer Geschmack daran gefunden, mit Leuten umzugehen, denen er überlegen war, aber das Heldengedicht Nimrod muß für die freilich nicht zahlreichen Leser des Neuesten nach jener Anzeige doch todt und begraben gewesen sein.

Doch Lessing hat nicht bloß die Anhänger und Nachahmer Klopstocks angegriffen — wenn er es (III, 389. M. 391. H. XII, 491) unbillig findet, Klopstock die Ungereimtheit der letzteren entgelten zu lassen,[1]) so hat er dagegen mit siegendem Scharfsinn auch bei Klopstock selbst, dem poetischen Heiland der Schweizer, die Punkte herauszufinden gewußt, in Betreff deren die v. Schönaich und Reichel unleugbar Recht gehabt haben.

Es ist uns Deutschen eine gewisse heimliche Ungeschlachtheit eigen, die nur mit dem englischen humour, wie ihn Ben Jonson definirt, verglichen werden kann, die aber langweiliger ist als dieser. Sie äußert sich in dem Bedürfniß, dann und wann einen Schildbürgerstreich zu begehen, oder noch lieber, sich auf eine geraume Zeit in einer ganz kleinen Ecke festzurennen, sich auf einem gewissen dürren Fleckchen unablässig herumzudrehen — und ringsherum ist schöne grüne Weide. Und so lange der Deutsche nicht sowohl ein animal politicum, als ein animal literatum war, hat sich diese Grundeigenschaft, die übrigens gelegentlich eben so rührend liebenswürdig auftreten kann wie der englische humour, vornehmlich auf literarischem Gebiete gezeigt. Was für unglaubliche Eruditäten haben lange Zeit für welthistorische Fortschritte, für unsäglich tiefe Standpunkte gegolten! Ich brauche nur an die Romantik mit allen ihren philosophischen und theologischen Anhängseln zu erinnern — ist das doch sogleich eine ganze Sammlung von Beispielen.

Auch die ganze Richtung Klopstocks ist eine solche Erudität. Die Schweizer hatten mit Recht für die Poesie Empfindung und Phantasie, Natur, Inhalt gefordert. Was für eine Natur brachte uns nun dieser Mensch? Er warf uns die ganze Unreife seiner zwanzigjährigen Primanerexistenz ins Gesicht! Um einen bedeutenden Inhalt zu finden, wußte er nur nach demjenigen zu greifen, welcher sich als der allerbedeutendste auf abstractem Verstandeswege nachweisen läßt — er bringt das Leben unsers Herrn Jesu Christi in Verse; man lese

[1]) Die beiden Piecen, von denen dort die Rede ist: „Drei Gebete, eines Freigeistes, eines Christen und eines guten Königs," Hamburg, Bohn 1753 und „drei Gebete eines Antiklopstockianers und eines guten Criticus" 1753 o. O. haben sich auf der Leipziger Universitätsbibliothek erhalten.

nur, wie er in seiner Abgangsrede von Schulpforte sein Gedicht im voraus construirt; die Schweizer haben mit Recht gesagt, ein Epos müsse einen Inhalt haben, der einem großen Theil des Menschengeschlechts nahe liege — was konnte nun geeigneter zum Stoff eines Epos sein, als die Geschichte Jesu, die dem ganzen Menschengeschlecht — denn die Missionsangelegenheit scheint ja guten Fortgang zu haben — dereinst nahe liegen wird? Mit der Empfindung und Phantasie ists derselbe Fall. Statt diese ganz einfach walten zu lassen, statt sie nur nicht, wie es von den Früheren geschah, in spanische Stiefel einzuschnüren, werden sie zu einer Ueberanstrengung angespannt, die dem Dichter selbst zuletzt Nichts übrig läßt, als sich zu wiederholen, und in sich selbst zur Lächerlichkeit umschlägt, wie denn der Vorfall in Goethes Kindheit, da der Barbier, als die Kinder plötzlich hinter dem Ofen heraus eine Stelle der Messiade declamirten, vor Schreck die Schale aus der Hand fallen ließ, und eine väterliche Strafpredigt das Unglück darstellt, welches wenige Augenblicke später hätte angerichtet werden können, die erschöpfendste Kritik des Gedichtes enthält, die man sich nur wünschen kann. Und dieses knabenhafte Product sollte mit dem Werke des Milton wetteifern, in welchem ein Greis, der bei den ernstesten Geschicken seines Vaterlandes eine gewichtige Rolle gespielt hatte, die Summe seiner Lebenserfahrung zieht, und bei welchem selbst die Form des religiösen Epos, abgesehen davon, daß dem Puritaner die biblischen Geschichten das Organon der Weltauffassung überhaupt sein mußten, keine äußerlich aufgedrungene ist, denn es waren ja eben Religionswirren, in welche dieser Mann verwickelt gewesen war. Ich weiß nicht zu sagen, ob es Klopstocken später klar geworden ist, welch ungeheurer Fehler es war, sein Leben zur Ausführung eines Planes zu bestimmen, den er vor dem zwanzigsten Jahre entworfen hatte, aber mag es nun sein, weil er nun einmal an ihn gekettet war, mag es sein, daß es ihm wirklich nicht klar geworden ist — dieser Dichter ist nie zu einer freien und klaren Gefaßtheit durchgedrungen, er gewährt während seiner ganzen literarischen Laufbahn in seiner Donquichottenhaften Hohenpriesterlichkeit und grillenhaften Verschrobenheit den widerlichen Anblick eines Mannes, welcher Jüngling geblieben ist — einer Kokette, die in dem Alter, wo das Weib in den Pflichten der Gattin und Mutter sein Genüge finden soll, die steifen Glieder in das Flügelkleid der Jugend zwängt.

Die Frau von Staël tadelt an den Deutschen, es fehle ihnen an esprit juste. Der esprit juste ist weder der common sense der Engländer, denn das ist bloß gesundes Gefühl, noch der gesunde Menschenverstand der Deutschen, bei welchem man nur an einen theoretischen Rationalismus zu denken hat: der esprit juste ist das Vermögen zu begreifen, was zu jeder Zeit und an jedem Orte Noth thut, und voll frischen Heimathgefühls in der umgebenden Welt mit sicherem Tacte die richtigen Mittel aufzufinden. Was die Frau von Staël an den Deutschen tadelt, ist gerade jene Unbeholfenheit, von der wir ausgingen, und wenn es je einem Deutschen an esprit juste gemangelt hat, so ist es Klopstock. Hat dagegen jemals ein Deutscher den esprit juste besessen, so ist es Leising gewesen; es wird sich Gelegenheit finden, zu zeigen, daß er hierin den Franzosen selbst, und unter ihnen demjenigen, dessen Aufgabe in den Augen des ganzen Jahrhunderts recht eigentlich darin bestand, der Welt den Kopf zurechtzusetzen, gar sehr überlegen gewesen sei, und so

darf es uns nicht wundern, daß er schon jetzt den Deutschen, welche der Messias gänzlich aus der Fassung zu bringen schien, das quo ruitis zugerufen.

In der Anzeige der Ode an Gott (III, 191. — M. 193. H. XII, 474) sagt Lessing: „der Dichter bedauert in dieser Ode den Verlust oder die Entfernung einer Geliebten. Er scheint sein Mädchen, wie ein Seraph den andern zu lieben, und nur eine solche Liebe konnte edel genug sein, daß man mit Gott von ihr spricht. Durch die ganze Ode herrscht eine gewisse erhabene Zärtlichkeit, die, weil sie zu erhaben ist, vielleicht die meisten Leser kalt lassen möchte. Man will übrigens einige leere Gedankenspiele, verschiedene Tautologien und gemeine Gedanken, die sehr prächtig eingekleidet sind, darinne bemerken: Verum ubi plura nitent in carmine etc." Dann führt Lessing die drei Strophen an, deren letzte mit den Worten anfängt:

Gieb sie den Armen, die ich voll Unschuld oft
In meiner Kindheit zu dir hab' ausgestreckt,

und schließt mit der kühlen Bemerkung „was für eine Verwegenheit, so ernstlich um eine Frau zu bitten!"

Das war gewiß schon „ein Glas frisches Brunnenwasser, die Wallung Ihres kochenden Geblütes ein Wenig niederzuschlagen, Herr Pastor," wie es im Vademecum heißt. Aber schon ein Paar Monate früher hatte Lessing dem Publikum und Klopstocken „noch Eins" dargereicht, das wenigstens bei dem ersteren schon damals nicht ganz ohne Wirkung geblieben ist.

Lessing verkannte das Bedeutende im Messias nicht und vertrat ihn gegen thörichte Angriffe; er kann es z. B. (III, 150. M. 153. H. XII, 437) so abgeschmackt nicht finden, wie Gottsched, daß Bodmer den Schauspieldirector Schuch aufgefordert hatte, durch seine Schauspieler den Messias recitiren zu lassen, denn habe nicht auch Virgil sein Heldengedicht auf dem Theater vorgelesen? und im Neuesten (III, 214. M. 219. H. VIII, 55) verspottet er Trillers Angriffe auf ihn, ja es heißt sogar (III, 208. 324. M. 213. 327. H. VIII, 49. 221) in Bezug auf die Nachahmer, von denen schon oben die Rede gewesen: „Wenn ein kühner Geist, voller Vertrauen auf eigene Stärke, in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang dringet, so sind hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Oeffnung mit einzustehlen hoffen. Doch umsonst; mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor gesprengt, schlägt er es hinter sich zu. Sein erstaunt Gefolge sieht sich ausgeschlossen, und plözlich verwandelt sich die Ewigkeit, die es sich träumte, in ein spöttisches Gelächter." Und so verwahrt er sich auch in dem Aufsatz „Ueber das Heldengedicht der Messias," der zuerst im Neuesten vom September 1751 erschienen war, und dann mit Zusätzen in die „Briefe" aufgenommen wurde, ausdrücklich dagegen, daß man ihn zu den Feinden des Messias rechne, und will Klopstock nur so tadeln, wie man den Hannibal tadele, daß er nicht Rom belagert. Nichtsdestoweniger muß dieser kurze Aufsatz für die Abgötterei, die mit Klopstock getrieben wurde, ein Todesstoß gewesen sein. Er ist offenbar durch die Meiersche Schrift veranlaßt worden, über die wir Lessing schon oben so bitter haben spotten sehen — hier heißt es von den Bewunderern boshaft genug: Prof. Meier habe unter ihnen das Wort geführt, der Verfasser der Aesthetik, der geschickt sei, von Schönheiten, die man nicht empfinde, zu beweisen, daß man sie empfinden solle. Lessing wirft hier die Frage auf: „Können unter den Tadlern des Messias Leute von dem

feinsten Geschmacke sein, so wohl als deren unter seinen Bewunderern sind, oder verrathen jene unumgänglich einen Geist, in der Bildung verdorben, das erhabene Schöne zu empfinden, so unumgänglich, als diese von ihren eigenen Fähigkeiten ein sicheres Zeugniß ablegen?" — und beantwortet diese Frage durch die That. Wie überall, bespricht hier Lessing den Gegenstand, als gäbe er nur ein Fragment, wodurch seine Aufsätze einen freien, geistreichen Wurf bekommen und eine Aussicht ins Unendliche eröffnen, im Grunde aber behandelt er einen bestimmten Punkt so erschöpfend, wie es nur in der Form der steifsten Systematik hätte geschehen können. Er weist darauf hin, daß man im Grunde von dem Gedichte überhaupt noch gar nicht urtheilen könne: noch sei der Dichter mitten im Labyrinthe, man müsse erwarten, wie er sich herausfinde, ehe man von der Handlung, von ihrer Einheit, von ihrer Vollständigkeit, von ihrer Dauer, von der Verwicklung und Entwicklung, von den Episoden, von den Sitten, von den Maschinen und zwanzig andern Sachen — das heißt, gerade von der Hauptsache — etwas sagen könne, was denn zugleich für die unbedachtsamen Lobpreiser eine Lection enthielt. Was aber lag bereits vollständig vor und konnte also beurtheilt werden? Der Eingang — und diesen, das heißt die ersten 16 Verse, nimmt nun Lessing nach allen Seiten durch. Nach einer Zurechtweisung Meiers wird zuerst gezeigt, daß der Eingang der Vorschrift des Horaz [1]) und dem Beispiele des Homer nicht gemäß sei, dann die Beziehungslosigkeit des Epithets „unsterbliche" bei der Seele gerügt, [2]) der zweite Vers ist gleich „leer," im dritten und vierten sind arge theologische Schnitzer, Satan und Judäa haben sich nur unwissender Weise gegen Christus aufgelehnt — dann sagt Lessing: „man übersehe nunmehr den ersten Theil des Einganges im Ganzen und sage, ob Hr. Klopstock seinen großen Plan glücklich ins Enge zu ziehen gewußt hat" — die Antwort mußte sein — Nein. Auch über den zweiten Theil, die Anrufung, fügt der achtzehnte Brief einen Tadel hinzu. Was heißt das in kurzen Worten? Klopstocks Messiade ist in dem Theil, welchen man allein bis jetzt vollständig beurtheilen kann, ganz fehlerhaft.

Nicht Lessings spätere epochemachende Werke sind es, die uns am Meisten mit Bewunderung erfüllen müssen, denn sie sind die Werke des gereiften Mannes, der sich in aller Literatur vielfach umgethan und das Beste allseitig durchgeprüft haben konnte, aber daß der zweiundzwanzigjährige Jüngling sich mit solcher Freiheit, mit solcher Festigkeit, mit solcher Gewandtheit über die Parteien zu stellen vermochte, von denen man damals, fast wie nach dem Solonischen Gesetz, Einer angehören mußte, das ist staunenswerth.

Man kann sich denken, daß Lessings Kritik zuerst, wenigstens in Berlin, denn an andere Orte wird sich das Neueste schwerlich verbreitet haben, Aufsehen erregt haben wird; der Schweizer Sulzer schreibt am 15. October 1751 ziemlich wegwerfend an Bodmer bei Uebersendung des Wurmsamens, der von

[1]) Wo freilich Lessings Auslegung derselben nicht Stich halten dürfte. — [2]) In Lessings Uebersetzung wird diese Beziehungslosigkeit vermieden. „Würde es nicht schöner gewesen sein," hatte Lessing gesagt, „wenn der Dichter seine Seele als diejenige angeredet hätte, welche selbst an der Erlösung des sündigen Menschen Theil hat?" Und so übersetzt er denn:

Quam sub carne Deus lustrans terrena novavit
Crimine depressis, cane mens aeterna salutem.

der eben so dummen als fruchtbaren Feder des armen Trillers solle geflossen sein: „Es ist hier ein neuer Criticus aufgestanden, von dessen Werth Sie aus beiliegender Kritik über den Messias werden urtheilen können. Er scheint nur ein wenig zu jung." Anders lautet schon die Frage Spaldings an Gleim am 23. Nov. desselben Jahres:[1] „Was halten Sie von der höflichen und genauen Kritik über den Messias in der Berlinischen Zeitung?"

Auch in einigen Epigrammen hat Lessing seine Herzensmeinung über Klopstock wenigstens angedeutet. Das erste der deutschen Epigramme fängt an:

Wer wird nicht einen Klopstock loben,
Doch wird ihn jeder lesen? — Nein.

und das erste lateinische

Ad Turanium.
Viventi decus atque sentienti
Turani, tibi quod dedere amici,
Rarus post cineres habet poeta
Nec tu post cineres habebis ipse,

hat wie Lachmann XIII, 640 nachträgt, (M. I, 43. H. I, 157) in der Ausgabe von 1753 die Ueberschrift: Ad K....

Ebenso selbständig wie bei den literarischen Parteiungen der Deutschen erwies sich Lessing auch den französischen Schriftstellern gegenüber, welche zu jener Zeit in Berlin als die höchsten Autoritäten galten. Auch hier zeigt sich sein Urtheil bereits ungemein treffend und reif. Ueber Fenelons Kunst glücklich zu regieren, bemerkt er (III, 175. M. 177. H. XIX, 17), so nahe Fenelon auch dem Ruder des Staats gewesen, so wenig merke man es doch aus seinen Vorschriften, welche nichts deutlicher zeigten, als daß von der eigentlichen Kunst zu regieren keine könnten gegeben werden; alles, was Fenelon sage, würde ein jeder Schullehrer von gutem Verstande auch haben sagen können, es seien lauter allgemeine Sätze, die aus einem Prinzen zur Noth einen ehrlichen und vorsichtigen Mann, nichts weniger aber als einen großen König machen könnten. Ebenso einfach und schlagend ist im Neuesten (III, 203. M. 208. H. VIII, 41) die Widerlegung von Rousseaus Ansicht, daß die Künste und Wissenschaften den Untergang der Staaten herbeiführten. Er schickt voran, man müsse eine geheime Ehrfurcht für einen Mann empfinden, der der Tugend gegen alle gebilligten Vorurtheile das Wort rede, auch wenn er zu weit gehe; einwenden könne man aber, daß die Aufnahme der Wissenschaften und der Verfall der Sitten und des Staates zwei Sachen seien, welche einander begleiten, ohne die Ursache von einander zu sein; Alles habe in der Welt seinen gewissen Zeitpunkt; ein Staat wachse, bis er diesen erreicht habe, und so lange er wachse, wachsen auch Künste und Wissenschaften mit ihm; stürze er also, so stürze er nicht, weil diese ihn untergraben, sondern weil Nichts auf der Welt eines ununterbrochenen Wachsthums fähig sei, und weil er eben nun den Gipfel erreicht hatte, von welchem er mit einer ungleich größeren Geschwindigkeit wieder abnehmen sollte, als er gestiegen war. Am entschiedensten tritt Lessing der frivolen Unsittlichkeit entgegen, die in den neueren französischen Schriften herrschte; er nimmt es als bekannt an (III, 187. M. 189. H. XII, 471), daß die französischen Witzlinge dem gefährlichsten Gifte den

[1] Briefe von Spalding an Gleim 1771. S. 100.

angenehmsten Geschmack zu geben pflegen, und eine Schriftstellerei, die auf derselben Saite harft, wird von ihm mit beißendem Sarkasmus abgefertigt. „Durch welches Verhängniß," heißt es an einer andern Stelle (III, 204. M. 210. H. VIII, 42) „geschieht es, daß man fast allen witzigen Köpfen Frankreichs von dieser Seite einen schimpflichen Vorwurf zu machen hat? Von dem großen Corneille an bis zu einem Piron haben Alle ihren Witz beschimpft;" die Kunst zu genießen (l'art de jouir) des de la Mettrie, meint er, hätte zwar ein wenig dunkler, aber eben so treffend Pornevtik genannt werden können. Endlich wird in einer der bereits besprochenen Abhandlungen über den Plautus bei Gelegenheit der Zoten, die man diesem vorgeworfen, so gründlich, wie es nur immer, nachdem wir den Wieland erhalten, geschehen sein mag, erörtert, daß hier die derbe Nacktheit weit weniger schädlich sei als die lüsterne Verhüllung. Eigentlich literarische Kritiken knüpfen sich hieran: in dem so eben genannten Gedichte des de la Mettrie weist Lessing dem Verfasser ein ganz grobes Plagiat nach, das er an Hallers Ode an Doris begangen (III, 232. M. 237. H. VIII, 76), was denn wieder Sulzer, ohne Lessing zu nennen, in einem Privatbriefe vom 30. Juni — es steht gerade im Juni des Neuesten — an Bodmer berichtet, den es freilich vorzüglich interessiren mußte; an dem Gedichte des d'Arnaud auf den Tod des Marschalls von Sachsen deckt er die Mittelmäßigkeit des Dichters auf, auch wird dieser und Voltaire — in welche Verhältnisse Lessing zu diesem trat, werde ich sogleich erörtern — und zugleich die ganze saubre Wirthschaft der Franzosen in Berlin in folgendem Epigramm (I, 33. M. 40. H. 151) höchst unbarmherzig gegeißelt.

„O käm' der große Geist bald in dies rauhe Land,
„Wohin uns Frankreichs Rom mich Naso's Glück verbannt,
„So wär' doch einer hier noch außer mir zu finden,
„In dessen Munde sich Geschmack und Witz verbinden.
„Komm Voltair" — A** gnug! Der Himmel hört dein Flehn.
Er kömmt und läßt sogleich des Geistes Proben sehn.
„Was?" ruft er; A** hier? Wenn mich der König liebt,
„So weiß ich," daß er stracks dem Schurken Abschied giebt.[1])

Nach diesen Erörterungen über den Inhalt der kritischen Versuche in der Vossischen Zeitung und im Neuesten mag noch die Bemerkung einen Platz finden, daß die letztgenannte Zeitschrift keineswegs eine bloße Sammlung von Recensionen ist, die nur mit allerlei leichten Uebergängen lose auf einen Faden gereiht wären; vielmehr bildet dieselbe, so weit sie von Lessing herrührt, wie sich dies auch später bei ähnlichen Unternehmungen desselben herausstellen wird, eine Art von zusammenhängendem Ganzen, in welchem ein Stoff so ziemlich erschöpft wird. Lessing beginnt damit, daß manche dieses Reich auf ihrer Landkarte wohl überhaupt nicht finden dürften, dann knüpft er an J. J. Rousseau an, der es gar von derselben weglöschen möchte, hierauf kommt er auf J. B. Rousseau, der nicht so ein Verfechter der Tugend gewesen, es knüpfen sich die Erörterungen über Klopstock und die Klopstockianer daran, von denen oben die Rede gewesen, im Gegensatz zu ihren Werken hat die epische Poesie Frank-

[1]) Das Epigramm erklärt sich selbst; Arnaud wurde aus Berlin verwiesen und wandte sich nach Dresden, wo er unter Anderm das Gedicht auf den Marschall von Sachsen schrieb. Man findet in Preuß, Friedrich der Große mit seinen Verwandten und Freunden, Berlin 1838, die Sache ausführlich erzählt.

reichs nur unbedeutende Producte leichter Gattung aufzuweisen, endlich ist vom Batteux und Diderot die Rede, was ich später an seinen Ort zu stellen versuchen werde, und Hermann und Nimrod werden abgefertigt — womit denn der Kreis der damaligen ästhetischen Interessen im Allgemeinen umschrieben ist, oder, wenn auch die Zeitschrift immer noch weiter hätte fortgesetzt werden mögen, wenigstens eine Individualität vor unsere geistige Anschauung tritt, welche alle diese Erscheinungen zu beherrschen und an ihren Ort zu stellen weiß.

Und damit wären wir denn zugleich in der Darstellung von Lessings Leben und literarischer Thätigkeit zu einem wichtigen Abschnitt gelangt.

Gewiß müssen die Ergebnisse von Lessings Thätigkeit auf dem Gebiete der schönen Wissenschaften, wie sie, was Geschichte und Kritik derselben anbetrifft, in diesem Kapitel, und soweit er sich auf ästhetische Production eingelassen, im dritten Kapitel des vorigen Buches geschildert sind, für ihre Zeit als höchst erheblich anerkannt werden; es wäre ihm nicht zu verargen gewesen, hätte er auf diesem freien, inmitten der Parteien selbständigen Standpunkte Halt gemacht und auf seinem ferneren Lebensgange das Errungene nur in die Breite verarbeitet; hat doch zu jener Zeit Mancher, z. B. Weiße, sein Lebelang von den Zinsen eines weit ärmlicheren geistigen Kapitals gezehrt. Dagegen wissen wir, daß Lessing sich in seinen späteren poetischen und auf die Theorie der Kunst bezüglichen Werken noch auf einen ganz andern Standpunkt erhoben hat. Aber die innere Triebkraft seines Geistes, die ihn zu solcher Steigerung in sich selbst befähigte und nöthigte, äußerte sich jetzt zunächst auf eine noch viel durchgreifendere Weise: er verließ auf eine Weile das Gebiet der schönen Wissenschaften als solcher ganz, vielleicht eben in Folge dessen, daß er es einstweilen nach allen Seiten hin durchgearbeitet und für seinen damaligen Standpunkt beinahe erschöpft hatte. Ein später verworfenes Epigramm an den Herrn R. (I, 29. M. 35. H. 146) sagt:

Es freuet mich, mein Herr, daß ihr ein Dichter seid,
Doch seid ihr sonst nichts mehr, mein Herr? Das ist mir leid.

Und die Vorrede zum dritten und vierten Theile der vermischten Schriften (IV, 5. M. 6. H. XII, 414) schließt er mit den Worten: „Es rufen mir ohnedem fast versäumte wichtigere Wissenschaften zu

Satis est potuisse videri.“

Sich auf solche sogenannte ernstere Studien zu legen, war nun offenbar, wenigstens für Lessing, Berlin der Ort gar nicht. Man bedenke, unter welchen Verhältnissen Lessing nach Berlin gekommen war. Er war dahin gekommen als ein hilfloser junger Mensch, der jede Verbindung, die sich ihm darbot, benutzen mußte, um nur leben zu können. Es konnte nicht ausbleiben, daß er auf diese Weise in eine zerstreute und ungeordnete Lebensart und in Verhältnisse hineingedrängt wurde, die ihn, als er eine größere innere und äußere Selbständigkeit erlangt hatte, anwidern mußten.

K. Lessing selbst sagt, es seien Lessingen in Berlin der Bekanntschaften zu viele geworden. Außerdem mochte Lessing das Bedürfniß empfinden, eine wenigstens in etwas höhere äußere Stellung anzunehmen. Er hieß noch immer der studiosus medicinae Lessing; wir werden noch mehrere Beispiele antreffen, wie ihm diese Eigenschaft von seinen Gegnern vorgerückt wurde; das

konnte doch nicht immer so fortgehen; es war also erforderlich, daß er fürs Erste seine Studien auch äußerlich absolvirte.

Dieses werden die hundert kleinen Zufälligkeiten sein, die Lessing, wie er im achtzehnten „Briefe" (III, 320. M. 324. H. VIII, 218) schreibt, bewogen, seinen Aufenthalt zu verändern, das heißt, nach Wittenberg zu gehen, wo eben jetzt sein ältester Bruder als Student inscribirt worden war; es muß dies zwischen dem 20. December 1751 und dem 1. Januar 1752 geschehen sein, denn von dem ersteren Datum und von B** ist der siebenzehnte „Brief" datirt, und von letzterem ein Brief aus Berlin an Lessing, von welchem sogleich die Rede sein wird.

Uebrigens fällt gerade in die Zeit der Abreise eine unangenehme Geschichte, die durch Lessings weiten Bekanntenkreis in Berlin herbeigeführt war und schon allein für sich geeignet gewesen sein mußte, ihm den Aufenthalt daselbst zu verleiden.

Einer der ältesten Bekannten Lessings war in Berlin ein gewisser französischer Sprachlehrer, Namens Richier de Louvain, ein Mann, dem es nicht an Geistesbildung gefehlt zu haben scheint, und dessen Umgang in einer Zeit, wo eine vertraute Bekanntschaft mit französischer Literatur das erste Erforderniß der Bildung war, Lessingen sehr erwünscht gewesen sein mag. Dieser Richier wurde 1750 Sekretär Voltaires. Nun war Voltaire damals in den berüchtigten Proceß gegen Abraham Hirsch wegen der sächsischen Steuerscheine verwickelt, bei welchem sich der berühmte Kämpfer für Licht und Wahrheit nicht mehr und nicht weniger als zwei Fälschungen von Handschriften und einen, jedoch nur schriftlichen, Meineid hat zu Schulden kommen lassen. Bei diesem Proceß, der vor einer Immediatcommission ziemlich formlos verhandelt wurde, fand ein übermäßig weitgetriebener Schriftenwechsel statt [1]), und Voltaire scheint, leidenschaftlich und pfiffig wie er war, seine Schriften größtentheils selbst verfaßt zu haben. Nun mußten diese aber ins Deutsche übersetzt werden, und dazu ward von Richier Lessing empfohlen.[2]) Auf diese Weise ist denn Lessing eine kurze Zeit täglich von Voltaire zu Tische eingeladen worden, und man muß es also gänzlich als seine eigene Schuld betrachten, wenn er die weisen Lehren des göttlichen Voltaire, wie sie später in der Dramaturgie heißen, so wenig schätzen gelernt hat, daß er sie sogar aus Ironie so nennt; hat er sich doch schon damals so sträflich von ihm emancipirt, daß er nach der am 26. Februar 1751 erfolgten Entscheidung des Processes, den er selbst am besten beurtheilen konnte, ein Epigramm schrieb, das mit den Worten schließt:

Und kurz und gut den Grund zu fassen,
Warum die List
Dem Juden nicht gelungen ist,
So fällt die Antwort ungefähr:
Herr B** war ein größerer Schelm als er.[3])

---

[1]) S. Klein, Annalen der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit in den Preußischen Landen. Berlin. V, 215–276. — [2]) Wie genau Lessing den Voltaireschen Proceß mit Hirsch kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, geht aus der treffenden Anwendung einer Fabel des Phädrus auf ihn hervor, die er noch 1759 machen konnte (XI, 106. M. 1, 129. H. 2, 1019). — [3]) I, 33. M. 40. H. 150. In Klotzens Bibliothek, IV, 1770 S. 130 wird erzählt, Voltaire habe, um sich wegen dieses und des oben angeführten Epigramms an Lessing zu rächen, aus seinem Namen Le Singe gemacht. Aber

Die Geschichte dieses Processes wurde von Pottier, dem Hofpoeten (rimailleur) des Markgrafen Karl von Brandenburg in einem beißenden Drama „Tantale en procès“ [1]) behandelt. Voltaire ging hierauf mit seinem Sekretär nach Potsdam und vollendete dort sein siècle de Louis XIV. Als sie im December wieder nach Berlin kamen, besuchte Lessing seinen Freund Richier und fand ihn mit diesem so eben gedruckten Voltaireschen Werke beschäftigt. Vier und zwanzig Exemplare sollten an das königl. Haus verschickt werden, ehe sonst irgend Jemand eine Zeile zu lesen bekäme. Natürlich mußten dieses auserlesene Exemplare sein, und der Verleger Henning hatte zu solchem Behufe eine größere Anzahl abgeliefert, aus welchen Richier die besten wählte. Ein neues Werk von Voltaire mußte ein interessanter Gegenstand sein, hat doch ein noch nicht erschienenes Buch überhaupt so eine eigene Art von Reiz; ohnehin war Lessing damals gar kein Verächter Voltaires, denn in einer Stelle der Vossischen Zeitung (III, 376. M. 377. H. XII, 481) wendet er die hier angeführten Verse über den wahren Dichter:

Was ihn bewegt, bewegt, was ihm gefällt, gefällt.
Sein glücklicher Geschmack ist der Geschmack der Welt,

auf ihn an, und in einer andern (III, 396. M. 401. H. XII, 512) bemüht er sich gar, einige Verse desselben auf glücklichere Weise in eben so viele deutsche zu bringen, als ein Uebersetzer der „Fässer,“ den er hier kritisirt, gethan hatte. Eine noch größere Abhängigkeit Lessings von Voltaire hat sich neuerdings herausgestellt durch die glückliche Entdeckung von Dr. B. A. Wagner. [2]) So war denn hier Lessings Neugier rege, er blickte hier und da in die Bogen: endlich erbot er sich, beim Aussuchen mitzuhelfen, wenn ihm Richier dafür, falls sich aus den Defectbogen der erste Band herausbringen ließe, diesen auf einige Tage leihen wollte. Wirklich fand sich der erste Band bis auf einen Bogen zusammen und nachdem Lessing diesen gleich bei Richier gelesen, nahm er die übrigen mit nach Hause, nicht ohne das heilige Versprechen, diese Ausschußbogen längstens in drei Tagen wieder zu schicken und

---

1753, als es zuerst gedruckt wurde, war Voltaire nicht mehr in Berlin. Es wäre doch auch schlimm, wenn die Mittel des Geheimenrath Klotz nicht einmal zu diesem Wortspiel hingereicht hätten.

[1]) Diese dem großen König Friedrich II. fälschlich zugeschriebene Satyre erschien zuerst in den in Basel herausgekommenen Oeuvres posthumes de Frédéric le Grand roi de Prusse. 1788. III, 381—424, abgedruckt nach einer Handschrift aus dem Nachlaß des Sekretärs des Königs F. Darget und wurde hierauf in die Berliner Ausgabe Supplément aux oeuvres posthumes. 1789 I, 319 bis 364 aufgenommen. S. Denina, La Prusse littéraire sous Frédéric II. A Berlin, 1791. III, 166 und Preuß, Friedrich der Große als Schriftsteller. Berlin, 1837. S. 144. (M. und B.) — Auch folgendes Epigramm von Lessing (I, 3. M. 5. H. 122) geht auf Voltaire:

Du fragst, warum Semir ein reicher Geizhals ist?
Semir, der Dichter? er, den Welt und Nachwelt lieb't?
Weil nach des Schicksals ew'gem Schluß
Ein jeder Dichter darben muß.

Dieses Epigramm erschien nämlich zuerst am 20. März 1751 in der Vossischen Zeitung (III, 146. M. 148) mit der Einleitung: „Werden wir es mit unsern Lesern verderben, wenn wir folgenden kleinen Poesieen diesen Platz einräumen?“ — was entschieden darauf hinweiset, daß hier auf ein bekanntes Tagesereigniß angespielt wird. Der Name Semir deutet wohl auf seine „Semiramis“ 1748. — [2]) S. die Beilage. Vgl. B. Borberger, Einzelheiten über Voltaire bei Lessing. Programm des Freimaurer-Instituts zu Friedrichstadt-Dresden, 1879. (M. und B.)

Niemanden zu zeigen. Nun besuchte ihn aber andern Tages ein Landsmann Namens Drechsel, Hofmeister bei einem Herrn von Schulenburg, dieser drang so lange mit Bitten in Lessing, bis ihm dieser erlaubte, die Bogen mitnehmen zu dürfen. Aber unglücklicherweise machte die Gräfin von Bentink, Voltaires genaue Freundin, gerade an diesem Tage einen Besuch bei der Frau von Schulenburg. Wollte nun Drechsel, seines Versprechens, die Bogen geheim zu halten, nicht mehr eingedenk, sich den beiden Damen mit einer Neuigkeit empfehlen, oder kamen sie von ungefähr auf seine Stube, genug, die Gräfin von Bentink sah das Buch, und da sie sich von Voltaire unlängst ein Exemplar ausgebeten, es aber unter dem Vorwande nicht erhalten hatte, weil das königliche Haus damit noch nicht versehen sei, fuhr sie sogleich zu Voltaire, um diesen zur Rede zu stellen. Voltaire gerieth auf seine Weise außer sich und ließ seinen Sekretär rufen. Dieser gestand den ganzen Handel und bat, ihm seine Freundschaft zu Lessing zu Gute zu halten, doch mußte er sogleich zu diesem gehen, um ihm die Bogen wieder abzufordern. Aber Lessing hatte die Bogen zwar von Drechsel bereits zurückerhalten, war aber schon fortgereist. Traurig kam der Sekretär zurück und klagte diesen bedenklichen Zwischenfall. Darüber gerieth Voltaire in Feuer und Flammen und sagte dem bestürzten Richier auf den Kopf zu, er und Lessing hätten ihm ein ganzes Exemplar entwendet, ob er sie gleich alle bis auf diese Defectbogen des ersten Theiles richtig bekommen hatte; sie wollten sein Werk nachdrucken oder übersetzen, was ihm freilich beides hätte ungelegen sein müssen, denn es hieß damals, er habe mit seinem Buchdrucker Henning auch schon eine deutsche Uebersetzung verabredet, die zu Frankfurt an der Oder herauskommen sollte. Er mißhandelte seinen Sekretär auf eine Weise, die er an jedem andern sehr sarkastisch gerügt haben würde; er dictirte ihm nämlich einen Brief, den Richier in seinem eigenen Namen an Lessing absenden mußte. Dieser Brief ist nicht mehr vorhanden, wohl aber Lessings Antwort an Richier (M. XII, 27. H. XX, 1, 27), den dieser jedoch nicht mehr erhalten hat, da Voltaire ihn sogleich fortjagte, und noch ehe dieser nach Berlin gelangte, schrieb Voltaire selbst an Lessing (H. XX, 2, 7), worauf Lessing eine lateinische Antwort concipirte — ob sie abgesandt worden, ist nicht klar — die, wie er später zu Richier gesagt hat, Voltaire nicht an das Fenster gesteckt haben würde.[1])

Auch einem weniger ehrenhaften Charakter, als Lessing war, hätte diese Geschichte, bei der in Folge einer unläugbaren Indiscretion, die freilich unter Gelehrten gäng und gebe ist, aber wenn sie einmal schlimme Folgen hat, darum nicht minder hart beurtheilt wird, ein Freund an seinem Lebensglücke, ja an seiner Ehre wesentlich geschädigt wurde, im höchsten Grade unangenehm sein müssen. Auch Lessings eigener Ruf hatte unter ihr gelitten. Mylius schrieb ihm aus Berlin: „Ihre Sache mit Voltaire hat hier viel Aufsehen gemacht. Sie sind nach Ihrer Abreise bekannter geworden, als Sie es bei Ihrem Dasein waren", und K. Lessing erzählt einige Versionen der Geschichte, wie sie im Publikum umlief, die sehr unerbaulich lauten.

[1]) Die ganze Geschichte bei K. Lessing I, 120 ff. aus Richiers eigenen Angaben, wo auch ein Brief von Voltaire abgedruckt ist. (H. XX, 2, 7.)

Zweites Kapitel.

Es wird uns vom Alkibiades überliefert, er habe sich an allen Orten, wo er sich aufgehalten, gerade in Demjenigen auszuzeichnen gewußt, worauf man eben dort den meisten Werth gelegt; so sei er allen Athenern an würdevollem Auftreten, allen Böotiern an Leibeskraft, allen Lakedämoniern an Mäßigkeit, allen Thrakern an Prästanz im Trunke und in der Liebe überlegen gewesen. Etwas Aehnliches läßt sich von Lessing in Bezug auf die verschiedenen geistigen Gebiete, auf welche er sich eingelassen hat, behaupten. In Leipzig hatte er einen Dichterkreis und ein Theater gefunden, und hier war er einer der besten Lyriker und der erste Dramatiker des Jahrzehnts geworden, in Berlin hatte er in prosaischer Schriftstellerei seinen Freund Mylius und die übrigen deutschen und französischen Literaten überflügelt; nun kam er an einen Hauptsitz gründlicher und gottseliger Gelehrsamkeit, nach Wittenberg, und hier besiegte er in einem Fache, das recht eigentlich das innerste Heiligthum bücherwürmerischer Gelehrsamkeit ist, einen Mann, welcher sich in demselben den größten Namen gemacht hatte.

Es ist schon oben erwähnt worden, daß Lessing bald nach seiner Ankunft in Berlin die Bibliothek des alten Buchhändlers Rüdiger zu ordnen unternommen hatte. Dies scheint ihm (XII, 18. M. 23. H. XX, 1, 23) das widerlichste Geschäft keineswegs gewesen zu sein. Die umfassenden Werke über die Gelehrtenhistorie, welche damals bereits vorhanden waren, mußten dabei seine täglichen Begleiter sein, und ihre Vergleichung mußte sich ihm ganz von selbst darbieten. So mag sich bei ihm eine Vorliebe für dieses Fach ausgebildet haben, zu dessen Studium er übrigens schon bei seinem Vater Anleitung gefunden haben mochte;[1]) sie hat ihn niemals wieder ganz verlassen.

Sogleich das erste Buch, welches Lessing in der Vossischen Zeitung zur Anzeige gebracht hatte, war der erste Band einer Historie der Gelahrtheit eines gewissen Albertinus, die freilich nur bis auf die sieben Weisen reichte; Lessing macht hier geltend, daß die einzige Aufgabe, von welcher in Bezug auf diese Periode für ein solches Werk die Rede sein könnte, in einer Kritik der Schriften bestehen würde, welche von Gnostikern, Manichäern und Ebioniten dem Adam, dem Seth, dem Jakob u. s. w. angedichtet worden. „Diese Schriften," sagt er, „den Lesern näher bekannt zu machen, die sie verrathenden Stellen daraus anzuführen, ihre Verfasser aufzusuchen, ihre Absichten zu entwickeln, würde zwar nicht die leichteste, aber doch eine vielen Lesern sehr angenehme Arbeit sein." — Weiterhin (III, 353. M. 154 f. H. XIX, 7 f.) ist von des Chaufepié Supplementen zum Bayle die Rede, und es werden hier mehrere Artikel als unvollständig angeführt, und auch einer — über den Holstenius, — ausführlich ergänzt. Endlich findet sich (III, 168. M. 168. H. XIX, 14 f.) eine Kritik des dritten Theiles des Jöcherschen Gelehrtenlexicons, welche eine Anzahl vermeidlicher Fehler des Buches mit Schärfe rügt und eine Kenntniß desselben an den Tag legt, wie sie bei einem solchen Werke nur der fortwährende Gebrauch verschaffen kann, und von Lessings Aufenthalt in Wittenberg erzählt Nicolai in einer Anmerkung zu Lessings Brief vom 17. Jan. 1763, er sei fast

[1]) Lessings sämmtliche Schriften IV, 1785, Vorbericht S. 16.

beſtändig auf der Univerſitätsbibliothek geweſen und habe ſich gerühmt, es ſei kein Buch auf derſelben, das er nicht in Händen gehabt; hier fand er auch ſchon damals die Gedichte des Scultetus.

Von Jöchers Buche beabſichtigte Leſſing, wie er ſelbſt im fünfundzwanzigſten „Briefe" (III, 359. M. 362. H. VIII, 256) erzählt, außerdem noch eine allgemeine Kritik; es ſind von derſelben ſogar ſchon einige Bogen gedruckt geweſen. Sie hat ihn in eine Verdrießlichkeit verwickelt, die ihm um ſo unangenehmer hat ſein müſſen, da ſchon durch die Voltaireſche Geſchichte ſein Ruf gefährdet war. Leſſing hatte dieſe Bogen mit einem Briefe, welcher, wie Jöcher in einem Brief an Leſſing vom 1. October 1752 ſich ausdrückt, — er iſt mit zwei folgenden zuerſt in K. Leſſings Vorrede zum 4. Theile der Schriften 1785 veröffentlicht worden — (H. XX, 2, 10 ff.) mit einer Drohung ſchloß, an den Verleger des Gelehrtenlexicons Gleditſch geſandt. Es würde nicht ganz leicht ſein, eine beſtimmte Vorſtellung darüber zu faſſen, wie es ſich mit dieſer Sache verhalten haben mag, wäre uns nicht ein ähnlicher Brief von Leſſing aufbehalten. Leſſing concurrirte etwas ſpäter mit A. Schlegel in der Ueberſetzung der „Fabellehre," d. h. Mythologie des Bannier, und da ſehen wir ihn dieſem einen Brief (XII, 21. M. 29. H. XX, 1, 30) ſchreiben, der nichts weniger enthält als demüthige Bitten, ihn nicht durch ſolche Concurrenz zu unterdrücken, vielmehr wird Schlegel hier mit den Mitteln bekannt gemacht, die Leſſings Verleger, Voß, gegen Schlegels Verleger, Dyk, anwenden werde — was übrigens, beiläufig geſagt, nicht verhindert hat, daß das Buch im Verlage des letzteren erſchienen iſt; die beiden Merkure müſſen „zuſammengekommen" ſein, wie Leſſing ſich ausdrückt, denn es findet ſich eine Anzeige von Schlegels Bannier in der Voſſiſchen Zeitung 1753, 10. März, die ich deshalb Leſſingen glaube zuſchreiben zu dürfen (M. III, 391. H. XIX, 28); auch bei der Anzeige des Werkes (Voſſiſche Zeitung 1754, 15. Jan., H. XIX, 52) könnte man an Leſſing denken, denn es heißt hier von dem Buche, „welches längſt in unſere Sprache übergetragen zu werden verdient hätte": „Doch es iſt eben ſo gut, daß dieſe Arbeit dem Herrn Schlegel vorbehalten worden, weil es ſehr zweifelhaft iſt, ob ſie irgend ein anderer mit eben ſo viel Gelehrſamkeit und Geſchmack würde ausgeführt haben." In ähnlicher Weiſe wird Leſſing in dem Brief an Gleditſch entſchieden aufgetreten ſein und etwa geſagt haben, etwaige Supplementbände ſolle man nur ja unterwegs laſſen, denn ſeine Kritik werde es doch über dieſelben davontragen, oder was ihm ſonſt kecker Jugendmuth und rückſichtsloſe Ingenuität eingegeben haben mögen. Aber freilich hätte er bedenken ſollen, daß ſolche Ingenuität nicht gebräuchlich iſt, und daß die Welt ſie nicht verſteht. In der Gleditſchſchen Handlung ſcheint man gemeint zu haben, es ſei mit dieſem Briefe, wie das einer großen Buchhandlung öfter vorgekommen ſein möchte, auf eine Geldſchneiderei abgeſehen, und ließ ihn unberückſichtigt, ohne ihn auch nur Jöchern ſelbſt mitzutheilen, und daher ohne Zweifel der Urſprung eines Gerüchtes, das ſich in Leipzig verbreitete, Leſſing habe an Jöcher geſchrieben, wofern er nicht eine gewiſſe Summe Geldes, die ungefähr fünfzig bis ſechzig Thaler betrug, unverzüglich überſchickte, ſo werde er ihn durch eine Kritik über ſein Gelehrtenlexikon vor der ganzen gelehrten Welt äußerſt lächerlich machen. Weiße, dem dieſes Gerücht zu Ohren kam, meldete es Leſſingen nach Wittenberg und dieſer antwortete ihm, daß er allerdings in Jöchers

Buche viele Fehler gefunden und es daher für seine Pflicht gehalten, dasselbe in seiner Blöße darzustellen, und da der damalige Decan Ritter seine Kritik nicht habe die Censur passiren lassen wollen, habe er sie auf seine Kosten drucken zu lassen angefangen. Unterdessen war auch Jöchern etwas von Lessings Unternehmen zu Ohren gekommen, und nachdem er sich vom Rector in Wittenberg Auskunft über die Sache, und, wie wir wohl werden hinzusetzen dürfen, über Lessings Persönlichkeit erbeten, fragte er in der Handlung nach, wo ihm denn Brief und Druckbogen vorgelegt wurden. Jetzt schrieb er einen sehr höflichen Brief an Lessing, welcher uns jedenfalls insofern wichtig sein muß, als er auf eine günstige Schilderung desselben, die ihm von Wittenberg aus zugekommen sein muß, schließen läßt. Jöcher sagt hier, daß er bedaure, daß Lessing sich nicht an ihn selbst gewendet, wo er ihm denn angeboten haben würde, was er zur Ergänzung des Gelehrtenlexikons gesammelt, für einen Supplementband ihm gegen Bezahlung zu überlassen, versteht sich, so, daß seiner öffentlich dankende Erwähnung geschehen wäre — ja er deutet an, es würde sich vielleicht auch jetzt noch Rath finden, die bereits auf den Druck verwendeten Unkosten zu vergüten und Lessing für das, was er noch an Manuscript vorräthig habe, zu vergnügen. Außerdem wünscht Jöcher nur noch, daß Lessing sich in den vorliegenden Bogen manchmal weniger heftig, beißend und anzüglich ausgedrückt hätte. Lessings Antwort muß, nach Jöchers zweitem Briefe, ebenfalls sehr höflich gelautet haben; der Professor und Dr theol. nennt hier den einfachen Magister seinen wertheſten Gönner, sagt, er habe, wie Lessing ihm erlaubt, was ihm auf den drei Bogen bedenklich geschienen, unterstrichen, lehnt aber Lessings Anerbieten, ihm die ferneren Bogen vorher zur Ansicht zu schicken, ab, denn er trage zu Lessing das Vertrauen, er werde alles so einrichten, wie es der Wohlanstand zwischen Gelehrten und Schriftstellern erfordere. Die letztere Höflichkeit hat denn Lessing wieder damit erwiedert, daß er von dem ganzen Plan zurücktrete, worauf endlich Jöcher seine frühern Anerbietungen in Betreff der Druckkosten und seiner käuflichen Uebernahme des übrigen Materials wiederholt. Ob nun Lessing diese Vergütungen angenommen, ist unbekannt, daß er aber vor der Hand seine Arbeit liegen gelassen und das Verlangen des Dr. Jöcher billig gefunden habe, ihm seine Anmerkungen zu den Supplementbänden zu überlassen, sagt er selbst (III, 360. M. 362. H. VIII, 256). Und daraus ginge denn für uns sattsam hervor, daß das Verhältniß beider Männer ein vollkommen ehrenwerthes gewesen. Aber damit war für die Zeitgenossen, denen diese Privatbriefe nicht vorlagen, das Gerücht, das Leisingen eine schmutzige Gesinnung und literarische Freibeuterei schuld gab, noch nicht widerlegt, und dies ist ohne Zweifel der Grund, weshalb Lessing selbst in dem angeführten Briefe die Angelegenheit öffentlich zur Sprache bringt und jene drei Bogen dem urtheilsfähigen Publikum vorlegt: denn daß das hier Gegebene mit denselben identisch sei, kann gar keinem Zweifel unterworfen sein, da jenes mit Abaris anfängt und diese die ersten Bogen eines alphabetischen Werkes waren; auch konnte, was in der Lachmannschen Ausgabe freilich nur 15 Seiten füllt, immerhin 3 Bogen ausmachen, da es ja in der alten Ausgabe deren schon $2^1/_2$ ausmacht. Zum Ueberfluß ist in G. S. Nicolais Antwortschreiben an Lange davon die Rede, daß auf einem Bogen von Lessings schon gedruckter Kritik des Gelehrtenlexici von Abbot die Rede sei (III, 444. M. 446. H. XIII, 1, 55)

und eben dieser wird auch in dem 25sten der „Briefe“ (III, 363. M. 366. H. VIII, 260) besprochen.

Es scheint eine riesenhafte Aufgabe zu sein, eine umfassende Kritik eines Gelehrtenlexikons zu schreiben: eine Aufgabe, zu der nicht viel weniger als Alles gehört, und gewiß ist es, daß diese Blätter, zumal wenn man Lessings Jugend und bisheriges Leben in Betracht zieht, von seinem Fleiß, seiner Gründlichkeit und Vielseitigkeit ein bewundernswürdiges Zeugniß ablegen. Indessen wie ein Gelehrtenlexikon nicht daraus hervorgeht, daß ein Mann, welcher Alles weiß, nur eben überfließt, sondern daraus, daß Einer, was er gerade weiß, zusammenschreibt — wie denn Adelung, nachdem er den Jöcher um noch mehr als einmal so viel vermehrt, beide Werke zusammen nur erst eine Vorarbeit zu einem Gelehrtenlexikon nennt — so wird auch der Recensent eines solchen sich nicht dafür ausgeben, Alles, was der Verfasser gewußt, besser oder nur eben so gut zu wissen, sondern was er nach seinem Studienkreise nun gerade zu verbessern im Stande ist, anmerken, woraus denn auf die Zuverlässigkeit des Ganzen ein Rückschluß immerhin erlaubt sein wird. Und so fällt denn auch die Gelehrsamkeit, die Lessing hier entwickelt, wenigstens nicht ins Unbegreifliche; die einzelnen Artikel, mit welchen er den Jöcher ergänzt, gehören so ziemlich alle in das Bereich von Interessen, die wir auch sonst bei ihm verfolgen können: einer von ihnen (Usque) gehört der spanischen Literatur und zugleich der Geschichte der Theologie an, der Kirchengeschichte noch ferner drei: Abbot, ein Engländer, der ihm vielleicht schon aus des Vaters Schriften bekannt war, Abudacnus, Zenobius Acciaioli. Zu dem Artikel Abaris brauchte er nur den Lucian gelesen zu haben, was schon auf Veranlassung der Uebersetzung desselben durch Mylius geschehen sein kann, und selbst dem Entstehen der einzelnen Artikel nachzugehen, werden sich noch Mittel und Wege finden.

Es bleibt noch die Frage zu beantworten übrig, was aus den Materialien geworden, welche Lessing Jöchern für die Supplementbände überlassen. Diese Bände sind bekanntlich nie erschienen, und was aus Jöchers literarischem Nachlasse geworden, ist mir nicht bekannt; sagt doch selbst Adelung in der Vorrede zur Fortsetzung des Gelehrtenlexikons nichts davon, daß ihm ein solcher etwa von der Gleditschschen Handlung übergeben worden, oder aber daß er ihm entgangen sei. Zwar lagen ihm allerdings Lessingsche Collectaneen vor, von denen er sagt: „Es befinden sich darunter wenige ausgearbeitete Leben; das meiste besteht aus einzelnen Umständen und Nachrichten, welche der verdiente Mann, dem Anschein nach in seinen jüngern Jahren, wenigstens noch ehe er an die reiche Quelle literarischer Schätze zu Wolfenbüttel gekommen ist, aus verschiedenen Schriftstellern gesammelt.“ Allein diese waren ihm von K. Lessing zugesandt worden, und wir müßten also, sollten sie mit den Jöchern übergebenen zum Theil identisch gewesen sein, uns zu der Annahme bequemen, diese wären Lessingen nach Jöchers 1758 erfolgtem Tode zurückgesandt worden. Uebrigens waren Adelungen diese Dinge erst nach Schluß des ersten Bandes zugesandt worden, so daß sie hier noch nicht hatten benutzt werden können; wenn er sie weiterhin benutzen werde, verspricht er, dies zu bemerken; ich kann nicht sagen, ob dies irgendwo geschehen; die gedruckten Ergänzungen Lessings haben im ersten Bande des Adelung an den betreffenden Stellen Berücksichtigung gefunden.

Für Diejenigen, wenn es deren geben sollte, die etwa diesen Bestrebungen keinen Werth beizulegen wüßten oder nicht begreifen könnten, wie ein Mann, der den höchsten Interessen zugänglich gewesen, sich auf sie habe einlassen mögen, hätte Lessing vergebens gelebt. Wir treffen bei ihm gerade das Gegentheil von jener modernen Blasirtheit an, welche sich nicht herbeilassen will, etwas zu wissen, es sei denn, daß man ihr vorher nachweise, wie es wo möglich mit dem Absoluten selbst in Verbindung stehe — als ob nicht, selbst zugegeben, daß nur die Erkenntniß von den letzten Gründen des Schweißes der Edlen werth wäre, wo diese eine Bereicherung erhalten oder eine neue Wendung genommen hat, diese immer von einer Seite gekommen wäre, an die man in dieser Beziehung früher gar nicht gedacht hatte, und der man also, wenn sie sich dazu steigern sollte, in solcher Weise nutzbar zu werden, vorher rein um ihrer selbst willen die gründlichste Aufmerksamkeit hatte schenken müssen. Wenn Lessing wie kaum ein Anderer im Lichte einer unzerstörbaren geistigen Frische und Jugendlichkeit vor uns steht, so rührt dies gerade daher, daß er alles Wißbare, was ihm nach Talent und Lebensgang nahe lag, mit gleicher Liebe zu umfassen weiß; so wie Nichts so groß ist, daß er ihm nicht mit tiefem Geistesblicke gerecht zu werden vermöchte, so ist ihm auch Nichts zu klein, um es mit gewissenhaftester Strenge durchzuprüfen, denn Alles ist ja überhaupt Wissen, Alles gewährt nach materieller Seite hin eine Bereicherung der Erkenntniß und nimmt nach der Seite des Formellen die Thätigkeit des Aufmerkens und Nachforschens in Anspruch. Aber gerade vermöge dieses reinen, von keiner Vorliebe und Gewohnheit beherrschten Wissenstriebes faßt denn auch Lessing überall, im Kleinen wie im Großen, das Wesentliche, das ja nicht bloß das allein Wissenswerthe, sondern auch im Grunde das allein Wißbare ist, ins Auge; er tritt, weil er beständig auf dieses dringt, wo er nur überhaupt irgend eine Sache in die Hand nimmt, sogleich als Erfinder auf; und daher geht bei ihm viel öfter, als es sonst zu geschehen pflegt, wirklich aus dem Kleinen das Große hervor.

Ein solcher Fall findet auch hier Statt; gerade aus und an der Beschäftigung mit der Gelehrtenhistorie entwickelt sich bei Lessing ein Interesse, in Vergleich zu welchem jene allerdings als eine Kleinigkeitskrämerei erscheinen kann, in eigenthümlicher Form.

Neben den oben genannten umfänglichen Werken zur Gelehrtengeschichte und bei ihrem Gebrauch und ihrer Beurtheilung mußte Lessing sich beständig auf das Wörterbuch des Pierre Bayle hingewiesen finden, das ja das Entstehen jener Bücher größtentheils veranlaßt hatte, oder dem sie wohl gar einen Theil ihres Inhalts verdankten. Dieses Buch ist eine der Hauptquellen von Lessings Bildung geworden, und vielleicht hat keine Persönlichkeit so viel dazu beigetragen, die eigenthümliche Form seines Geistes festzustellen, wie Bayle.

Es muß auch dem oberflächlichen Leser auffallen, wie häufig Lessing in seinen gelehrten Arbeiten aus jener Zeit auf Bayle zurückgeht. Am meisten ist dies in der so eben besprochenen Kritik des Jöcher der Fall; hier wird derselbe fast in jedem Artikel, ja fast auf jeder Seite durch Bayle verbessert, wobei denn freilich auch dieser selbst häufig ergänzt wird, so daß Lange schon insofern nicht Ursache gehabt hätte, zu behaupten, Lessings ganze Gelehrsamkeit sei aus dem Bayle. Ferner habe ich schon oben angeführt, wie Lessing

den Plautus wegen einiger derben Zoten vertheidigt und die weit größere Verwerflichkeit der feinen Schlüpfrigkeiten erörtert, und in der Rettung des Horaz (IV, 17. M. 20. H. XIII, 1, 132) führt er aus, man müsse nicht eben Alles, was ein Dichter in dieser Beziehung sage, für baaren Ernst nehmen: „muß er denn alle Gläser geleert und alle Mädchens geküßt haben, die er geleert und geküßt zu haben vorgiebt?“ Diese Ansichten sind fast wörtlich ebenso ausgesprochen in Bayles Eclaircissemens sur certaines choses répandues dans ce dictionnaire (Ed. V. Bd. IV, 626 ff.). Bayle macht hier geltend, es lasse sich aus Gedichten auf die Sittlichkeit der Dichter kein Schluß ziehen; es gäbe deren dont tout le feu est dans la tête. Toutes les licences lascives de leurs épigrammes sont des jeux d'esprit, leurs Candides et leurs Lesbies sont des maitresses de fiction — und weiterhin sagt er: Les farces d'aujourd'hui sont plus dangereuses que celles de nos ancêtres; car celles-ci étaient d'une obscénité si dévoilée, que les honnêtes femmes n'osaient point y assister. Présentement elles y assistent sous prétexte que les saletés y sont voilées, mais non pas sous des enveloppes impénétrables. Y en a-t-il de telles? on les percerait à jour, fussent-elles composées de sept cuirs comme le bouclier d'Ajax. Si quelque chose a pu rendre très pernicieux les contes de Lafontaine, c'est qu'à l'égard des expressions ils ne contiennent presque rien qui soit grossier. Ich werde gelegentlich noch andere Nachweise geben, wie nah sich Lessing an Bayle anschließt; hier mag nur noch erwähnt werden, daß sein Leben des Sophokles (VI, 282. M. 273. H. XI, 1, 869.) sich geradezu als eine Ergänzung desselben ankündigt, und vielleicht ließe sich auch von dem Leben des Plautus annehmen, daß es mit Rücksicht auf solche geschrieben sei. Auch bemerkt von dem Ersteren schon Eschenburg, daß diese sehr eng zusammengezogene Lebensbeschreibung mit ihren zahlreichen gelehrten Anmerkungen ganz in der Manier des Bayle abgefaßt sei; selbst die Bezeichnung der Hauptanmerkungen mit großen lateinischen Buchstaben, und derjenigen Noten, welche wieder jene erläutern, mit kleinen, so wie auch die Gewohnheit der wirklichen Anführung der Gewährsmänner, ist dem Bayle entlehnt. Ganz dasselbe gilt von den Ergänzungen zum Jöcher, und wenn freilich beim Sophokles der kurze Abriß nur das Gerippe war, das durch Verarbeitung mit den Noten mit Fleisch und Nerven bekleidet werden sollte (VI, 286. M. 277. H. XI, 1, 873) — es gewährt einen wesentlichen Aufschluß über die durchgreifende Ordnung und schlagende Präcision in Lessings ausgearbeiteten Werken, z. B. dem Laokoon, daß wir auch bei ihnen die vorläufige Anfertigung eines ähnlichen Gerippes werden annehmen dürfen — so werden die Ergänzungen zum Jöcher in dieser Form als vollendet gelten müssen, denn die Artikel des Bayle haben ja auch keine andere; und also wird, gegen Lachmanns Ansicht (III, 380), schon deshalb, was man zu dem oben Erörterten nachtragen mag, die Beilage des fünfundzwanzigsten „Briefes“ nicht bloß dem Inhalte nach mit jenen gedruckten Bogen einerlei sein.

Nun ist es zwar wahr genug, daß damit noch nicht viel geleistet wäre, denn leicht ist es, wie Lessing selbst sagt (III, 152. M. 155. H. XIX, 8 f.), Bayle zu vermehren, denn wer gehöret nicht in ein solches Werk hinein? und ein Paar solche mechanische Vermehrer des Jöcher tadelt Lessing selbst in dem angeführten „Briefe“ — was unendlich schweres aber, ihn Bayle'sch zu vermehren. Allein eben dies hat Lessing gethan; Eschenburg sagt an der angeführten Stelle

ganz richtig, daß das Leben des Sophokles den Bayleschen Arbeiten nicht bloß der äußern Form, sondern auch dem innern Geist und Gehalt nach ähnlich sei. Lessing hat sich, als er die Kritik des Jöcher zu schreiben beschäftigt war, die selbst eine Art von Gelehrtenlexikon geworden wäre, ganz und gar gleichsam in Bayles Person versetzt; der Jöcher sollte für ihn werden, was dem Bayle der Moreri gewesen war. Er sagt in dem oft angeführten Briefe (III, 359. M. 362. H. VIII, 256): „Wann ich Ihnen nun sagte, daß ich durchaus nicht Willens sei, nach dem Exempel genannter Herren" — der angeführten „Vermehrer" — „einen Zusammenschreiber ohne Prüfung abzugeben? Wann ich nun hinzufügte, daß ich nichts weniger als jenes große Werk zu vermehren suche, sondern blos nach meinen Kräften die unzähligen Fehler darinne vermindern wolle?" Und Bayle sagt in der Préface de la première édition: „Ma principale vue avoit été de marquer les fautes de Mr. Moréri et celles de tous les autres dictionnaires qui sont semblables au sien,[1]) wie denn in Lessings Anzeige des Jöcher in der Vossischen Zeitung auch ein „allgemeines historisches Lexikon" schlecht wegkommt. Ja diese Parallele läßt sich sogar noch für einen ganz bestimmten Punkt durchführen, denn nachdem Lessing (III, 154. M. 156. H. XIX, 9) angeführt, daß Bayle es oft am Moreri tadele, daß er über die Titel der Bücher keine rechte Auskunft zu geben wisse, was denn Chaufepié wieder versehen, wirft er (III, 167. M. 170. H. XIX, 16.) auch dem Jöcher vor, daß in seiner neuen Auflage die Büchertitel eben weder halb noch ganz seien. Findet doch auch zwischen dem literarischen Lebensgange Lessings und Bayles, oder wenigstens dem Schluß ihrer Laufbahn, eine merkwürdige Uebereinstimmung statt. Lessings letzte Schriften sind mehr philosophischer als gelehrter Art, und so nahm auch bei Bayle in späterer Zeit das gelehrte Interesse ab; er hatte ein Supplement vorbereitet, aber il disoit lui-même, que ce supplément n'étoit point avancé et qu'il se sentoit du dégoût pour cette espèce de travail depuis qu'il s'étoit occupé depuis quelques années à des matières de raisonnement.[2]) Noch mehr. Die theologischen Kämpfe dienten Lessingen zur Zerstreuung, als der Verlust seiner Frau und eintretende Kränklichkeit sein Seelenleben zu verdüstern drohten, und Bayle sagt in einem Brief an Shaftesbury (Vie de Mr. Bayle éd. V. Tome I. p. CIX): „J'aurois cru qu'une querelle avec les Théologiens me chagrineroit, mais j'éprouve par expérience qu'elle me sert d'amusement dans la solitude à quoi je me suis réduit." Und wenn das Leben Bayles mit den Worten schließt: „Il est ordinaire de trouver des hommes qui joignent beaucoup de savoir à peu de génie, beaucoup d'esprit à peu d'érudition, beaucoup de solidité à peu d'agrément: mais il est rare d'en trouver qui ayent réuni aussi parfaitement toutes ces qualités que Mr. Bayle. C'est ce qui a fait dire à Mr. de Saint-Evremond:

[1]) Das Projet d'un dictionnaire critique selbst fängt so an: „Monsieur, vous serez sans doute surpris de la résolution que je viens de prendre. Je me suis mis en tête de compiler le plus gros recueil qu'il me sera possible des fautes qui se rencontrent dans les dictionnaires, et de ne me pas renfermer dans ces espaces, quelque vastes qu'ils soient, mais de faire aussi des courses sur toutes sortes d'auteurs, quand l'occasion s'en présentera." — [2]) In einem Briefe an Des Maizeaux (Ed. V. Tome I. p. CX.).

Qu'on admire le grand savoir,
L'érudition infinie.
Où l'on ne voit sens ni génie,
Je ne saurois le concevoir:
Mais je trouve Bayle admirable,
Qui profond autant qu'agréable
Me met en état de choisir
L'instruction ou le plaisir

— wird man da noch Bedenken tragen, zu behaupten, daß Leſſing, neben vielem Andern, auch ein ganz ſpecieller Nachfolger Bayles geweſen?

Der Einfluß, welchen Bayle auf das achtzehnte Jahrhundert ausgeübt hat, iſt unglaublich groß; man muß Villemain Recht geben, wenn er behauptet, dieſes Jahrhundert ſei, inſofern man es als die Zeit des Einſpruchs gegen althergebrachte Vorurtheile und der Abſtreifung der Feſſeln, die den Menſchengeiſt in ſeiner freien Entwickelung hemmten, beſtimmen könne, geradezu von ſeinem Auftreten zu datiren. Die zunächſt vorhergehende Periode, ſagt Villemain, war eine Zeit ſchwerfälliger und maſſenhafter philologiſcher, hiſtoriſcher, theologiſcher Gelehrſamkeit geweſen; und ihr vorwaltendes Intereſſe war der Streit der Confeſſionen. Bayle beherrſcht die Gelehrſamkeit und hat den Sectenſtreit innerlich durchlebt, denn er war in ſeiner Jugend vom reformirten zum katholiſchen und dann wieder zum reformirten Bekenntniß übergegangen, aber er durchgeiſtigt jenen mit dem Hauche zweifelnder Ironie und wendet die Schärfe der Polemik, die ſich in gegenſeitiger Bekämpfung der Religionsparteien faſt erſchöpft hatte, gegen die Religion ſelbſt. Durch beides vermittelt er den Uebergang zu den zerſetzenden, ins Oberflächliche verlaufenden Tendenzen, zu der Herrſchaft des esprit, die ſich gegen die Mitte des Jahrhunderts geltend machte: anecdotier de l'univers, compilateur et dialecticien à la fois, le plus penseur des érudits, son livre, vaste magasin de savoir et d'incrédulité, était tout fait pour dispenser d'études et fournir d'argumens un siècle ingénieux. Ohne dies Buch auf dem Bücherbrette wäre weder ein Voltaire noch ein Wieland möglich geweſen, nicht davon zu reden, daß die Encyklopädie nichts als eine Wiederaufnahme von Bayles Grundplan war, durch ein Nachſchlagewerk, eine Art Converſationslexikon — daß man das Buch als ſolches betrachtete, erhellt aus der Möglichkeit, es in ſeiner ganzen Dickleibigkeit z. B. ins Deutſche [1]) zu überſetzen, wobei an die Gelehrten am wenigſten gedacht ſein konnte — gewiſſe Anſichten unerwartet ins Publikum

[1]) Unter der Aufſicht Gottſcheds; Leſſing verſäumt die Gelegenheit nicht, dieſem eins zu verſetzen, er ſpricht in Bezug auf die Supplemente des Chaufepié (III, 154. M. 156 f. H. XIX, 9) den Wunſch aus, daß, wenn dieſes Buch überſetzt werden ſollte, die Aufſicht einem Manne anvertraut werden möchte, der die Fehler deſſelben zu verbeſſern im Stande ſei, nicht aber einem, deſſen ganzer Ehrgeiz es ſei, ſeinen Namen an der Stirne eines gewichtigen Werkes zu ſehen, der Antheil, den er daran habe, möge ſo gering ſein, als er wolle, womit er übrigens Gottſcheden doch wenigſtens inſofern Unrecht thut, als dieſer im Leben ſeiner Frau davon zu erzählen weiß, wie ſie beide zuſammen ſämmtliche Correcturbogen zweimal durchgegangen, ſo daß ſeine Frau, ſetzt er mit dem ganzen Stolze einer bändereichen Berühmtheit hinzu, vielleicht die einzige Dame in Europa ſein dürfte, die dieſe 4 Folianten zweimal von Anfang bis zu Ende durchgeleſen: eine Annahme, der um ſo mehr beizupflichten ſein wird, da aus dieſen 4 Folianten immer ein Duodezbändchen von Dingen der Art zuſammenzuſtellen ſein würde, um deren willen man an der Dacier, mit der die „berühmte Kulmus" gern verglichen wurde, bewunderte, wie ſie doch den ganzen Ariſtophanes zu bewältigen vermocht habe.

zu bringen. Aber das Alles war nur eine Folge von Bayles Auftreten, nicht eine Nachfolge auf der von ihm betretenen Bahn. Bayle selbst war nichts weniger als ein oberflächlicher Schöngeist, der nichts als eine érudition passagère besessen hätte, wie de la Motte Houdar das nennt, sondern wenn er auch der Gelehrsamkeit einen lebendigeren Geist einflößte, gleichwohl ein ächter Gelehrter, das heißt ein Mann, der sich um die Kenntniß dieser oder jener Dinge bemüht, weil sie ihn nach Begabung und Bildungsgang nun einmal interessiren, ohne im Voraus auf einen bestimmten Gebrauch, der sich von dieser Kenntniß machen lasse, hinzublicken. Er baute seine tieferen Einsichten auf der breitesten Grundlage der Empirie auf, und wo sich gerade keine Beziehung auf sie darbot, war ihm auch die Empirie selbst genug. Eben so wenig war er ein Freigeist. Sein vielgerühmter Skepticismus war nichts Anders als jener Proceß der allseitigen Verlebendigung und Vergeistigung der Gelehrsamkeit selbst; wie positiv seine Ergebnisse gewesen, beklagt Feuerbach, dessen Schrift über Bayle, so wie ein guter Theil seiner Schriftstellerei überhaupt nichts Anders als eine Nachzüglerei zu den eben charakterisirten Folgen von Bayles Thätigkeit ist,[1]) bitter genug. Er bekämpft die Religion oder Theologie, aber nicht als ob sie beseitigt werden könnte, oder auch nur er sie beseitigen wollte. Er war mit aufrichtiger Seele Mitglied der reformirten Kirche. Wir haben keinen Grund, sagt Feuerbach (S. 124), dies zu bezweifeln. Nicht nur die feierlichsten Versicherungen sprechen dafür; er bestätigte auch seine Ergebenheit an die reformirte Kirche durch öffentliche Acte, ja er bestätigte sie durch Opfer. Daher schloß er denn auch aus den Einwürfen der Vernunft gegen den Glauben nicht auf die Nichtigkeit der Dogmen, sondern auf die Nichtigkeit der Vernunft, der denn freilich ebenfalls zu entsagen unmöglich ist. Und so ist also, was sich bei Bayle herausstellt, nichts Andres, als daß beide, Glauben und Denken, Religion und Philosophie zwar jede auf ihre Weise berechtigte, aber unvereinbare Sphären seien. In dem Allen steht Baylen Niemand so nahe als Lessing. Was so eben über die Durchgeistigung der Empirie und den andrerseits durchaus occasionellen Charakter seines Philosophirens gesagt ist, stimmt genau mit demjenigen überein, was oben in dieser Beziehung bemerkt werden mußte; wie sehr sich Lessing nach dieser Seite hin gerade an ihm ausgebildet hat, wird weiterhin noch klarer werden; daß er diesen geistigen Proceß schon früh vollkommen zu würdigen gewußt, zeigt eine Stelle über Diderot im Neuesten. „Unser Verfasser," sagt Lessing III, 231. M. 236. H. VIII, 75. in einer Beurtheilung der Abhandlung über die Taubstummen, auf die ich in einem andern Zusammenhange zurückkommen muß — „ist einer von den Weltweisen, welche sich mehr Mühe geben Wolken zu machen als sie zu zerstreuen. Ueberall, wo sie ihre Augen hinfallen lassen, erzittern die Stützen der bekanntesten Wahrheiten, und was man ganz nahe vor sich zu sehen glaubte, verliert sich in eine ungewisse Ferne. Sie führen uns

[1]) Namentlich hat Feuerbach, seitdem er den Pierre Bayle geschrieben, eine Bewandertheit in der chronique scandaleuse des Christenthums entfaltet (in einem fränkischen Kloster wurde das praeputium Christi als Reliquie verehrt u. dgl.), die vollkommen im Styl des Bayle ist, der z. B. den Umstand, daß Philipp von Hessen τριόρχος gewesen, und was ihm deshalb Luther nachsehen müssen, gewissenhaft anführt, ja demselben größtentheils entlehnt sein dürfte, denn wen könnten heutigen Tages seine Studien des Weges führen, wo dergleichen in Masse zu finden wäre?

In Gängen voll Nacht zum glänzenden Throne der Wahrheit,
v. Kleist.

wenn Schullehrer in Gängen voll eingebildeten Lichts zum düstern Throne der Lügen leiten. Gesetzt auch, ein solcher Weltweiser wagt es, Meinungen zu bestreiten, die wir geheiliget haben. Der Schade ist klein. Seine Träume oder Wahrheiten, wie man sie nennen will, werden der Gesellschaft eben so wenig Schaden thun, als vielen Schaden ihr diejenigen thun, welche die Denkungsart aller Menschen unter das Joch der ihrigen bringen wollen." Das ließe sich wörtlich ebenso von Bayle sagen und nicht weniger von Lessing selbst. Und wenn mit diesem Allen die wesentliche Uebereinstimmung von Bayles und Lessings Geistesform, wobei der frühere um so mehr zu der Ausbildung des Späteren mitgewirkt haben wird, je gewisser dieser selbst eben diese Form in sich tragen mußte, wenn er solche Einwirkung zu empfangen fähig sein sollte, über allen Zweifel erhaben ist, so hat Lessing vollends in seinen religiösen und, wenn man will, religionsphilosophischen Ansichten am allerentschiedensten und ausschließlich auf dem von Bayle bereiteten geistigen Boden gefußt, nur daß er denselben auf eine eigenthümliche aber seine sonstige Geistesverwandtschaft mit Bayle nur desto unverkennbarer darstellende Weise in Besitz nimmt.

Es sind in neuerer Zeit mehrere Darstellungen von Lessings religiösem und theologischem Standpunkte versucht worden, sie beziehen sich aber lediglich auf die zweite Hälfte seiner literarischen Laufbahn, etwa von 1760 an, und gehen von der Voraussetzung aus, daß er erst damals einen solchen Standpunkt in sich ausgebildet habe. Nun ists zwar ganz richtig, daß Lessings Ansichten über diese Punkte eine wissenschaftliche Formulirung und Begründung erst spät erhalten haben, und deshalb werde ich den Leser auf eine Einreihung des in jenen Schriften Ermittelten noch lange warten lassen müssen, aber die Grundzüge von Lessings theologischer Anschauungsweise müssen schon hier dargestellt werden, denn sie sind schon in der Periode, mit welcher wir es hier zu thun haben, deutlich erkennbar.

Wir verehren in Lessing einen der freiesten Geister nicht bloß unseres Volkes; sein Name ist das Feldgeschrei in jedem Kampfe für Licht und Wahrheit, das Losungswort bei jeder unerschrockenen und vorurtheilsfreien Mannesthat geworden; wenn es auch ihm als einzelnem Menschen nicht gelungen sein kann, jede Hülle zu durchbrechen, so sind wir doch Alle darüber einig, daß sein inneres Ringen die Tendenz dazu in sich getragen habe, und wäre die Lebenszeit des Menschen nicht so kurz bemessen, sich zu einem Standpunkt nach dem andern emporgesteigert haben würde. Gleichwohl würde sich der sehr vergreifen, welcher Lessing unter die Zahl derjenigen rechnen wollte, welche sich über Alles hinwegzusetzen gewußt und die Grundlage des menschlichen Daseins in Abrede zu stellen versucht haben. Es ist hier nicht der Ort, darüber zu streiten, ob er dazu nicht genug innere Freiheit besessen habe oder auch zu viel — jedenfalls war er für solches Auftreten eine zu tiefe Natur. Es ist in früheren Abschnitten darauf hingewiesen worden, wie er die einfachen Grundverhältnisse des Familienlebens, obgleich ihm seine Angehörigen nicht immer die Behandlung zu Theil werden ließen, auf welche er Anspruch gehabt hätte, bis ins spätere Mannesalter und wohl selbst mit Aufopferung wissenschaftlicher Ueberzeugungen heilig gehalten; und so konnte es

auch nicht als seiner unwürdig erscheinen, wenn wir manche Richtungen seines Geistes aus frühen Einflüssen der Erziehung und des Unterrichts hergeleitet haben. Dies muß auch der leitende Gesichtspunkt bei der Besprechung von Lessings religiösem Standpunkte sein. Bei aller Unbefangenheit des Urtheils, zu welcher er sich früh genug erhob, hat er sich immer eine gewisse Pietät gegen den Glauben seiner Jugend erhalten, besonders aber einen religiösen Sinn, welchem die richtige Auslegung zu geben, die gebührende Stelle anzuweisen, sein Bestreben war, den er aber als Thatsache anerkannte, und um deswillen er auch gegen das irrige Fürwahrhalten allenfalls Nachsicht übte.

Es ist oben angeführt worden, daß Lessing sich gegen den ausdrücklichen Wunsch seiner Familie geweigert, sich zum Prediger zu bestimmen und geradezu Theologie zu studiren. Allerdings mag dies, wenn dem frischen Jüngling nicht etwa die Amtsgravität gar zu abschreckend vorgekommen ist, zum Theil daher rühren, daß ihm im Umgang mit dem Freigeist Mylius und durch allerlei Schriften, die ihm auf der Klosterschule nicht eben zu Händen gekommen sein mögen, der Glaubensinhalt an manchen Punkten wankend geworden; wenigstens deutet darauf eine Aeußerung in einem Briefe an den Vater vom 30. Mai 1749 hin, wo Lessing sagt: „Die Zeit soll lehren, ob der ein besserer Christ ist, der die Grundsätze der christlichen Lehre im Gedächtnisse und, oft ohne sie zu verstehen, im Munde hat, in die Kirche geht und alle Gebräuche mitmacht, weil sie gewöhnlich sind; oder der, der einmal klüglich gezweifelt hat, und durch den Weg der Untersuchung zur Ueberzeugung gelangt ist, oder sich wenigstens noch darzu zu gelangen bestrebet. Die christliche Religion ist kein Werk, das man von seinen Aeltern auf Treu und Glauben annehmen soll." Indessen ist Lessing mit diesen Zweifeln, wie auch diese Stelle selbst lehrt, immer auf dem Boden des Christenthums geblieben; es ist einer der schlagendsten Beweise für seine geistige Selbständigkeit, daß er, der witzbegabte junge Mann, sich unter den französischen Freigeistern in Berlin niemals hat verleiten lassen, an ihren Spöttereien Theil zu nehmen, ja er erklärt sich gegen diese Feinde der Religion und Tugend an mehreren Orten in der Vossischen Zeitung und im Neuesten ausdrücklich: seine Entfremdung vom regelrechten theologischen Studium, das auf Vorbereitung zu einem Predigtamte zielt, gab ihm nur Veranlassung, die Sache auf seine eigene Weise anzupacken, und sich auf dem Wege der rein gelehrten Beschäftigung mit einer bloßen Hilfswissenschaft der Theologie der Behandlung der höchsten Probleme in harmloser Weise zu nähern, wobei ihm freilich der Umstand zu Statten kam, daß zu jener Zeit, nach dem Erlöschen der confessionellen und pietistischen Streitigkeiten, kein brennendes theologisches Tagesinteresse die Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Ich habe schon einigemale darauf hingewiesen, wie Lessing in frischer Unmittelbarkeit seine Thätigkeit immer größtentheils an den Ort, an welchem er sich gerade aufhielt und die Umgebung, in der er lebte, anzuknüpfen gewußt habe. In Wittenberg konnte nichts näher liegen und zugleich nichts in jeder Beziehung lohnender sein, als Beschäftigung mit der Geschichte der Reformation und der Reformatoren. Ein Interesse für dieselbe hatte Lessing von dem Vater gleichsam geerbt, ja sie konnte, da ja der älteste Vorfahr des Hauses selbst in der Kirchengeschichte des Protestantismus vorkam, gleichsam für ein Familieninteresse gelten; man wird annehmen dürfen, daß, wenn der

Vater bei jenem Besuch Lessings in Kamenz mit den theologischen Kenntnissen des Sohnes doch noch ganz leidlich zufrieden war, derselbe gerade dieser seiner Liebhaberei Genüge zu leisten gewußt habe. Nun beschäftigte sich zu jener Zeit Lessing, wie wir gesehen haben, gerade mit der Gelehrtenhistorie, und zwar zum Theil wenigstens in der Absicht, sich durch einige strengwissenschaftliche Leistungen auch unter den eigentlichen Gelehrten einen Namen zu machen, und so dürfte das Entstehen seiner in die Reformationsgeschichte einschlagenden Arbeiten, der Briefe über den Simon Lemnius (III, 272. M. 280. H. VIII, 167) und der Rettung des Cochläus (IV, 87. M. 89. H. XIV, 1, 69), so wie der Rettung des sogenannten Inepti religiosi (VI, 68. M. 69. H. XIV, 1, 47) hinlänglich erklärt sein. Uebrigens hatte Lessing, der, wo seine Zeitgenossen nur mit ihm gleichen Schritt halten konnten, immer mit Andern gemeinsam arbeitete, bei diesen Studien eine Unterstützung an einem jüngeren Schulkameraden, dem späteren Professor der Theologie in Leipzig, Friedrich Immanuel Schwarz, welcher eben 1751 Custos an der Universitätsbibliothek zu Wittenberg geworden war; [1]) Lessing erwähnt seiner (IV, 46. M. 49. H. XIV, 1, 25) in der Rettung des Cardanus mit Anerkennung. [2])

Allein die genannten Aufsätze sind sogleich schon etwas mehr, als Beiträge zur Geschichte der Reformation und der Reformatoren, wie man sie in Wittenberg zu schreiben pflegte. Zwar sind sie nicht rein historisch, sondern zugleich polemisch, und könnten insofern gerade dem Boden Wittenbergs ganz angemessen scheinen, wo die Besprechung der Reformatoren sich meistens ohne Weiteres zu einer Apologetik der Reformation gestaltet haben wird, aber leider ist ihre Polemik, soweit sie die Reformatoren betrifft, ein Panegyrikus für dieselben nun gerade gar nicht.

Sämmtliche Aufsätze Lessings, welche „Rettungen" überschrieben sind — auch die Abhandlung über den Simon Lemnius kann zu ihnen gezählt werden, denn sie gleicht den Uebrigen selbst darin, daß in ihr (III, 287. M. 263. H. VIII, 181 f.) zum Theil ein Verstorbener gegen einen Lebenden, den Pastor Vogt, Verfasser eines Verzeichnisses rarer Bücher, vertheidigt wird — weisen im Allgemeinen und Einzelnen vielfältig auf Bayle zurück. Der Grundgedanke dieser Aufsätze selbst ist ein ganz Baylescher. Es ist mit ihrem Titel im Grunde nur der Tendenz Bayles, aus welcher, wie oben angeführt worden, sein ganzes Unternehmen hervorgegangen, nämlich im Interesse der Wahrheit überall an die Fehler und Mißverständnisse Anderer anzuknüpfen und sie zu verbessern, ein Name gegeben; wie Bayle den Moreri, Lessing bei der Kritik des Jöcher diesen, so macht der letztere hier den schon genannten Vogt

[1]) Er war 1748 vom Alraneum abgegangen und wurde 1754 Bibliothekar in Wittenberg. S. Leben Fr. Imm. Schwarzens von J. G. Eck. 1787. S. 11. 12. — [2]) Die Abhandlungen Schwarzens, welche Lessing hier erwähnt (Exercitationes in utrumque Samaritanorum Pentateuchum) werden in der Voss. Zeitung 1753 Nr. 1 d. 3. April angezeigt; Schwarz mochte sie Lessing zugesandt haben, einem Andern wäre eine solche Gelegenheitsschrift wohl kaum wichtig genug erschienen, ich glaubte daher die Anzeige für Lessingisch erklären zu dürfen. (M. III, 393 f. H. XVII, 40). Uebrigens scheint sich aus der Notiz, daß diese Abhandlungen von Schwarz „in den letzten beiden Monaten" auf das Katheder gebracht worden, zu ergeben, daß Lessing jene „Rettung" erst nach seiner Rückkehr nach Berlin ausgearbeitet; doch hindert das nicht, daß sie nicht ihrer Entstehung nach den Anregungen des Wittenberger Aufenthaltes angehörte, ein ähnliches Verhältniß werden wir bei den Rettungen des Horaz beobachten.

mehrfältig zum Ausgangspunkte (IV, 68. M. 69. H. XIV, 1, 47) so wie in den Rettungen des Horaz die gewöhnlichen Biographen und Bayle selbst (IV, 31. M. 32 f. H. XIII, 1, 147); allenfalls liegt in den Widerlegungen Lessings etwas mehr menschliches Wohlwollen als in den ähnlichen des letztgenannten. Und was dann das Besondere anbetrifft, so ist schon oben angeführt worden, daß einer der Grundgedanken der Rettungen des Horaz sich wörtlich beim Bayle findet und die Rettung des Cardanus wünschte Lessing selbst (IV, 45. M, 48. H. XIV, 1, 26) als einen guten Zusatz zu dem Artikel angesehen, welchen Bayle in seinem kritischen Wörterbuche von diesem Gelehrten gemacht hat; vom Simon Lemnius sogleich.

Diese Anregung durch Bayle läßt nun schon für die Lessingschen Aufsätze eine gewisse Unparteilichkeit, ein ruhiges Drüberstehen vermuthen. Und wirklich findet dieses hier Statt. Sie behandeln die Theile der Reformationsgeschichte, von denen in ihnen die Rede ist, nicht vom einseitig lutherischen Standpunkte aus. In der Rettung des Cochläus wird dieser, ein Katholik, von welchem behauptet worden war, er sei der Erste gewesen, der die Beschuldigung ausgesprochen, die Reformation sei blos durch die Eifersucht der Dominikaner und Augustiner hervorgerufen, von diesem Verdacht gereinigt; und der Grundgedanke in dem Aufsatz über den Simon Lemnius, wo nachgewiesen wird, daß dieser erst durch die ungerechte Verfolgung von Seiten Luthers zu seiner Monachopornomachia veranlaßt worden sei,[1]) der Tadel gegen Luthers Hitze (III, 285. M. 292. H. VIII, 180), „Gott, was für eine schreckliche Lection für unseren Stolz! Wie tief erniedrigt Zorn und Rache auch den redlichsten, den heiligsten Mann," findet sich auch beim Bayle, wenn auch bei einer andern Gelegenheit. Bayle sagt, die Herausgabe der Tischgespräche sei eine imprudence gewesen; ce fut l'effet d'un zèle inconsidéré ou plutôt d'une préoccupation excessive qui empêchait de connaître les fautes de ce grand homme. On ne peut nier que l'ardeur impétueuse de son tempérament ne lui arrachât des paroles qui méritent damnation etc.

Ja, hierin dürfte sogar noch etwas mehr, als Unparteilichkeit und Billigkeit gegen Andersdenkende liegen; es wird nicht nur die abergläubische Verehrung gegen die Person Luthers beseitigt, sondern auch die Lehren desselben hätte Lessing wohl nicht über alle Discussionen erhaben gehalten. Sagt er doch sogar über das Christenthum selbst (IV, 52. M. 55. H. XIV, 33): „Was ist nöthiger, als sich von seinem Glauben zu überzeugen, und was ist unmöglicher als Ueberzeugung, ohne vorhergegangene Prüfung? Man sage nicht, daß die Prüfung seiner eigenen Religion schon zureiche, daß es nicht nöthig sei, die Merkmale der Göttlichkeit, wenn man sie an dieser schon entdeckt habe, auch an andern aufzusuchen. Man bediene sich des Gleichnisses nicht, daß, wenn man einmal den rechten Weg wisse, man sich nicht um die

[1]) Gegen Lessings Aufsatz — und zur Vertheidigung Luthers, aber sehr höflich gegen Lessing: Neue Erweiterungen der Erkenntniß und des Vergnügens. IV, 1754. S. 64 ff. Eine andere Schrift gegen Lessing wird in Göttinger Gel. Anz. 1757 Nr. 23 besprochen. Uebrigens ist die Monachopornomachia abgedruckt in Murrs Neuem Journal zur Literatur und Kunstgeschichte II., 1799. Der ganze Humor davon ist, daß das Verbum futuo durch alle ersinnlichen tempora und modos durchconjugirt wird. Ueber Lemnius vgl. noch Augsburger Allgemeine Zeitung 1874, Beilage Nr. 284, S. 4418.

Irrwege zu bekümmern habe. Man lernt nicht dieſe durch jenen, ſondern jenen durch dieſe kennen."

Die Rettung des Hieronymus Cardanus, in welcher ſich dieſe Stelle findet, iſt die merkwürdigſte von den Abhandlungen, welche dieſe Bezeichnung führen. Zunächſt, weil ſich an ihr klar nachweiſen läßt, wie Leſſing überhaupt darauf gekommen, ſeine Ergänzungen des Bayle und insbeſondere dieſen Aufſatz, welchen er ſelbſt als eine ſolche bezeichnet, gerade Rettungen zu nennen. Schon oben iſt von dem Einfluſſe die Rede geweſen, welchen Jo. Fr. Chriſt auf ihn ausgeübt. In den Noctes Academicae dieſes Mannes findet ſich S. 58 ein Aufſatz: Pro Hieronymo Cardano censura Baelii male habito. Sie beginnt mit den Worten: Defendendos sumsimus viros quosdam nobilitate generis, eruditione, virtutibus ad summum gloriae culmen evectos: verum quos maledictis per libros passim sparsa improbitas infimi generis hominum, invidulorum, servorum, dicaculorum, qui caeteros ex suo ingenio aestimant nec minus quam se esse putant turpes, usque adeo afflixit: ut hodieque eorum virorum fides quae maxima esse meruerat vix habeatur tuta. In dieſem Sinne, fährt er fort, hätten nun Naudäus und Bayle ſchon manches gethan, doch gerade gegen den Cardanus ſeien ſie beide ungerecht. Wie nun er, Chriſt, in den commentariis de rebus eruditorum in Francouia (Neufränkiſche Zeitungen?) den Heinrich Cornelius Agrippa vertheidigt habe und eine ausführliche Rechtfertigung des Machiavell beabſichtige, ſo wolle er diesmal den Cardanus vertheidigen — worauf denn ein deutſch geſchriebener Aufſatz ganz in der Weiſe des Bayle, kurzer Text und Anmerkungen mit vielen Citaten, folgt. Das hätte denn alſo Leſſing im Allgemeinen und Beſonderen weiter geführt. Wie durch dieſe Anknüpfung die Rettung des Cardanus in Leſſings Vergangenheit zurückgreift, ſo anticipirt ſie durch ihren Inhalt auf höchſt intereſſante Weiſe ſeine Zukunft. Man hatte Cardanus nach beliebter Weiſe, weil er nicht eben bei dem Herkömmlichen ſtehen geblieben war, für einen Atheiſten erklärt. Dies gründete ſich auf drei Angaben. Er ſollte ein Buch wider die Unſterblichkeit geſchrieben, Chriſtus die Nativität geſtellt und damit eine Gotteslästerung begangen haben, endlich fand man eine Stelle in ſeinem Buche de subtilitate anſtößig. Auf die erſteren beiden Umſtände läßt ſich Leſſing nicht weiter ein — die Exiſtenz des Buches über die Unſterblichkeit ſcheint ihm zweifelhaft zu ſein: ich werde ſogleich Cardanus Anſicht über dieſen Punkt anführen müſſen; in Bezug auf die Nativität verweiſt er auf Brucker,[1]) ſeine Abhandlung iſt der Vertheidigung der

[1]) Carrière ſagt in ſeinem Buche, die philoſophiſche Weltanſchauung des Reformations-Zeitalters, über dieſen Punkt S. 342 Folgendes: „Der Menſch iſt nach Cardan Ziel und Schlußpunkt irdiſcher Lebensentwicklung, auf ihn fallen, wie auf einen Mittelpunkt, alle Strahlen des Univerſums zuſammen. Er iſt die Mitte, das Band der Welten, er verknüpft Himmliſches und Irdiſches, Ewiges und Vergängliches. Deshalb ſtellt ſein Weſen und Werden auch in der Natur, auch in den Sternen ſich dar, nicht als ob er von dieſen beherrſcht würde, ſondern wie die Eigenſchaften des Menſchen, ſo ſind auch die Stellungen der Geſtirne geordnet. Eins ſpiegelt ſich im Andern, und die Natur giebt äußerlich der Seele den Stoff zur Entwicklung ihrer Eigenthümlichkeit. In dieſem Sinne hat ſich Cardanus viel mit Horoſkopſtellen beſchäftigt, ohne das Ungewiſſe dieſer Kunſt zu verkennen, und wenn er auch die Conſtellation bei Chriſti Geburt zu beſtimmen ſuchte, ſo wollte er damit keineswegs ſeine Thaten und ſein Leiden, als durch die Geſtirne bewirkt, darſtellen, ſondern einzig zeigen, wie himmliſche Erſcheinungen jenen

Stelle in dem Buche de subtilitate gewidmet. Cardanus läßt hier die Bekenner der vier Hauptreligionen, der heidnischen, jüdischen, muhamedanischen und christlichen über ihren Vorzug streiten, „dann schließt er" — so hatte Vogt in seinem Verzeichnisse von raren Büchern gesagt — „ohne sich für eine zu erklären, mit diesen unbedachtsamen Worten: his igitur arbitrio victoriae relictis, das heißt auf gut deutsch, er wolle dem Zufall überlassen, auf welche Seite sich der Sieg wenden werde. Diese Worte veränderte er zwar selbst in der zweiten Ausgabe; dennoch aber ward er drei Jahre darauf von dem Scaliger Exercit. 258 n. l. sehr bitter deswegen bestraft, weil der Sinn derselben sehr schrecklich ist" u. s. w. Lessing vertheidigt Cardanus gegen diese Beschuldigung, indem er zu zeigen sucht, daß diese Worte eine andere Beziehung haben,[1]) wie lebhaft ihn aber die Sache selbst interessirt, erhellt daraus, daß er nicht nur die Bemerkung fallen läßt, die er freilich zur Rechtfertigung des Cardanus anwendet, daß hier eigentlich nur der christlichen Religion ihr Recht widerfahre, sondern auch selbst eine lange Rede eines Muhamedaners beifügt (IV, 59. M. 61. H. XIV, 39), in welcher derselbe den Vorzug seiner Religion vor der christlichen aus bekannten Gesichtspunkten des Deismus gar gewandt vertheidigt. Wer erkennt nicht hierin das Grundmotiv des Nathan und jene Nebeneinanderstellung der drei Religionen, jene Hinwegsetzung über das Vorurtheil, daß nothwendig die eine die wahre und die anderen schlechthin falsch sein müßten, worauf die Erziehung des Menschengeschlechts beruht — wobei es denn freilich für seine verschiedenen Lebensperioden charakteristisch ist, daß er hier einen Andern ängstlich gegen den Verdacht vertheidigt, auf etwas hingedeutet zu haben, womit er selbst (XII, 510. M. 613. H. XX, 1, 757) später den „Theologen einen ärgeren Possen spielen

---

entsprechen und zur Geburt des Heilandes die ganze Natur mitgewirkt und ihm zur Entfaltung seines Geistes, zur Vollendung seines Werkes, gedient habe."

[1]) Nämlich vor den angefeindeten Worten: His igitur arbitrio victoriae relictis, stehen noch folgende: Sed utinam tam facile esset, arma illorum superare, quam haec objecta diluere. Verum res ad arma traducta est, quibus plerumque major pars vincit meliorem. „Nunmehr," fährt Lessing fort, „verläßt Cardan auf einmal diese Materie und wendet sich zu den Verschiedenheiten, die man unter den Gegenden der Erde bemerkt;" er macht dann aber den Uebergang mit den Worten: Igitur his arbitrio victoriae relictis, ad provinciarum discrimina transeamus, und da meint nun Lessing, his könne doch unmöglich auf das Frühere, auf den Streit der Religionen, sondern nur auf arma gehen. Er ist aufrichtig genug selbst anzuführen, daß er davon seinen Freund Schwarz, welcher gelegentlich auf die Sache gekommen war, und durch den er überhaupt auf den Gegenstand gebracht sein mochte, denn von ihm hatte er das Exemplar der ersten Ausgabe des Cardanischen Werkes, in welcher allein jene Worte stehen, erhalten, nicht habe überzeugen können. Ich glaube zu erkennen, woran dieser sich gestoßen haben mag: man knüpft bei schriftstellerischer Conception, wenn man einen neuen Absatz beginnt, nicht an das zufällige letzte Wort des vorhergehenden, sondern an seinen ganzen Inhalt an; außerdem scheinen nicht sowohl die arma dem arbitrio victoriae anheim gegeben werden zu können, als das, worüber mit ihnen gekämpft wird. Aber beide Einwürfe würden beseitigt, wenn man die Worte Sed — meliorem als einen Absatz für sich faßt, auf welchen denn, und allerdings nicht blos auf das Wort arma, das his geht. Dies stimmt auch mit dem Gedankengange dieses Theils von Cardanus Werke sehr wohl überein, er enthält eine Art von Naturbeschreibung der Menschheit. Nun war von den religiösen Unterschieden die Rede gewesen — hier bildet die Notiz, daß diese auch äußere Differenzen, die Kreuzzüge und Türkenkriege — der Muhamedaner hatte zuletzt gesprochen — hervorgerufen, einen besonderen Paragraphen — dann kommt er auf die klimatischen Unterschiede.

will, als noch mit zehn Fragmenten." Und wie, wenn der erste Gedanke zum Nathan selbst bei Lessing, dem in seiner Jugend Alles zum Drama wurde, gerade hier, wo ihm schon eine Art von Dramatisirung des Inhalts vorlag, zuerst entstanden wäre? „Ich habe," sagt er von demselben 1778 (XII, 509. M. 613. H. XX, 1, 757), „vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals wohl nicht träumen ließ." Deutet doch die Ausarbeitung jener Rede des Muhamedaners schon auf so etwas hin; auch das Fragment aus Lessings Nachlaß „Meines Arabers Beweis, daß nicht die Juden, sondern die Araber die wahren Nachkommen Abrahams sind" (XI, 613. M. 2, 253. H. XVII, 255; vgl. Grotesche Ausg. II, LII f.) steht damit im engsten Zusammenhang. Wenn Lessingen nur die Novelle des Boccaccio — was sonst noch beim Nathan in Betracht kommt, wird seiner Zeit angeführt werden — damals schon bekannt war, mußte sich das Uebrige von selbst machen.[1])

Lessing hatte sich jetzt bereits zu der Anschauung erhoben, die er später in der Erziehung des Menschengeschlechtes ausführte, von den verschiedenen Religionen nicht die eine schlechthin für die wahre, die andere für die falsche zu halten, sondern sie alle eben als Formen der Einen Religion, des Einen religiösen Lebens zu betrachten. Selbst daß diese Formen in ihrer Eigenthümlichkeit als Veranstaltungen Gottes zu betrachten seien, findet sich hier schon angedeutet. Wenigstens den Gesichtspunkt, daß die Religionsstifter und Verbesserer Werkzeuge Gottes gewesen, hält Lessing im strengsten Sinne fest. Er findet es in der Rettung des Cochläus (IV, 99. M. 103. H. XIV, 82) thöricht, daß man so heftig darüber streite, ob etwa Luther der Neid der Augustiner auf die Dominikaner zur Reformation veranlaßt, oder nicht; genug, daß die Reformation Gutes gestiftet habe, was auch die Katholiken nicht ganz leugnen. „Was gehen uns," fährt er fort, „allenfalls die Werkzeuge an, die Gott dazu gebraucht hat? Er wählt überhaupt fast immer nicht die untadelhaftesten, sondern die bequemsten. Mag doch also die Reformation den Neid zur Quelle haben, wollte nur Gott, daß jeder Neid ebenso glückliche Folgen hätte! Der Ausgang der Kinder Israel aus Aegypten ward durch einen Todschlag, und man mag sagen, was man will, durch einen strafbaren Todschlag veranlaßt; ist er aber deswegen weniger ein Werk Gottes und weniger ein Wunder?" Dann wendet er auch eben diese Betrachtungsweise gegen die Spötter, die mit seichtem Pragmatismus das Tiefe aus der Geschichte weglachen wollen. „Ein neuer Schriftsteller hatte vor einiger Zeit einen witzigen Einfall; er sagte, die Reformation sei in Deutschland ein Werk des Eigennutzes, in England ein Werk der Liebe, und in dem liederreichen Frankreich das Werk eines Gassenhauers gewesen. Man hat sich viel Mühe gegeben, diesen Einfall zu widerlegen, als ob ein Einfall widerlegt werden könnte. —

[1]) Merkwürdig ist es, daß in dem gegen die gewöhnliche Unsterblichkeitslehre gerichteten Buche des Cardanus, welches Lessingen wenigstens damals unbekannt blieb, auch das andere Grundelement der Erziehung des Menschengeschlechtes vorkommt. „Fragen wir," sagt Carrière, „nach dem Wie der Unsterblichkeit, so neigt sich Cardanus der Seelenwanderung zu: die einzelnen Geister werden immer wieder geboren und gehen in neue Lebensformen ein, in niedere oder höhere, jenachdem sie ihr Streben gerichtet und ihre Kraft gebildet haben" — wobei Carrière selbst an Lessing erinnert.

Man kann ihn nicht anders widerlegen, als wenn man ihm den Witz nimmt, und das ist hier nicht möglich. Er bleibt witzig, er mag nun wahr oder falsch sein. Allein ihm sein Gift zu nehmen, wenn er anders welches hat, hätte man ihn nur so ausdrücken dürfen: in Deutschland hat die ewige Weisheit, welche alles zu ihrem Zwecke zu lenken weiß, die Reformation durch den Eigennutz, in England durch die Liebe und in Frankreich durch ein Lied gewirkt. Auf diese Art wäre aus dem Tadel des Menschen ein Lob des Höchsten geworden."

In diesem Sinne tritt Lessing schon damals zu den Wittenberger Theologen in entschiedenen Gegensatz. Ein Professor Bose hatte sich einfallen lassen, Benedict XIV. gewisse Schriften einzusenden, um sich damit von dem Staatssekretär Cardinal Valenti ein sehr gnädiges Antwortschreiben zu erwerben. Dies zog ihm die heftigsten Anfeindungen von Seiten seiner Collegen zu.[1]) Wie zu vermuthen ist, sehen wir Lessing in einem Briefe, der weiter unten angeführt werden wird (M. XII, 28. H. XX, 1, 28) auf seiner Seite; das Epigramm „Er hat den Papst gelobt" (I, 96. M. 235. H. 151) ist bei dieser Gelegenheit entstanden.

Was ist denn nun aber Lessingen die Religion überhaupt, daß die einzelnen Religionen und Confessionen nur Formen derselben sein könnten?

Hierüber giebt ein höchst merkwürdiger Aufsatz Aufschluß, der zwar unvollendet geblieben ist, aber durchaus nicht von denen, welche ihre Aufmerksamkeit auf Lessings religiöse Ansichten gerichtet haben, hätte unbeachtet bleiben dürfen: die von K. Lessing im theologischen Nachlaß in das Jahr 1750 gelegten „Gedanken über die Herrnhuter." (XI, 22. M. 1, 26 f. H. XIV, 203.)

Zugleich bildet dieser Aufsatz, da er neben der Religion auch noch Andres bespricht, den schlagendsten Beleg für das Verhältniß Lessings zu Bayle.

Es wird hier nämlich mit der Sonderung zwischen Religion und Vernunft, als zweier verschiedenen Gebiete, welche dieser ausgesprochen hatte, Ernst gemacht, wenn auch in etwas anderer Weise, als dieser sie gemeint haben mochte, und im Gegensatz zu bestimmten Verirrungen der Zeitgenossen. Lessing geht hier von dem Satze aus: „der Mensch ward zum Thun und nicht zum Vernünfteln geschaffen" und seine Bestimmung zu erreichen, dazu soll ihm ja vor Allem die Religion dienen. Wie ist es nun dieser gegangen? Dies zu zeigen, giebt er einen kurzen Ueberblick über die Geschichte der Philosophie. „Glückselige Zeiten, als der Tugendhafteste der Gelehrteste war! als alle Weisheit in kurzen Lebensregeln bestand!" Sie bestanden nicht lange, man verstieg sich bis in den Himmel mit kühnen Theorieen. Sokrates rief zwar die Philosophie wieder auf die Erde herab, doch schon Plato fing wieder an zu träumen und Aristoteles zu schließen; im Laufe der Jahrhunderte ward jener zum göttlichen und dieser zum untrüglichen. Zwar Carteſius eröffnete einem Jeden den Eingang zur Wahrheit, dann aber traten zwei Männer auf, welche die Philosophie des praktischen Charakters so ganz entkleideten, daß sie dieselbe sogar der Meßkunst unterwarfen. Das Schicksal der Religion ist dasselbe. Wie einfach, leicht und lebendig war die Religion Adams! Dann wurde das Wesentliche mit Willkürlichkeiten überschwemmt. Christus suchte die Religion in ihrer Lauterkeit wieder herzustellen und sie in diejenigen Grenzen

[1]) Siehe darüber Gottsched und seine Zeit S. 312.

einzuschließen, in welchen sie desto heilsamere und allgemeinere Wirkungen hervorbringt, je enger die Grenzen sind. Gott ist ein Geist, den sollt ihr im Geiste anbeten — darauf drang er am meisten, und dieser Satz ist am geeignetsten, alle Arten der Religion zu verbinden. Aber die christliche Kirche war auf das christliche Leben nur so lange bedacht, als sie Krieg hatte — da sie Freunde bekam, fiel sie darauf, ihre Religion auszuschmücken, ihre Lehrsätze in eine gewisse Ordnung zu bringen und die göttliche Wahrheit mit menschlichen Beweisen zu unterstützen. Die Reformatoren besserten diesen Zustand, aber nicht gründlich. „Und jetzo, da unsre Zeiten — soll ich sagen so glücklich? oder so unglücklich? — sind, daß man eine so vortreffliche Zusammensetzung von Gottesgelahrtheit und Weltweisheit gemacht hat, worinne man mit Mühe und Noth eine von der andern unterscheiden kann, worinne eine die andere schwächt, indem diese den Glauben durch Beweise erzwingen und jene die Beweise durch den Glauben unterstützen soll;[1]) jetzo, sage ich,

---

[1]) Ich halte es für meine Pflicht, zu bemerken, daß ich wegen dieses Satzes eine Zeitlang gezweifelt, ob der Aufsatz über die Herrnhuter auch wirklich aus Lessings Jugend herrühre, und nicht etwa in die Zahl der späteren theologisch-philosophischen Fragmente einzureihen sei; was hier gesagt wird, schien mir allzu nahe mit der berühmten Aeußerung in dem Briefe an K. Lessing vom 2. Februar 1774 übereinzustimmen: „Mit der Orthodoxie war man, Gott sei Dank, ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt diese Scheidewand nieder und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen.... Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, das man jetzt an die Stelle des alten setzen will," u. s. w. Allein abgesehen davon, daß zwischen beiden Stellen ein Unterschied stattfindet, der für die Zeitbestimmung von Wichtigkeit ist, denn der Vorwurf des Beweisenwollens der Glaubenswahrheiten paßt nur auf die alten Wolffianer und die Bezeichnung von Halbphilosophen nur auf die neuern Aufklärer, trägt auch der Aufsatz unwiderlegliche Merkmale eines früheren Ursprungs. Sie liegen in folgenden Sätzen: „Bald darauf — nach Cartesius — erschienen zwei Männer, die trotz ihrer gemeinschaftlichen Eifersucht, einerlei Absicht hatten. Beiden hatte die Weltweisheit noch allzuviel Praktisches. Eine Wissenschaft, wovon dem Alterthume kaum die ersten Buchstaben bekannt waren, leitete sie mit sichern Schritten bis zu den verborgensten Geheimnissen der Natur. Sie schienen sie auf der That ertappt zu haben. Ihre Schüler sind es, welche jetzt dem sterblichen Geschlechte Ehre machen und auf den Namen der Weltweisen ein gar besonderes Recht zu haben glauben. Sie sind unerschöpflich in Entdeckung neuer Wahrheiten. Auf dem kleinsten Raume können sie durch wenige mit Zeichen verbundene Zahlen Geheimnisse klar machen, wozu Aristoteles unerträgliche Bände gebraucht hätte. So füllen sie den Kopf, und das Herz bleibt leer" u. s. w. Die beiden Männer sind natürlich Newton und Leibniz; nun ist es aber unmöglich, daß Lessing in der Periode nach 1770 erstlich die Wolffianer, auf die hier offenbar hingedeutet wird, ohne Weiteres für Nachfolger Leibnizens erklärt und zweitens Spinoza ausgelassen hätte, zumal da bei diesem die praktische Seite in der That in den Vordergrund tritt, denn sowohl Leibniz als Spinoza hatte er in der Zwischenzeit genauer kennen gelernt, als irgend einer seiner Zeitgenossen sie kannte. Ferner mußte es 1750 oder bald darauf unendlich näher liegen, an die Erscheinung des Herrnhutismus anzuknüpfen, als 1770, wo dieselbe vor andern Interessen ganz in den Hintergrund getreten war. Endlich findet sich auch wirklich der Grundgedanke des Aufsatzes schon 1751 in der Vossischen Zeitung (III, 182. M. 184. H. XVII, 27.) ausgesprochen: „Diesen aber — den Witz der Spötter — durch ein Leben, welches der Geist der Religion beherrscht, und durch Lehrsätze zu entwaffnen, die durch eine erhabne Einfalt von ihrem göttlichen Ursprunge zeigen, ist ein Werk, womit man sich nur ungerne vermengt, weil es den Herrnhutern eingekommen ist, sich damit abzugeben." Es ist auffallend, wie die Anfangssätze des Aufsatzes ganz und gar jene Uebergangsperiode des Carbanus reproduciren, von der so eben die Rede war:

ist durch diese verkehrte Art, das Christenthum zu lehren, ein wahrer Christ weit seltner als in den dunkeln Zeiten geworden." Dies ist gegen die Hallesche Schule gerichtet, welche damals im protestantischen Deutschland herrschend war, und ihnen gegenüber vertritt nun Lessing die Herrnhuter mit der Frage: „Haben die Herrnhuter, oder hat ihr Anführer, der Graf von Z., jemals die Absicht gehabt, die Theorie unsers Christenthums zu verändern?" Hier bricht der Aufsatz ab — die Antwort ist: nein, sie haben auf die Praxis gedrungen, auf die es allein ankommt, sie haben das urchristliche Leben wieder herzustellen gesucht.

Also Lessing findet hier die Religion in einer höhern Weihe des Lebens, des Thuns. Und so ist er sich denn auch der eigenthümlichen Stellung des Christenthums sehr wohl bewußt. Im Verlauf der oben angeführten Stelle, wo er erklärt, die christliche Religion sei kein Werk, das man von seinen Aeltern auf Treu und Glauben annehme, fährt er fort: „Die Meisten erben sie zwar von ihnen, ebenso wie ihr Vermögen, aber sie zeigen durch ihre Aufführung auch, was für rechtschaffene Christen sie sind. So lange ich nicht sehe, daß man eins der vornehmsten Gebote des Christenthums, seinen Feind zu lieben — nicht besser beobachtet, so lange zweifle ich, ob die Christen sind, die sich dafür ausgeben." Man denke an das Gewicht, welches er später in der Hitze des Streites gegen Goeze auf das „Kinder, liebet euch untereinander" des Johannes legt. Die Liebe, und namentlich die Feindesliebe, ist auch die Moral seiner beiden Tendenzdramen, die in diese Zeit gehören, der Juden und des Freigeistes. Das erstere mag allerdings die Absicht gehabt haben, den Haß gegen die Israeliten als unbillig erscheinen zu lassen, wozu sich Lessing selbst (IV, 224. M. 266. H. XI, 1, 347) gewissermaßen bekennt. Es ist bekannt, daß das Stück einen Schriftwechsel zwischen Lessing, Mendelssohn und Michaelis veranlaßte. Der letztere hatte in den Göttingischen gelehrten Anzeigen bemerkt, es sei unwahrscheinlich, daß ein Jude so edel denke, namentlich bei der Unterdrückung, in welcher dieser Stamm lebe. Auch die Jenaer Zeitung von 1754, 24. August, meint, es sei auch in diesem Stücke viel schönes, „ob wir gleich nicht bergen können, daß uns dasjenige, was in einer auswärtigen Zeitung dabei angemerkt worden, keine überflüssige Erinnerung zu sein scheint." Lessing vertheidigte sich in der theatralischen Bibliothek damit, daß er seinen Reisenden in eine Lage gesetzt habe, wo dieser Grund

Verum res ad arma traducta est, quibus plerumque, major pars vincit meliorem. His igitur arbitrio victoriae relictis etc.: „Die Siege geben dem Kriege den Ausschlag; sie sind aber sehr zweideutige Beweise der guten Sache, oder vielmehr sie sind gar keine. Die gelehrten Streitigkeiten sind .... eine Art von Kriegen .... Was liegt daran, ob man über ein Reich oder über eine Meinung streitet; ob der Sieg Blut oder Dinte kostet? Genug, man streitet. Und also wird auch hier der, welcher Recht behält, und der, welcher Recht behalten sollte, nur selten einerlei Person sein." Sollte Lessingen die Stelle des Cardanus anders als nur kurze Zeit, nachdem er die Rettung desselben 1754 zum Druck befördert hatte, so lebhaft im Gedächtniß geblieben sein? Ich sage, nachdem er sie zum Druck befördert. Denn in's Jahr 1750 fällt der Aufsatz nun freilich wohl nicht, sondern etwa 1755. Nämlich in diesem Jahre verschaffte Lessing, nach einem Brief an seinen Vater vom 11. April, einem Pastor Rohde einen Verleger für ein Buch „Schlüssel von Herrnhut" über das er dort auch sein Urtheil abgiebt, und es wäre ganz in seiner Art, wenn die Gedanken über die Herrnhuter bei Gelegenheit desselben entstanden wären. Außerdem wird auch die kurze Uebersicht der Geschichte der Philosophie ironisch eine Geschichte der Weltweisheit in einer Nuß genannt.

wegfalle, und läßt einen Brief von Mendelssohn an Gumperz abdrucken, in welchem die Juden vertheidigt werden. Michaelis erwiderte darauf nicht mit Unrecht, Götting. gel. Anz. d. 27. Dec. 1754: er wolle dem Leser das Urtheil überlassen, nur bitte er zu bemerken, daß er einen so ausnehmend tugendhaften Juden nicht für unmöglich, sondern nur für allzu unwahrscheinlich gehalten habe, ferner, daß auch ein Jude in guten Glücksumständen von der übeln Begegnung der Christen, die ihn wenigstens mit Kaltsinnigkeit gegen sie erfüllen könne, nicht ganz frei sei. Uebrigens fassen Lessing und Mendelssohn die Sache zu sehr von der moralischen und confessionellen Seite auf. Es liegt bei Michaelis zugleich das Gefühl zu Grunde, daß die Sache nicht ästhetisch motivirt sei — daß man es diesem überaus edeln Menschen im Grunde auf keine Weise anmerke, daß er ein Jude sei. Dies erhellt aus dem Verfolg des Artikels ganz unverkennbar. „Wir haben," heißt es unmittelbar nach den von Lessing selbst angeführten Worten, „in unsern Gedanken das Lessingsche Lustspiel aus Deutschland nach England hinübergebracht, wo im vorigen Jahre eine Komödie von der Art nöthig gewesen sein könnte, um das Volk von seinem ausschweifenden Haß gegen die Juden und von seiner Widersetzung gegen die Judenacte zurückzubringen. Dies wäre ein Schauplatz, wo es sich Ruhm erwerben könnte. Allein es kam uns stets vor, die Zuschauer würden aus Mangel an Wahrscheinlichkeit, daß es solche Juden gäbe, nicht gerührt sein. Dürften wir Herrn Lessing einen Vorschlag zu einem andern Lustspiel thun, wo er mehr Vortheil finden möchte? Wie? wann er den Juden, den er lobenswürdig machen will, an einen Ort setzte, wo ihn die Unterdrückung, die er mit den Protestanten gemein hat, uns beliebter und es wahrscheinlich macht, daß er gegen Christen, die nicht seine Verfolger sind, gut gesinnt sein werde! Oder wenn er ihn aus jenen Ländern flüchten ließe? Wie wenn entweder dieses oder ein anderes Lustspiel Christen unter eben den Bedrängnissen vorstellete, unter denen die Juden sind, um den Einfluß derselben in die Gemüthsart zu zeigen, und dadurch einen Theil der Laster der Juden, die mehr Laster ihres Unglücks und ihrer Lebensart als der Leute und des Volks selbst sind, mitleidenswürdiger zu machen?" Dies durfte hier nicht übergangen werden, weil nur so der Schluß von Lessings Aufsatz (IV, 224. M. 266 f. H. XI, 1, 347 f.) verständlich wird; dem Allen aber sei, wie ihm wolle, die Juden von Lessing sind geradezu ein Vorläufer des Nathan in dem Sinne, daß in ihnen die höchste Tugend, ja die Feindesliebe, vom positiven Bekenntniß unabhängig erscheint; von dem Reisenden in ihnen kann man eben so wohl sagen, wie der Klosterbruder vom Nathan:

Bei Gott, er ist ein Christ! Ein bess'rer Christ war nie.

Wie denn auch Lessing selbst in dem Aufsatze in der theatralischen Bibliothek gesteht: „noch alsdann, wenn mein Reisender ein Christ wäre, würde sein Charakter sehr selten sein." Und eben dieses Element der Liebe überhaupt und der Feindesliebe insbesondere wird dann in dem Freigeist, von welchem Lessing in dem Briefe an den Vater, welcher demjenigen, aus welchem ich so eben eine Stelle angeführt, unmittelbar vorangeht, gesagt hatte: „Wie wenn ich nun gar eine Komödie machte, die die Herren Theologen nicht nur lesen, sondern auch loben sollten, wenn ich eine auf die Freigeister und Verächter ihres Standes machte?" als das specifische Merkmal eines wahren christlichen Theologen behandelt; Theophan bringt durch sie den Abraß von seiner Frei-

geisterei, in die ihn eine gewisse formelle Ambition des Verstandes, um an ein Holbergsches Wort zu erinnern, gestürzt hatte, zurück, ganz wie es Lessing in der so eben angeführten Stelle in der Vossischen Zeitung vorgeschrieben hatte.

So ist denn also schon hier bei Lessing eine Sonderung von Religion und Philosophie bemerkbar, welche ihm später seinen Zeitgenossen, ja seinen Freunden gegenüber eine ganz isolirte Stellung giebt. Nur daß freilich später Alles reicher ausgebildet und tiefer begründet erscheint, namentlich werden wir alsdann die Frage, welche Quelle denn die Religion habe, wenn sie mit der Vernunft Nichts zu schaffen habe, oder die Frage über die Natur der Offenbarung vielfach berücksichtigt finden. Die Aeußerung Bayles in dem éclaircissement sur le Pyrrhonisme (p. 642): „Toute la dispute donc que les chrétiens peuvent admettre avec les philosophes, est sur cette question de fait, si l'écriture a été composée par des Auteurs inspirés de Dieu, bildet dann in der Fragmentensache gewissermaßen den Ausgangspunkt der Untersuchung. Vollends aber mußte Lessing, um zu der Analyse eine Syntheſe, für die getrennten Gebiete der Religion und Philosophie einen Einheitspunkt zu finden, zuvor einen weiten Kreis der mannichfaltigsten und tiefsten Studien durchlaufen, die wir in ihren auseinandergehenden Richtungen an verschiedenen Stellen der weiteren Geschichtserzählung zu verfolgen haben werden.

Uebrigens dürfte Bayle gerade von diesem Punkte aus eine noch viel allgemeinere Wirkung auf Lessing ausgeübt haben. Die Verdienste, welche dieser sich erworben, sind mit Recht größtentheils überhaupt auf eine solche reinliche Sonderung zusammengrenzender geistiger Gebiete, mit welcher er Ernst gemacht habe, zurückgeführt worden. Wir werden ihn in diesem Sinne weiterhin, wie er hier Religion und Philosophie geschieden, die Grenzmarken zwischen Philosophie und Poesie, Poesie und Religion, bildender Kunst und Poesie und einzelnen Gattungen der letzteren selbst feststellen sehen. Es ist vielleicht nicht zu kühn gemuthmaßt, wenn wir annehmen, daß jene erste Sonderung der Art, welche ihm bei Bayle entgegentrat, in seinem Geiste überhaupt erst die Tendenz auf ein solches Verfahren erweckt und diesem, so zu sagen, die Form gegeben habe, welche zu demselben erforderlich war.

Dies wird um so wahrscheinlicher, wenn wir die Natur dieses Sonderns bei Lessing näher ins Auge fassen. Es ist nichts weniger als ein bloß theoretisches Verstandeswerk. Der Verstand hat es nur mit fertigen, realiter bereits gesonderten Objecten zu thun, deren specifische Merkmale er einander gegenüberstellt, die Objecte aber, mit denen Lessing es zu thun hat, sind nicht bereits gesondert, sondern sie sollen erst gesondert werden — die Religion wird mit der Philosophie und Poesie, die letztere mit der bildenden Kunst vermengt — das soll ein Ende nehmen. Folglich muß das Grundelement bei den Sonderungen, welche Lessing durchführte, ein productives sein, nämlich die Hervorrufung einer Anschauung von dem gesondert zu haltenden Gebiete, welche vorher noch gar nicht vorhanden war, nun aber intensiv genug ist, um praktische Ergebnisse herbeizuführen — eine Anschauung, die bei ihm selbst nur daraus hervorgehen konnte, daß er dasselbe in seiner vollständigen Eigenthümlichkeit in sich durchlebt und gleichsam aus sich herausgelebt, in seinem eigenen Innern realisirt hatte, und was das überhaupt sagen wolle und was dazu gehöre, das konnte ihm gar wohl in dem besondern Falle der Religion

klar geworden sein, die er nur, wenn sie in ihm selbst religiöses Leben war, auch begrifflich als solches zu bezeichnen vermochte.

Wir werden auf denselben Punkt zurückkommen und ihm eine weitere Ausführung geben können, wenn wir zuvor eine andere Seite von Lessings Thätigkeit in diesem Abschnitt seines Lebens betrachtet haben.

Die „ernsteren Studien," denen sich Lessing in Wittenberg widmete, bezogen sich nicht auf Gelehrtengeschichte allein; die Zeit war noch zu sehr auf das Studium des Alterthums und die Nachahmung desselben erpicht, als daß nicht für Jeden, der nur nicht gerade Naturwissenschaften oder Mathematik zu seinem Fache gewählt hatte, bei jener Bezeichnung wenigstens zugleich hätte an Philologie gedacht werden müssen. Und da Lessing die Alten, wie schon im ersten Buch erörtert worden ist, im Sinne des Lebens auffaßte, das heißt in dem Sinne, daß sie Menschen seien wie wir, und wir Menschen wie sie, und also, so wie wir sie am Besten verstehen, wenn wir uns selbst beobachten, auch ihr Studium uns zu klarerer Selbstverständigung führen müsse, gelangte er jetzt an ihrer Hand in seinen eigenen literarischen Tendenzen und Sympathieen zu einer tieferen Durchbildung und einem seiner eigenen Natur angemesseneren Standpunkt.

Lessing hat sich in jener Zeit viel mit den römischen Dichtern beschäftigt, zum Theil jedenfalls auf Veranlassung seines Bruders Theophilus, welcher, wie schon erwähnt worden, später als lateinischer Dichter in Achtung stand; ein Denkmal ihres gemeinsamen Fleißes, die lateinische Uebersetzung eines Stücks aus dem Messias, ist schon besprochen worden; sonst hat sich Lessing besonders auf Martial und Horaz eingelassen, jedoch in verschiedenem Sinne.

Es ist schon oben gezeigt worden, daß Lessings Production im Fache der petite poésie, ja vielleicht die ganze petite poésie jener Zeiten selbst wesentlich auf Epigrammendichtung hingedeutet habe. In Wittenberg sehen wir Lessing wirklich mit Entschiedenheit zu derselben übergehen; der Biograph weiß eine darauf bezügliche Anekdote zu erzählen, welche uns zugleich ganz in die Mitte seines damaligen Lebenskreises hineinversetzt. Der schon mehrmals genannte Schwarz sollte einst bei dem Begräbnisse eines Studenten, der, wie er und Lessing, ein Meißner Fürstenschüler gewesen war, eine Leichenrede halten,[1]) ward aber die Nacht vorher krank, und bat deshalb Lessing, das Geschäft statt seiner zu übernehmen und sein Concept abzulesen. Lessing entledigte sich des Auftrags, doch so, daß er eine eigene Rede extemporirte, kam sich selbst aber in dieser Function so lächerlich vor, daß er auf den Vorfall das Epigramm machte (I, 21. M. 26. H. 139), das in der ersten Ausgabe so lautete:

O Redner, lege doch Dein Maul erst in die Falten,
Dein Maul, das so erbärmlich spricht;
Eh' Du mir einst die Parentation sollst halten,
Wahrhaftig lieber sterb ich nicht![2])

[1]) Vielleicht geht auf den Tod dieses Freundes die Ode V. (I, 94. M. 119. H. 108); daß Lessings Oden zum Theil in die Wittenberger Zeit fallen, beweisen die Oden VIII. (I, 98. M. 123. H. 111) an Theophilus, welche auf der beiden Brüder Versuche in der lateinischen Dichtkunst geht, und III. (I, 92. M. 117. H. 106), in welcher das „hier" von Lessing selbst durch Wittenberg erklärt wird. Vielleicht ist diese so wie die folgende „an den Herrn N." an den Professor Nicolai gerichtet, der damals durch Wittenberg nach Halle reis'te. — [2]) Doch ist zu bedenken, daß dies Epigramm nur eine Variation scheint der folgenden Nr. 125:

„Ueberhaupt," setzt K. Lessing hinzu, „theilte er damals seine Gedanken gern in Sinngedichten mit. Er machte auf einige seiner dasigen Freunde, und auf Alles, was in Wittenberg Aufsehen erregte, Sinngedichte, selbst auf die Professoren und ihre schönen Töchter, mag sich aber damit wohl nicht sehr beliebt gemacht haben" — wie denn allerdings sein Freund Kästner in Göttingen später wegen der ähnlichen Rolle eines town-wit, die wirklich immer etwas Gehässiges hat, dem hic niger est in vollem Maße verfiel. Von Lessings Sinngedichten werden nicht nur diejenigen, welche schon 1753 gedruckt wurden, sondern auch der größte Theil derjenigen, mit welchen er die Sammlung von 1771 vermehrte, um diese Zeit geschrieben worden sein, denn diese letzteren nahm er, nach einem Briefe an Ramler vom 16. Dec. 1770 aus „seinen alten Papieren," worauf sich denn das Epigramm „Auf den neueren Theil dieser Sinngedichte" (I, 1) beziehen mag.

In's zweimal neunte Jahr mit stummer Ungeduld
Bewahrt, auf Besserung, sie mein verschwiegnes Pult.
Was sie nun besser sind, das läßt sich leicht ermessen:
Mein Pult bewahrte sie, ich hatte sie vergessen.

Daß aber für Lessing die Anregung zur Epigrammendichtung wirklich von Martial ausging, erhellt nicht nur aus seiner Aeußerung, daß dieser sein einziger Lehrmeister gewesen (III, 270. M. 278. H. XII, 408.), sondern auch aus dem Umstande, daß wir aus jener Zeit eine Anzahl lateinischer Epigramme von ihm besitzen (I, 34. M. 43. H. 157) und aus einer innern Beschaffenheit seiner derartigen Gedichte, die ich unten erwähnen werde. Uebrigens spielt hier auf der andern Seite auch Lessings damalige Beschäftigung mit der Gelehrtengeschichte und das durch diese bedingte Herumstöbern in allerlei Büchern mit herein. Nichts stellt sich als so unmittelbar und so frei von allem gelehrten Bücherstaube dar, wie eine Sammlung von witzigen Einfällen, und doch sind gerade Lessings Sinngedichte einer der schlagendsten Belege für seine weitschichtige Belesenheit. Hierauf ist schon vor einem halben Jahrhundert hingewiesen worden. Im neuen deutschen Merkur v. 1793 III, 275 findet sich von dem Epigrammatiker Haug ein Aufsatz: Cordus und Lessing, welcher die Epigramme des letztern einer kritischen Untersuchung unterwirft. Cordus war ein Arzt und Epigrammatiker aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts; wenn Lessing sich für den Simon Lemnius nicht nur insofern, als er zur Reformationsgeschichte gehört, sondern auch weil er Epigrammatiker war, interessirt haben dürfte — auch die Anführung des Epigramms von Henricus Stephanus in der Rettung des Lemnius (III, 295. M. 300. H. VIII, 190.), welches Lessing auf Luther bezieht, zeugt davon, wie diese Interessen sich bei ihm verschmolzen — so kann ihn auf der andern Seite auf Cordus der Umstand aufmerksam gemacht haben, daß dieser Luthers Begleiter auf der Reise nach Worms gewesen. Haug weist nach, daß zehn von Lessings Epigrammen demselben

An den Bar.

Du lobest Todte nur? Bar, deines Lobes wegen
Hab' ich blutwenig Lust, mich bald ins Grab zu legen.

Und dieses ist eine Nachahmung von Martial VIII, 69. Vgl. Groteske A
An Gleim schreibt Lessing den 6. September 1759: „Ich weiß gewiß, Kl
eine Wunde mehr mit ins Grab genommen, als sich solch Zeug (die
Professors Nicolai) nachschwatzen lassen." (M. und B.)

lehnt sind. Außerdem haben nach Haugs Angabe 12 derselben ihr Urbild in der griechischen Anthologie, 30 im Martial, 16 in 12 anderweitigen neulateinischen Dichtern, deren Namen außer dem des Angelus Politianus sehr unbekannt sind, so daß man auf Lessings Seite ein Bestreben voraussetzen muß, sich dieser ganzen Literatur zu bemächtigen, so wie er später eine Geschichte der äsopischen Fabel hat herausgeben wollen, 10 in verschiedenen französischen Dichtern, drei in Apophthegmen der Alten und eben so viele in Anekdoten. Haug hatte die Aeußerung fallen lassen, wenn solchergestalt es sich herausstelle, daß Lessing im Fache des Sinngedichtes größtentheils nur Uebersetzer sei, so möge ein anderer entscheiden, ob er seine Quellen geflissentlich verschwiegen, oder sie etwa blos darum nicht genannt, weil er jedem Leser seine Belesenheit zugetraut. Dies hat Mohnike Veranlassung gegeben, in seinen Lessingianis die Angelegenheit wieder aufzunehmen. Während er auf der einen Seite der obigen Zahl nach Lessings eigener Angabe in dem „Neuesten" noch ein Epigramm von J. B. Rousseau hinzufügt (III, 205. M. 211. H. VIII, 44.), macht er andererseits aufmerksam, daß so doch von ungefähr 200 Epigrammen nur etwa 80 nicht von Lessing erfunden seien, und daß Lessing in der Vorrede zu dem ersten Theil der Schriften 1753 wenigstens die Nachahmung des Martial, der Anthologie und einiger Franzosen ausdrücklich eingestehe. Uebrigens, meint Mohnike, möchte Lessing bei mehreren wohl gesagt haben, was sein Freund Kästner einmal bei einer ähnlichen Veranlassung geäußert: „wenn ich nur nicht das Französische zehn Jahre später gelesen hätte, als mir das Deutsche eingefallen ist" (Kästners vermischte Schriften II, 231), wie es denn auch wirklich bei der Enge des Kreises, in welchem sich diese Dichtungsart herumzudrehen pflegt, — schlechte Dichter, Hahnreischaft, Verlust der Jungferschaft — wunderlich zugehen müßte, wenn nicht gelegentlich zwei Leute auf denselben Einfall kämen. Aber man kann einräumen, daß Lessing alle Epigramme, in denen er mit andern übereinstimmt, auch wirklich von ihnen entlehnt habe, und man braucht darum doch nicht zu fürchten, daß man ihn damit für einen Plagiarius erklärt habe. Man hatte schon zu jener Zeit den richtigen Gesichtspunkt für die Auffassung solcher Verhältnisse gefunden. In den neuen Erweiterungen 1759 S. 233 findet sich ein Sendschreiben über Lessings Epigramme, in welchem gerügt wird, daß viele aus Catull und Martial entlehnt worden, ohne daß er sie genannt, dann wird aber zu seiner Entschuldigung angeführt, schon Du Bos habe ja gesagt, die Mühe des Uebertragens gebe gewissermaßen ein ius quaesitum. Dies gilt beim Epigramm, das ganz auf einer glücklichen Wendung beruht, die sich fast nie schlechthin übertragen läßt, sondern durch eine analoge eigne Erfindung ersetzt werden muß, in vollem Grade; und dazu kommt noch, daß jene Zeit insbesondere in der petite poésie, aber auch in aller Dichtung überhaupt, gerade die neue Wendung bei einem alten Grundgedanken beinahe höher schätzte, als die Neuheit des letzteren selbst — wovon später ausführlich wird die Rede sein müssen. [1])

Ueber die Bedeutsamkeit, von welcher der Umstand, daß Lessing sich gerade der Epigrammendichtung angenommen, für seine individuelle Geistesentwickelung, so wie für die Entwickelung der deutschen Literatur ist, braucht kaum

[1]) Man vergleiche über diese Frage zur Rechtfertigung Lessings noch Grotes Ausgabe I, XIX f. und den Commentar zu den Sinngedichten daselbst. (M. und B.)

etwas hinzugefügt zu werden; wer sonst nichts von ihm weiß, wird gerade das allenfalls noch wissen, daß seine Schreibart sich durch treffenden Witz und schlagende Kürze auszeichne. War doch das Epigramm gleich damals, als es in die deutsche Literatur eingeführt wurde, in dieser Beziehung von principieller Bedeutsamkeit gewesen. Wernicke ist vielleicht mehr als durch den Inhalt seiner Polemik durch die dichterische Form, der er seine Berühmtheit verdankt, der erste wirkungsreiche Gegner des breiten Ungeschmacks der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts geworden. Er sagt selbst in der Vorrede zu seinen Epigrammen: „der Anlaß, dieselben zu schreiben, ist auf folgende Weise gegeben worden: Man hatte von dem berühmten Morhof, dessen Aufsicht man war anvertraut worden, gleich anfangs gehört, daß ohngeachtet die Franzosen, Italiener und Engelländer in den schwersten Stücken der alten Dichtkunst den alten Römern sehr nahe gekommen — so ist unter den zween letztern ungefähr ein Virgilius, und unter den erstern und letztern mehr als ein Terentius und Seneca Tragödus zu finden — so wäre dennoch unter Allen kein Martialis in ihrer eigenen Sprache anzutreffen, daß zwar hin und wieder einige Ueberschriften gleichsam in der Ferne sich erblicken ließen, daß es aber dennoch mit Allen heiße: daß eine Ueberschrift aufzusetzen leicht, aber ein Buch davon zu schreiben, schwer sei, daß dieser Mangel wahrscheinlich von der Beschaffenheit dieser sonst schönen und ausgearbeiteten Sprachen herrühre, als welche es in der Kürze der Lateinischen nicht gleich thun könnten, und daß er nunmehro der Meinung sei, daß es sich in der Deutschen, ihrer vielen Umschweife wegen, noch viel weniger würde thun lassen. — Dies zu widerlegen, versuchte er einige lateinische eben so kurz deutsch zu geben, z. B. das berühmte des Sannazar auf Venedig — wo er dann darauf kam, eigene Einfälle der Art aufzuzeichnen." Und weiterhin heißt es: „Man hält dafür, daß wir bisher in unseren Versen mit eiteln und falschen Wörtern zuviel gespielet und sehr wenig auf das bedacht gewesen, was die Welschen Concetti, die Franzosen Pensées, die Engländer thoughts nennen, und wir füglich Einfälle nennen können, da doch dieselben die Seele eines Gedichtes sind, ja daß auch eben die, welche sinnreich zu sein gewußt, dennoch nicht auf eine nachdrückliche und männliche Art zu schreiben im Stande gewesen." Ja Wernicke selbst bringt das Epigramm mit der Kritik zusammen. „Man ist gänzlich der Meinung, daß, was die heutige französische Schreibart zu der heutigen Vollkommenheit gebracht hat, meistentheils daher rühre, daß sobald nicht ein gutes Buch ans Licht kommt, daß nicht demselben eine sogenannte Critique gleich auf den Fuß nachfolgen sollte, worin man die von dem Verfasser begangenen Fehler sittsamlich, und mit aller Höflichkeit und Ehrerbietung anmerket. Sintemal dadurch ohne alle Aergerniß dem Leser der Verstand geöffnet, und der Verfasser in gebührenden Schranken gehalten wird. Ob nun gleich dies der untadelhafte Zweck, wie einiger hier befindlichen Ueberschriften, also auch etlicher Oerter dieser Vorrede ist u. s. w." Auch bei Lessing hat das Epigramm eine ganz literarische Beziehung; die ersten Gedichte der Art, welche wir im Neuesten und in der Vossischen Zeitung gefunden haben, sind ganz literarischen Inhalts, und er faßt nicht nur für diese Gattung gerade in derselben Periode eine Vorliebe, wo er zuerst als Kritiker auftritt, sondern die so eben genannten Beispiele sind gerade in kritische Aufsätze verwebt und bilden zum Theil sogar ihre Spitze. Und wie sehr sich übrigens seit Wernickes Zeit ein geläuterter

Geschmack und eine gewisse Verständigkeit in Deutschland ausgebreitet haben mochten: in der Epigrammendichtung selbst war weiter nichts Erhebliches geschehen. F. Nicolai sagt in den Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften 1755 S. 93: „Wir sollten seine (Wernickes) Schriften in desto größeren Ehren halten, weil der naive Witz, der das Wesen des Epigramms ausmacht, bei so gar wenig deutschen Schriftstellern gefunden wird, und sich bis auf Herrn Lessing niemand bei uns gefunden hat, der Wernicken nachgefolget, geschweige gleichgekommen wäre. Denn die Meisterstücke, die ein berühmter Mann, an dem Deutschland und die Welt die tiefsten Erkenntnisse verehrt, in dieser Art geliefert hat, sind nur seinen Freunden und sehr wenigen Liebhabern der schönen Wissenschaft bekannt." Nur blieb Lessing andererseits auch nicht ganz auf dem Wege, welchen Wernicke eingeschlagen hatte. Dieser sagt von seinen Epigrammen, sie seien meistens dadurch entstanden, daß ihm eine Fürstin, an deren Hofe er gelebt, „täglich irgend etwas Neues aus den geistlichen und weltlichen Geschichten auf die Bahn gebracht, und darüber einige kurze poetische Gedanken von dem Verfasser gefordert," woraus schon zu erkennen ist, daß seine Epigramme größtentheils nur Sittensprüche und ernsthafte Bemerkungen aller Art sind; Lessing dagegen hat das Epigramm ganz im Sinne des Witzes und der komischen Zuspitzung behandelt, und eben hierin liegt die Eigenthümlichkeit, welche er zuerst dem Martial abgesehen, so wie er denn ja auch in der Abhandlung über das Epigramm, die er in einer viel späteren Zeit zusammengestellt hat, das Wesen dieser Dichtungsart ganz hierauf zurückzuführen sucht.

Anders ist das Verhältniß zum Horaz. Dieser hatte eine literarische Wirkung auf Lessings Production durch Vermittelung Hagedorns, wie oben angeführt worden, schon früher ausgeübt; jetzt wird er von Lessing, zwar mit Voranstellung der auf dem Wege dichterischer Nacherlebung über ihn gewonnenen Einsichten, aber mit strengwissenschaftlicher Begründung zum Gegenstande gelehrter Arbeiten gemacht, und diese bezeichnen für Lessing persönlich eine entschiedene Erhebung über den Standpunkt, in welchem seine eigene dahin gehörige Production wurzelte.

Die Abhandlung, welche „Rettungen des Horaz" überschrieben ist, muß für eine sehr achtungswerthe Leistung gelten. Wie bei allen Schriften Lessings, liegt weit mehr in ihr, als es auf den ersten Anblick scheint. Sie scheint lediglich auf die moralische Rechtfertigung Horazens berechnet zu sein, dem man, nach beliebter Sitte der Zeit, welche nicht zufrieden damit war, daß doch auch die Tugenden der Heiden nur glänzende Laster seien, sondern mit Ausspionirung recht häßlicher Laster bei denselben ihrer unreinen Phantasie zur Ehre Christi den Zügel schießen lassen zu dürfen glaubte, auf unsichere Nachrichten und mißverstandene Stellen hin Unkeuschheit, Feigheit und Irreligiosität vorgeworfen hatte. Lessing weist diese Beschuldigungen mit einem Reichthum an Kenntnissen und einem philologischen Scharfblick, durch die er sich den Gegnern entschieden überlegen zeigt, zurück; aber sein Hauptbeweisgrund liegt darin, daß man nicht Alles, was der Dichter sage, in baarem dummen Ernste nehmen müsse. „Je größer der Dichter ist," sagt er, „je weiter wird das, was er von sich selbst mit einfließen läßt, von der strengen Wahrheit entfernt sein. Nur ein elender Gelegenheitsdichter giebt in seinen Versen die eigentlichen Umstände an, die ein Zusammenschreiber nöthig hat, seinen Charakter

einmal daraus zu entwerfen. Der wahre Dichter weiß, daß er alles nach seiner Art verschönern muß, und also auch sich selbst, welches er oft so fein zu thun weiß, daß blöde Augen ein Bekenntniß seiner Fehler sehen, wo der Kenner einen Zug seines schmeichelnden Pinsels wahrnimmt." Der Odendichter besonders, setzt er hinzu, pflege zwar fast immer in der ersten Person zu reden, aber nur selten sei das Ich sein eigen Ich. Er müsse sich dann und wann in fremde Umstände versetzen, oder versetze sich absichtlich hinein, um seinen Witz auch außer der Sphäre seiner Empfindungen zu üben. „Man soll den Rousseau einmal gefragt haben, wie es möglich sei, daß er eben so wohl die unzüchtigen Sinnschriften als die göttlichsten Psalmen machen könne; Rousseau soll geantwortet haben: er verfertige jene ebensowohl ohne Ruchlosigkeit, als diese ohne Andacht. Seine Antwort ist vielleicht zu aufrichtig gewesen, obgleich dem Genie eines Dichters vollkommen gemäß." So ist es denn also dieses Letztere, die Natur des dichterischen Verfahrens, was Lessing in dieser Abhandlung vornehmlich erläutert, wobei er denn nicht versäumt, zu zeigen, daß diese Erhebung über den baaren Ernst, diese Selbstironie, diese umgekehrte Heuchelei, wie Goethe sie nennt, gerade bei Horaz ganz besonders in den Vordergrund trete.

Nun war zwar dieses Letztere keineswegs von Lessing zuerst bemerkt worden, sondern wenn er es aussprach, gab er nur dem geistvolleren Verständniß des Horaz, das Hagedorn den Deutschen eröffnet hatte, einen begrifflichen Ausdruck. Wohl aber war das Erstere den Zeitgenossen bis dahin verborgen geblieben: man war nicht inne geworden, daß Horaz diese Eigenschaften nur als Dichter, nicht als Mensch zeigt; man verwechselte die Erhebung über den Ernst des Lebens mit einem Mangel an Ernst, und dadurch ist Horaz das ganze Jahrhundert hindurch bis auf Wieland hinab als der Apostel einer laxen Observanz in Literatur und Leben angesehen worden. Auf die Beurtheilung der Lebensgrundsätze Derjenigen, mit welchen er zu thun hatte, hat Lessing sich nie eingelassen; dagegen machte sich die laxe Observanz in der Literatur eben jetzt am Horaz selbst geltend, und da statuirte er denn sogleich ein Exempel, das zugleich eine allgemeinere Beziehung hat.

Es ist schon oben gelegentlich von der Halleschen Dichterschule die Rede gewesen. Ihre Stifter waren J. J. Pyra und S. G. Lange, deren Gedichte Bodmer zuerst unter dem Titel: Thyrsis und Damons freundschaftliche Lieder, 1745, und zwar, wie Lange in der Vorrede zu der zweiten Auflage Halle o. J. (nach der Vorrede 1749) versichert, ohne ihr Vorwissen, herausgab. Ihr literarhistorischer Standpunkt wird am deutlichsten dadurch bezeichnet, daß sie Anhänger der Baumgartenschen Aesthetik sind. Pyra erwähnt in der „Fortsetzung des Erweises, daß die G*ttsch*dsche Sekte den Geschmack verderbe," die Schrift eines gewissen Brämer in Danzig, der einen neuen Begriff der Dichtkunst aufstellen wolle, indem er nur Verstand und Willen in der Seele unterscheide, da doch nach Baumgartens Dissertation de nonnullis ad poëma pertinentibus nur der Unterschied der obern und untern Seelenkräfte hierbei in Betracht komme, dagegen hatte Baumgarten, nach einem Briefe v. Schönaichs an Gottsched, Pyras Tempel der Dichtkunst auf dem Katheder gelobt, und was Lange anbetrifft, so rühren nicht nur die Uebersetzungen der in Meiers Lehrbuch angeführten lateinischen Dichterstellen, welche dem Buche angehängt sind, von ihm her, sondern Meier versah auch seine Horazischen Oden 1747 mit einer

Vorrede, in der er die reimlosen Verse vertheidigte; die zweite Ausgabe der freundschaftlichen Lieder ist ihm gewidmet. Schon diese Verhältnisse würden hinreichen, die Protektion, welche ihnen von Seiten der Schweizer Kritiker zu Theil ward, zu erklären, wenn diese auch nicht überhaupt zu jener Zeit noch darauf bedacht gewesen wären, wo nur eine frischere Leistung auftauchte, sie hervorzuziehen.

Der bedeutendere der beiden Freunde ist jedenfalls Pyra gewesen; er mag sich Langes Genossenschaft eben haben gefallen lassen, so wie es bei jungen Leuten oft vorkommt, daß der Talentvollere sich mit dem Minderbegabten, der sich ihm anschließt, eng befreundet, weil er von ihm wenigstens verstanden wird und sich darüber des Unterschiedes nicht bewußt wird. Wir treffen bei Pyra mancherlei eigenthümliche Gesichtspunkte an, weshalb er denn auch bedeutendere Anregungen ausgeübt hat, als bis jetzt anerkannt worden ist. Während die Zeitgenossen nichts Höheres kannten, als auf dem Wege des verständigen und kalten Opitz fortzugehen, hielt er sich an den inhaltsvollen und gedrungenen Fleming; in demselben Sinn ist er auch einer der Ersten, welche auf die Engländer zurückgehen: ein erster Gesang eines komischen Heldengedichtes, Bibliotartarus, welcher die Schilderung eines renommistischen Studenten enthält, hat eine innere Verwandtschaft mit vielen spätern Erscheinungen in der deutschen Literatur. In dem Tempel der Dichtkunst verschmilzt diese Tendenz mit einer andern, die sich aus dem Orte, an welchem er seine Studien gemacht hatte, erklärte: es ist der Pietismus. Eines seiner Gedichte besingt das unter dem Titel „Mosaisches Licht und Recht" herausgekommene Bibelwerk des Joachim Lange, von dem sein Freund ein Sohn war; er sagt hier unter anderm zu der „frommen Dichtkunst:"

— Lehre mich, was unsers Kaisers Hand
Und Wilhelm that, das Unkraut auszurotten,
Das Satans List von Wertheim ausgestreut,
Erzähle mir auch Langens Tapferkeit,

und so erscheint ihm auch im Tempel der wahren Dichtkunst die wahre Poesie, da er einen davidischen Psalm singt. Sie führt ihn in ihr Reich, nachdem sie ihn — man wird hier an die Geschichte von Herkules am Scheidewege erinnert — vor der falschen (Marinistischen) gerettet. Das Gedicht ist ganz allegorisch und erinnert auf das Entschiedenste an des Thomson castle of indolence; die Schilderung vom Reiche der Poesie lehnt sich besonders an die Beschreibung der Burg des Sonnengottes bei Ovid und die der Gemälde zu Carthago bei Virgil an; die Dichterin, d. h. die wahre Poesie, zeigt und erklärt ihm Alles, wodurch man ebenfalls an Virgil und vielleicht an Dante erinnert wird. Auch die Ode: das Wort des Höchsten, ist eine Allegorie, und hier heißt es in der Vorrede: „Ueberhaupt muß man beobachten, daß die Allegorie der Grund aller Erdichtungen sei." Rechnet man nun hinzu, daß Pyra den ersten Gesang des Virgil übersetzt und ein biblisches Trauerspiel, Jephtha, geschrieben — beides ist ungedruckt geblieben — so wird man die Vermuthung gerechtfertigt finden, daß er und kein anderer es sei, der Klopstocken die erste Anregung gegeben. Ging doch auch von ihm ohne Zweifel der Gedanke der reimlosen Verse aus, wenn auch, während sowohl in den freundschaftlichen Liedern als auch in Langens Oden die gereimten Gedichte keineswegs die schlechtesten sind, dieser die Ode der Hexenparnaß — auf Midas-Teutoboch; die

Versammlung auf diesem Parnaß wird als Hexensabbath dargestellt — mit den Worten beginnt: dem Reim entfesselt eilt mein sicherer Fuß auf Flaccus Bahn! Pyra hat viel mehr musikalisches Ohr, viel mehr prosodische Sicherheit als Lange; der Tempel der Dichtkunst ist in reimlosen Alexandrinern geschrieben, die abwechselnd männlich und weiblich endigen, was nicht ganz übel klingt. Wir werden schwerlich fehlgreifen, wenn wir annehmen, daß Klopstock dieses Versmaß gewählt hatte, ehe er sich zum Hexameter entschloß; die Entstehung des wunderlichen Kleistschen Hexameters aber liegt hier ganz klar vor, denn diese Dichter setzen antiken Versen, die mit der Arsis beginnen, oft eine Vorschlagsylbe vor, so wie sie auch eine überzählige kurze Sylbe anzuhängen sich nicht scheuen; so heißt z. B. S. 54. der Langeschen Oden in einer und derselben Ode die entsprechende Zeile einmal „Bücher und Feder" und „Euch folgt der Sieg."

Pyra ist bekanntlich auch als Kritiker aufgetreten, doch ist die Bewandtniß, welche es damit hat, nirgend genau angegeben. Es ist schon mehr als einmal von Mylius' berüchtigter Kritik über Hallers Gedicht vom Ursprung des Uebels die Rede gewesen, die in den Hällischen Bemühungen gestanden hatte. Unmittelbar hiergegen ist der vielgenannte „Erweis, daß die G*ttsch*dianische Sekte den Geschmack verderbe," Hamburg und Leipzig 1743, gerichtet; er trägt auf dem Titel selbst den Zusatz: „Ueber die Hällischen Bemühungen zur Aufnahme der Kritik u. s. w.," und ihre Verfasser sind es also, die man zunächst unter der Gottschedschen Sekte zu verstehen hat. Die Hallenser werden hier geradezu angeredet und die einzelnen Aufsätze in den Bemühungen durchgenommen, wobei die gediegene Aeußerung fällt, der Unterschied zwischen Lohenstein und Milton sei, daß jener Rebell gegen die Regeln, dieser Herr derselben sei. Gegen diese Schrift war dann im 4. Stück der Bemühungen ein Schreiben an Pyra und ein Erweis, daß die Alten den Geschmack verderben, gerichtet, so wie im 5. Stück ein höhnischer Brief an Pyra, des Inhalts, er arbeite ja an einer neuen Schrift, ob er sie nicht in die Bemühungen selbst geben wolle, und im 7. Stück ein Brief „eines Dritten," worin die Erscheinung folgender Schrift angekündigt wird: „Fortsetzung des Erweises, daß die G*ttsch*dianische Sekte den Geschmack verderbe. Wegen der sogenannten Hällischen Bemühungen zur Beförderung der Kritik u. s. w. Berlin 1744." Hier greift Pyra, nachdem er sich mit seinen nächsten Gegnern auseinandergesetzt, Gottsched selbst an, und zwar im zweiten Stück den Cato, von dem er zeigt, er entspreche den Regeln des Aristoteles ganz und gar nicht, im dritten werden neue Beweise für das im „Erweis" Gesagte aus Gottscheds neuesten Schriften angeführt. Dann finden sich 1744 in den Bemühungen noch einige Anzapfungen des Pyra — zuletzt wird seine Ode auf Friedrich II. auf einmal mit großem Lobe mitgetheilt; er selbst war unterdessen gestorben, worauf Lange in der Vorrede zur zweiten Auflage der freundschaftlichen Lieder 1749 mit den Worten anspielt: „die ihn im Leben angebellet hatten, lobten ihn nach seinem Tode;" wir haben von Mylius' allmäliger Befreundung mit der Halleschen Schule schon oben eine Spur in dem günstigen Urtheil über Kleist angetroffen.

In allen diesen Beziehungen ist bei Lange von einem so entschiedenen Auftreten, von solcher Aufstellung neuer und fruchtbarer Gesichtspunkte gar nicht die Rede; wir müssen zufrieden sein, wenn wir nur in Bezug auf

einen oder den andern Punkt, wie oben eine Stelle gegen Gottsched angeführt ist, eine ausdrückliche Beitrittserklärung zu bemerken Gelegenheit finden. Dagegen hatte er eine andere Eigenthümlichkeit allerdings für sich allein. Wie Pyra unter den Alten besonders Virgil zu seinem Muster gewählt hatte, so befleißigte sich Lange der Nachahmung des Horaz — und es darf nicht verschwiegen werden, auf nicht ganz unglückliche Weise; einige seiner „horazischen Oden" haben wirklich eine horazische Ader, [1]) nur daß in ihnen ein gewisser

[1]) Die historische Gerechtigkeit gegen den übrigens mit Recht verrufenen Mann verlangt, daß ich gerade das Gedicht (S. 56 f.), welches mir am Besten gefallen hat, hier anführe:

An Hr. Gleim.

Als ich jüngst thränenvoll das Thal besuchte,
Das Pyra durch sein hohes Spiel geweihet,
Da zierete der Frühling zwar die Wiesen,
Mit göttlicher Hand.

Die Zephirs gaukelten um ihre Flora,
Und färbten reizend, durch gestohlne Küsse,
Die zarten Wangen, Baum- und Kräuterblühten,
Balsamten die Luft.

Das Himmelsblau, des Lenzen erste Wärme,
Der reizende Gesang der Philomele,
Die Lüfte, die durch Büsche rauschend strichen,
Belebten das Jahr.

Nur ich sah, fühlte, hörte keine Freude,
Denn ohne Pyra kam zum ersten male
Der Lenz zurück. Die Gegend war mir öde,
Ohn' ihm und sein Lied.

Doch plötzlich schreckte mich ein goldner Schimmer,
Ein himmlischer Gesang schlug meine Ohren,
Und mischte sich in scharfe Harfentöne,
Und Pyra stund da.

Ein blendendweiß Gewand floß von den Schultern,
Ein Kranz von Sternen glänzte auf der Scheitel,
Sein Antlitz strahlt, und Er strich auf dem Boden,
Mit göttlichem Gang.

Er lächelte mir zu, und sprach: Nun hemme
Den Gram und widme Deine treue Freundschaft
Dem, den ich Dir statt meiner, hinterlasse,
Jetzt kommt Er daher.

Der Schatten wich, und ich sah Theocriten,
Und einen Alten mit gesalbtem Barte,
Die führten singend einen in der Mitten,
Und nennten ihn Gleim.

Schnell rührte mich des Frühlings erste Wärme,
Ich roch den Duft, und sah die bunten Blumen,
Schnell hört ich Philomelen, und das Murmeln,
Des rauschenden Bachs.

geistlicher Ernst herrscht; sie wollen zugleich davidisch sein, wie denn Pyra im Tempel der Dichtkunst Lange den heiligen Dichtern David, Luther, Vida, Milton anreiht. Lange dürfte auf Klopstocks Lyrik eine ähnliche Anregung ausgeübt haben, wie Pyra auf sein episches Hauptwerk.

Allein dies reichte nicht aus, zu verhindern, daß Lange nicht sogleich nach Pyras Tode in eine falsche Stellung hätte gerathen sollen. Die „freundschaftlichen Lieder" hatten Epoche gemacht; nun war Lange, der Ueberlebende unter ihren Verfassern, auf einmal eine Art von Ueberbleibsel einer großen Zeit, und der Gegenstand einer wehmüthigen Verehrung. Das mußte ihn allein in eine falsche Würde, in eine geistige Stagnation hineintreiben, wenn auch nicht die Landpastoren überhaupt dazu hinneigten, die ja meistens gleich alt geboren werden, denn wie bewundernswürdig weit bringen es nicht die meisten armen hofmeisternden Candidaten im geistigen Ergrauen schon in den Zwanzigen! Laublingen wurde eine Art Musensitz, ein Mittelpunkt der Literatur: Gleim, Hirzel, Sulzer, Meier u. A. bildeten hier mit Lange und seiner Doris einen Dichterbund. Die Kleinheit der Verhältnisse und die Mittelmäßigkeit der Persönlichkeiten ließ hier bald einen ganz unleidlichen Ton einreißen; Langes Freundschaft mit Pyra mag eine wahre gewesen sein, aber die Nachfolger desselben begannen mit ihm und untereinander jene Freundschaftelei zu treiben — zwei Briefwechsel, die 1749 und 1769 erschienen, legen Zeugniß davon ab — welche dann der unsterbliche Junggeselle Gleim ein halbes Jahrhundert mit seinen geistigen παιδαρίοις, seinem Wieland, seinem Jacobi, seinem Michaelis fortgetrieben hat. Es trat in dieser Gesellschaft das gegenseitige Heben und Tragen befreundeter Dichterkreise, von welchem Goethe spricht, in einem unerhörten Grade ein; die Poesie wurde ganz und gar zu einer gemüthlichen Familienangelegenheit, und zwar dies im eigentlichsten Sinne des Wortes, da Langes Doris, welche auf höhere Bildung gar keinen Anspruch machte, ihres Mannes und Gleims Anakreontika nachleierte und deshalb auch für eine Dichterin galt. Nun hat gewiß Jedermann es einmal in einem gemüthlichen sächsischen Familienkreise erlebt — es braucht nicht eben bei einem Landpastor gewesen zu sein, ein alter Medicus thuts auch — daß ihm die Töchter erzählten: des Vaters Lieblingssprache ist die lateinische — nicht wahr, Vater, Deine Lieblingssprache ist die lateinische? — ja, meine Lieblingssprache ist die lateinische — woraus aber gar nicht folgt, daß der Vater entweder Latein oder irgend eine andere Sprache wirklich könne. Genau so ging es nun Langen mit seinem Horaz: er war einmal der Liebhaber und Kenner des Horaz quand même — was Wunder, daß er, nachdem er ihn lange genug nachgeahmt, auf den Einfall kam, ihn auch zu übersetzen — wobei er freilich nicht etwa bloß an seine guten Freunde dachte, sondern eben daran nicht dachte, daß nicht die ganze Welt aus solchen guten Freunden bestand, oder daß es auch noch ein solches Ding, wie einen objectiven Maßstab, gebe.

Schon 1749 hatte er am Schluß der Vorrede zu seinen freundschaftlichen Liedern die poetische Uebersetzung der Oden des Horaz angekündigt. „Diese Uebersetzung, bei welcher mir die Kritiken vortrefflicher Kunstrichter" — ohne Zweifel Meiers — „großen Beistand leisten, ist so weit fertig, daß sie vielleicht auf Ostern unter die Presse gegeben werden kann. Ich werde ihr die lateinische Urkunde so ausgebessert als möglich beifügen." Sie erschien mit doppeltem Titel: Quinti Horatii Flacci Odarum Libri V. et de Arte Poetica

liber unus cum traductione poetica S. G. Langii, und „des Quintus Horatius Flaccus Oden, fünf Bücher und von der Dichtkunst ein Buch poetisch übersetzt von Samuel Gotthold Langen, Halle bei Gebauer 1752. Dem Könige — dessen ganzer Titel voransteht — gewidmet in einem Gedichte, über dem der preußische Adler schwebt mit einem Streif in den Klauen, auf dem die Worte: defendit decus camoenae — unter den Attributen nimmt Friedrichs Flöte die Hauptstelle ein. Und wie auf den Flügeln des königlichen Adlers wiegt sich die Vorrede in stolzer Sicherheit, „da man im Horaz nicht nur die feurigste und größte Stärke, sondern auch die Quintessenz alles schönen und guten Geschmacks findet, da er auch eben deswegen einer der schwersten Schriftsteller in seiner Sprache ist, so ist es Schade, daß ihn nicht jeder lesen und verstehen kann. Dieses hat mich bewogen, ihn durch eine genaue Uebersetzung etwas allgemeiner zu machen und den rechten Verstand der Urkunde, welcher durch die Scholiasten und meisten Ausleger sehr verdunkelt ist, darzulegen; dies meine Absicht, und nach derselben muß mich ein billiger Richter beurtheilen." Die Uebersetzung wurde dem König überreicht (Gelehrte Briefe 1769 S. 59) und die Zueignung, wie Hagedorn (ebendas. S. 209) sagt, „durch die gnädige Aufnahme und das Handschreiben eines Königs, dessen Einsicht so weit gehet, wie seine Siege," belohnt; auch Hagedorn selbst, dessen Urtheil in diesem Punkte im größten Ansehen stand, schenkt ihr ein höfliches Lob.

Dagegen legt nun Lessing, dem diese Einzelheiten schwerlich bekannt waren, in aller Unbefangenheit eines unparteiischen Richters in Einem seiner „Briefe," dem vierundzwanzigsten — er ist aus Wittenberg 1752 datirt, während die „Rettungen des Horaz," wie aus den Anfangsworten erhellt, erst nach Beendigung des ganzen Handels, der sich hieraus entwickelte, ausgearbeitet und vielleicht eben nur bei Gelegenheit desselben entstanden sind, denn noch 1754 studirte Lessing (XII, 25. M. 34. H. XX, 1, 38) über den Horaz eifrig, auch sind die „Rettungen" erst im dritten Theile der Schriften 1754 gedruckt, die „Briefe" aber schon im zweiten 1753 — an die Langesche Uebersetzung den ganz objectiven Maßstab der Grammatik an. „Sie müssen sich nothwendig noch erinnern, wie viel ich jederzeit aus den Horazischen Oden und aus ihrem Verfasser, dem Herrn Pastor Lange, gemacht habe. Ich habe ihn allezeit als einen von unsern wichtigsten Dichtern betrachtet und seiner versprochenen Uebersetzung des Horaz mit dem unbeschreiblichsten Verlangen entgegengesehen. Endlich ist sie diese Messe erschienen, und meine Begierde hat sie mehr verschlungen als gelesen. Noch habe ich mich von dem Erstaunen, in welches sie mich gesetzt hat, nicht ganz erholt. Aber, guter Gott, wie unterschieden ist dies Erstaunen von dem, welches ich mir versprach! Ein gehofftes Erstaunen über unüberschwängliche Schönheiten hat sich in ein Erstaunen über unüberschwängliche Fehler verwandelt." Und nun weist er in der Uebersetzung, an welcher Lange, wie er in der Vorrede mit lächerlicher Affectation erzählt, neun Jahre gearbeitet haben wollte, eine Anzahl der ärgsten Schulknabenschnitzer nach.

Lessings Kritik wurde im Hamburger Korrespondenten 1753 (Nr. 178 und 179) aus seinen Schriften abgedruckt und Lange konnte sie also nicht ignoriren. Er erließ unterm 20. November 1753 ein Schreiben an den Verfasser des gelehrten Artikels im Correspondenten,[1]) in welchem er Lessings Angriff zurück-

[1]) Lessings Schriften IV, 122. 1785. Es war ein glücklicher Einfall K. Lessings

zuweisen suchte. Aber das Ungeschick, mit welchem er dies that, und besonders eine Anschuldigung, welche er sich hier gegen Lessing erlaubte, zog ihm eine noch viel ärgere Züchtigung zu.

Nämlich im Monat März des Jahres 1752 hatte Lessing, wie er selbst (III, 443. M. 445. H. XIII, 1, 102) erzählt, den Hallescher Professor G. S. Nicolai auf einer Durchreise desselben durch Wittenberg kennen gelernt. Als Nicolai wieder nach Halle zurückgekehrt war, wurde die Bekanntschaft durch Briefe fortgesetzt. Als eine Folge derselben mag es zu betrachten sein, daß Lessing um diese Zeit zum Mitgliede der Gesellschaft von Freunden der schönen Wissenschaften in Halle ernannt wurde, denn diese stand unter Nicolais Leitung und wanderte — Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften S. 136 — sogar mit ihm nach Frankfurt aus.[1]) Gleich in dem ersten Briefe[2]) schrieb Lessing, daß er Langes Horaz gelesen, sehr bedeutende Fehler in ihm gefunden habe, und nicht übel willens sei, die Welt auf einem fliegenden Blatte vor der Uebersetzung zu warnen, vorher aber wünschte er sein Urtheil darüber zu wissen. Nicolai, welcher nicht nur, wie an einem andern Orte zu zeigen sein wird, ein Anhänger der Aesthetik, sondern auch ein vertrauter Freund Langes war, hatte die Gefahr, in welcher der Ruf des letztern schwebte, erkannt, und zu vermitteln gewünscht; er hatte daher, wie er in einer später anzuführenden Schrift (Lessings Schriften 1785 IV, 289 ff.) versichert, und wie der vollständige Abdruck seines Briefes (ebendas. S. 10) in der That beweist, aus eigenem Antriebe, an Lessing Folgendes geschrieben (III, 443. M. 445. H. XIII, 1, 103): „Oeffentlich wollte ich es Niemanden rathen, Herrn Langen anzugreifen, der etwa noch Hoffnung haben könnte, im Preußischen sein Glück zu finden. Herr Lange kann viel bei Hofe durch gewisse Mittel ausrichten. Indessen kenne ich ihn als einen Mann, der folgt,

---

die auf diesen Handel bezüglichen Streitschriften, welche übrigens schwer aufzutreiben sein würden, hier zusammen abdrucken zu lassen.

[1]) Wenn K. Lessing erzählt, diese Gesellschaft habe beabsichtigt, ein deutsches Wörterbuch herauszugeben und habe Lessing dabei zum Mitarbeiter haben wollen, so dürfte es sich damit etwas anders verhalten. Nicht die hallenser Gesellschaft, sondern die deutsche Gesellschaft in Jena, deren Mitglied Lessing übrigens auch war — siehe weiter unten im Text — trug sich damals mit einem solchen Plan; ein Professor Müller hatte in den Schriften derselben einen Vorschlag der Art veröffentlicht, in welchem er alle deutschen Gesellschaften aufforderte, sich zur Förderung eines solchen Unternehmens zu vereinigen. Man findet das Nähere darüber an der angeführten Stelle in Fr. Nicolais Schrift; auffallend ist es mir gewesen, daß dieser um diese Zeit nur noch acht Gesellschaften zu nennen weiß, die dabei mitwirken könnten, nämlich außer den beiden genannten die deutschen Gesellschaften in Göttingen, Helmstädt, Königsberg, Frankfurt a. O., Bremen, und Gottscheds Gesellschaft der freien Künste. Man sieht aus diesem Umstande, wie die Gottschedsche Periode, in welcher dergleichen Gesellschaften überall entstanden, im Grunde schon überwunden war, auch bemerkt Fr. Nicolai selbst, daß die etwaigen Verdienste dieser Gesellschaften um die deutsche Sprache im Vergleich zu denjenigen, welche die ehemalige deutsche Gesellschaft in Leipzig sich erworben, gar nicht in Betracht kämen. — [2]) Ich habe ein Stück von demselben in der Correspondenz Fr. Nicolais, deren Durchsicht mir der Enkel desselben, Hr. Dr. Parthey in Berlin, mit großer Bereitwilligkeit gestattet hatte, wieder entdeckt (M. XII, 28. H. XX, 1, 28.); übrigens hatte Göckingk, welcher Nicolais Nachlaß früher durchmustert, dies merkwürdige Autographon mit „gebraucht" bezeichnet, und es ist dasselbe daher vielleicht schon irgendwo abgedruckt, nach der Vermuthung des Hrn. Dr. Parthey, die sich auf eine Angabe des Hrn. Ritter, früheren Geschäftsführers der Nicolaischen Buchhandlung, gründet, etwa in der Zeitung für die elegante Welt 1818—26.

wenn man ihm etwas sagt, das ihm begreiflich ist. Diese Fehler, dächte ich, wären ihm begreiflich zu machen. Sollte es also nicht angehen, daß man ihn selbst aufmunterte, Verleger von den Bogen zu sein, die Sie wider ihn geschrieben haben? Nicht in der Absicht, daß er dieselben drucken läßt, sondern daß es in seiner Gewalt stehet, die Verbesserungen derselben bei einer neuen Auflage oder besonders drucken zu lassen. Er muß sich aber auch alsdenn gegen den Hrn. Verfasser so bezeigen, wie ein billiger Verleger gegen den Autor. Sie müssen keinen Schaden haben, sondern ein Honorarium für gütigen Unterricht." Hierauf hatte Lessing geantwortet (Schriften IV, 301): „Auch Ihren Vorschlag wegen der Beurtheilung über des Herrn Langens Uebersetzung des Horaz lasse ich mir gefallen. Ich will, wann Sie es meinen, ehestens an ihn schreiben, und ihm zum Anbisse mit aller Höflichkeit nur hundert Donatschnitzer zuschicken. Ich werde sehen, wie er es aufnehmen wird, und darnach will ich mich richten." Diese Antwort, bei welcher Lessing (III, 444. M. 446 f. H. XIII, 1, 55) so gar nicht an Geldgewinn gedacht hatte — wie er denn auch die Kritik nicht übersandte — daß es ihn vielmehr ein wenig verdroß, daß Nicolai ihn für so eigennützig ansehen können, verstand dieser als ein Eingehen auf seinen Antrag, und wandte sich nun (Schriften IV, 255) an Lange, mit der Angabe, es wolle ein gewisser, den er nicht nennen dürfe, gegen ihn schreiben, was er zu hintertreiben wünsche. Lange erwiederte, er werde allen gegründeten Erinnerungen gern Raum geben, und der Unbekannte möge seine Desiderata nur schriftlich einsenden. Hierauf war die Antwort Nicolais: Der Gegner habe einmal seine Schrift zum Druck bestimmt, und er würde sich nicht dazu verstehen, ihm die Handschrift zu senden, wenn er ihm nicht so viel dafür geben wollte, als ein Verleger thun würde. Dies hatte Lange zurückgewiesen, nun aber machte er in seinem Schreiben an den Hamburger Correspondenten von dem Umstande, ohne in der Leidenschaft das wahre Sachverhältniß zu ahnen, in dem Sinn Gebrauch, daß er die Anschuldigung gegen Lessing aussprach, dieser selbst habe durch die dritte Hand den Antrag an ihn gestellt, die gegen ihn gerichtete Schrift mit Geld abzukaufen.

Dieses Letztere mußte Lessing nicht nur im höchsten Grade erbittern, sondern auch zum entschiedensten Handeln auffordern. Schon zweimal war sein Ruf in ähnlicher Weise, wenn auch noch nicht im Drucke, angegriffen worden; bei Gelegenheit der Voltaireschen Geschichte, und in Bezug auf Jöchers Gelehrtenlexikon, und von seiner Kritik des Jöcher, und daß er für dieselbe keinen Verleger finden können u. s. w., spricht Lange hier selbst. Es war also die höchste Zeit, daß er die Rolle eines literarischen Freibeuters, welche die in gelehrten Zänkereien lebende und durchweg gemein denkende Zeit einem jungen thätigen Literaten beizumessen nur allzu bereit war, mit der größten Energie von sich wies. So entstand, nachdem er vorläufig in der Vossischen Zeitung (III, 404. M. 407. H. XII, 532) gegen Langes Schreiben protestirt, das Vademecum für Samuel Gotthold Lange, in welchem er sowohl die gelehrte Nichtigkeit seines Gegners auf das Ueberzeugendste darthut, als auch ihn wegen jener Anschuldigung als Verleumder brandmarkt. Ein gedrucktes Schreiben Langes vom 28. Februar 1754 an Nicolai, der unterdessen nach Frankfurt versetzt war, worin er noch einmal gegen den kritischen Stachel zu löcken versucht und die Ergehung des Antrags durch Nicolai an ihn beurkundet, so wie eine ebenfalls gedruckte Antwort Nicolais, welche über Langens gelehrte

Schwäche den Mantel der christlichen Liebe zu decken sucht, demselben einige kleine Unterschiebungen nachweist, die ihm in der Hitze des Streites begegnet waren, und in Betreff des vielbesprochenen Antrags den Aufschluß giebt, daß derselbe weder von Lange, noch von Lessing, sondern von ihm, Nicolai allein, ausgegangen, machen dem leidigen Handel ein Ende. [1])

Dieser Vorfall ist in der deutschen Literaturgeschichte von epochemachender Wichtigkeit, denn durch sie wurde Lessings Name zuerst allgemein bekannt und sogleich geachtet und gefürchtet. Zuerst zwar ließ man sich von dem berühmten Namen Langes blenden, und die Jenaische gelehrte Zeitung 1754. 9. Stück den 30. Januar, schenkt Langes Schreiben an den Correspondenten vollen Glauben und hilft die gehässige Anschuldigung desselben weiter verbreiten. [2]) Dagegen hatte ein bedeutender Gelehrter, J. D. Michaelis, schon in einer Recension der Lessingschen Schriften in den Göttingischen gelehrten Anzeigen 1753 den 31. December gesagt: „Wir haben bei dem ersten Blick in das Buch zwar andere, aber eben so offenbare Fehler bemerket, als Herr Lessing, und die desto weniger Entschuldigung litten, weil nach der Vorrede das vornehmste Verdienst dieser Uebersetzung in der Treue bestehen soll, die so weit gehet, daß Herr Lange sich die Freiheit untersaget, in seiner Uebersetzung den geringsten Strich des Urbildes zu ändern," was, so wie der übrige vortheilhafte Inhalt jener Recension, Lessing zu einem eigenen Dankschreiben an Michaelis veranlaßt (XII, 25. M. 36. H. XX, 1, 39). Darin beklagt er sich zugleich über die Jenenser und legt auch ein Exemplar des Vademecum bei, über welches denn Michaelis den 2. März 1754 wieder sehr verständig urtheilt:

---

[1]) Der Streit ward auch anderwärts geführt — Bemerkungen über Langes Vertheidigung einiger in seiner Uebersetzung des Horaz getadelten Stellen — Neue Erweiterungen der Erkenntniß und des Vergnügens 1753. II, 397. (bestätigt fast durchgehends Lessings Tadel). Dagegen dann Lange selbst III, 64 — sehr lahm und fade. — Lessing selbst sucht, wie er dies seinem Rufe schuldig war, das Vademecum durch Selbstanzeige in der Vossischen Zeitung (IV, 461. M. 496. H. XII, 436.) bekannter zu machen, doch führt er mit richtigem Takte keine Proben an, weil es doch „beinahe zu viel wäre, daß der Herr Pastor seine Beschämung an mehr als einem Orte finden sollte." Den meisten Spaß machte der Streit den Gottschedianern; es erschien von ihrer Seite das Epigramm:

Zwo lose Huren schimpften sich:
Sie hielten sich recht ritterlich.
Mein Satyr stand, und rief von weiten:
Das klingt, als wenn sich L=ng' und Du, mein L=ss=ng, streiten.

Sie freuten sich, daß das Reich ihrer Feinde uneins wurde. Der bekannte Schildknappe Gottscheds, Freiherr v. Schönaich, ist der Verfasser dieses Sinngedichts, das zuerst in der von ihm anonym herausgegebenen, sehr seltenen „Sammlung von Sinngedichten, In Drey Bücher eingetheilt. . . . 1755" S. 28 Nr. 20 abgedruckt wurde und hierauf in dem „Almanach für Bellettristen und Bellettristinnen fürs Jahr 1782. Ulietea (Berlin), S. 115 erschien. (M. und B.) — [2]) Hier heißt es zugleich in Bezug auf eine Bemerkung Lessings in der Rettung des Simon Lemnius (III, 294. M. 299 f. H. VIII, 189 f.), daß Luther unter der Herrschaft seiner Frau gestanden: „So viel Hrn. Lessing belangt, so müssen wir auch melden, daß er nächstens auch diejenigen Gründe vernehmen wird, welche zeigen, daß seine dem Hrn. Prof. Walch gemachten Einwürfe, die Katharina v. Bora betreffend, ebenfalls von keiner Erheblichkeit sind." Dies geschah im zweiten Theil von Walchs Geschichte der Katharina v. Bora — Göttinger gel. Anzeigen 1754 den 3. October; das dort Gesagte that Lessingen völliges Genüge (XII, 28. M. 37. H. XX, 1, 42).

„Diese nachdrückliche aber nicht ungesittete Satyre, die voller Gelehrsamkeit und nicht ohne Kunst ist, wird bleiben, wenn man von der vorigen Schrift" — es war vorher von Langes Schreiben an den Correspondenten die Rede gewesen — „Nichts mehr weiß; daß Herr Lessing Langen auf seines seligen Vaters Grammatik verweist, und viele andere Stellen, sind zwar sehr empfindlich, allein sie behalten doch immer einen gewissen lachenden Anstand." Endlich zeigt Michaelis den 3. Juni 1754 Langes Schreiben an Nicolai und Nicolais Erklärung an, woraus hervorgeht, daß keine von beiden streitenden Parteien den unwürdigen Antrag gethan. Da konnte Lessing wohl antworten (XII, 27. M. 36. H. XX, 1, 40): „Sie haben fortgefahren, mich Ihnen unendlich zu verbinden." Michaelis, welcher in England eine freiere Bildung erworben hatte, dürfte überhaupt derjenige gewesen sein, welcher Lessing damals am Besten verstanden. Bei Gelegenheit der Uebersetzung von Thomsons Agamemnon sagt Michaelis in einer Anzeige von Lessings theatralischer Bibliothek den 7. Dec. 1754: „Da Lessing selbst eine solche beabsichtigt, hat er freilich die Fehler desto leichter bemerken können, allein eben dieses würde auch, wenn Herr Lessing ja tadelsüchtig wäre, ihn hier noch mehr dazu gemacht haben. Wir finden ihn gar nicht so." Lessing blieb mit Michaelis, wie weiter unten zu bemerken sein wird, noch einige Zeit in Briefwechsel. So hatte ihn also gerade der Langesche Streit, der seinem Rufe so große Gefahr drohte, der Aufgabe seiner gegenwärtigen Lebensperiode, eine gelehrte Geltung zu erlangen, merklich näher gerückt; in dem oben angeführten zweiten Briefe an Michaelis erwähnt er auch, daß er in Wittenberg Magister geworden; er war nach der matricula promotionum der philosophischen Facultät, deren Einsicht mir auf dem Universitätssecretariat zu Halle gefälligst gestattet worden, a. d. III. Cal. Maias 1752, als Camensis Lusatus, Medicinae studiosus promovirt worden. Als die Göttinger gel. Anzeigen in Anerkennung Lessings vorangegangen waren, bekehrten sich auch die Jenenser getehrten Zeitungen. Am 22. März (Nr. 23) ist ihnen das Vademecum, das in ihren Buchläden noch fehlte, unmittelbar von Berlin zugekommen, vermuthlich mit einem geharnischten Brief von Lessing, denn sie entschuldigen sich sehr. Wie sehr sie Lessing hochschätzen, hatten sie früher an den Tag gelegt. Sie schätzen aber auch Lange hoch, und es hatte ihnen daher leid gethan, ihn so angegriffen zu sehen, doch hatten sie freilich nicht Zeit gehabt, die Verantwortung Langes so zu prüfen, wie es Lessing in dieser neuen Schrift zu thun genöthigt gewesen. Da übrigens beide Mitglieder der Jenaer deutschen Gesellschaft seien, möchten sie wünschen, daß sie sich untereinander versöhnten, oder wenigstens die gehässigen Anschuldigungen unter ihnen wegfielen. Uebrigens habe Lessing allerdings Langen noch mehr der Verbesserung bedürftige Stellen nachgewiesen. „Die Nachricht, daß Herr Lessing seine Anmerkungen dem Herrn Pastor Lange zum Verkauf angeboten haben soll, hat er hinlänglich entkräftet, und scheint fast, daß der uns unbekannte Freund von beiden, so gut seine Absicht ohne Zweifel gewesen ist, nicht die besten Mittel gewählt habe, seinen Freunden nützlich zu sein." Von der Zeit an ist die Jenaer Zeitung eine entschiedene Verehrerin Lessings. Den 24. August desselben Jahres heißt Lessing, bei Anzeige des dritten Theiles seiner Schriften schon: „dieser berühmte Schriftsteller;" und am 30. October werden in Lessings theatralische Bibliothek große Hoffnungen gesetzt. Dagegen war die Geschichte für Langes Ruf, wie man leicht vermuthen wird, ein To-

desstoß. Schon früher hatte das gute Vernehmen zwischen ihm und den Schweizern gelitten. Bereits 1746 schreibt Sulzer über Lange an Gleim: „Der Magister Meier, sein jetziges oraculum, ist ein allzu lockerer Kritikus, er läßt ihm die schlechtesten Sachen passiren. Herr Bodmer hat mir geschrieben, er fürchte, Herr Lange wende nicht Fleiß genug an den Horaz;" und 1749 theilt derselbe Sulzer Bodmern mit, Lange habe an Gleim einen Brief geschrieben, den dieser mit vollem Rechte das Glaubensbekenntniß eines elenden Scribenten nenne. Wie dann die Uebersetzung des Horaz erscheint, schreibt Wieland an Bodmer, seine Metra seien so unangenehm und widrig, daß er besser gethan hätte, die horazischen zu wählen, auch hatte Lange hier die Schweizer durch die Bemerkung beleidigt: daß das lateinische Sylbenmaß sich nicht zu deutschen Gedichten schicke, wie jetzt die wenigsten Deutschen die lateinisch gedruckten deutschen Poesien lesen könnten. Auf diese Weise ist ganz erklärlich, daß Sulzer 1754 ganz kaltblütig die Notiz geben kann: „Ein hiesiger junger Dichter, Lessing, hat den armen Lange wegen seiner ungeschickten Uebersetzung des Horaz und der noch ungeschicktern Vertheidigung derselben elend herumgeholt."

Daß übrigens Lessing in Langes Uebersetzung des Horaz nicht blos die schlechte Uebertragung eines alten Dichters, sondern auch den Gipfel des Treibens der Halleschen Dichterschule gezüchtigt, sich also gerade in dieser Zeit und bei dieser Gelegenheit von derselben loszusagen, und die ernstere Richtung, der zufolge er die schönwissenschaftlichen Beschäftigungen mehr bei Seite gelegt hatte, auch auf dem eigenen Gebiete derselben geltend zu machen beabsichtigt habe, geht aus mehrfältigen Andeutungen hervor. Gleich in der ersten Kritik des Lange bemerkt er (III, 355. M. 358. H. VIII, 252.), daß es etwas Unbegreifliches sei, den Horaz glücklich nachzuahmen, ohne ihn zu verstehen, und giebt damit deutlich genug zu verstehen, daß es auch mit den eigenen horazischen Oden Langes im Grunde nicht so bestellt sei, wie man allgemein glaubte. Ferner finden sich gerade auf Meier, der, wie aus dem Obigen hervorgeht, Langes kritisches Orakel war, mehrfache Seitenhiebe; ich habe deren schon aus der Kritik des Messias angeführt, ja diese ganze Kritik kann als eine Verurtheilung der Halleschen Schule gelten, denn wenn das, was Klopstocken hier nachgewiesen wird, im Allgemeinen als ein hochtrabendes, hohles, dem Gedanken nach incorrectes Phrasenwesen bezeichnet werden kann, so ist gerade dieses von den Hallensern auf Klopstock, der es freilich noch weiter trieb, übergegangen, so wie auch das Gefallen daran allein erklärt, wie Lange und Meier mit der ungründlichen Uebertragung des Horaz zufrieden sein konnten. In Bezug auf Meier selbst sagt Lessing bei Gelegenheit der Anrufung der unsterblichen Seele, die man damit könnte vertheidigen wollen, daß sie sich schon bei Dante finde: „Hat nicht einer der größten französischen Kunstrichter, Rapin, ihn deswegen getadelt? Wollen Sie aber sagen: ja hier ist mehr denn Rapin, hier ist Meier! so zucke ich die Achseln und gehe weiter." Endlich sind auch die „Briefe," diese ganze erste Sammlung wissenschaftlicher Aufsätze aus Lessings Feder, welche die Kritiken des Klopstock, Lange, Jöcher, die Rettung des Lemnius u. s. w. neben einander enthalten, schon als solche der Halleschen Schule entgegengesetzt. Man kann über die Natur dieser Briefe in Zweifel sein: zunächst erscheinen sie als ganz fingirte, so gut, wie etwa später die Literaturbriefe, dagegen treffen die untergesetzten Absendungstage, wie z. B. oben bei dem zwölften, der von den Pantomimen handelt, mit andern Notizen überein,

aus denen hervorgeht, daß Lessing sich je zu dieser Zeit gerade mit eben diesen Gegenständen beschäftigt hat, und so scheinen sie wirklich an gelehrte Freunde gerichtet gewesen zu sein, weshalb denn auch Hölscher in seinem Programm über Lessing als Dramatiker gern herausbringen möchte, wer der Herr D. sei, an den Brief 22 u. 23 gerichtet sein soll. Die Wahrheit liegt hier in der Mitte: Lessing hat wirklich in seinen Briefen an Freunde damals, wie wir es auch später finden, gelehrte Fragen behandelt, dann aber später die betreffenden Stellen für den Druck ausgezogen oder weiter ausgeführt, wie er dies selbst im Vademecum, wo er durchaus nichts fingiren durfte (III, 406. M. 412. H. XIII, 1, 64) von dem Briefe über Langes Horaz erzählt, dann wurden einige andre Arbeiten, welche er gerade liegen hatte, die wenig bekannt gewordenen Aufsätze im Neuesten, die Fragmente des Henzi, die lateinische Uebersetzung aus dem Messias äußerlich mit einer Briefform umhüllt, um sie hier anbringen und eine Sammlung von reichhaltigerm Inhalt aufstellen zu können. Dergleichen Sammlungen von Abhandlungen in Briefform gab es damals mehrere, namentlich müssen Lessingen die kritischen Briefe (Zürich 1746) und die neuen kritischen Briefe 1749 bekannt gewesen sein, wie sich später zeigen wird; auch die Zeitschrift: Briefwechsel der Gelehrten, Hamburg 1751, von Richey und Andern, wird ihm durch die Hände gegangen sein — im gegenwärtigen Augenblick kam es ihm darauf an, den abgeschmackten liebelnden Briefen des Halleschen Kreises, welche Gleim unter dem Titel „freundschaftliche Briefe" herausgegeben hatte, eine inhaltsvolle Briefsammlung entgegenzustellen. Er sagt von seinen Briefen in der Vorrede zum ersten und zweiten Theil der Schriften (III, 271. M. 279. H. XII, 409): „Es sind nichts als Briefe an Freunde, und zwar an solche, an die ich etwas mehr als Complimente zu schreiben gewohnt bin. Ich schmeichle mir sogar, daß in den meisten Etwas enthalten ist, was die Mühe sie zu lesen belohnt," und in der Selbstanzeige in der Vossischen Zeitung (III, 401. M. 405. H. XII, 524) nennt er sie geradezu „freundschaftliche Briefe eines Pedanten." Dazu ziehe man in Betracht, daß Lessing schon im Neuesten wenigstens eine Verspottung der Anakreontischen Gedichte, welche von Kästner herrührt, abgedruckt und dadurch gut geheißen hatte. Gleim mag diese Beziehungen auch recht gut herausgefühlt haben: wie er später Lessing kennen lernte, gefiel ihm dieser, wie er an Bodmer schreibt, besser, als er nach einigen Stellen seiner Schriften erwartet hätte. Wenn übrigens Lessing später mit Gleim und auch mit Kleist, der doch auch der Halleschen Schule angehört, auf einem ganz guten Fuße steht, so mag hier nur vorläufig so viel bemerkt werden, daß dies nur in sofern und auf so lange der Fall ist, als diese Männer, namentlich in Folge des bald darauf eintretenden Krieges, der die Gemüther stählte, eine ernstere und männlichere Richtung eingeschlagen hatten.

Trotz aller dieser Beziehungen, von denen man freilich keine Ahnung hatte, hat es Schwachmüthige gegeben, welche Lessing wegen des Tones, der im Vademecum herrscht, einer Rechtfertigung oder gar einer Entschuldigung bedürftig geglaubt haben. Wenn K. Lessing oft hat hören müssen, sein Bruder habe nur die Gelegenheit vom Zaune gebrochen, dem Pastor Lange für jeden grammatischen Fehler zehn Injurien und Grobheiten zu sagen, und darüber recht sein boshaftes Herz gegen einen würdigen Geistlichen verrathen, so dürfte es auch jetzt noch manche geben, die im Herzensgrunde glauben, der junge Mann

habe hier doch wohl eine recht erwünschte Veranlassung gefunden, dem gehaltenen Tone literarischer Polemik und der Achtung gegen berühmte und hochgestellte Leute recht burschikoser Weise ein Schnippchen zu schlagen. Ich brauche nur auf die ganze bisherige Darstellung zu verweisen, um zu zeigen, daß der Lessing von 1754 mit den jungen Leuten, welche sich in den Ton des Vademecum und einiger ähnlichen Schriften Lessings verliebt haben, und daher, wie es davon Beispiele giebt, etwa bei der Rückkehr in die liebe Vaterstadt nichts Eiligeres zu thun haben, als ohne alle Veranlassung irgend einem armen Kapaun, der hier ruhig sein Futter sucht, unbarmherzig die Federn auszuraufen, Nichts gemein hat. Es ist zwar gar nicht in Abrede zu stellen — Lessing vollführt die Procedur an dem Herrn Pastor mit unverkennbarer Lust und Liebe zum Dinge; dies aber doch nur weil sie nun einmal vollführt werden muß und dabei freilich sein Talent freien Spielraum findet; im Grunde liegt ein tiefer Ernst dahinter; kein frischer und voller Mensch wird es anders als ganz in der Ordnung finden, daß, wer so angegriffen ist, wie Lessing, das Flebit et insignis tota cantabitur urbe an dem Gegner nur lieber gleich in Erfüllung gehen läßt, und die Brandmarkung solcher wissenschaftlicher Unfähigkeit, wie sie hier mit großen Ansprüchen auftrat, ist nun vollends im Interesse der Nationalehre, ja der öffentlichen Sittlichkeit, eine Pflicht. Nur daß man das Büchelchen für mehr als ein Werk der Nothwehr, für mehr als eine literarische Strafvollziehung nun auch nicht halten darf; es würde in den Fehler jener literarischen Freischärler verfallen heißen, wenn man der Gesinnung in der Aeußerung Lessings: Er wünsche, daß mit der Langeschen Uebersetzung des Horaz auch seine Kritik vergessen werde; er sehe sie gar nicht als etwas an, das ihm besondere Ehre mache, nicht aus vollem Herzen beistimmen wollte. Das Vademecum ist vielleicht das größte Meisterstück negativer Kritik, welches Lessing geliefert hat, aber ist denn die negative Kritik selbst Lessings größte Meisterschaft?

Es sind in diesem Buche auch sonst Lessings erste Versuche in der Kritik besprochen worden, und es wird also hier der Ort sein, nachdem dieselben ihrem Inhalte nach vorgeführt sind, über den allgemeinen Charakter sowohl dieser Aufsätze insbesondere, insofern sie kritische sind, als auch der Lessingschen Kritik überhaupt, einige Gesichtspunkte aufzustellen. Hierzu fordert schon der Umstand auf, daß *erst* hier von kritischen Werken Lessings hat die Rede sein können. Lessing wird überall als der Kritiker par excellence gefeiert, ja man hat, wie Guhrauer in seiner Schrift über die Erziehung des Menschengeschlechts bemerkt, sein Wesen und seine Bedeutung selbst durch diesen Begriff zu erschöpfen geglaubt; welche geistreiche beredte, glänzende Charakteristiken Lessings von Friedrich Schlegel bis zu Gervinus herunter wir erhalten haben, es kommt immer auf dasselbe heraus; und wenn wir Lessings geistige Beweglichkeit berücksichtigen, und wie er beständig fast nur im Kampfe lebt, so können wir diese Ansicht unmöglich für unrichtig erklären. Dagegen aber ist oben darauf hingedeutet worden, daß eben diese kritische Thätigkeit, die also doch die Grundform seines Geistes zu enthalten scheint, gar nicht sogleich bei ihm erwacht sei, daß vielmehr derselben eine reine Periode der Production vorangehe — was denn doch jedenfalls auf einen ganz eigenthümlichen Charakter seiner Kritik, auf eine verborgene Verwandtschaft derselben mit der Production hindeutet.

Die Auflösung dieser Schwierigkeit ist einfach. Es giebt verschiedene

Arten der Kritik. Die erste, welche ich die dogmatische nennen möchte, kann gar nicht für einen eigenen und also auch nicht das Wesen eines Schriftstellers erschöpfenden Standpunkt gelten, sondern ist nur ein beiläufiges Werk, das von den verschiedensten Standpunkten aus möglich ist. Sie besteht lediglich darin, daß man die geistigen Erzeugnisse Anderer an den Ansichten und Anforderungen mißt, die man nun einmal bei sich festgestellt hat; sie begreift das gewöhnliche Recensirwesen; A ist überzeugt, b sei c, und spricht das in einem Buche aus, D aber, welcher b für e hält, widerspricht ihm in einer Literaturzeitung und schreibt dann selbst ein Buch, das seine Meinung des Weitern erörtert, worauf A in einer andern Literaturzeitung selbiges auch seinerseits recensirt und unmaßgeblich geltend macht, b sei doch c — ein absolut langweiliges Schauspiel. Das ist gewiß nicht Lessings Geschäft gewesen, denn für einen Dogmatisten wird ihn Niemand erklären können. Die zweite Art der Kritiken ist die streng negative. Sie hat, wenn sie nicht eine bloße Unterart der vorigen ist, kein anderes Interesse als das der formellen Richtigkeit des Denkens, deren Gefühle sie, weil man sich derselben, wie der Gesundheit, als eines Gutes und überhaupt als eines realen Gegenstandes nicht anders bewußt wird, als wenn man ihren Mangel empfindet, durch unaufhörliche Nachweisung solches Mangels bei Andern in sich wach zu erhalten sucht. Diese Kritik kann allerdings zum Standpunkt werden, wo denn aber nicht sowohl ein Nihilismus der wissenschaftlichen Ergebnisse, als vielmehr eine vollkommene Unbekümmertheit um solche der Ausgang sein wird. Auch diese wird man Lessingen nicht beilegen wollen; Lessings eigenthümliche Kritik bildet eine dritte Art — Fr. Schlegel hat sie schon genannt, aber freilich nicht sie näher zu erläutern gewußt: die productive.

Es geht allgemein die Rede — ihr Ursprung scheint nicht mehr ermittelt werden zu können — Lessing habe seine poetischen Werke, namentlich seine Dramen, im Grunde nur als Beispiele für seine Theorien angefertigt. Dies kann im wörtlichen Sinne nicht wohl zugegeben werden, denn theils hat er, wie so eben wieder in Erinnerung gebracht war, poetische Werke verfaßt, ehe er Theorien aufstellte, theils wird man doch der Miß Sara Sampson, der Minna von Barnhelm, der Emilia Galotti eine so mechanische Entstehung nicht beilegen wollen. Gleichwohl wird auch an dieser Ansicht etwas Wahres sein, denn seine Dramen stellen allerdings immer einen ganz neuen Standpunkt dar, und zugleich spricht er diesen in seinen kritischen Werken im Gegensatz zu den früheren Standpunkten aus. Wie wird sichs nun verhalten? Ganz einfach so: seine kritischen Werke sind nichts andres, als der Entstehungsproceß eben derselben neuen ästhetischen Standpunkte, welche sich dann in den Werken selbst auf ganz unmittelbare und daher vollkommen kunstgemäße Weise aussprechen.

Ich müßte der spätern Darstellung des Einzelnen vorgreifen, wenn ich dies hier ausführlich mit Beispielen belegen wollte, darum mag nur auf das einleuchtendste von allen hingewiesen werden: entsteht nicht in dem aufmerksamen Leser der Dramaturgie, wenn er die Bekämpfung der französischen Tragödie, die Herbeiziehung des Shakespeare, und dabei doch die Anerkennung des Aristoteles in sich selbst zu realisiren weiß, ganz von selbst das Schema einer neuen Art von Tragödie, und wird er nicht die Erfüllung der innern Weissagung, welche darin liegt, in der Emilia Galotti finden?

Durch eben diesen Begriff der productiven Kritik hat denn auch dasjenige seine

weitere Ausführung bekommen, was oben von der eigenthümlichen sondernden Thätigkeit Lessings gesagt worden ist. Man gewinnt von diesem Gesichtspunkt aus einen großartigen Ueberblick über Lessings gesammtes Wirken. Ueberall lebt er sich mit unbefangenster Hingabe in die besonderen Sphären ein, und eben dadurch lebt er sie denn auch wieder in ihrer reinsten Eigenthümlichkeit aus sich heraus: die Anschauung der bildenden Kunst, der Poesie, der Religion, der Philosophie werden von ihm nicht sowohl gesondert, als sie sich selbst sondern, und das ästhetische Gebiet oder vielmehr nur das poetische oder besondere Theile desselben, die des Lustspiels und des Trauerspiels, haben nur dies voraus, daß, während der Boden der Religion und bildenden Kunst etwa nur theoretisch umgränzt wird, der ihrige, vermöge besonderer Begabung Lessings, in urfrischer Productionskraft nicht bloß aus den Wassern hervortritt, sondern auch noch aus seinem Schooße von seinem Saft getränkte Erzeugnisse hervortreibt.

Und, um jetzt zu dem Punkte, von welchem diese Untersuchung ausging, zurückzukehren; dieser productiven Kritik gehören das Vademecum und die übrigen kritischen Versuche, welche in diesem Buche behandelt worden sind, noch nicht eigentlich an; ebenso wie die poetischen Productionen, welche im vorigen besprochen wurden, noch nicht auf solchem selbstgeschaffenen Boden stehen, sondern nur die alten Formen in Ahnung eines neuen Geistes zu modificiren und auszudehnen suchen. Es regt sich zwar etwas Positives bereits in den Rettungen, welche als die Hauptgattung von Literaturerzeugnissen Lessings in dieser Periode betrachtet werden müssen, allein auch hier ists doch noch mehr ein gelehrtes als ein freies geistiges Interesse, was sich Bahn bricht; im Ganzen neigen die kritischen Werke dieser Zeit wirklich zur negativen Kritik hin, obgleich nicht in dem Sinne, daß es dabei bleiben sollte: Lessing versucht sich hier gleichsam erst in der Führung der Waffen des Witzes, des Scharfsinns, der schlagenden Dialektik, mit denen er dann später im Dienste der productiven Kritik selbst siegreiche Geistesschlachten bestehen sollte. Erst im folgenden Buche wird uns ein erstes und für die Geschichte der deutschen Literatur höchst bedeutendes Beispiel der productiven Kritik und so auch der poetischen Production Lessings vor Augen treten.

Viertes Buch.

Berlin und Leipzig 1753—1758. Ausbildung eines eigenen Standpunktes mit Hilfe der englischen Literatur.

Erstes Kapitel.

Wenn Lessings zeitweiliger Uebersiedelung nach Wittenberg die Absicht zu Grunde gelegen hatte, in seinem Berliner Aufenthalt einen Abschnitt zu machen, und während er hier bis dahin nur für einen hoffnungsvollen Jüngling hatte gelten können, als ein auf sich selbst gegründeter Mann dahin zurückzukehren, so dürfen wir nicht zweifeln, daß ihm dies vollkommen gelungen sei. Bald nach seiner Rückkehr, die in die letzten Monate des Jahres 1752[1]) fällt, erschienen der erste und zweite Theil seiner Schriften,[2]) welche er ohne Zweifel schon in Wittenberg vorbereitet hatte, und im folgenden Jahre nebst dem dritten und vierten das Vademecum, das seinen Namen gefürchtet machte. Wie sehr jene ihn wenigstens in Achtung gesetzt, ist schon gelegentlich angeführt worden; die wiederholten Recensionen von Michaelis[3]) in den Göttinger gelehrten Anzeigen begründeten seinen

---

[1]) Der Biograph giebt an, Lessing sei „Jahr und Tag" in Wittenberg gewesen; Lessing selbst giebt in dem zweiten Brief an Michaelis (XII, 28. M. 37. H. XX, 1, 42) ein halbes Jahr an. Ein ganzes wird es allerdings nicht gewesen sein. Lessing hatte um Neujahr 1752 Berlin verlassen, denn das Neueste vom December und die bis zu Ende des Jahres reichenden Beiträge zur Vossischen Zeitung mußten zuvor expedirt sein, auch spricht von den „Briefen" (III, 320. M. 324. H. VIII, 218), nachdem der 17. B. d. 20. Dec. 1751 datirt worden, der folgende, der dieselbe Materie fortsetzt, von der Ortsveränderung, und der 19. ist W. 1752 im Februar bezeichnet. Nun war Lessing (nach XIII, 646. M. I, 252. H. I, 100) am 11. Oct. 1752 noch in Wittenberg, da aber dieses Datum unter einem Stammbuchvers steht, den man wohl kurz vor dem Abgange von einem Orte einschreibt, mochte er Wittenberg bald nachher verlassen haben. Damit stimmt überein, daß am 12. Dec. bereits wieder ein unverkennbar von Lessing herrührender Aufsatz in der Vossischen Zeitung steht, so wie, daß er (XII, 23. M. 32. H. XX, 1, 32) dem Vater schreibt, Mylius sei noch ganze drei Monate nach seiner Rückkehr in Berlin geblieben, denn Mylius Abreise fällt (nach III, 389. M. 390. H. XII, 491) auf den letzten Februar 1753. — [2]) Von Lessings Schriften Berlin 1753—55 existiren 2 Ausgaben — eine mit gestochenen Titeln von J. W. Meil, die andere mit kleinen zierlichen Holzschnittvignetten von Birnstiel, beide Ausgaben enthalten dasselbe, — nur ist der Drucksatz auf den Seiten abweichend. Vgl. das Nähere über den Text der „Schriften" in H. VIII, 285 ff. Die Ausgabe mit den Vignetten von Birnstiel, die uns vorliegt, hat jedoch der Herausgeber nicht gekannt. (M. und B.) — [3]) Außerdem wird der erste Band der theatralischen Bibliothek, den Lessing mit dem Briefe vom 16. Octob. 1754 übersendet, am 17. Dec. besprochen, wo Lessing denn auch in Folge

Ruf vornehmlich, und seine beiden erhaltenen Briefe an denselben zeugen durch die edle und freie Weise, mit dem sie dem berühmten Gelehrten, der durch seine Kenntniß der englischen Literatur zum Richter über die aufblühende deutsche wohl berufen war, seinen Dank aussprechen, eben so sehr dafür, daß er die Anerkennung desselben in ihrem Werthe zu schätzen gewußt, wie daß er derselben werth gewesen. Noch mehrere Jahre hat Lessing mit Michaelis in Briefwechsel gestanden, wie durch einen Brief Mendelssohns an Michaelis vom 7. Sept. 1755 (Michaelis Briefwechsel I, 110) und mehrere Stellen aus Briefen von Prémontval an denselben belegt wird, die ich noch weiterhin werde anführen müssen, ja beide Männer scheint eine gegenseitige Achtung und Zuneigung durch das ganze Leben begleitet zu haben, denn nicht nur sehen wir Prémontval noch am 10. April 1759 ein Exemplar von Michaelis' Leichenrede auf seine Frau an Lessing befördern, sondern selbst in den Streitschriften gegen Goeze (X, 164. M. 157. H. XVI, 134) beruft Lessing sich auf Michaelis in einer Weise, welche die persönliche Pietät durchschimmern läßt, und Michaelis hat dagegen Lessingen die erste Idee zu seiner Lieblingsübersetzung und zu der Einrichtung der Anmerkungen dazu zu verdanken gehabt.[1]) Von Freunden, welche sich Lessing in Berlin erwarb, ist vor allen Dingen der bereits erwähnte Prémontval[2]) zu nennen, der wenigstens einige Zeit mit ihm Umgang pflog und ohne Zweifel der Freund ist, der ihm (XII, 25. M. 34. H. XX, 1, 39) zu der Gewißheit verhalf, daß jener Göttingische Recensent Michaelis sei. Sonst werden noch König,[3]) unter welchem ohne Zweifel der Professor im Haag zu verstehen sein wird, Süßmilch,[4]) der Dr. Gumpertz und Joh. Wilhelm Meil[5]) als Bekannte Lessings genannt; der letzte begann gleichsam mit Lessing seine Laufbahn, denn die gestochenen Titelblätter zu den Schriften desselben gehören zu seinen ersten Arbeiten und tragen das Gepräge, daß ihr Verfertiger bis dahin vorzüglich für Goldschmiede und Juweliere gearbeitet hatte, allerdings auf auffallende Weise an sich. Vielleicht lernte Lessing diese Männer oder einen Theil derselben in dem bekannten Montagsklub kennen, von dem Nicolai so viel zu erzählen weiß und in den er, wenn nicht gar lange nachher schon von seiner Aufnahme in die Akademie die Rede sein konnte, jetzt wohl Zutritt finden mochte. Daß Lessing sich selbst wohl bewußt war, daß er jetzt eine ganz andere

---

des Briefes „Herr Mag. Lessing" heißt; später begrüßen die Göttinger gelehrten Anzeigen noch 1755 den fünften und sechsten Theil der Schriften — den Freigeist und die Miß Sara — äußerst anerkennend.

[1]) Schulz in den Bemerkungen zu Michaelis' literarischem Charakter als Anhang zu dessen Selbstbiographie S. 247 setzt zu dieser Notiz hinzu: „Ich bin bei der Unterredung gegenwärtig gewesen, die die großen Männer mit einander über diesen Gegenstand auf Michaelis' Studierstube gehalten haben, und erinnere mich noch lebhaft, was Lessings spöttelnde Bemerkung, daß die Christen so wenig von dem erführen und benutzen könnten, was die Schriftgelehrten auf ihren Studierzimmern erfänden, in ihren Hörsälen vortrügen und in ihren gelehrten, meist lateinischen Schriften bekannt machten, für einen starken Eindruck auf Michaelis gemacht, und wie er von der Zeit an sich mit dem Plane zu einer Uebersetzung der Bibel beschäftigt hat." — [2]) André Pierre Le Guay, genannt von Prémontval, geb. 1716, wurde 1752 an die Berliner Akademie berufen und starb daselbst 1764. S. Nouvelle biographie générale. Paris, 1862. XL, 1000 f. — [3]) Samuel König (1712—1757). S. Danzel, Gottsched und seine Zeit. S. 62 f. und H. XII, 486. — [4]) Johann Peter Süßmilch, geb. 1707, Prediger an der St. Petrikirche in Berlin, starb 1767 daselbst als Probst. — [5]) Joh. Wilhelm Meil (1733—1805), mit Lessing schon in Leipzig bekannt, kam 1752 nach Berlin und wurde nach Rodes Tode 1798 Director der Akademie der Künste.

Stellung einnehme als früher, geht aus mehreren Briefstellen hervor. Schon am 29. Mai 1753 will er seinen Bruder Theophilus, der sich auf orientalische Sprachen legte, dem Prof. König im Haag empfehlen, der sein großer Gönner sei, und bei der Statthalterin, deren Bibliothekar er sei, Alles vermöge: es würde daher etwas Leichtes sein, den Bruder auf eine vortheilhafte Weise dahin zu bringen. Man erkennt hierin vielleicht einen leichten Anflug der verzeihlichen Ostentation, die einen jungen Mann beschleichen mag, der in dem Falle ist, seinen Verwandten gegenüber einen Accent darauf legen zu müssen, es sei doch etwas aus ihm geworden; indessen hatte sich die Ansicht des Vaters über Lessings Lebensweg, nachdem dieser freilich wieder gegen seinen Willen nach Berlin gegangen war, und sich die Bekanntschaft mit Mylius noch einmal hatte vorrücken lassen müssen, endlich doch geändert. K. Lessing weiß eine Geschichte zu erzählen, wie der Vater durch das Lob des Sohnes, das er bei einem Besuche in Dresden gehört, und daß die Schriften desselben sogar auf den Toiletten vornehmer Damen zu finden seien, umgestimmt worden sei; doch mochte die Anerkennung, die demselben aus der Feder eines Theologen wie Michaelis zu Theil geworden, auf den gelehrten Geistlichen mehr Einfluß geübt haben. Als ein unverwerfliches Zeichen der Achtung, welche man Lessingen in seiner Familie zu schenken begann, kann es gelten, wenn ihm einer seiner Brüder, Gottlob, der vermuthlich ein Berliner Gymnasium besuchen sollte, anvertraut wurde, wobei denn freilich doch nicht viel herausgekommen sein soll, denn Lessings Zucht mag der des Pädagogiums in Halle, wohin dieser Bruder von da aus geschickt wurde, freilich keineswegs gleich gekommen sein. Lessing legte sogar auf die Magisterwürde, die er kürzlich erworben hatte, als auf ein Zeichen erlangter gelehrter Volljährigkeit einen gewissen Werth. Wenn der Biograph erzählt, Lessing habe es nie gern gehabt, wenn man ihn Magister genannt, und selbst seinen Vater gebeten, die Aufschrift seiner Briefe an ihn nicht mit diesem Titel zu verbrämen, so mag das von einer späteren Zeit gelten, in der gleichwohl Lessing, wie der Bruder selbst anführt, Klotzen gegenüber den Werth dieses Ranges wohl geltend zu machen wußte, in der Zeit aber, von der wir hier reden, unterschrieb er sich selbst nicht nur, wie die Briefe an den Prof. Nicolai, an Schlegel und Michaelis zeigen, wo er an Gelehrte schrieb, als M. Lessing, sondern er sagt auch zu dem letzteren, nachdem er erwähnt, daß er in Wittenberg Magister geworden, ausdrücklich: „Ich bin also etwas mehr als ein bloßer Student, wie mich der Hr. Pastor Lange nennt, und etwas weniger als ein Prediger, für welchen mich der Hr. Prof. Walch gehalten hat.[1])

Aus diesem Bewußtsein, sich zu einer unabhängigen Stellung emporgeschwungen zu haben, und dem wohlberechtigten Bedürfniß, dies auch von der Welt anerkannt zu sehen, wird es auch zu erklären sein, daß Lessing gegen einen alten Freund, dem er überdies die Einführung in die Berliner Kreise und in die ganze literarische Laufbahn verdankte, in einer Weise auftrat, über welche

[1]) „Sein in Leipzig verkaufter Magistertitel hat uns sehr belustigt," sagt Ekhof in einem Brief an Weiße aus Hamburg vom 31. Juli 1756 (Weißes Selbstbiographie S. 40), da er von Lessing spricht, den er hier selbst immer M. Lessing nennt. Es scheint, daß man nach der Fassung dieser Worte bei ihnen nicht einmal an einen in heiterer Gesellschaft vorgefallenen Scherz, sondern geradezu an eine Erzählung, wenn nicht gar an ein Lustspiel, das Lessing Ekhofen mitgetheilt hätte, zu denken haben dürfte (Danzel). Die Vorrede seiner Uebersetzung von Marignys Geschichte der Araber unterzeichnet er bloß mit den Chiffern M. L. A., was doch jedenfalls: Magister liberalium artium zu deuten ist (M. und B.).

nicht wenigstens stutzig zu werden, durchaus eine blinde Verehrung seines Namens verrathen würde.

Ich meine die Vorrede zu Mylius' Schriften 1754. Es ist seiner Zeit erwähnt worden, wie dieser ursprünglich durch die Verbindung mit einigen Mathematikern und Naturkundigen, namentlich mit Euler und Kies[1]) veranlaßt nach Berlin gegangen war. Die Anregung, welche er hier für seine naturwissenschaftlichen Studien fand, mag Veranlassung gewesen sein, daß er sich ihnen von dieser Zeit an ernstlich widmete. Er gab eine Zeitschrift: „Physikalische Belustigungen" heraus;[2]) seine Aufsätze in derselben enthalten zwar keine epochemachenden Entdeckungen, zeugen aber von Forschungsgeist und sind in einem wissenschaftlich-populären Tone geschrieben, welcher damals in Deutschland etwas Neues sein mußte und englischen und französischen Zeitschriften abgelernt war; wie denn auch Uebersetzungen aus solchen in der Zeitschrift eine große Rolle spielen. Dieses Unternehmen diente ihm zur Grundlage, mancherlei briefliche Verbindungen anzuknüpfen, wie denn auch Briefe von Linné, Watson, Lyonet in den Belustigungen abgedruckt sind, und diese Verbindungen mochten ihn auf den Einfall gebracht haben, sich durch naturwissenschaftliche Forschungen in fernen Ländern einen Namen zu machen; er ging mit dem Plane um, in die Dienste der holländischen ostindischen Compagnie zu treten, wovon ihn jedoch Kästner zurückbrachte.[3]) Da brachte ihn Sulzer, der ja ursprünglich auch Mathematiker und Physiker war, bei Haller dazu in Vorschlag, im Auftrage einer Anzahl von Liebhabern der Naturwissenschaften eine überseeische Reise zu unternehmen,[4]) eine Menge hoher Personen, unter andern der König von Dänemark, hatten zu den Kosten beigesteuert. Aber die Sache nahm einen sehr unglücklichen Ausgang: Mylius starb am 6. März 1754 zu London. Nun sammelte Lessing seine zerstreuten Aufsätze, und behandelte ihn nicht nur in der Vorrede als schöngeistigen Schriftsteller ziemlich verächtlich, indem er z. B. (IV, 449 f. M. 486. H. VII, 381) sagt, in seinen Beiträgen zu den Belustigungen habe er geleistet, was man von einem Gottschedianer erwarten könne, und (S. 454, M. 490. H. VII, 386) während er Mylius, wenn dieser mit einem Lustspiel beschäftigt gewesen, immer um seine Geschwindigkeit beneidet, sei er, sobald ihm seine Geburt vorgelesen, sogleich wieder der großmüthigste Freund gewesen, in dessen Seele sich auch nicht die geringste Spur von Neid habe antreffen lassen, sondern er führt auch in Bezug auf Mylius' Reise eine Stelle aus einem früheren Aufsatze desselben an,

---

[1]) Dagegen mit Maupertuis muß er sehr verfeindet gewesen sein, denn er sagt in dem Tagebuche seiner Reise, da er bei König im Haag eine Anzahl Briefe vorfand, er habe aus vielen derselben ersehen, daß man gemeint, er sei im Preußischen arretirt und sogar gehangen worden wegen der Streitigkeiten des Maupertuis, welcher freilich sein Möglichstes möge gethan haben, ihn ins Unglück zu bringen, wie ihm auch Voltaire vom 23. April melde. (Bernouilli Archiv VI, 96). Es scheint demnach, daß Mylius sich bei dem Streit zwischen König und Maupertuis durch irgend ein Pamphlet oder auch vielleicht einen Aufsatz in den physikalischen Belustigungen stark betheiligt hatte; daraus erklärte sich denn auch die Verbindung mit Voltaire, der eben dies Gerücht in einem Briefe an Gottsched erwähnt. — [2]) Daß übrigens Mylius an dieser Zeitschrift nicht bloß Antheil gehabt, wie Mohnike sagt, sondern wirklich der Herausgeber gewesen, zeigt die Vorrede, wo er sich als Herausgeber unterzeichnet. Die Leipziger Gottschedschen Reminiscenzen des Mylius kommen auch hier zum Vorschein; wenn man eine Zeitschrift habe rühmen wollen, äußert er, habe man gesagt, sie sei wie die Belustigungen, darum solle diese physikalische Belustigungen heißen. — [3]) Bernouilli Archiv V, 89. — [4]) Hallers Schlußbericht in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1754 d. 24. Aug.

wo es heißt, die Verschwender solle man ihr Geld auf die Besoldung einer Anzahl Reisender verwenden lassen, welche die Welt der Länge und Quere nach durchschiffen und, wenn es das Glück wolle, allerlei physikalische und zur Naturgeschichte gehörige Entdeckungen machen könnten — „die Ausführung solcher Unternehmungen trage man irrenden Rittern, Don Quixoten und Wagehälsen auf und erwarte mit Vergnügen und Gelassenheit, ob die Naturlehre dadurch mit neuen Erfindungen und Lehrsätzen wird bereichert werden. Die Sache mag so übel ausschlagen, als sie will, so werden doch weder die physikalischen Wissenschaften, noch ihre uneigennützige Handlanger einigen Schaden davon haben" — und setzt hinzu, ob diese Stelle nicht etwas Prophetisches habe. v. Schönaich bemerkt in einem Epigramm, das einer der Streitschriften gegen Lessing beigegeben ist, so von einem Freunde behandelt zu werden, wünsche er seinem Feinde. Und selbst Kästner sagt in einem Briefe an Lessing (H. XX, 2, 14) beißend genug: „Wenn ein Herausgeber Ihres und meines Horazes mit denselben so verfahren wäre, so hätte er sich gewiß ein Paar Rettungen zugezogen." Und wer giebt denn überhaupt Jemandes gesammelte Schriften heraus, um ihn in der Vorrede schlecht zu machen?

Lessing selbst fühlte das. „Etrange monument, disez-vous peut-être", schreibt er am 16. Oct. 1754 an Kästner (M. XII, 38. H. XX, 1, 42.), „et j'en conviens. Pourquoi me l'a-t-on extorqué? On voulut absolument un recueil de ses pièces fugitives et surtout de ses poésies; et le voilà donc. Sans ma préface il ne manqueroit pas de charmer Mr. Gottsched. Mais jugez Vous-même, si je n'ai pas bien fait de sauver les Manes de Mylius de la honte d'être loué par cet opprobre des gens d'esprit." Und wenn man von diesem Standpunkte ausgeht, wird man zugeben müssen, daß Lessing sich seiner Aufgabe immer noch sehr gut entledigt hat.

In Bezug auf Mylius' schönwissenschaftliche Thätigkeit ist es leicht, Lessing zu rechtfertigen; daß er wenigstens nach dieser Seite hin sein Schmeichler nie gewesen, beweist der oben angeführte Umstand, daß er sich mit ihm über die Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters veruneinigt, und wie wenig Umstände Lessing überhaupt in solchen Dingen mit seinen Freunden machte, zeigt eine Anekdote, die Nicolai erzählt. Sie betrifft Naumann, den Leipziger Bekannten von Mylius und Lessing, von welchem schon mehremale die Rede gewesen ist. „Ich erinnere mich," sagt Nicolai,[1]) „noch mit Vergnügen sehr angenehmer Stunden mit Naumann und Prof. Kies (dem Astronomen, der in Tübingen starb), einem sehr lebhaften und witzigen Manne, auf einer sehr kleinen Stube, die Lessing in einem sehr kleinen Hause auf dem Nicolaikirchhofe in Berlin[2]) damals bewohnte. . . . Naumann ließ damals in Erfurt eine Schrift drucken, betitelt: „Ueber Verstand und Glück," welche er Lessing dedicirte. Als er Lessingen seine Schrift brachte, rief ihm dieser zu, sobald er den Titel sah: „Mensch! wie kannst Du von zwei Sachen schreiben, die Du nie gehabt hast!" Man kann es zwar auffallend finden, daß Lessing Mylius schlechthin einen

[1]) Zu einer Anmerkung zu Lessings Briefwechsel (XIII, 16. H. XX, 2, 32). — [2]) Jetzt mit Nr. 20 bezeichnet. Lessings Stube war 2 Treppen hoch. David Friedländer zeigte das Haus einst im Vorbeigehen seinem Sohne, dem B. Friedländer in Berlin. Die Familie Friedländer hat das Haus nebst Umgebung in Kupfer stechen lassen. Zu andrer Zeit wohnte Lessing in dem später Mendelsohnschen Hause (XIII, 95. H. XX, 2, 124).

Gottschedianer schilt, da er doch selbst anführt, derselbe habe eine Ode auf Gottscheds theatralische Verdienste schon 1747 parodiren helfen (VI, 447. M. 483. H. XII, 378), denn um diese Zeit erschien Naumanns Liebhaber der schönen Wissenschaften, in welchem dies geschah, aber damals war er auch bereits mit Gottsched gespannt; dagegen auf seiner Reise nach Göttingen 1753 besuchte er ihn in Leipzig, und ein dramaturgisches Urtheil, das in seinem Tagebuche aufbehalten ist, übergottschedete den Professor Johann Christoph selbst. Er sagt von Shakespeares Romeo und Julie, das er den 23. October 1753 in Coventgarden aufführen sah: „dieses in der Form und Materie sehr fehlerhafte lustige Trauerspiel, welches man gleichwohl hier in allem Ernst für eine ehrliche Tragödie hält, ward seinem Werthe gemäß vorgestellet. Die meisten Acteurs spielten recht reibehandisch heldenactionsmäßig.“[1])

Ein wenig anders verhält es sich allerdings mit der Reise: diese hat Lessing in keinem Falle von vorn herein gemißbilligt, wie z. B. Kästner, der Mylius aufmerksam machte, man solle doch nur vor Allem Deutschland nach allen Seiten im Sinne der Naturwissenschaft durchforschen und auch dessen Körper nicht für geeignet hielt, eine solche Reise zu unternehmen, während Lessing noch in der Vorrede bekennt, denselben nie einer bedeutenden Unpäßlichkeit unterworfen gesehen zu haben und ihm (VI, 443. M. 483. H. XII, 374) zurief: nur im Auge feiger Thoren eile er zur künftigen statt zur neuen Welt. Er theilte eben die Hoffnungen, welche man in ganz Norddeutschland auf die Unternehmung setzte. Aber diese Unternehmung war ganz falsch angelegt: sie hatte gar keinen bestimmten Zweck, so wie denn auch das Ziel und der Plan der Reise mehreremale gewechselt wurden; es sollte nur überhaupt gereist werden; es konnte Einer immerhin ein so großer Gelehrter sein, wie Haller, welcher die Oberleitung übernommen hatte und doch als Binnenländer von den Vorbereitungen und Kosten, die ein solches Unternehmen erfordert, wenn es von Erfolg sein soll, keine richtige Vorstellung haben. Außerdem gab die Bestimmung, daß der Reisende den Contribuirenden Gegenstände zur Bereicherung ihrer Sammlungen schicken sollte, ihm das Ansehen eines Commissionärs, wie Lessing ganz richtig sagt: Mylius bekommt laut seinem Tagebuche noch auf seiner Reise durch Deutschland viele Beiträge, für die er den Leuten nordamerikanischen Forstsamen, Mineralien u. dgl. schicken soll. Dies war gleich sehr die Schuld der Gesellschaft, in deren Auftrage er reiste, wie Mylius' selbst, aber ihn trifft der Vorwurf, die Aufgabe, auch wie sie nun einmal bestimmt war, nicht mit sichtlichem Ernste ergriffen zu haben. Seine Reise von Berlin bis zum

[1]) Mylius ließ auch in England über ein neues Trauerspiel von Glover Boadicia in London einen englischen Brief drucken (IV, 456. 465. M. 492. 501. H. XII, 388. 545), in welchem er dem Verfasser die Verabsäumung gewisser Regeln vorwirft, aber Lessing irrt sich sowohl, wenn er glaubt, daß Mylius damit als Schriftsteller in englischer Sprache aufgetreten, denn er hatte nach seinem Tagebuche sein deutsches Manuscript übersetzen lassen, als auch in der Angabe, er habe sich hier Christpraise Myll genannt — er nannte sich Christl. Mill. Christpraise ist gar kein englischer Vorname. Das giebt ein Beispiel von zweierlei Schwächen Lessings — einmal, daß er in Dingen, wo es auf Wortphilologie ankommt, wohl einmal für wahr halten konnte, was nur ganz schön wäre, wenns so wäre, und daß er in früherer Zeit das Englische zwar verstand, aber seiner Regeln sich nicht bewußt war. Von letzterm ist ein auffallender Beweis, daß er den Vater seiner Sara Sir Sampson nannte, da doch das Sir nicht ohne den Vornamen gebraucht wird, wie er (XII, 322. M. 381. H. XX, 1, 450) seinem Bruder bei Gelegenheit einer neuen Ausgabe selbst auf die Seele bindet.

Einschiffungsorte in Holland, währte vom 1. März bis in den August und die Lustpartieen, z. B. mit Hagedorn in Hamburg und Mittagsmahlzeiten nehmen in seinem Tagebuche eine sehr bedeutende Stelle ein, und auch von Holland ging er nicht nach Surinam ab, wie es bestimmt war, sondern nach England, um sich von da nach Nordamerika einzuschiffen. Am 22. August kam er in London an. Hier nahm er nun zwar alle naturwissenschaftlichen Institute und Merkwürdigkeiten in Augenschein, auch sind von hier aus von ihm einige Abhandlungen für die Göttingsche Societät der Wissenschaften und die physikalischen Belustigungen, die Kästner nach seinem Tode fortgesetzt hat (IV, 488. M. 523. H. XII, 578), eingesandt worden, übrigens aber gerieth er in der großen Stadt bald in das dissolute Literatenleben, das er schon so viele Jahre in Leipzig und Berlin geführt hatte. Daß er jene Abhandlung über ein Trauerspiel des Glover schrieb und die Analysis of beauty des Hogarth ins Deutsche übersetzte, ist dabei noch das Mindeste, obgleich das doch gewiß für Jemand, der sich zu einer naturwissenschaftlichen Reise in Amerika vorbereiten sollte, arge Allotria waren. Weitere Blicke in sein dortiges Leben läßt uns sein Tagebuch thun, wo verschiedentlich erzählt wird, wie er, „zwar benebelt doch glücklich," dann aber auch wohl letzteres keineswegs, sondern von einem mitleidigen Deutschen geführt, nach Hause gekommen, und dann heißt's auch noch in diesen nur für seinen eigenen Gebrauch bestimmten Aufzeichnungen: cetera mente reposta manent. Im Uebrigen lasse ich Haller in seinem Schlußberichte reden. „Anstatt aus London sofort nach Amerika abzugehen, forderte er wieder Geld, und erhielt nach verschiedenen in Hannover und anderswo gehobenen Summen von mir den 9. October noch 200 Thaler, so daß er nunmehr über 1500 Thaler anstatt der ersten fürs Jahr 1753 versprochenen tausend empfangen hatte. Aber er ließ die Zeit verstreichen, und dies beträchtliche Geld zerging ihm wie Schnee. Schon in Holland hatte er einen zweiten Zeichner angenommen, den er aus Mitleiden den Klauen eines Seelenverkäufers entriß. Dabei war Hr. Mylius entweder nicht gewohnt, das Geld mit derjenigen Sparsamkeit zu schonen, die seine Schranken erforderten, oder ältere Schulden beraubten ihn des nach Amerika bestimmten Vorrathes, oder eine unzeitige Liebe, wie andere Freunde wissen wollen, entzog ihn dem Nachdenken über seine wahre Bestimmung.... Er forderte noch 150 Pfund Sterling, wann er nach Amerika gehen sollte, verlangte von der königlichen Kammer in Hannover einen Vorschuß von 1000 Thalern, die ihm der gütigste Minister nicht anders als abschlagen konnte und gerieth indessen täglich in tiefere Schulden. Gerne würde ich über diese unglückliche Geschichte einen Vorhang ziehen, aber es ist kein anderer Weg übrig, die Beförderer des Werkes von der Ursache des übeln Ausgangs desselben zu belehren, als die Wahrheit, und vieles verschweige ich noch in Liebe, was zur Aufklärung dienen könnte."[1]) So war Mylius zu Grunde gegangen. Lessing hatte also mit seiner Ansicht von der Sache vollkommen recht, und man wird die Anwendung jener Stelle aus Mylius' eigenen Schriften auf diesen un-

[1]) Vgl. D. J. G. Zimmermann, das Leben des Herrn von Haller. Zürich, 1755. S. 306—307. — Die Mylius'sche Reise und die bei ihr schwer erkauften Erfahrungen über die zu einer solchen erforderlichen Vorbereitungen, sind übrigens für die Wissenschaft nicht ganz verloren gewesen. Michaelis, der in Göttingen am meisten von ihr hören mußte, und dem Lessingschen Kreise überhaupt, wie oben gezeigt worden, nahe stand, dürfte durch sie auf den Gedanken der bekannten Reise nach Arabien gebracht worden sein, wenigstens wird Mylius bei der Gelegenheit in seinen Briefen erwähnt.

gemein treffend finden müssen. Aber war es Lessings Beruf dies zu thun, hätte nicht er wenigstens einen Vorhang über die unglückliche Geschichte ziehen sollen, wie Haller sagt — hätte er nicht ganz einfach von dem untergegangenen Freunde schweigen können? Hierauf muß ich antworten: nein — er war es sich selbst schuldig, zu reden. Es ist mehrfältig darauf hingewiesen worden, wie seine Aeltern ihn mit Mylius zusammenzustellen gewohnt waren. Eine Widerlegung der Ansichten seiner Aeltern gehörte nun zwar nicht in eine öffentliche Druckschrift, aber es ist auch sonst ein überaus liebenswürdiger Charakterzug des jungen Lessing, daß seines Vaters Ansichten, die von den seinigen abwichen, und die Verkennung, die er von diesem zu leiden hatte, ihn so sehr beschäftigen, daß er es nicht lassen kann, bei der frischen monologischen Unmittelbarkeit seiner Schriften, eben auf diesen Punkten mit Vorliebe zu verweilen. So stellt sich die Erörterung über die Sittlichkeit der Schaubühne in den Aufsätzen über Plautus ganz wie ein Brief an den Vater dar. Dazu kommt, daß, wenn die Aeltern Lessing mit Mylius zusammenstellen, daraus zu ersehen ist, daß auch andere, nämlich ihre Berichterstatter in Berlin, dies gethan, und diese bildeten denn in der That das Publikum, auf welches Lessing nur auf diese Weise wirken konnte. Mylius hatte sich als ein liederliches Genie gezeigt, als einen sitten- und charakterlosen Literaten; daß Lessing, um nicht wegen einiger unbegründeten Gerüchte, die über ihn im Umlauf waren, für das Gleiche zu gelten, sich bewogen gesehen, in der Langeschen Sache so überaus scharf aufzutreten, ist oben wahrscheinlich gemacht worden, was — was lag nun näher, als daß er in Bezug auf Mylius recht geflissentlich zu zeigen suchte, daß er das Gebahren desselben sehr wohl an seinen Ort zu stellen wisse?

Nichtsdestoweniger ist bei Lessings Vorrede zu Mylius' Schriften Etwas nicht in Ordnung, aber dieses Etwas ist nicht sittlicher, sondern literarischer Natur. Es betrifft eben jenes an seinen Ort Stellen. Lessing hat im Grunde niemals Freunde gefunden, die ihm ebenbürtig gewesen wären: die Achtung, die er seinen Bekannten zollte, konnte immer nur darin bestehen, daß er sie an ihrem Orte gelten ließ — wir werden sehr bald sehen, wie er das, was sie leisten, als bloße Basis seiner eigenen Leistungen, seines eigenen Standpunktes betrachtete. Ein solcher Fall trat hier zuerst ein: „alles dessen, was in den vorhergehenden Briefen gesagt worden, ungeachtet" sagt er in der Vorrede zu Mylius Schriften, „glaube ich, daß sehr viele Leser die meisten nicht ohne besonderes Vergnügen lesen werden." Er ist also nicht mit ihrer Manier einverstanden — sie können aber doch auf ihre Weise nützen. Lessing giebt also die Schriften des Mylius hier ebenso mit einer Vorrede heraus, die denselben tadelt, wie später die Fragmente des Reimarus mit Gegensätzen, welche sie widerlegen. Aber, und darin beruht der Anstoß, den jeder unbefangene Leser nehmen muß, er weiß ein solches Verhalten hier noch nicht recht durchzuführen; da es jetzt noch sein Hauptinteresse sein mußte, sich frei zu zeigen von fremdem Einfluß, gewinnt die negative Seite zu sehr die Oberhand und er scheint zu Boden treten zu wollen, was er sich doch nur objectiv machen will.

Freilich wenn wir der Sache auf den Grund gehen, und von dem Urtheil der Welt absehen, das indessen Lessingen selbst doch nicht gleichgiltig sein konnte, hätte er es sich immerhin ersparen können, ein so großes Gewicht auf seine negative Freiheit von fremden Einflüssen zu legen, denn er hatte es in

der That schon viel weiter gebracht, er übte bereits selbst auf Andere einen bedeutenden Einfluß und eine folgenreiche Anregung aus.

Nämlich gerade um diese Zeit machte Lessing die Bekanntschaft der beiden Männer, die ihm das ganze Leben hindurch am nächsten verbunden geblieben sind und auf den Namen seiner Herzensfreunde die begründetsten Ansprüche erhoben haben: Friedrich Nicolais und Moses Mendelsohns. Der Umstand, daß sie beide ihn überlebt und daher in Mittheilung biographischer Notizen über ihn und über ihre Verbindung mit ihm, wobei sich der Berichterstattende unwillkürlich immer in den Vordergrund stellt, freie Hand gehabt haben, so wie, daß sie später, allerdings jeder in seiner Weise, die Mittelpunkte weit ausgreifender Bildungskreise gewesen sind, und endlich, daß sie in Berlin ihren Sitz hatten, das sich nun einmal seit des großen Friedrichs Zeiten für die Centralsonne der Bildung hält, von wo, wie zu Gottscheds Zeiten von Leipzig, was ein Lichtstrahl sein wollte, im Grunde doch immer ausgegangen sein müsse, hat eine klare Anschauung von dem ursprünglichen Verhältniß dieser achtungswerthen Individuen zu Lessing nicht aufkommen lassen. Man kann sich zwar nicht verbergen, daß Lessing später ganz andere Wege gegangen als sie, auch giebt man wohl zu, daß seine Wege die richtigeren gewesen, aber man ist doch geneigt anzunehmen, er habe wenigstens ihre Schule vorher durchmachen müssen. Eine Anzahl literarhistorischer Werke, die nicht für oberflächlich gelten wollen, drückt sich über diese Beziehungen so aus, als hätte Lessing, wenigstens als er zum zweiten Mal nach Berlin kam, jene beiden schon als gemachte Leute, wo nicht gar als literarische Größen vorgefunden. Nichts weniger als das: sie waren im Jahre 1752 beide literarisch noch ungeborne Kinder, ja Lessing hat bei ihnen mehr als Hebammendienste verrichtet, er hätte, wäre nicht bei der Aufstellung literarischer Stammbäume eine allzu ängstliche recherche de la paternité mit Recht verpönt, vielleicht selbst auf den Namen ihres geistigen Erzeugers Anspruch, wie er denn auch, wie sich weiterhin zeigen wird, zu ihrer geistigen Alimentirung noch geraume Zeit nicht wenig beiträgt.

Nicht als ob nicht die Bedeutung Fr. Nicolais, um von diesem zuerst zu reden, gemeiniglich noch viel zu gering angeschlagen würde. Man muß nur nicht ausschließlich an den spätern Fr. Nicolai denken, den Herausgeber der allgemeinen deutschen Bibliothek, der der geschworne Feind alles Bedeutenden zu sein schien und mit den Besten in Feindschaft lebte, den Proktophantasmisten, dessen Leben und sonderbare Meinungen Fichte beschrieb — obgleich man auch diesem Nicolai immer gerechter werden wird, je mehr auch auf geistigem Gebiete die romantische und christenthümelnde Reaction zurückgedrängt wird und die Einsicht Raum gewinnt, daß nur die durchsichtigste Klarheit zur wahren Tiefe führen kann — oder um so tief gar nicht zu greifen, je mehr man sich nur überzeugt, daß man, um über einen Mann zu urtheilen, die Gesichtspunkte nicht bloß — man hat es auch bei Gottsched so gemacht — aus den Schriften seiner Gegner, und wären sie die bedeutendsten, schöpfen darf. Der frühere Nicolai, der noch nicht Besitzer einer Buchhandlung war und also die Literatur noch nicht in Bausch und Bogen auffaßte, der die allgemeine Bibliothek noch nicht gegründet hatte, und also noch nicht eine eigentliche Aufsicht über das deutsche Schriftthum zu führen berechtigt zu sein glaubte, und der sich endlich noch nicht für den einzigen Pfeiler hielt, welcher

der steigenden Fluth der Geistesfinsterniß noch Widerstand leiste, hat sich um die deutsche Literatur umfassende Verdienste erworben, gegen die wir doch nicht deshalb werden ungerecht sein wollen, weil die Stufe, auf welcher Einer sich gerade diese Verdienste erwerben konnte, freilich weit hinter uns zurückliegt. Friedrich Nicolai war, was alle tiefere wissenschaftliche Bildung anbelangt, ein reiner Autodidakt. Er hatte zwar in Halle ein Gymnasium besucht, wo er sich jedoch vom Griechischen dispensiren ließ, genoß hier auch einiger Unterweisung von seinem Bruder, dem oben mehrfach genannten Professor, und war in Berlin auf der Realschule gewesen, aber erst als er in Frankfurt an der Oder in eine Buchhandlung eingetreten war, wo er viel freie Zeit hatte, entstand in ihm ein lebendigeres Interesse für wissenschaftliche Gegenstände. Er las hier mit ungeduldiger Hast alle Bücher durch, die er im Laden fand und deren er sonst habhaft werden konnte, und daneben schöpfte er aus dem Umgange mit Professoren und Studenten der Universität mancherlei Unterricht. Einer der letzteren, Ewald, der Verfasser von Sinngedichten, später Auditeur im Prinz Heinrichschen Regiment,[1]) knüpfte ein Freundschaftsbündniß mit ihm und verschaffte ihm später, als er in Berlin war, die Bekanntschaft Chr. Ewald v. Kleists, Sulzers und Ramlers. Diese Uebersiedlung fand im Januar 1752 statt; Nicolai trat hier in die Buchhandlung des Vaters ein. Jetzt fand er sich auch bald angeregt, als Schriftsteller aufzutreten. Gottsched hatte ein Buch eines gewissen Lawder aufgestöbert, in welchem Milton der unverschämtesten Plagiate beschuldigt wurde, und im Neuesten 1752 Auszüge daraus gegeben; die Gegenschrift: „Untersuchung, ob Milton sein verlornes Paradies aus lateinischen Schriftstellern ausgeschrieben habe, nebst einigen Anmerkungen über eine Recension des Lawderschen Buches von Miltons Nachahmung der neuern Schriftsteller, Frankfurt und Leipzig 1753," welches die Uebersetzung oder Bearbeitung des Buches von John Douglas sein muß, der kurz vorher Lawder widerlegt hatte, rührt nach dem Verzeichniß von Nicolais Schriften in Göckingks Leben Nicolais von diesem her, dem sein buchhändlerischer Betrieb die Douglassche Schrift in die Hände geführt haben mochte; sein Name blieb, so viel Aufsehen der mißliche Handel auch machte, bei dem selbst Schönaich an Gottsched schreibt: „was wollen Ew. Hochedelgeboren darauf antworten?" — streng verschwiegen; Ewald schreibt am 22. Dec. 1753 an Nicolai über die Schrift, sie sei ein Meisterstück von Kritik, und er setze den Liebhabern der schönen Wissenschaften den ihnen nur gezeigten Pyra; und Kleist, der zu der Zeit in Zürich war, lasse ihm sagen, er habe sich durch sie die ganze Schweiz zu Freunden gemacht. [2]) Noch mehr

[1]) Noch später Hessen-Darmstädtischer Hofrath; ein nicht talentloser Mensch, aber von beständiger Unruhe von Ort zu Ort getrieben. Er ist auch dadurch merkwürdig, daß er ein Jugendfreund Winckelmanns war: „ich möcht einmal," schreibt er von Darmstadt an Nicolai, „in Rom, Neapel solche Spaziergänge mit ihm machen, wie ich sie in Potsdam mit ihm gemacht," und wirklich reiste er nach Rom, wo aber Winckelmann, nach einer brieflichen Aeußerung desselben, mit ihm wegen mangelnder Vorbildung nicht viel anzufangen wußte. — [2]) Drum ward auch das Buch in den Göttingischen gelehrten Anzeigen 1753 S. 1393 von Michaelis mit vielem Lobe angezeigt; die Recension hatte mit der Bemerkung geschlossen, die vielen Druckfehler im Englischen ließen annehmen, daß der Verfasser nicht am Druckorte, und also wohl in einer Stadt lebe, wo die Schrift die Censur nicht passirt haben würde — womit auf Leipzig hingedeutet war. Darauf schrieb Nicolai einen anonymen Brief an Michaelis des Inhalts, er lebe nicht in Leipzig,

trat Nicolai in den Mittelpunkt der literarischen Verhältnisse der damaligen Zeit mit einer andern anonymen Schrift, auf die freilich die Kleistsche Bemerkung schon weniger Anwendung litt, den „Briefen über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland mit einer Vorrede von Gottlob Samuel Nicolai, ordentlichem Professor der Philosophie in Frankfurt a. d. Oder. Berlin bei Johann Christian Kleyb 1755," die aber, laut Vorrede, schon 1754 geschrieben sind, wie denn auch Ewald schon am 13. Juli dieses Jahres an Nicolai schreibt: „Ihre Briefe erwarte ich sehnlich und werde sie Ihnen in der größten Eile wieder einhändigen" und am 14. Februar 1755: „Da Sie jetzt Ihre kritischen Briefe drucken lassen." — Diese Briefe haben auf den Gang, welchen die deutsche Literatur seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts genommen, einen äußerst wichtigen Einfluß ausgeübt. Wenn es sich darum handelt, Fr. Nicolais Standpunkt, dem er sein ganzes Leben treu geblieben, mit zwei Worten zu bezeichnen, so könnte man ihn vielleicht den der geistigen Gesundheit nennen, wie er denn auch auf den gesunden Menschenverstand zu pochen pflegt und wirklich hierin, selbst in den Zeiten seines tiefsten Verfalls, sein Recht den Romantikern gegenüber bestand: nur daß er an sich, in Bezug auf geistige Gesundheit, die Diätetik erfuhr, welcher die körperliche unterworfen ist: gesunde Jugendfrische ist etwas Köstliches, auch wenn sie ganz allein steht, Gesundheit des reiferen Mannes aber etwas, was sich von selbst verstehen sollte, und ein Mensch, der bloß gesund wäre und nichts weiter, wäre eben nichts weiter als ein gesundes Thier; Nicolais gesunder Menschenverstand wurde zum bloßen gesunden Menschenverstande oder zur Plattheit. Die Schrift, von welcher hier die Rede ist, vertritt in seiner Entwicklung den Standpunkt sprudelnder Jugendfrische, die sich in zukunftsvoller Unbefangenheit über verjährte Formen hinwegsetzt. Ihr verdankt die deutsche Literatur es ganz besonders, wenn es ihr so bald schon gelungen ist, sich aus dem Gegensatze der Gottschedianer und Schweizer, besonders aber aus der Einseitigkeit, in welche diese sich in Folge von Klopstocks Auftreten verrannt hatten, herauszuretten. „Sollte denn eine von diesen herrschenden Parteien," so faßt er in dem letzten der Briefe ihren Hauptinhalt zusammen, „den Weg des guten Geschmacks so genau betreten, daß ein Mensch von Geschmack verbunden wäre, sich zu einer derselben ganz zu schlagen? Mich dünkt, die Fehler beider Parteien sind allzu sichtbar! Die Herren Gottschedianer sind schon zum Sprichwort worden und machen es täglich ärger; die Herrn Schweizer haben bei ihren übrigen Verdiensten von jeher ihren Kopf für sich gehabt: viel Eigensinn und Heftigkeit, allzuviel Liebe zum Besonderen und allzuwenig Aufmerksamkeit auf die Schönheiten der Sprache, der sie wirklich durch eine zwanzigjährige Uebung noch nicht mächtig geworden sind; seit einiger Zeit fangen sie an sich fast ganz auf die Seite des Besonderen und vielleicht des Abentheuerlichen zu ziehen: hätten sie vor funfzehn Jahren so gelehret, wie sie itzt dichten, so würden Hagedorn und Gellert nicht auf ihre Seite getreten sein." Und da nun die Gottschedianer damals wirklich bereits so ziemlich als todt und begraben betrachtet werden konnten, wurden sie von Nicolai nur kurz und verächtlich abgefertigt und nur deshalb berücksichtigt, damit es klar sei, daß er die

kenne Gottsched nicht von Person und sei ein Kaufmann, ohne sich übrigens weiter zu erkennen zu geben.

Schweizer nicht von ihrem Standpunkte aus kritisire, und die Besprechung der letztern nimmt eine Hauptstelle ein: von den achtzehn Briefen handelt der fünfte über die in der Schweiz seit einiger Zeit herausgekommenen epischen Gedichte, der sechste enthält eine Vertheidigung dieser Gedichte, worauf dann der siebente wiederum ausführliche Anmerkungen über sie vorbringt, der vierzehnte noch einmal ihre Partei ergreift, und der funfzehnte den vorigen beantwortet und Anmerkungen über Sulzers Gedanken von dem vorzüglichen Werthe der epischen Gedichte Bodmers hinzufügt. Indem er zugiebt, daß man erst seit Breitingers Dichtkunst in Deutschland wisse, was Poesie sei, obgleich Gottsched einen guten Grund gelegt habe, sagt er über die Patriarchaden der Schweizer, jedoch mit Ausnahme des Noah: „Die Richtigkeit der Gedanken, die Genauigkeit des Ausdruckes, vornämlich die Schönheit des Ganzen und die bedachtsame Bestimmung auch der geringsten Theile zu diesem einzigen Zwecke, nebst dem poetischen Geiste, der dem Dichter nie das gehörige Feuer mangeln läßt, und der reifen Beurtheilungskraft, die jedem Gegenstande mehr Schönheiten nicht zugiebt, als ihm nöthig sind, um sich in dem gehörigen Lichte zu zeigen — das ist es, was den großen Dichter macht, und das ist es, was ich in Blättern der gemeldeten Art, die des Namens der Gedichte unwürdig sind, gänzlich vermisse." Dies wird mit treffendem Witze durchgeführt; die Bemerkung über Wielands geistliche Dichtung ist berühmt geworden: „die Muse des Herrn Wieland ist ein junges Mädchen, das auch die Betschwester spielen will" — wie Bodmers Muse, welche Nicolai eine betagte Matrone nennt, die die Welt vergißt, weil die Welt sie vergessen hat, beständig von Kasteiung des Fleisches redet und auf die verderbte Welt schilt — „und sich der alten Wittwe zu Gefallen in ein altväterliches Käppchen einhüllet, welches ihr doch gar nicht kleiden will; sie bemühet sich eine verständige, erfahrene Miene anzunehmen, unter der ihre jugendliche Unbedachtsamkeit nur gar zu leicht hervorleuchtet, und es wäre ein ewiges Spektakel, wenn diese junge Frömmigkeitslehrerin noch wieder zu einer muntern Modeschönheit würde!" Was Sulzers überaus mittelmäßige Schrift über Bodmers Epopöen sagt, wird wörtlich auf Triller angewendet, wo es eben so gut passe; auch bemerkt Nicolai, daß die Trillerschen Gedichte in religiöser Hinsicht bei denen, für welche sie bestimmt gewesen, mehr Gutes gestiftet als die Bodmerschen bei denen, für welche sie geschrieben, jemals stiften würden, und zuletzt wird auf die Schweizer Versmacherei eine Stelle aus Young angewendet, in der Einer, der bei seinem zehnten epischen Gedichte ist, verglichen wird mit einer Weiberzunge, die ein Menschenalter fortläuft, ohne aufgezogen zu werden. Man wird annehmen dürfen, daß, nachdem das deutsche Publikum diese Abfertigung gelesen, die Patriarchaden der Schweizer außerhalb ihres Vaterlandes nur noch hier und da von den Stillen im Lande gelesen und gepriesen worden sind. Ungemein wichtig für Nicolais literarische Zukunft ist auch eine Stelle über den Werth der Kritik, die sich im vorletzten Briefe findet. [1]) „Der Zustand

[1]) Es kann vielleicht allenfalls für eine ebenso wichtige Notiz gelten, wie viele andere, daß Nicolai noch ein halbes Jahrzehnt später eine zweite Auflage dieser Briefe für ein lohnendes Unternehmen hat halten können. Im Besitze des Herrn Dr. Parthey findet sich ein durchschossenes Exemplar, wo die Ueberschrift „Nachricht," welche Fr. Nicolais eigene Vorrede bezeichnet, ausgestrichen und „Vorbericht zur ersten Auflage" dafür geschrieben ist. Wahrscheinlich hat die Herausgabe der Literaturbriefe die Ausfüh-

der schönen Wissenschaften bei uns mag nun sein, wie er wolle," heißt es hier, „so ist es gewiß, daß die genaueste Kritik uns unentbehrlich ist, wenn man von deutschen Genies Werke erwarten soll, die der Achtung der Nachwelt würdig sind; noch weit unentbehrlicher aber ist sie uns, wenn wir noch nicht wahre Schönheiten vom Flittergolde zu unterscheiden wissen, wenn es wahr ist, daß unsere Genies Ordnung und reife Ueberlegung für überflüssig halten, und daß es unsern arbeitsamen Schriftstellern an Genie fehlet; kurz, wenn der wenige gute Geschmack, dessen wir uns rühmen können, auf dem Wege ist, verdorben zu werden."

Es kann gar kein Zweifel sein, daß der Mann, welcher so auftrat, damals geradezu der einzige in Deutschland war, dessen Umgang Lessingen genügen, mit dem dieser in Bezug auf die deutsche Literatur harmoniren konnte. Mußte doch Lessing es sich gefallen lassen, eine Reihe von Jahren einer Schule der Nicolaiten oder Berliner, auf welche nunmehr die Gottschedianer und die Schweizer um die Wette schimpften, beigerechnet zu werden; es wird sich weiterhin zeigen, weshalb sich dieser irrige Gesichtspunkt so lange erhalten konnte; hier mag es genügen, darauf hinzuweisen, daß Lessing selbst gelegentlich geradezu an Nicolais Briefe anknüpft: die Polemik gegen Wieland in den Literaturbriefen und besonders die bekannten Worte: „Freuen Sie sich mit mir, Herr Wieland wandelt wieder unter den Menschen," deuten eben auf die angeführten Worte zurück. Nichts desto weniger ruht Nicolai in Allem, was er hier vorbringt, auf keinem Andern als eben auf Lessing. Nicht als ob er seine Gesichtspunkte ursprünglich aus dem persönlichen Umgange mit demselben geschöpft hätte, so daß er wohl gar nur der Xenophon desselben wäre, vielmehr haben erst diese Briefe seine Bekanntschaft mit Lessingen vermittelt. Man liest in Chr. Fr. Nicolais Bildniß und Selbstbiographie, herausgegeben von Lowe 1806 S. 49: „Die Aushängebogen der Briefe über den Zustand ꝛc., waren dem Buchhändler Voß, Lessings Freunde, zufällig in die Hände gerathen. Man hielt es für eine Art von Wunder, daß ein Jüngling, der nichts als ein angehender Buchhändler war, und erst vor ein Paar Jahren seine Lehrzeit geendigt hatte, ein Buch schrieb, und noch dazu ein Buch, worin die damals hochberühmten Männer, Gottsched und Bodmer, sehr freimüthig behandelt waren. Voß gab die Aushängebogen, die ihm in die Hände gerathen waren, an Lessing, welcher nun den Verfasser zu kennen wünschte." Aber als die Hauptquelle von Nicolais literarischer Bildung sind die bereits gedruckten Schriften und Aufsätze Lessings zu betrachten. In Bezug auf die Form wird dies schon in einem Aufsatze über die Literaturbriefe im deutschen Museum 1783 II, 48 bemerkt — der Verfasser des Aufsatzes ist Rehberg, und er war die Veranlassung, daß Nicolai sehr wichtige Notizen über jene Zeit-

rung dieses Planes gestört, denn unter den Zusätzen finden sich Vorarbeiten zu einem Aufsatz über den deutschen Herameter, welche in dem Aufsatze über diesen Gegenstand, der in den Literaturbriefen steht und Nicolai angehört, verwendet worden sind. Auch schreibt Nicolai gerade um diese Zeit an Uz, d. 26. März 1759: „Meine Briefe denke ich ganz umzuarbeiten und zwei kleine Octavbändchen daraus zu machen. Ich stehe jetzt mit dem Verleger in Streit, der sie, so wie sie sind, wieder drucken will. Ich hoffe aber noch, daß ich es hintertreiben will, denn ich bin mit vielem darin befindlichen gar nicht zufrieden. Allenfalls desavouire ich die neue Auflage und drucke sie hernach selber. Eher als Ostern 1760 möchten sie wohl nicht fertig werden." Die in die Briefe eingeschalteten Epigramme rühren von Ewald und zum Theil von Kleist her.

erstern nichts als seine Irrthümer fehlen werden." Einst gab Lessing Mendelssohnen eine Abhandlung von Shaftesbury zu lesen. Mendelssohn brachte ihm nach einiger Zeit das Buch wieder und antwortete, als Lessing ihn fragte, wie es ihm gefallen habe: „nun ja! recht gut! aber so etwas kann ich auch machen." So? meinte Lessing, nun so machen Sie doch so etwas. Mendelssohn brachte ihm nach einiger Zeit ein Manuscript zum Durchlesen. Es währte mehrere Monate, ehe Lessing mit Mendelssohn darüber sprach; und als dieser ihn endlich fragte, ob er das Manuscript gelesen habe, gab ihm Lessing ein Exemplar der gedruckten Schrift. [1]) Auf Lessings besondere Anregung hatte Mendelssohn später auch Rousseaus Schrift über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen übersetzt, wie das derselben angehängte „Schreiben an den Herrn Magister Lessing in Leipzig" bezeugt. Und wie Lessing Nicolais Briefe geschrieben haben sollte, so wurden ihm auch Mendelssohns philosophische Gespräche beigelegt (Göttinger gel. Anzeigen 1755 den 29. Mai) und zwar gerade von seinem Verehrer Michaelis, nämlich weil sie „das Angenehme, Scharfsinnige und Unterhaltende nebst einigen besonderen Wendungen der Rede" an sich hätten, „dadurch sonst Herr Lessing kenntlich wird." [2])

Sind auf diese Weise Nicolai und Mendelssohn jeder für sich keineswegs unabhängig von Lessing aufgetreten, so haben sie noch viel weniger eine geschlossene Partei gebildet, die auf ihn hätte einwirken können. Sie haben einander erst kurz vor Lessings Abgange von Berlin und durch diesen kennen gelernt; [3]) Lessing spricht (XII, 40. M. 51. H. XX, 1, 60.) von den Morgengesprächen, die er mit Mendelssohn gepflogen, denn dieser pflegte ihn des Morgens von 7—9 zu besuchen, ehe er ins Geschäft ging, und sagt zu Nicolai: „Schreiben Sie mir Alles, wovon wir geplaudert haben würden, wenn wir noch jetzt sechs Häuser von einander wohnten," und war also mit jedem einzelnen von ihnen vertraut genug, aber er sagt gerade in demselben Briefe an Nicolai in Bezug auf Mendelssohn: „Sprechen Sie ihn oft? Wann ich erfahre, daß zwei so liebe Freunde, die ich in Berlin gelassen habe, auch unter sich Freunde sind, und zwar genaue Freunde, so werde ich erfahren, was ich zu beider Bestem wünsche." Auch Nicolai selbst sagt irgendwo, Mendelssohn habe ihm Lessings Abgang ersetzt — der vertraute Umgang aller drei mit einander fällt in eine spätere Periode.

Aus diesem Allen erhellt genugsam, daß Lessing nachgerade als Schriftsteller wirklich ein gemachter Mann, wie man es zu nennen pflegt, geworden war. Er war allgemein anerkannt und geachtet, und wenn man an die Vor-

[1]) Mendelssohns Werke I, 13, aus Mendelssohns Munde, nur errinnert sich der Verfasser der Lebensbeschreibung nicht, welches die gedruckte Schrift gewesen. Jedenfalls Mendelssohns Erstlingsschrift. Nicolai sage, in der allgemeinen deutschen Bibliothek (LXV, 2, 624), das seien die Briefe über die Empfindungen, dagegen erhelle aus Lessings Brief an Mendelssohn vom 18. Febr. 1755, daß damals die philosophischen Gespräche schon gedruckt gewesen, und in diesem Jahre seien erst die Empfindungen erschienen. Allerdings recensirt Lessing die philosophischen Gespräche schon am 1. März 1755 (V, 43. M. 43. H. XVIII, 280), die Briefe über die Empfindungen erst am 4. September, und die letztere Anzeige beginnt mit den Worten: „der Verfasser dieser Schrift ist eben der, welchem wir die philosophischen Briefe schuldig sind." — [2]) Nachdem Mendelssohn an Michaelis geschrieben, wird die Vermuthung zurückgenommen, den 2. October, woraus eben hervorgeht, daß Michaelis der Recensent der Gespräche gewesen, den 9. October werden dann auch die Briefe über die Empfindungen angezeigt. — [3]) Mendelssohns Werke I, 13.

Jahre nachher noch nicht verschmähte, Nachlese zu halten, wo Lessing geerntet hatte, mag vorläufig nur der Umstand belegen, daß er, nachdem dieser Lieberkühns Theokrit zermalmt und damit den Mann, wie man doch meinen sollte, für immer beseitigt, auf gar nicht edle Weise mit einer eben so heftigen Recension seiner Uebersetzung der Virgilschen Eklogen nachhinkt (Bibl. d. schön. Wissensch. III, 1, 119). Die Zeitgenossen fühlten das Sachverhältniß wohl heraus: Sulzer hielt (XII, 36. M. 47. H. XX, 1, 53) Lessing selbst für den Verfasser der Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften.

Noch directer war Lessings Einwirkung auf Moses Mendelssohn:[1]) diesen hat er ganz eigentlich erst zum deutschen Schriftsteller gemacht. Schon seit dem Regierungsantritt Friedrichs des Großen hatte sich unter den Berliner Juden ein Sinn für moderne Bildung verbreitet; wir finden den späteren Dr. Gumpertz, einen Arzt, der weiterhin Secretär bei dem Marquis d'Argens und dann bei Maupertuis wurde, seit 1745 im Briefwechsel mit Gottsched. Lessing, der mit allen Kreisen der Berliner Gelehrtenwelt in einiger Verbindung stand, war auch ihm näher getreten, und auf diesem Wege lernte er Moses Mendelssohn kennen, den ihm Gumpertz als guten Schachspieler empfahl.[2]) Dies geschah zu Anfang des Jahres 1754. Gewiß war es Gumpertz' Absicht, dem schwächlichen und schüchternen Mendelssohn, welchen er selbst mit neuerer europäischer Literatur bekannt gemacht hatte, in Lessings Umgange eine neue Bildungsquelle zu eröffnen, und Lessing hatte, wie ich schon einmal bemerkt habe, eine zu große Vorliebe für Diejenigen, welche das pedantische damalige Gelehrtenthum von seiner Gemeinschaft ausschloß, für Soldaten, Juden und Schauspieler, als daß ihm nicht diese Bekanntschaft mit einem Israeliten, der die Wolffsche Philosophie und Locke studirt hatte, von vorn herein hätte interessant sein sollen. Schon in das erste Stück seiner theatralischen Bibliothek 1754, schaltete er einen Brief Mendelssohns an Gumpertz ein, in welchem er die Juden, gegen eine Bemerkung, die Michaelis bei Gelegenheit von Lessings Lustspiel, „die Juden," hatte fallen lassen, in Schutz nahm, und wie er über den Briefsteller dachte, zeigt der Brief an Michaelis vom 16. October (XII, 27. M. 36. H. XX, 1, 40), mit welchem er diesem jene Zeitschrift übersendet. „Nur des eingerückten Briefes wegen," sagt er, „bin ich einigermaßen in Sorgen. Wenn einige anstößige Ausdrücke darin vorkommen sollten, die ich nicht billige, die ich aber kein Recht gehabt habe, zu ändern, so bitte ich Ew. ꝛc. ꝛc. beständig auf den Verfasser zurückzusehen. Er ist wirklich ein Jude; ein Mensch von etlichen und zwanzig Jahren, welcher, ohne alle Anweisung in Sprachen, in der Mathematik, in der Weltweisheit, in der Poesie eine große Stärke erlangt hat. Ich sehe ihn im Voraus als eine Ehre seiner Nation an, wenn ihn anders seine eigne Glaubensgenossen zur Reife kommen lassen, die allezeit ein unglücklicher Verfolgungsgeist wider Leute seines Gleichen getrieben hat. Seine Redlichkeit und sein philosophischer Geist läßt mich ihn im Voraus als einen zweiten Spinoza betrachten, dem zur völligen Gleichheit mit dem

[1]) Das Andenken an diesen Freundschaftsbund wurde zum Jubiläum des 150. Geburtstags Lessings und des 100. seines Nathan durch die Herausgabe einer Sammlung darauf bezüglicher Reden, Gedichte, Aufsätze und Vorträge gefeiert: Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch. Leipzig 1879. — [2]) Durch diese Angabe in Mendelssohns Leben, Werke, Leipzig 1845 I, 11, werden die Nachrichten K. Lessings, die Bekanntschaft sei durch das Schachspiel, und Nicolais (XIII, 5, H. XX, 2, 20), daß sie durch Gumpertz erfolgt sei, sehr gut vermittelt.

erstern nichts als seine Irrthümer fehlen werden." Einst gab Lessing Mendelssohnen eine Abhandlung von Shaftesbury zu lesen. Mendelssohn brachte ihm nach einiger Zeit das Buch wieder und antwortete, als Lessing ihn fragte, wie es ihm gefallen habe: „nun ja! recht gut! aber so etwas kann ich auch machen." So? meinte Lessing, nun so machen Sie doch so etwas. Mendelssohn brachte ihm nach einiger Zeit ein Manuscript zum Durchlesen. Es währte mehrere Monate, ehe Lessing mit Mendelssohn darüber sprach; und als dieser ihn endlich fragte, ob er das Manuscript gelesen habe, gab ihm Lessing ein Exemplar der gedruckten Schrift.[1]) Auf Lessings besondere Anregung hatte Mendelssohn später auch Rousseaus Schrift über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen übersetzt, wie das derselben angehängte „Schreiben an den Herrn Magister Lessing in Leipzig" bezeugt. Und wie Lessing Nicolais Briefe geschrieben haben sollte, so wurden ihm auch Mendelssohns philosophische Gespräche beigelegt (Göttinger gel. Anzeigen 1755 den 29. Mai) und zwar gerade von seinem Verehrer Michaelis, nämlich weil sie „das Angenehme, Scharfsinnige und Unterhaltende nebst einigen besonderen Wendungen der Rede" an sich hätten, „dadurch sonst Herr Lessing kenntlich wird."[2])

Sind auf diese Weise Nicolai und Mendelssohn jeder für sich keineswegs unabhängig von Lessing aufgetreten, so haben sie noch viel weniger eine geschlossene Partei gebildet, die auf ihn hätte einwirken können. Sie haben einander erst kurz vor Lessings Abgange von Berlin und durch diesen kennen gelernt;[3]) Lessing spricht (XII, 40. M. 51. H. XX, 1, 60.) von den Morgengesprächen, die er mit Mendelssohn gepflogen, denn dieser pflegte ihn des Morgens von 7—9 zu besuchen, ehe er ins Geschäft ging, und sagt zu Nicolai: „Schreiben Sie mir Alles, wovon wir geplaudert haben würden, wenn wir noch jetzt sechs Häuser von einander wohnten," und war also mit jedem einzelnen von ihnen vertraut genug, aber er sagt gerade in demselben Briefe an Nicolai in Bezug auf Mendelssohn: „Sprechen Sie ihn oft? Wann ich erfahre, daß zwei so liebe Freunde, die ich in Berlin gelassen habe, auch unter sich Freunde sind, und zwar genaue Freunde, so werde ich erfahren, was ich zu beider Bestem wünsche." Auch Nicolai selbst sagt irgendwo, Mendelssohn habe ihm Lessings Abgang ersetzt — der vertraute Umgang aller drei mit einander fällt in eine spätere Periode.

Aus diesem Allen erhellt genugsam, daß Lessing nachgerade als Schriftsteller wirklich ein gemachter Mann, wie man es zu nennen pflegt, geworden war. Er war allgemein anerkannt und geachtet, und wenn man an die Vor-

[1]) Mendelssohns Werke I, 13, aus Mendelssohns Munde, nur erinnert sich der Verfasser der Lebensbeschreibung nicht, welches die gedruckte Schrift gewesen. Jedenfalls Mendelssohns Erstlingsschrift. Nicolai sage, in der allgemeinen deutschen Bibliothek (LXV, 2, 624), das seien die Briefe über die Empfindungen, dagegen erhelle aus Lessings Brief an Mendelssohn vom 18. Febr. 1755, daß damals die philosophischen Gespräche schon gedruckt gewesen, und in diesem Jahre seien erst die Empfindungen erschienen. Allerdings recensirt Lessing die philosophischen Gespräche schon am 1. März 1755 (V, 43. M. 43. H. XVIII, 280), die Briefe über die Empfindungen erst am 4. September, und die letztere Anzeige beginnt mit den Worten: „der Verfasser dieser Schrift ist eben der, welchem wir die philosophischen Briefe schuldig sind." — [2]) Nachdem Mendelssohn an Michaelis geschrieben, wird die Vermuthung zurückgenommen, den 2. October, woraus eben hervorgeht, daß Michaelis der Recensent der Gespräche gewesen, den 9. October werden dann auch die Briefe über die Empfindungen angezeigt. — [3]) Mendelssohns Werke I, 13.

fälle mit Jöcher, Lange und Schönaich denkt: kann man daran zweifeln, daß er auch hier und da gefürchtet wurde? Es hätte ihn Ein Wort gekostet, Eine geschickte Hindeutung auf sein wahres Verhältniß zu Nicolai und Mendelssohn, so wäre er das Haupt einer literarischen Schule gewesen — eben der Schule, die man, in Ermangelung eines Hauptes, schon nach dem Namen des Vorredners der Briefe des Buchhändlers Nicolaiten zu nennen begann. Es bedarf keiner Erörterung, welche Gefahren für einen jungen Schriftsteller in einer solchen Stellung liegen; er geräth durch sie nur allzu leicht in eine propagandistische Vielgeschäftigkeit, bei welcher er eben nur auf dem Standpunkte jedes andern Praktikers steht, der in der Wissenschaft nicht mehr fortschreitet; was ich hervorbringe, genügt zunächst mir selbst nothwendig, genügt es nun auch den andern, wie nahe liegt der Irrthum, daß es eben schlechthin genüge! Indessen von Lessing wird man es nun schon nicht anders erwarten, als daß ihm diese Gefahr Nichts habe anhaben können. Wenn Lessing jetzt dazu durchgedrungen war, auf Andere eine Wirkung auszuüben, so regte ihn dies lediglich dazu an, sich in Gemeinschaft mit denselben und im Gegensatz zu ihnen nur desto frischer fortzubilden. Die Interessen, welche ihn schon jetzt mit Nicolai und Mendelssohn, einem Jeden unter ihnen abgesondert, verknüpfen, treffen in einem Punkt zusammen, von welchem aus Lessing gerade in dieser Zeit einen Standpunkt gewann, dessen Wichtigkeit für die Ausbildung der gesammten deutschen Literatur kaum hoch genug wird angeschlagen werden können.

Es ist ein für die Verhältnisse der damaligen deutschen Literatur sehr charakteristischer Umstand, daß die Bildung der beiden Männer, Nicolais und Mendelssohns, die doch von so unendlich verschiedenen Ausgangspunkten herkamen, großentheils auf dem Englischen beruhte. Für Mendelssohn kann ich hier nur bemerken, daß er, von der Anregung durch Shaftesbury abgesehen, zuerst Lockes Schriften in die Hand bekommen, so daß er sogar aus ihnen sein Latein gelernt, und sein philosophischer Standpunkt überhaupt als eine Vermittlung des Lockianismus mit dem Leibniz-Wolffianismus bezeichnet werden kann. Bei Nicolai liegt die Sache auf der Hand; er hatte das Englische mit Ewald sehr eifrig getrieben; seine erste Schrift war eine Bearbeitung einer englischen; in seinen Briefen weist er auf die englische Literatur überall hin, wofür ich einen besonderen Beleg auch alsbald anführen werde, ja er ist so heimisch in England, daß er eine Probe einer selbstgefertigten englischen Uebersetzung von Kleists Frühling einschaltet, die für die innere Verwandtschaft dieses Gedichtes mit dem Thomsonschen lehrreich genug ist. Ein späteres gemeinsames Unternehmen beider ward nun vollends ganz nach englischem Muster begonnen. Und so gründet sich denn auch, was Lessing mit einem Jeden von ihnen gemeinsam betreibt, fast ohne Ausnahme auf englische Literatur.

Vor Allem kommt hier die Abhandlung „Pope ein Metaphysiker!“ in Betracht, deren gemeinschaftliche Abfassung durch Lessing und Mendelssohn nicht nur durch ein Zeugniß Nicolais (XIII, 9. H. XX, 2, 24), sondern auch durch eine Aeußerung Lessings selbst in einem Briefe an Mendelssohn feststeht (XII, 28. M. 39. H. XX, 1, 44).

Ich habe schon an einem andern Orte darauf hingewiesen,[1]) daß es mit dieser Preisaufgabe der Akademie, welche sie im Jahr 1753 ausgeschrieben hatte,

[1]) Gottsched und seine Zeit S. 61.

„Eine Untersuchung des Popeschen Systems, welches in dem Satze „Alles ist gut" enthalten ist, nicht bloß auf so eine unschuldige Schulchrie abgesehen war, wie man wohl meinen könnte, sondern daß, wie Gottsched in einem eigenen Programm gezeigt, der Leibnizschen Philosophie bei dieser Gelegenheit eins versetzt werden sollte. Diese Auffassung wird durch einen Brief Wielands an Zimmermann bestätigt (Wielands Briefe 1815, bei Geßner, 1, 209), dessen Inhalt dieser nicht weitererzählen soll, ne quid amicus noster S** detrimenti capiat, wo offenbar Sulzer — selbst Mitglied der Akademie — gemeint ist, der auch Mendelssohnen später erklärte, er sei weder mit der Aufgabe noch mit der Preisschrift zufrieden gewesen; hier erfahren wir auch den Ausgang. Wieland schreibt: „Es ist Ihnen ohne Zweifel bekannt, daß Maupertuis schon lange damit umgeht, den Herrn von Leibniz abzusetzen. Er bedient sich hiezu vornehmlich der Hülfe eines gewissen ***,[1]) der in einem kleinen Büchlein

[1]) Ohne Zweifel Prémontval, der freilich nichts weniger als ein Werkzeug des Maupertuis war, vielmehr mit demselben verfeindet, denn obgleich mit König keineswegs befreundet, hatte er — die folgenden Notizen sind aus seinen Briefen an Michaelis geschöpft — desselben appel au public doch beistimmen müssen, und Voltaire au fort de sa disgrâce besucht, aber allerdings beständig gegen die Wolffsche Philosophie von einem Standpunkte aus polemisirt, in den man sich damals gar nicht finden konnte. Dieser Mann verdiente wohl, daß man einmal seiner ganzen Thätigkeit nachginge und seine Ansichten zusammenstellte; daß er der einzige unter den Berliner Franzosen gewesen, mit dem Lessing in nähere Verbindung getreten, muß schon an und für sich die Aufmerksamkeit auf ihn hinlenken, und erklärt sich, wenn man seine eigenthümliche Stellung betrachtet. Prémontval gehört in doppelter Beziehung einer Entwickelungsreihe an, die, weil sie neben den glänzendsten Erscheinungen nur beiherläuft, nicht immer genug beachtet wird. Einmal eröffnet er die Reihe derjenigen Franzosen des 18. Jahrhunderts, bei denen, im Widerspruche mit der bei dieser Nation in jener Zeit vorherrschenden Richtung, das Gemüth keineswegs vom Verstande überwogen wird, und daher eine Empfänglichkeit für deutsche Elemente, ja eine Hinneigung zu denselben bemerkbar ist. Seine Schrift: Du hasard sous l'empire de la providence, beginnt mit einer Anrede aux philosophes de l'Allemagne, wovon der Anfang lautet: J'ai donné dans mon Diogène un témoignage public de mon estime et de mon respect aussi bien que de ma sincère reconnaissance envers la nation Germanique, où j'ai eu le bonheur, comme je l'ai dit, de trouver des asiles, des secours, des encouragemens, et ce qui m'est le plus sensible, des jugemens sages et modérés. J'ai promis que, sans négliger les agrémens de ma langue, ce seroit par un mérite supérieur à celui des mots que je chercherois à me naturaliser (autant qu'il seroit en moi) chez un peuple, qui fait cas principalement du mérite des choses solides. — Diesen Sympathien gemäß gestaltet sich nun auch seine philosophische Weltanschauung. Er steht zu den übrigen Franzosen in Berlin, welche alle entweder Materialisten oder doch Deisten waren, in entschiedenem Gegensatz. Da hätte man nun denken sollen, er wäre auf die Seite der Wolffianer getreten: aber nichts weniger als das, er schreibt auch in Bezug auf die Ungnade, welche ihm Maupertuis' Ungunst zuzog (a. a. O. S. 101): J'avois une ressource auprès des zélés disciples de Wolff. Ma vénération pour lui et pour Leibnitz; plusieurs points essentiels de leur doctrine, a quoi je suis attaché; le Meilleur; les Êtres simples; le Principe des indiscernables etc., tout cela fit croire, qu'il seroit facile de me gagner. On me proposa des avantages considérables, si je voulois écrire sur ces matières. On me flattoit de l'honneur, d'attirer les François à la philosophie Wolffienne, à l'aide de cette force et de cette vivacité de stile, qui fait mon caractère, mais il ne m'est pas possible de me donner pour autre que ce que je suis. Auch die Leibniz-Wolffsche Philosophie war ihm noch nicht positiv genug. Das schon genannte Buch vom Zufall, das einzige von seinen größern, welches mir in die Hände gekommen ist, bestreitet den Satz vom zureichenden Grunde — es müsse, sagt Prémontval, einen Zufall geben, das heißt, etwas, wofür sich ein zureichender Grund nicht angeben lasse,

nach dem andern einzelne Sätze der Leibnizischen Philosophie erwürgen soll. Maupertuis faßte endlich den Entschluß, einen Hauptstreich zu wagen. Er setzte zur Preisschrift für die philosophische Klasse im Jahr 1756 (?) die Frage auf, was Pope's all is right sagen wolle, ob es das Gleiche sei, was Leibnizens „beste Welt," und mit was für Gründen dieses System befestigt oder destruirt werden könne. Vor einem halben Jahre ließ die Akademie zu Berlin die Schrift qui a remporté le prix, nebst drei Concurrenten drucken. Sie gab den Preis einer außerordentlich elenden Schrift, welche den sogenannten Optimismus vernichten will, ihn mit dem Fatalismus für einerlei hält, libertatem indifferentiae behauptet, und das principium rationis sufficientis für eine Schimäre tractirt. Diese Schrift wurde einer andern vorgezogen, welche mit der überzeugendsten Bündigkeit und auf eine Art, die allen Zweifel und Einwurf unmöglich macht, die Wahrheit des Systems von der „besten Welt" beweiset. Diese hat zur Devise: *πάντα δοκιμάζετε, τὸ καλὸν κατέχετε. . . .* Maupertuis hat selbst bei dergleichen jugements de l'académie keine Stimme. Er war aber doch das Triebrad. Es waren vier Votanten. Die Stimmen waren zwischen Vernunft und Unvernunft getheilt. Da mußte Formey den Stich entscheiden. Er hatte sich vorher gegen Herrn Sulzer für Leibniz erklärt, wie zu vermuthen war;" denn er pflegte sonst Propaganda für die Wolffsche Philosophie zu machen, „jetzt aber entschied er gegen ihn, und gab zum Grund, man müsse den Herrn v. Maupertuis menagiren."

Das Alles konnte auch Lessing und Mendelssohn nicht verborgen sein; es ist vielleicht einer der treffendsten Streiche der siegreichen Ironie des Erstern, ja es liegt eine wahrhaft herzerquickende Bosheit darin, wenn (V, 16, M. 17. H. XVIII, 48) die Vergleichung der Popeschen Gemeinplätze mit den Leibnizschen Lehren mit den Worten eingeleitet wird: „Wenn ich der Akademie andere Absichten zuschreiben könnte, als man einer Gesellschaft, die zum Aufnehmen der Wissenschaften bestimmt ist, zuschreiben kann, so würde ich fragen: ob man durch diese befohlene Vergleichung mehr die Popeschen Sätze für philosophisch oder mehr die Leibnizschen Sätze für poetisch habe erklären wollen?" Nun mochte sich aber zwar Mendelssohn eben so wie Gottsched darüber ärgern, daß man seinem Wolff — ich glaube mich anderwärts genugsam über den Unterschied der Wolffschen und Leibnizschen Philosophie erklärt zu haben, um sie hier nach der Auffassung jener Zeit als identisch behandeln zu dürfen — zu Leibe wolle, dagegen war Lessing gewiß weit davon entfernt, sich zum

---

sonst könne es keine göttliche Vorsehung geben, sondern man habe eine bloße todte Nothwendigkeit. Dies ist ganz derselbe Grundgedanke, welchen F. H. Jacobi gegen das, was er Spinozismus nannte, und Gh. F. Weiße gegen die Hegelsche Philosophie geltend gemacht haben: ein ursprünglich Freies, Positives, ein Anchandersseinkönnen, nur daß diese sich in Bezug auf diese Lehre gerade auf die Leibnizische Philosophie stützen, nämlich auf ihren Optimismus, der ein Fatalismus eben nicht sei. Hierdurch wurde nun Prémontvals Verhalten bei der Aufgabe über Pope bestimmt. Man findet in seinen Vues philosophiques — einer fortlaufenden Sammlung kleiner Abhandlungen — im ersten Bande mehrere auf diese Sache bezügliche Aufsätze, welche unter der Form einer Rechtfertigung seines Votums, welches eine gegen die Lehre von der besten Welt gerichtete Schrift hatte krönen helfen, seine Ansichten weiter erläutern, und namentlich gegen Gottscheds oben angeführtes Programm, so wie gegen die Ausgabe der ersten Gründe der Weltweisheit ebendesselben vom Jahre 1756 gerichtet sind — eine Lectüre, die man bei einem französischen Philosophen nicht leicht voraussetzen würde!

Partisanen der Wolffschen Philosophie zu machen, mit der er sich nur als Gymnasiast und junger Student beschäftigt hatte. Und da nun der Grundgedanke der Schrift in der That auf etwas ganz Anderes hinausläuft als auf eine Vertheidigung Wolffs oder Leibnizens, so kann man als bewiesen betrachten, was ohnehin ein jeder vermuthen wird, daß Lessing als ihr Hauptverfasser zu betrachten ist; was Mendelssohn davon gehört, läßt sich mit Einem Wort bezeichnen: der philosophische Apparat, nämlich nicht nur allerlei historische Kenntnisse, wie denn z. B. Niemand den Gedanken, daß Pope mit dem Satz, daß Gott nur nach allgemeinen Gesetzen handle, sich dem Malebranche angeschlossen (V, 11. M. 13. H. XVIII, 44), auf Lessing zurückführen wird, sondern auch die Zurückführung mancher Gesichtspunkte auf gangbare philosophische Begriffe, als die Unterscheidung des Dichters und Philosophen, das Zurückgehen auf die Baumgartensche Definition eines Gedichtes und die Ausarbeitung gewisser Partien, wo diese Dinge die Hauptrolle spielen. Im Ganzen ist schon der Styl vollkommen Lessingisch; außerdem rührt auch der Anhang wenigstens, wo gezeigt wird, Pope habe sein bischen Philosophie, wenn es ja Philosophie heißen solle, nach Warburton aus Plato und Shaftesbury, besonders aber aus einem gewissen King entlehnt, wie er denn selbst über seinen falschen philosophischen Bart spotte, gewiß ganz und gar von Lessing her, bei dem es ohne ein bischen Gelehrtenhistorie nicht leicht abgeht.

Nun also jener Lessingsche Grundgedanke, welcher ist er? Die Aufstellung des innerlichen Unterschiedes zwischen Philosophie und Poesie und die Abweisung des didaktischen Gedichtes? Der Gedanke ist hier nur insofern Lessingisch zu nennen, als er allerdings nicht dem Mendelssohn angehört — nämlich während dieser noch später (XIII, 56. H. XX, 2, 78) Lessingen ein Fragment eines selbstverfertigten didaktischen Gedichtes sendet, hatte Lessing (IV, 32. M. 34. H. XIII, 1, 148) ähnliche Gedanken schon früher ausgesprochen — an und für sich war die Verwerfung des didaktischen Gedichtes nichts Neues mehr. Pour ce qui est de la poésie, sagt schon Batteux in seinem berühmten Buche, les beaux arts réduits à un même principe — nous n'en connaissons point sans fable et sans fiction. Les vers d'Empedocles, ceux de Parmenides, de Nicander; les sentences de Théognide ne sont point de la poésie. Ce ne sont que des discours ordinaires, qui ont emprunté la verve et la mesure poétique pour relever leur style et s'insinuer plus aisément. Sollte Lessing ein Buch geschrieben haben, um einen Gedanken des Batteux weiter auszuführen? Zudem ist auch nur die „Voruntersuchung" auf diesen Gedanken gebaut. Der wahre Grundgedanke greift weiter, er ist vollkommen originell und in der That so Lessingisch wie möglich, denn er geht gänzlich querfeldein und mochte allerdings auf dem Gesichte der Herren Akademiker, wie Mendelssohn dies bei Sulzer bemerken wollte, ein leichtes Erröthen hervorrufen — die Schrift beantwortet nicht sowohl die Preisaufgabe der Akademie, als sie derselben beweist, daß sie sich unsäglich damit blosgegeben habe, daß sie überhaupt diese Preisaufgabe stellte. Lessing führt hier mitten in Berlin eben so einen Tanz, wie er es selbst einmal nennt, mit der gesammten königlich preußischen Akademie der Wissenschaften auf, wie er ihn mit einem Lange oder Dusch nur jemals aufgeführt haben kann. Die Aufgabe der Akademie lautete wie folgt: „Die Akademie verlangt eine Untersuchung des Popeschen Systems, welches

in dem Satze alles ist gut (tout est bien) enthalten ist. Und zwar so, daß man Erstlich den wahren Sinn dieses Satzes der Hypothese seines Urhebers gemäß bestimme, Zweitens ihn mit dem System des Optimismus oder der Wahl des Besten genau vergleiche, und Drittens die Gründe anführe, warum dieses Popesche System entweder zu behaupten oder zu verwerfen sei." Nachdem nun Lessing die Sätze, in denen Popes System liegen müßte, zusammengestellt, zeigt er, daß sie sich mit dem System des Optimismus, dem Leibnizischen, gar nicht vergleichen lassen, denn Pope sage nicht einmal, alles ist gut, sondern nur all is right (gesetzmäßig), was nicht dasselbe sei, folglich „wird" — seht ihr, wie ihr fehlgeschossen — (S. 22. M. 22. H. XVIII, 54.) „die Prüfung seiner Sätze etwas ganz Anderes, als die Bestreitung des Leibnizischen Systems von der besten Welt sein." Dann der schon genannte Anhang, welcher mit den Worten schließt: „wie sehr sollte sich Pope also wundern, wenn er erfahren könnte, daß gleichwohl eine berühmte Akademie diesen falschen Bart für werth erkannt habe, ernsthafte Untersuchungen darüber anzustellen!" — und dem Ganzen ging die Voruntersuchung voran, daß ein Dichter als solcher gar kein System haben könne.

Diese Schrift konnte denn nun freilich nicht wohl als Preisschrift eingesandt werden, nicht eben nur, weil (XII, 28. M. 39. H. XX, 1, 44) Mendelssohn zu bescheiden war sich dabei zu nennen, noch hieß es, wenn die Verfasser sie selbst in Druck gaben, so ganz und gar bloß die uneigennützigen Weltweisen spielen (ebendas. 29) und der Welt ihre Entdeckungen ohne 50 Ducaten überlassen, vielmehr war zwar Mylius keineswegs auf seiner Reise durch Deutschland gehängt, indessen doch gerade in diesem Jahre Voltaire in Frankfurt übel genug behandelt worden. Die Akademie fühlte den Stich sehr wohl; außer dem oben schon angezogenen Erröthen Sulzers beweist dies ein Brief de Beaufobres an Gottsched. Quant à ce qui regarde Mr. Lessing, schreibt dieser, je ne le connois que de nom, assez ignoré chez nous; il mérite de l'être chez nos voisins. Son ouvrage, Monsieur, a été attribué longtemps à un Juif nommé Moyse, et je ne sais pas encore bien certainement, s'il est de Lessing. Je chargerai quelqu'un de donner quelques petits conseils à cet écrivain mordant. Aber dem Publikum war das Gewebe zu fein gesponnen. „Will man von dem Philosophen Pope noch nichts wissen?" fragt Lessing am 8. December 1758 bei Mendelssohn an, nachdem dieser einen Monat vorher geklagt, die Schrift wolle Niemand gelesen haben. Die beiden Freunde hatten wohl ein Recht zu glauben, dieselbe würde Aufsehen machen, aber es ging ihnen, sagt Nicolai (Anmerkung zu XIII, 9. H. XX, 2, 24), beinahe so wie Georgen, dem Sohn des Vicar of Wakefield: Er schrieb Paradoxen. Der Vater fragte: Nun, was sagte die Welt zu Deinen Paradoxen? Antwort: Nichts.

Auch mit Nicolai zusammen wollte Lessing einen literarischen Plan ausführen, der in ähnlicher Weise auf die englische Literatur zurückdeutete. Es war, wie Nicolai in einer Anmerkung zu XIII, 6. H. XX, 2, 20 f. erzählt, der die Sache aber Ende 1756 oder Anfang 1757 ansetzt, wo Lessing gar nicht in Berlin war, ein burleskes Heldengedicht auf Gottsched und die Reimer seiner Schule. Lessing hatte den Plan gemacht, der offenbar dem Hudibras nachgebildet ist; jeder von ihnen setzte eine komische Scene zu, wie sie ihnen etwa einfiel, und Nicolai nahm es auf sich, das Ganze in Knittel-

versen auszuführen. Die Idee soll ungefähr folgende gewesen sein: Gottsched ist sehr ergrimmt, daß durch Klopstock so viel Seraphe und Engel in die Welt gekommen sind, durch welche er und seine Poesie verfolgt und aus Deutschland vertrieben werden sollen. Er reitet also aus, gerüstet wie ein fahrender Ritter, mit einem seiner damals bekannten Jünger als Schildknappen, um diese Ungeheuer zu zerstören. Auf diesem Zuge begegnen ihnen viele lächerliche Abenteuer. Zuletzt kommen sie nach Langensalza, gerade zu der Zeit, da daselbst das Gregoriusfest gefeiert wird. Gottsched sieht die als Engel gekleideten Kinder für Klopstockische Seraphe an und beschließt sogleich auf diese seine Feinde mit Schwert und Lanze den Angriff zu thun. Die ganze Stadt kommt in Aufruhr über den Angriff auf die Kinder. Man glaubt, jene wären vom bösen Feinde besessen, der sie zu dem Unfuge treibe, die Engel verfolgen zu wollen. Gottsched und sein Gefährte werden ins Gefängniß gesetzt; es wird über sie Gericht gehalten, und sie werden verdammt, als Hexenmeister verbrannt zu werden. Im Gefängnisse wird ihnen ein Prediger geschickt, sie zum Tode zu bereiten. Es findet sich, daß dieser ein großer Verehrer des Messias ist, und als er die wahre Ursache erfährt, warum sie auf Abenteuer ausgegangen seien, geräth er in solchen Eifer, daß er sie ohne fernern Besuch will sterben lassen. Glücklicherweise kommt Klopstock selbst nach Langensalza, um seine Cousine Fanny wiederzusehen. Er hört von der Geschichte und geht sogleich hin, um Gottsched und dessen Schildknappen zu befreien. Er stellt dem Richter vor, daß diese Leute den Seraphen gar nichts schaden könnten und daß sie nichts weniger als Hexenmeister wären. Dabei macht er geltend, daß, sie zu verbrennen, ganz unmöglich sein würde, denn sie wären dermaßen aus lauter wässerichten Theilen zusammengesetzt, daß durch sie auch der größte Scheiterhaufen würde ausgelöscht werden. Der Richter schenkt den Gefangenen aus Achtung gegen Klopstock das Leben; doch, sagt er, müsse dafür gesorgt werden, sie in sichern Gewahrsam zu bringen, damit sie nicht ferner Schaden thäten. Darauf wird Gottsched der Zucht seiner Frau, und der Schildknappe seinem Vater anvertraut, die dafür zu sorgen schuldig sein sollen, daß beide künftig weder reiten noch reimen würden.

Gewiß die beste Dunciade, die man sich hätte wünschen können: der Schildknappe wird ohne Zweifel Schönaich, der Neologist, gewesen sein. Zu diesem Heldengedichte hatte auch „drollige" Zeichnungen ein Freund von Lessing, Georg August von Breitenbauch in Berlin, gemacht; der später als Kammerrath zu Bucha im Altenburgischen lebte und daselbst erst 1817 gestorben ist. Nicolai erinnerte sich folgender Darstellung ganz genau: „Die fahrenden Ritter finden auf einem Dorfe eine Truppe von wandernden Komödianten. Gottsched fragt: spielt Ihr denn nicht auch meinen Cato? Allerdings, sagen die Komödianten; dies ist, neben der Haupt- und Staatsaction von Karl dem XII. und Hanswurst dem XIII. unser hauptsächlichstes Stück, wenn wir ernsthaft für Leute von Geschmack spielen. Aber dies Stück kann jetzt nicht aufgeführt werden; denn unsere lustige Person, welche die Rolle der Porcia zu machen hätte, ist gestorben, und unser neuer Hanswurst hat die Rolle noch nicht gelernt. „„Das soll die Aufführung nicht hindern;"" sagt Gottsched, „„ich will die Porcia machen."" Da nahm sich nun auf der Zeichnung die große dicke Gestalt des verunglückten Potsdamer Grenadiers in römischen

Weiberkleidern komisch aus. Porcia war vorgestellt im zweiten Auftritte des zweiten Aufzuges, wo sie die tiefgefühlten Worte zu sagen hat:

Wie wenig kennst Du doch den Grund von meiner Pein!
Je mehr ich nach Dir seh', je stärker muß sie sein.
Und darf ich meinen Sinn ganz kurz und deutlich fassen;
So nimm die Antwort an: Ich kann Dich gar nicht hassen.

Diese Verse sollten unter den Kupferstich gesetzt werden. Vor der Porcia saß im Einhelferloche Hanswurst mit dem spitzen Hute auf dem Kopfe als Einhelfer, an den die Rede gerichtet schien. Der Waffenträger war vorn im Parterre im Profil zu sehen, vor Bewunderung den Mund öffnend und die Hände erhebend."

Außerdem bezieht sich auch der einzige Beitrag, der von Nicolai in die 1754 von Lessing begonnene Zeitschrift, die theatralische Bibliothek, gekommen ist, auf das englische Theater. Nicolai nämlich und nicht Lessingen gehört zuverlässig wenigstens der erste Theil der Geschichte der englischen Schaubühne an, die von Lachmann (IV, 308. H. XI, 1, 691) aufgenommen worden ist; Nicolai hatte sie ursprünglich für das zweite Stück der Bibliothek der schönen Wissenschaften bestimmt. So wenigstens Nicolais Angaben (XIII, 27. H. XX, 2, 45). Es ist freilich auffallend, daß zugleich von dem ursprünglichen Nicolaischen Aufsatze berichtet wird, er gehe nur bis auf die Revolution unter Karl II., während der in Lessings Werke aufgenommene bis auf die jüngste Vergangenheit reicht und nur die noch lebenden Dichter ausschließt, so daß mindestens die dritte Periode (IV, 334. H. XI, 1, 714), die auch etwa nach Karl II. beginnt, man weiß nicht, ob von Lessing oder von Nicolai, später hinzugesetzt sein müßte.[1]) Das Erstaunen über die ungemeine Belesenheit, welche eine Zusammenstellung der Art auf Seiten des Einen oder des Andern zu verrathen scheint, mindert sich, wenn man in Gottscheds neuem Büchersaal (III, 133) einen Bericht über eine Geschichte der englischen Poesie von Gilles Jacob 1733 liest, welche aber größtentheils nur die in historischer Folge gegebenen Notizen des William Winstanley (1687) in alphabetischer Ordnung wiederholt; die erste Ausgabe von Dodsleys Collection of old Plays, die im Eingange des Aufsatzes erwähnt wird, ist 1744 erschienen.

Es ist bekannt genug, daß nicht diese drei Männer allein sich in jener Zeit auf die englische Literatur gestützt haben. Die englische Literatur ist der Stab gewesen, an welchem sich die deutsche den größten Theil des vorigen Jahrhunderts hindurch emporgerankt hat, bis sie endlich im letzten Viertel desselben hinlänglich erstarkt war, um nicht nur allein stehen, sondern auch der bisherigen Ernährerin frische Lebenssäfte mittheilen zu können; bis in Goethes reifere Zeit hat jede literarische Richtung, die in Deutschland auftaucht, und oft das einzelne Werk ein Vorbild, eine Veranlassung oder mindestens eine Analogie in England. Die Geschichtschreiber der deutschen Literatur haben nicht unterlassen, bei dem Einzelnen hierauf hinzuweisen, und den Lesern ihrer Werke müssen die englischen Namen fast eben so geläufig sein wie die deutschen, aber um die Stellung, welche ein Einzelner einnahm, der hier besonders bedeutend eingreift, mit Bestimmtheit bezeichnen zu können, wäre freilich ein näheres Eingehen auf die principielle Bedeutung selbst, welche die

[1]) Vgl. H. XI, 1, XVI f. (M. und B.)

Einwirkung der englischen Literatur auf die deutsche für den Gang der letzteren hatte, und die verschiedenen Phasen, welche jene Einwirkung in Folge dessen durchlaufen hat, erforderlich gewesen.

Wenn von Einwirkung der englischen Literatur auf die deutsche die Rede ist, so denkt man gemeiniglich vor allen Dingen an Shakespeare. Es kann nicht früh und nicht entschieden genug bemerkt werden, daß dies die Sache völlig auf den Kopf stellen heißt: Shakespeare kommt hierin gerade zu allerletzt an die Reihe: die Kenntnißnahme von den englischen Schriftstellern und das Studium derselben befolgte einen rückgängigen Lauf, gerade so wie in den neuern Jahrhunderten die jüngsten unter den antiken Schriftstellern zuerst gelesen und als Muster betrachtet worden sind und erst in unsern Tagen eine wahre Erkenntniß der Uranfänge der griechischen Literatur möglich geworden ist. Und aus denselben Gründen: nämlich weil die uns näher liegenden Literaturerzeugnisse und Bildungsstufen eines fremden Volkes für uns immer weit verständlicher und brauchbarer erscheinen werden als diejenigen, in welchen sich ihre durch keinerlei den unsern analoge Zustände temperirte Grundeigenthümlichkeit kund giebt. Die englische Literatur, welche im Anfange des vorigen Jahrhunderts eine so höchst bedeutende Anregung auf die deutsche ausübte, ist eine gleichzeitige, oder doch eine solche, die von der gleichzeitigen selbst als solche betrachtet und, so zu sagen, noch für voll angesehen wurde, wie dies z. B. von Milton gilt, von Shakespeare aber, wenn derselbe auch niemals ganz vergessen gewesen ist, entschieden nicht.

Wie England im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts politisch groß geworden ist, so daß es am Ende desselben, in den Revolutionskriegen, in den europäischen Staatshändeln das bedeutendste Gewicht in die Wagschale wirft, wie ferner schon früher der Hinblick auf seine Institutionen den fast erstorbenen Geist staatsbürgerlicher Freiheit wieder erweckt hatte, so hat auch seine Literatur — und zwar entwickelte sich dieser Einfluß noch vor den so eben genannten — denjenigen aller europäischen Völker, die bei dem Gange der geistigen Entwickelung der letzten Jahrhunderte lebendig betheiligt waren, einen neuen Anstoß, ja eine neue Wendung gegeben. Auf dem Continent war nach den Bewegungen, die die Reformation und die sogenannte Wiedererweckung des Alterthums hervorgerufen, einerseits wieder eine gewisse Verknöcherung und Ermattung, andererseits eine zwar lebhafte aber deshalb nur desto bewußtlosere Verranntheit in einseitige Richtungen eingetreten, da wirkte die Bekanntschaft mit der englischen Literatur überall erkräftigend und verjüngend ein, wie ein Hauch frischer Seeluft, der durch die schwülen Gassen einer dicht bevölkerten Stadt weht.

Vielleicht ist diese Wirkung zum Theil bloß dem Umstande zuzuschreiben, daß die englische Literatur überhaupt etwas Neues war und irgend welche neue Aussichten eröffnete, hauptsächlich aber wird sie doch wohl auf Rechnung des eigenthümlichen Geistes gesetzt werden dürfen, der sie beseelte. Mag es durch eine Mischung normannischer Ritterlichkeit und sächsischer Kernhaftigkeit bedingt sein, mag die insularische Abgesondertheit hier einen Einfluß ausüben: der Engländer hat sich von jeher als einen Menschen dargestellt, dem das zu Theil geworden ist, was Goethe das Höchste nennt, was einem Menschen zu Theil werden könne: daß er ein eigen Herz im Busen trägt. Außerdem hatten in jener Periode Rebellion und Revolution die Geister geweckt und die Charak-

tere gestählt: es hatten sich theils in verschiedener Beziehung höchst freie Denkungsweisen ausgebildet, wie sie sonst nirgends bestanden, theils hatten solche, die an und für sich keineswegs freier Natur sind, sich in Folge der Kämpfe mit andern wenigstens in formeller Beziehung sehr rein und frei ausgeprägt, und so kann man wohl das neue Element, welches die englische Literatur in die europäische Entwickelung gebracht hat, als eine Aufforderung bezeichnen, sich zur Rückkehr zur Natur und Freiheit in jedem Sinne zu ermannen.

Am folgereichsten ward dies in der französischen Literatur, welche zunächst der Umstand, daß die Stuarts in der Zeit ihrer Verbannung in Frankreich gelebt haben und von hier einige französische Einflüsse in die Heimath übertragen haben mögen, für eine Rückwirkung von England her empfänglich gemacht hat. Die eigentliche Literatur des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich, wie sie einen bestimmten Gegensatz zu der des siècle de Louis XIV. bildete, die mehr oder weniger auflösenden Richtungen Montesquieus, Voltaires und der Encyklopädisten sind größtentheils aus Anregungen hervorgegangen, welche die englische Literatur, zum Theil freilich ganz unschuldigerweise, gegeben hatte, wie dies von Villemain sehr einleuchtend dargestellt worden ist, und daß die französische Literatur einem ausländischen Einflusse in solchem Maße unterlag, ist eine um so bedeutungsvollere Thatsache, da sie sich im Uebrigen mit Recht als die herrschende Literatur in Europa betrachten konnte.

Weit friedlicherer Natur war die Einwirkung der englischen Literatur auf die deutsche, denn in Deutschland galt es zunächst nur eine schöne Nationalliteratur zu begründen, während in Frankreich eine solche gerade in der Literatur des siècle de Louis XIV. schon bestand, und wenn man auf diesem Gebiete weitere Fortschritte verlangte, meistens schon anderweitige Tendenzen im Hintergrunde lagen, denen die Poesie nur dienen sollte. Nichtsdestoweniger dient die Hinweisung auf die englische Literatur gerade in Deutschland am entschiedensten einem bestimmten Principe und zwar im directen Gegensatze zur altfranzösischen, die eben über Deutschland die eisernste Herrschaft ausübte, und mit welcher hier auf fremdem Boden natürlich keine Verschmelzung möglich war.

Alle Erörterungen über den Gang der deutschen Literatur des vorigen Jahrhunderts, die ich bis jetzt habe anstellen müssen, beruhten auf der Grundansicht, daß in derselben zwei Hauptabschnitte zu unterscheiden seien: die formelle Durchbildung und Einschulung mittels der Regel, wie sie durch die Barbarei, die freilich nicht, wie jene Zeit es ansah, ein Erbtheil des Mittelalters, sondern vielmehr in Folge des Unterganges der eigentlichen mittelalterlichen Bildung entstanden war, allerdings nöthig geworden war, und die Lossagung von der bloßen Regel, die praktische Durchführung der Einsicht, daß die Regelrichtigkeit nichts als negative Bedingung eines musterhaften Literaturerzeugnisses sei. Wenn die erstere Richtung sich der Sage nach zwar an die Alten, der Sache nach aber an die alten Franzosen angelehnt hat, so ist die letztere vorzüglich an dem Studium der gleichzeitigen englischen Schriftsteller erstarkt.

Man hätte in der That gerade jetzt keine besseren Muster wählen können, denn was man in Deutschland anstrebte, war in England so eben erreicht. Auch hier war, wenn auch die Gegensätze nicht so schroff auftraten, der reine Kunstgenius der Elisabethanischen Zeit im Laufe des siebenzehnten Jahrhunderts ein wenig verliederlicht, und das sogenannte goldne Zeitalter unter der

Königin Anna hatte durch strenge Formbildung, die man dem Studium der Alten und zum Theil auch hier den Franzosen verdankte, den austretenden Strom wieder in ein gleichmäßiges Bette gebracht, wo denn die tüchtige Naturgrundlage der Engländer das Eintreten einer blos formalistischen Periode glücklich verhinderte. Und so sind denn auch die ersten, welche die deutsche Literatur auf naturgemäßere Wege leiteten, Wernike, Hagedorn, Haller, mögen auch der Erstere und der Letztere gegen die Angabe, daß sie eben diese oder jene bestimmten Muster in der englischen Literatur vor Augen gehabt hätten, Einsprache gethan haben, das, was sie waren, größtentheils dadurch geworden, daß sie dieses Geistes derselben überhaupt inne zu werden und ihn in die deutsche zu übertragen wußten.

Allein diese Einwirkung der englischen Literatur auf die deutsche hatte einen gleichmäßigen und fruchtbaren Fortgang eben deshalb nicht, weil hier jene Gegensätze einander in großer Schroffheit gegenüberstanden. Man fühlte wohl das Bedürfniß fremder Einwirkung und lieh derselben auch ein Ohr, aber man hatte zu scharf ausgesprochene Tendenzen, als daß man sich ihr unbefangen hätte hingeben und nicht vielmehr das, dessen Anblick diese Einseitigkeit zu heilen geeignet gewesen wäre, im Sinne derselben hätte ausdeuten und sich also durch dieselbe in ihr hätte bestärken sollen.

Die verschiedenen Schulen in der deutschen Literatur machten es damals mit der englischen Literatur, wie die Theologen es immer mit der Bibel gemacht haben: was Gültigkeit haben sollte, mußte drin stehen, und folglich mußte das, wovon sie wünschten, daß es Gültigkeit hätte, sich drin finden lassen, und was sich sonst drin hätte finden lassen, aber in ihren Kram nicht paßte, ward wie das Gift behandelt, das die Biene in der Fabel eben drin läßt. So verfuhr schon Gottsched, der ja, insofern er die Regel nicht als positiv annehmen, sondern auf die Vernunft gründen wollte, einem gewissen Zurückgehen auf Natur und gesunden Menschenverstand ganz entschieden huldigte; daß seine Frau den Spectator und andere Wochenschriften nach Deutschland verpflanzte und zuletzt auch den ächten Cato des Addison, war ihm gerade recht, und was er in der englischen Literatur nicht billigen konnte, suchte er als Nebensache, als vereinzelte Verirrung darzustellen. Näher freilich mußten sich die Schweizer den Engländern verwandt fühlen, denn die Lossagung von der bloßen Regel, welche durch das Studium der letztern befördert wurde, war ja gerade ihre Aufgabe. Aber sie verfielen in Folge dessen nur um so mehr in eine schiefe Auffassung und mißbräuchliche Anwendung der englischen Literatur. Ich habe oben ausgeführt, daß ihr Streben nach Inhalt sie zu einem einseitigen Positivismus verführt habe, bei welchem nun wieder das Element der Verständigkeit und Correctheit allzusehr in den Hintergrund getreten sei, — er machte sich in Klopstocks Messias und mehr noch in den ihm nachfolgenden Patriarchaden geltend. Eben diesem Positivismus sollte nun die englische Literatur dienen, und es wurde mit Vorliebe aus derselben hervorgehoben, was zu diesem Zweck allenfalls brauchbar schien, Miltons verlornes Paradies, Youngs Nachtgedanken, die Todtenbriefe der Elisabeth Rowe, die beschreibende Poesie Thomsons u. dgl. — wie ganz irrthümlicher Weise, ist offenbar; diese Schriftsteller waren eben schlechthin mehr als Andere gefühlvoll; religiös, phantasiereich, aber von einer Tendenz, diese Elemente in die Literatur einzuführen, kann bei ihnen nicht die Rede sein, denn ihnen war

ja ein Gottsched, gegen welchen sie dieselben hätten geltend machen müssen, nicht vorangegangen, ebenso wie das Wesen der ältern französischen Dichtkunst, die doch immer eine nationale war, keineswegs so sehr die bloße Regelrichtigkeit ist, wie Gottsched, dem es nur auf diese ankam, sie sich aus ihr abstrahirte.

Diese Befangenheit in den Interessen und Richtungen, die man nun einmal verfolgte, ging — und darin stimmten diesesmal beide Parteien überein, — so weit, daß man die Hauptstärke der englischen Literatur, die noch obendrein mit der schwächsten Seite der deutschen zusammenfiel, und also zuerst hätte ins Auge gefaßt werden müssen, gänzlich übersah. Ich meine die dramatische Poesie, auf welche sich heutigen Tages der Ruhm der englischen Literatur, was wenigstens die Dichtkunst anbetrifft, fast allein gründet, nachdem wir, was früher vorzüglich in ihr geschätzt wurde, theils überhaupt nicht mehr hoch anschlagen, theils anderwärts ursprünglicher und besser aufgefunden haben. Man kann zwar die deutschen Kritiker aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts damit entschuldigen wollen, daß gerade in der gleichzeitigen englischen Literatur, die ihnen, wie oben erwähnt worden, zunächst vor Augen trat, die dramatische Partie die glänzendste nicht gewesen, namentlich ist der Vorwurf sittlicher und ästhetischer Zügellosigkeit, den die französische Denkweise dann auf die ganze englische dramatische Literatur übertrug, manchen Schriftstellern, die damals noch in frischem Andenken standen, gegenüber gar wohl begründet, doch wäre auch von diesem englischen Drama für die Deutschen noch immer unendlich viel zu lernen gewesen. Die Ursache, daß man es nicht that, ist sehr einfach. Es würde ein Irrthum sein, wollte man auf Gottscheds Seite denselben bloß darin finden, daß die englische dramatische Poesie den Gesichtspunkten, die er von der französischen abstrahirt hatte, widersprach, weshalb er nur den Addisonschen Cato, der selbst nach französischem Muster zugeschnitten war, habe gelten und später allerdings heftig gegen die englische Bühne habe polemisiren lassen, denn auch bei seiner französirenden Dramatik kam es ihm, wie ich an einem andern Orte gesagt habe, viel weniger auf das Drama selbst, als auf die allgemeine Literaturreform an, für welche dasselbe ihm ein geschicktes Organ zu sein schien: Gottsched hatte für das eigentlich Dramatische im Grunde gar keinen Sinn. Und eben dies ist bei den Schweizern im höchsten Grade der Fall. Sie haben zwar Gottscheds Cato und Iphigenia nicht ungehudelt gelassen, aber dabei kommen sie über ihre allgemeinen ästhetischen Kategorieen nicht hinaus;[1]) wo sie selbst auch nur im Entfernt-

[1]) Es giebt ein Bändchen: „Kritische Betrachtungen und freie Untersuchungen zum Aufnehmen und zur Verbesserung der deutschen Schaubühne. Bern 1743." Mit einer Zuschrift an die Frau Neuberin. Der Verfasser der Zuschrift sagt: er habe sie nie gesehen, wisse aber aus dem Vorspiel von Rost, daß sie es allein sei, durch die Gottsched auf der Bühne etwas gegölten, und durch die er wiederum gestürzt sei; die Zeit wo sie mit ihm gebrochen, wird als der bestimmte Periodus angesehen, wo die erbärmlich erhabene Schreibart der Gottschedischen Schule von der Schaubühne verbannet und dagegen die natürliche und genaue eingeführt worden. Sie wird bedauert, daß sie sich mit Gottscheds Iphigenia und Cato abgeben müssen. „Sobald Sie ihm mit Ihrer lebendigen Action den Rücken nicht mehr halten, so wird es uns nicht schwer fallen, den Mangel, den seine Arsenen, Portien, Catonen, Iphigenien, Clytämnestren an eigenem Leben und Empfindungen haben, jedermann sichtbar zu machen und die Gottschedische Schaubühne in der Blöße darzulegen, in welcher besselbigen Dichtkunst in einem benachbarten Canton aller Welt gewiesen worden." — Die Ver-

sten Hand anlegen, gerathen sie geradezu ins Abenteuerliche: Gottsched erzählt mit großem Jubel in der Vorrede zu seinen Gedichten, Bodmer habe an Schuch, den bekannten Principal einer Schauspielergesellschaft, nach Basel geschrieben, er möge nach Zürch kommen, nicht etwa um tragische und komische Schauspiele daselbst aufzuführen, sondern um durch seine geschicktesten Personen beiderlei Geschlechts den Messias auf öffentlicher Bühne hersagen zu lassen; der Brief sei vorhanden. Lessing bemerkt dazu (III, 150. M. 152. H. XII, 437), die Wahrheit der Anekdote vorausgesetzt, sei sie so gar lächerlich doch nicht, als sie dem Herrn Professor scheine: es seien auch bei den Römern verschiedene Arten von Gedichten auf der Bühne vorgetragen worden; ob denn Gottsched vergessen habe, daß Virgil selbst sein Heldengedicht auf öffentlichem Theater

---

fasser erären dann und wann eine dgl. Veröffentlichung machen zu wollen, geben also zuerst das Vorspiel von Rost, dann — mit neuer Seitenzählung — kritische Betrachtungen über einige Auftritte der Gottschedischen Iphigenie. Hier wird im Vorbericht weiter ausgeführt, daß Gottsched in Bezug auf das Drama der Neuberin so gut wie Alles verdanke — sie habe auch die Uebersetzung der Iphigenia zum Theil gemacht. Eine fernere Brochüre: Lob der angenehmen Nachlässigkeit und der glücklich auffahrenden Hoheit in Herrn Gottscheds übersetzter Iphigenie, sowie, mit fortlaufenden Seitenzahlen: Von der innerlichen Beschaffenheit des mechanischen Originalstückes von dem deutschen Cato. Was sie daran aussetzen ist dies: „die innerlichen Eigenschaften des Trauerspiels müssen einestheils und vornehmlich von dem poetischen Feuer, von der Erpfindungskraft, und dem vortrefflichen Naturelle in die Feder gebracht werden; sie sind eine Gabe der freien Natur, und wen sie selbst nicht damit versehen hat, der darf sich nicht schmeicheln, daß er sie durch mechanische Kunstmittel zu Wege bringen werde. Denjenigen großen Männern selbst, welche sie von ihr empfangen haben, kommt das Vermögen nicht zu, etwas davon an andere zu verschenken, oder sonst zu überlassen, so fern ist es, daß Jemand, der selber Nichts davon im Besitze hat, sie andern mittheilen könne. Der Mensch mag auch mit Lernen, mit Studiren, mit Arbeiten und Bestreben sich von allen andern Dingen Meister machen, aber diese kann er damit nicht erlangen. Indessen sind sie von solcher Kraft, daß ein Jeder, der sich ohne denselben in einiger Dichtart der Poesie annimmt, nichts rechtschaffenes an den Tag bringen kann, sondern sein Gedicht vor eines andern, der damit begabet ist, verschwinden sehen wird, ob dieser andre gleich von der Mechanik der Kunst wenig verstehet und wenig beobachtet."

„Andrentheils sind diese innerlichen Stücke Früchte des feinen Verstandes, dem es zukommt, die Geburten des Naturells und der Erfindungskraft nach ihren Arten und Tugenden in gewissem Maße, Verhältnisse und Grade zusammenzusetzen, einzutheilen und der absonderlichen Absicht gemäß aufzutragen. Dieser Verstand kann den natürlichen Talent zum Erfinden, wo er mangelt, gewissermaßen ersetzen, nämlich in so weit er lehren kann, wie man den Schatz und den Vorrath, der schon von andern erfunden worden, geschickt gebrauchen, ihre Bilder, Begriffe und Schönheiten in einer methodischen eingeschränktern und bequemern Form anbringen könne, so daß das Gemüthe sie besser fassen kann. Die Bearbeitung und die Regeln, die wir von ihm bekommen, verdienen eigentlich allein den Namen der Kunst mit Recht, und es ist nur ein Mißbrauch, wenn dieser Titel der groben Mechanik mitgetheilt wird. Die Kunst ist nichts anders als eine kluge Schaffnerin, die sich damit ausbringt, daß sie die Reichthümer der Erfindungskraft besorget und verwaltet. Sie läßt sich darum gewissermaßen lernen, so wie sie mit Lehren und Regeln umgeht; dennoch fordert sie von ihren Lehrlingen einen gewissen Theil Verstandes zum Voraus, nämlich so viel als nöthig ist, ihre Regeln in ihrem Ursprung, ihrer Kraft und ihrem Endzweck einzusehen, und an jedem Orte zu seiner Absicht geschickt zu gebrauchen."

„Wenn ich weder die vividam vim animi, noch zum wenigsten diese Portion Verstandes, der die wesentliche Kunst begleiten muß, in dem deutschen Cato antreffe, so wird der Urheber mir es mit der Gütigkeit verzeihen, mit welcher er es der Natur verzeihet, daß sie solche nicht in ihn geleget hat, denn sie hat mehr Schuld, daß sie ihn damit nicht ausgerüstet hat, als ich habe, daß ich sie bei ihm nicht angetroffen habe."

dem Volke vorgelesen habe?[1]) Ich glaube, hier wird Gottsched doch einmal Recht behalten; Bodmer hatte ja nicht Klopstock berufen. Die Schweizer Kritiker haben, man mag sagen, was man will, immer etwas Bäurisches behalten, so darf dann auch hier wohl Bodmers dramatischer Geschmack mit dem seiner Nachbarn in den bairischen Alpen verglichen werden: er stand eben noch auf dem Standpunkte der Mysterien, und das ist doch in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts des Guten etwas zu viel. Mehr als abenteuerlich sind dann ferner die dramatischen Versuche Klopstocks; für die Bodmerschen, die sich diesen anreihen, giebt es nun vollends im ganzen Bereiche der Sprache keine genügende Bezeichnung, und Wieland hat nicht nur, als er im Gefühl eigenen Mangels nach fremdem Gut die Hände ausstreckte, seine geringe Sachkenntniß dadurch bewiesen, daß er, wie der Rabe in der Fabel, Rechenpfennige statt des Goldstückes einsteckte, nämlich den Rowe übersetzt, sondern auch später, in einem Brief an Fr. H. Jacobi selbst bekannt, daß es ihm für alles Dramatische eigentlich ganz und gar an Sinn gebreche.

Diese Lücke auszufüllen, mußte Lessing, der sowohl über den Formalismus Gottscheds als den Positivismus der Schweizer hinweg war, ganz eigentlich für seine Aufgabe erkennen. Es grenzt ans Unglaubliche, ein wie jungfräuliches Feld er hier vorfand. In Gottscheds nöthigem Vorrath sind als aus dem Englischen übersetzt bis zum Jahre 1750 nur drei Stücke namhaft gemacht: der Peter Squenz des Gryphius, der Cato Gottscheds und der Julius Cäsar von v. Borck. Im Jahre 1754 kommen dann hinzu die Venice preserved des Otway in der Wiener Schaubühne, theils nach dem Original theils nach einer französischen Nachahmung bearbeitet und ein Band neuester Proben der englischen Schaubühne, enthaltend Hoadleys Lustspiel der „argwöhnische Ehemann" und Edward Moores Trauerspiel, „der Spieler," und wie Lessing selbst früher schon das englische Lustspiel benutzt hatte, ist oben angeführt worden. In demselben Jahre schrieb Nicolai in dem elften Briefe über den Zustand der schönen Wissenschaften — was E. Schlegel schon vor 1749 in diesem Sinne gesagt hat, ist erst später gedruckt worden — nach einem Lobe Shakespeares, das ich seiner Zeit anführen werde, die naiven Worte: „Es wäre überhaupt zu wünschen, daß die engländischen Schauspiele bei uns nicht so wenig geschätzt würden." Es sei eine wahre Schande, setzt er hinzu, daß Gottsched und die unter ihm stehende Gesellschaft der freien Künste alle engländischen Lustspiele für pöbelhaft, und alle engländischen Trauerspiele für blutig und gräßlich habe ausgeben dürfen — wie dies nach dem Vorgange von Riccobonis réflexions historiques et critiques sur les divers théâtres de l'Europe geschehen war, wo Shakespeare, dessen Name oftmals vorkommt, nur Shakpear heißt. „Wer das engländische Theater kennt," schließt Nicolai, „der weiß, daß es in seiner Art so viel vorzügliches hat, wie das französische." Während dieses geschrieben wurde, muß Lessing schon mit dem Plan zur Miß Sara Sampson umgegangen sein, denn im Anfang des Jahres 1755 ging er nach Potsdam (er schreibt am 15. Februar von da an Mendelssohn), um dieselbe ungestört, auszuarbeiten, welcher Aufgabe er sich so ausschließlich widmete, daß er nicht einmal Kleist besuchte, der hier in Garnison lag und ihn vielleicht schon in Berlin einmal hatte kennen lernen.[2]) Kleist schreibt

[1]) Vgl. Blätter für literarische Unterhaltung. 1880. Nr. 23 S. 353—355.

[2]) Nicolais Anmerkung zu XII, 81. M. 98. H. XX, 1, 108). Kleist war noch

den 2. April 1755 an Gleim: „Unser Lessing ist sieben Wochen hier in Potsdam gewesen, allein Niemand hat ihn gesehen. Er soll hier, verschlossen in ein Gartenhaus, eine Komödie gemacht haben. Er hätte vielleicht eine bessere gemacht, wenn er sich nicht verschlossen hätte, denn es giebt hier auch gar viel Narren zu belachen."

Aber Lessing verfuhr bei dem Versuch, der deutschen dramatischen Poesie mittels der englischen Literatur aufzuhelfen, auf ganz andere Weise, als diejenigen, welche in andern Gebieten ein ähnliches Ziel verfolgten. Die letzteren haben sich größtentheils nichts Höheres zu denken gewußt, als daß es gelingen möchte, irgend eine Gattung, wie sie sie in der englischen Literatur eben vorfanden, auf deutschen Boden zu verpflanzen, gerade so wie man bis dahin gemeint hatte, Alles gewonnen zu haben, wenn man die französischen Muster genau copirte, und es könnte zu allerlei Betrachtungen Anlaß geben, bis wie weit hinein in das Jahrhundert, in welchem unsere Nationalliteratur wiedererstehen sollte, solcher Wechsel der Dienstbarkeit für Befreiung gegolten hat. Lessing ist auch hier der wirklich Freie; wenn auch er hier noch nicht ohne die Hilfe des Auslandes mit seinem Gebäude zu Stande zu kommen weiß, so entlehnt er doch nicht mehr von ihm den Riß zu demselben, sondern allenfalls nur das Material. Die Miß Sara Sampson ist nichts weniger, als eine bloße Nachahmung einer Gattung englischer Tragödien, die damals etwa im Schwange gewesen wären, oder gar eines einzelnen Musters, sondern wenn sie allerdings durch die Bekanntschaft mit dem englischen Theater veranlaßt worden ist, ja geradezu auf ein einzelnes Stück desselben zurückweist, so führt sie dagegen ein ganz neues Princip in die dramatische Poesie ein, an welches auch die Engländer durchaus nicht gedacht hatten. Und nun ist auch dieses Princip gerade wieder der englischen Literatur entlehnt, nämlich einer andern Literaturgattung in derselben, was denn um so mehr auf Lessings Seite nicht

---

1756 empfindlich darüber, daß Lessing sich nicht um ihn bekümmert; Ewald schreibt schon am 3. Juli 1754 an Nicolai: „Herrn Lessing wünschte ich wie Sie einmal hier zu sehen; könnte denn nicht Kleistens und mein Verlangen einmal erfüllt werden?" K. Lessing erzählt, Lessing habe hier keine lebendige Seele gesprochen, außer dem Factor der dortigen Vossischen Buchhandlung, einem beschränkten Mann, der sehr leicht etwas bewunderte und oft die gewöhnlichste Sache sehr sonderbar fand. Lessing bediente sich zu seiner Erholung dessen Schwäche, und ein Gedanke, den der ehrliche Mann nicht in seinem Katechismus fand, gab dazu oft Stoff vollauf. Es kam endlich so weit, daß er gegen alle Freunde im Ernst behauptete, Lessing habe sich überstudirt. — Vielleicht läßt sich indessen noch ein anderer Potsdamer Bekannter Lessings nachweisen. Es findet sich unter den Fragmenten (I, 172. M. 204. H. 166) eins „Aus einem Gedichte an den Herrn Baron von Sp**," das mit den Worten schließt:

Die Musen staunen sanft, bei Helden sich zu finden,
Die ihrer Lorbeern Schmuck in Mavors Lorbeern winden.

Dieser Herr von Sp** muß also ein Officier gewesen sein, und da möchte man auf einen gewissen v. Spilcker, einen Officier in Potsdam, rathen, mit welchem Gottsched eine Zeit lang in Briefwechsel steht, der aber diesem untreu wird. Man findet ihn auch sonst in dem Sinne angeführt, daß v. Kleist nicht der erste preußische Officier sei, der sich mit deutscher Literatur beschäftigt. Lessings Verbindung mit ihm ist um so wahrscheinlicher, da Schönaich am 2. Sept. 1752 an Gottsched schreibt, v. Spilcker habe sich wegen der Ausgabe seiner Gedichte, die Gottsched nicht besorgen zu wollen scheine, an Voß gewendet, der dieselbe Mylius übertragen. Nicolai, der dies nicht wissen konnte, behandelt ihn in seinen Briefen über den Zustand der schönen Wissenschaften als Gottschedianer und verächtlich.

nur eine viel freiere Herrschaft über diese Dinge beweist, als die Andern sie besaßen, sondern auch ein viel tieferes Verständniß derselben, denn es trifft sich, daß dieses Princip gerade dasjenige ist, mit welchem die damalige englische Literatur wirklich ein ganz neues Ferment in die Entwickelung der europäischen Literaturrichtungen hineinschleuderte.

Die Miß Sara Sampson ist die erste bürgerliche Tragödie in Deutschland, und sie enthält eine eigenthümliche Auslegung des Principes dieser Dichtungsart — darin ist ihre ganze literarhistorische Bedeutung ausgesprochen.

Die Eigenthümlichkeit der altfranzösischen Poetik, welcher, wie wir oben gesehen haben, auch Lessing bis jetzt in der Hauptsache angehangen hatte, besonders so weit sie das Drama anbetrifft, Alles auf bestimmte Normen zurückzuführen, in einen Begriff und eine Regel einzufangen oder wie Goethe es nennt, zu bepaalen, ist allbekannt. Sie ist in ihrem Ursprunge, wie ich weiter unten noch erörtern werde, nicht ganz so unkünstlerisch, wie man gemeiniglich annimmt, aber deshalb war sie freilich um nichts destoweniger das asylum ignorantiae mittelmäßiger Köpfe, die bei dem geheimen Bewußtsein ihrer Unproductivität doch dem Ehrgeiz nicht entsagen mochten, im Schweiße ihres Angesichts — ôtez-en la difficulté, et vous en ôtez le mérite, sagt Voltaire vom Alexandriner in der Vorrede zu seiner Uebersetzung der drei ersten Acte von Shakespeares Julius Cäsar — ihren täglichen Lorbeer zu erwerben, und im Einzelnen die Quelle von Bestimmungen, die an Willkürlichkeit und Grillenhaftigkeit nur mit den Vorschriften der Etiquette des Reiches der Mitte, in welchem das damalige Frankreich einen Idealstaat zu erblicken geneigt war, verglichen werden können. Die Zurückführung der Hauptgattungen des Dramas auf die Darstellung verschiedener Stände oder die obligatorische Vertheilung der letzteren unter jene, ist davon ein Beispiel. Aristoteles erörtert im Anfange der Poetik mit seiner gewöhnlichen verständigen Klarheit, wie die Poesie, als die Darstellung des menschlichen Lebens, nach der Grundstimmung der Individuen (*κατὰ τὰ οἰκεῖα πάθη*) in zwei Hauptgattungen habe zerfallen müssen. Die ernster und höher Gestimmten wählten sich bedeutende und großartige Vorfälle aus oder doch solche, welche bedeutende und große Individualitäten betrafen (*οἱ μὲν σεμνότεροι τὰς καλὰς ἐμιμοῦντο πράξεις καὶ τὰς τῶν τοιούτων*), diejenigen dagegen, deren Sinn auf Niedrigeres gerichtet war, entnahmen die Stoffe ihrer Darstellung einer niedrigern Sphäre (*οἱ δὲ εὐτελέστεροι τὰς τῶν φαύλων*), und schrieben Spottgedichte, wie jene Hymnen und Enkomien, während Homer in beiden Gattungen das dramatische Element einführte, so daß sich der Margites zur Komödie verhält, wie die Ilias und Odyssee zur Tragödie, und als nun die letztern beiden Dichtungsarten selbst aufkamen, theilten sich die Dichter jener angebornen Grundstimmung zufolge in dieselben, und diejenigen, welche sonst Jamben gedichtet hatten, wurden Komödiendichter, die sich aber dem Epos gewidmet hatten, schrieben Tragödien, denn diesen beiden Gattungen ist eine großartige und höhere Auffassung gemeinsam (*διὰ τὰ μείζω καὶ ἐντιμότερα εἶναι τὰ σχήματα ταῦτα ἐκείνων*), die Komödie aber ist wie der Jambos, eine Darstellung von Individualitäten geringerer Art (*μίμησις φαυλοτέρων*). Diese Eintheilung, welche, so wie sie ausgesprochen ist, und ohne Rücksicht auf die historischen Kunstgestaltungen betrachtet, die Aristoteles bei ihr im Auge hatte, keinen andern Sinn zu haben scheint, als daß der tragische Dichter das Bedeutende und Großartige, der komische das Ge-

meinere und Gewöhnlichere, wo und unter welcher Form es sich ihnen immer darbieten mag, darzustellen habe, gewann nach der Anschauung der Griechen sogleich noch eine andere Bedeutung, welche, als man das Verständniß der letzteren verloren hatte, zu den gröbsten Mißverständnissen Anlaß geben mußte. Nämlich vermöge der bekannten Grundeigenthümlichkeit griechischer Kunst, die alles Hervorragende und Große nur in Uebertragung auf die Götter- und Heroenwelt, nur als eine Ausgestaltung dieser letzteren auffaßt, gleichwie wir alle, um Gedanken und Vorstellungen auszudrücken, auf das Organ einer bereits gebildeten Sprache hingewiesen sind, ohne daß wir uns durch diese Fessel irgend beengt fühlten. Wie die bildenden Künstler nicht „einen Kopf eines würdevollen Mannes," nicht ein „schönes Weib" bildeten, sondern einen Zeus oder eine Aphrodite, so wurden auch die Tragödien ganz von selbst zu Oedipen und Elektren u. s. w., und wäre tausendmal das Grundaperçu zu der letztern dem Künstler bei einer Lais aufgegangen, ohne darum weniger aus dem Leben gegriffen zu sein. Daher denn für die Tragödie die von Diomedes aufbewahrte Definition des Theophrast: ἡρωικῆς τύχης περίστασις — wogegen denn in der neuern Komödie sich eine Darstellung derjenigen Handlungen und Vorfälle des menschlichen Lebens ausbildete, welche einer Erhebung in jene Sphäre nicht fähig sind. Aber schon das spätere Alterthum hat den Sinn dieses Gegensatzes nicht mehr begriffen, weil ihm die Heroenwelt überhaupt gar nicht mehr die geistige Idealwelt war: dem zufälligen Umstande zufolge, daß die Heroen der Tragödie meistens Könige, wenigstens Königssöhne sind, in der Komödie aber, welche den Theil des Lebens der Gegenwart, der sich mit Hilfe jener Typen nicht ausdrücken ließ, natürlich die Bürger der Republiken selbst auftreten ließ, formulirte man den Gegensatz so, daß, wie z. B. Diomedes sagt: Comoedia a Tragoedia differt, quod in Tragoedia introducuntur duces heroes reges, in Comoedia humiles atque privatae personae. Dies ging dann auch in die Poetik des Julius Cäsar Scaliger über, aus welcher die Modernen ihre Weisheit meistens geschöpft haben; es heißt hier im sechsten Kapitel des ersten Buches: Tragoedia sicut et Comoedia in exemplis humanae vitae confirmata tribus ab illa differt, personarum conditione, fortunarum negotiorumque qualitate, exitu ..... In illa e pagis sumpti Chremetes, Davi, Thaides loco humili .... in tragoedia Reges, ex urbibus, arcibus, castris; und im sechs und neunzigsten Kapitel des dritten Buches: Tragoedia quanquam huic Epicae similis est, eo tamen differt, quod raro admittit personas viliores, cuiusmodi sunt nuncii, mercatores, nautae, et eiusmodi. Contra in Comoedia nunquam Reges, nisi in paucis, quemadmodum lusit Plautus in Amphitruone, dessen Erklärung über das Tragico-comoedia denn aber von Hedelin ausdrücklich als Beleg dafür, daß die Alten die Stände in den dramatischen Gattungen sorgfältig gesondert gehalten, angeführt wird. Und wenn diese Aeußerungen bei Scaliger immer noch eine gewisse Harmlosigkeit haben, insofern die übrigen Bestimmungen, daß die Tragödie zum Inhalt eine rem atrocem u. s. w. habe, die freilich der Forderung der Fürstlichkeit der Helden voranstehen sollten, weil nur im Kreise der letzteren solche Handlungen ihre rechte Durchführung finden könnten, dieser Forderung wenigstens zusammenhangslos beigeordnet werden, so kehren die Franzosen, welche eine Hofpoesie und dazu den Aristokratismus des modernen Hoflebens selbst zu schaffen im Begriff waren, die Sache gar um und stellen den Standesunterschied voran, und Hedelin sagt in seiner Pratique du

théâtre, die das eigentliche Complimentirbuch der französischen Tragödie ist (Liv. II. chap 3.), eine Tragödie sei Une chose magnifique, sérieuse, grave et convenable aux agitations et aux grands revers de la fortune des princes. Und demzufolge wird an demselben Orte decretirt: Le théâtre étant peu à peu et par degrés monté à sa dernière perfection, devint enfin l'image sensible et mouvante de toute la vie humaine. Or comme il y a trois sortes de vies, celle des grands dans la cour des rois, celle des bourgeois dans les villes, et celle des gens de campagne: le théâtre aussi a reçu trois genres de poëmes dramatiques, qui portent en particulier le caractère de chacune de ces trois sortes de vies, savoir la tragédie, la comédie, et la satyre ou pastorale.[1])

[1]) Wie früh diese Theorie auch nach Deutschland verpflanzt worden, davon siehe ein Beispiel oben bei Gelegenheit des Henzi. Das Tollste bei dieser Theorie ist, daß das Schäferspiel, das sentimentale bebänderte Schäferspiel, den Bauerstand darstellen sollte. Das war schon Gottscheden zu arg, und er übertrug daher diese Zurückführung der dramatischen Gattungen auf die Standesunterschiede nur bedingter Weise nach Deutschland. An dem ganzen Unfuge war kein Geringerer Schuld gewesen als Scaliger. Dieser sagt im dritten Kapitel des ersten Buches seiner Poetik, die älteste Gattung des generis dramatici — er legt die Aristotelische Dreitheiligkeit der Poesie zu Grunde — sei das pastorale, proximum, comicum, ex quo ductum tragicum, und im folgenden Kapitel heißt es: Vetustissimum igitur poematis genus ex antiquissimo vivendi more ductum esse par est. Nun sei das die Lebensart des Hirten, Jägers, Ackerbauers, aber die letzteren beiden Klassen seien zu beschäftigt: Pastor otiosus, videtur autem modulatio in pastionibus inventa primum, vel naturae impulsu, vel avicularum imitatione, vel arborum sibilis, otium enim voluptatis ac lasciviae pater. Hier entstehe das amöbäische Gedicht, das man als den Anfang des Dramas zu betrachten habe, und von diesem leitet dann Scaliger mittelst des κῶμος und der alten Lehre, daß das Satyrspiel der Ursprung der Tragödie gewesen, auch diese und die Komödie ab. Eben diese Dinge wiederholt der Abbé d'Aubignac, indem er nur hinzusetzt: Ces trois genres de poëmes ne sont pas maintenant sur le théâtre avec le même visage qu'autrefois, car à commencer par la pastorale, c'est un poëme dramatique suivant les règles des autres, composé de cinq Actes, de plusieurs intrigues et d'agréables évènemens, mais tout cela tenant de la vie champêtre. Man muß bedenken, daß, als Scaliger schrieb, in ganz Europa gerade die Schäferpoesie in einer Weise herrschte, daß Cervantes seiner Zeit am Ende des Don Quixote darauf hinweisen konnte, sie sei eine Narrheit, die eine ganz ähnliche Behandlung werth sei, wie er sie so eben dem Geiste der Ritterbücher habe angedeihen lassen; auch hat das Naturleben im Süden an und für sich doch immer eine poetischere Färbung. Die Fischeridyllen des Sannazar sind auch durch Theokrit und Virgil hervorgerufen, und enthalten doch unverkennbar die lebendigsten Aperçus aus dem neapolitanischen Fischerleben. Gottsched sagt geradezu, die Pastoralpoesie sei eine Erfindung neuerer Zeit, und weist nach, wie solche erst in der Hälfte des 16. Jahrh. in Italien aufgekommen. Das Alterthum wisse von theatralischen Schäferstücken nichts, ungeachtet nichts natürlicher gewesen wäre als darauf zu gerathen. „Denn ahmet das Trauerspiel die vornehmste Klasse der Menschen, ich meine das Leben der Könige und Fürsten, nach, so schildert das Lustspiel den Mittelstand der Welt an Adel und Bürgern ab. Nun ist noch die dritte Lebensart, nämlich der Landleute übrig, deren wir bei den alten dramatischen Dichtern keine Nachahmung finden." Und auch das moderne Pastoral gebe sich damit nicht ab. Man müsse Bauerstücke, dergleichen wir schon von Hans Sachs hätten, von Schäferspielen unterscheiden. „Will man wissen," sagt er so ungemein verständig, daß es fast eben so komisch herauskommt, wie die Thorheit, die er widerlegt, „worin das rechte Wesen eines guten Schäfergedichtes besteht, so kann ichs kürzlich sagen: in der Nachahmung des unschuldigen, ruhigen und ungekünstelten Schäferlebens, welches vor Zeiten in der Welt geführet worden. Poetisch würde ich sagen, es sei eine Abschilderung des goldenen Weltalters, auf christliche Art zu reden aber, eine Vorstellung des Standes der Unschuld, oder doch wenigstens der patriarchalischen Zeit vor und nach der Sündfluth, denn die Wahrheit zu sagen, der heutige Schäferstand, zumal in unserem Vaterlande, ist derjenige nicht, den man

Gegen dieſen Schematismus, ſo weit er den Gegenſatz zwiſchen Tragödie und Komödie anbetrifft, trat alsbald ein Mann auf, von welchem man es vielleicht am wenigſten vermuthet, Corneille. Man betrachtet Corneille gemeiniglich als den Gründer des eigentlich franzöſiſchen Theaters, und er iſt es auch, aber an der ſchroffen Einſeitigkeit, bis zu welcher die Principien deſſelben hinaufgetrieben wurden, iſt er unſchuldig. Corneille hatte als ein wahrer Dichter ſeine Werke eingerichtet, wie es ihm ſein Genius eingab, der freilich von vorn herein ein Bischen in ſpaniſche Stiefel eingeſchnürt ſein mochte; hinterher kamen die Theoretiker und Racine, die alles noch regelmäßiger und feiner zugeſchnitten haben wollten, und das Gerede vom Ariſtoteles aufbrachten und nun war Corneille le vieux Corneille ein vir incomptus aus alter Zeit, ein Aeſchylus, der in der ariſtoteliſchen Poetik noch nicht recht mitzählt, ſondern in die origines verwieſen wird, und es bildeten ſich die Urtheile, welchen ſpäterhin Voltaire, ein eifriger Verehrer des Racine, in ſeinen Kritiken zum Aergerniß Vieler, denen der große Name doch noch imponirte, Sprache geliehen hat. Corneille ſelbſt beugte ſich nun dem neuen Zeitgeiſte zwar einigermaßen, indem er in ſeinen alten Tagen in den bekannten drei Discours und in den Examens ſeiner Stücke dieſe an dem ariſtoteliſchen Maße mißt und zum Theil, wo ſie in dieſes Prokruſtesbette nicht paſſen wollen, nachträglich jämmerlich zuſammenhackt, im Ganzen aber enthalten offenbar jene Discours den ſtillen Proteſt eines Praktikers gegen die willkürlichen Uebergriffe gelehrter Theoretiker. Wir ſehen ihn ſich überall auf ſeine expérience du théâtre berufen, die dieſes und jenes gar wohl rechtfertige, auch bemerkt er unter andern (ed. de Voltaire 1765, XII, p. 296), was die Einheit des Ortes anbetreffe, ſo ſtehe davon weder im Ariſtoteles noch im Horaz ein Wort, man habe ſie daher ableiten wollen aus der Einheit des Tages. Daraus könnte doch aber nur folgen, daß der einige Ort den Raum umfaſſen dürfte, den ein Menſch, ob zu Fuß oder mit der Poſt, ſei auch noch unbeſtimmt, an einem Tage durchmeſſen könne: die Alten hätten ſolche Einheit wohl beobachten können, denn da gingen die Dinge auf öffentlichem Markte vor, wir müßten uns darin mit möglicher Vereinfachung begnügen. Und ſo ſagt er denn auch in Bezug auf die Zurückführung der Tragödie und Komödie auf den Standesunterſchied (S. 200), wenn Ariſtoteles die letztere definire als eine imitation de personnes basses et fourbes, die Definition genüge ihm nicht, und da viele Gelehrte der Anſicht ſeien, die Poetik ſei nicht ganz auf uns gekommen, ſo möchte er annehmen, es habe ſich in dem verlornen Theile noch eine beſſere gefunden. Er wirft dem Ariſtoteles vor, was freilich nur ſeine modernen Schüler trifft, deren Verhältniß zu ihm im äſthetiſchen Gebiete genau daſſelbe iſt, wie das der ſcholaſtiſchen Schulen im Mittelalter auf metaphyſiſchem — nachdem er vorher geſagt, das Drama ſtellte Handlungen dar, nehme er nachher den Eintheilungsgrund von den Ständen her, allein, lorsqu'on met sur la scène une simple intrigue d'amour entre les rois — vielleicht ein Stich auf Racine — et qu'ils ne courent aucun péril ni de leur vie ni de leur état, je ne crois

in Schäfergedichten abſchildern muß. Er hat viel zu wenig Annehmlichkeiten, als daß er uns recht gefallen könnte. Unſere Landleute ſind mehrentheils armſelige, gedrückte und geplagte Leute. Sie ſind ſelten die Beſitzer ihrer Heerden, und wenn ſie es gleich ſind, ſo werden ihnen doch ſo viel Steuern und Abgaben auferlegt, daß ſie bei aller ihrer ſauern Arbeit kaum ihr Brod haben" u. ſ. w.

pas que bien que les personnes soient illustres, l'action le soit assez pour s'élever jusqu' à la tragédie. Sa dignité demande quelque grand intérêt d'état ou quelque passion plus noble et plus mâle que l'amour et veut donner à craindre des malheurs plus grands que la perte d'une maîtresse.[1]) Freilich finde sich eine „heroische Komödie," wie sie sich auf diese Weise ergeben würde, bei den Alten nicht, aber nous ne devons pas nous attacher si servilement à leur imitation, que nous n'osions essayer quelque chose de nous-mêmes; sage doch auch Horaz nec non minimum meruere decus vestigia graeca ausi deserere, und Tacitus bemerke richtig, was uns jetzt als Beispiel diene, sei einst ohne Beispiel gewesen, und, was wir Beispielloses wagen, könne eines Tages zum Beispiel, auf das man sich berufe, werden.

Wirklich knüpfte sich gerade an diese Reflexionen über die Zurückführbarkeit oder Nichtzurückführbarkeit der beiden dramatischen Hauptgattungen auf den Unterschied der Stände die erste praktische Lossagung von der sogenannten „Schaubühne nach dem Muster der Alten," so wie das Entstehen von Dichtungsarten an, die ihrem Geiste nach gänzlich der modernen Zeit angehören. Doch geschah dies in den verschiedenen Ländern von Europa, die von jener Schaubühne in ihrer französischen Gestalt überzogen worden waren, auf verschiedene Weise.

In Frankreich selbst ging diese Angelegenheit den Weg, welcher in der Natur aller Kunstentwickelung überhaupt begründet ist. Auf die sorgfältige, ja ängstliche Beobachtung der Regeln eines strengen Styls folgt eine immer entschiedener auftretende Neigung zur Nachahmung der Wirklichkeit, wie sie sich von allen Kunstüberlieferungen unabhängig darstellt, und dies mußte um diese Zeit um so mehr der Fall sein, da jetzt die Nachahmung der Natur in principieller Allgemeinheit, auch theoretisch, wie es früher nie der Fall gewesen war, geltend gemacht wurde. Dennoch war man jetzt darauf angewiesen, Ernst daraus zu machen, daß in den dramatischen Hauptgattungen die einzelnen Stände dargestellt würden. Aber dies wird nun freilich nicht auf dem von Corneille angedeuteten Wege durchgeführt: die Fürsten dargestellt zu sehen, wie sie waren, dasjenige in ihrem Leben, was nicht durchaus heroisch sei, zum Gegenstand der Komödie gemacht zu sehen, wäre doch mißlich gewesen, denn die Wirklichkeit im Leben des Duc-régent und Ludwig des XV. waren keine Liebschaften à la Titus: auch war gerade die Auffassung des Fürstenstandes, und daß man ihn in der Tragödie zum ausschließlichen Object gewählt hatte, ein Grundzug jener alten auf Naturnachahmung nicht gerichteten Kunst. Daher ließ man die Tragödie einstweilen auf sich beruhen und dichtete in ihr, mit gewissen Modificationen, wie hergebracht, fort: eine eigentliche Entwickelung zeigt sich nur in der Komödie; man suchte den Bürgerstand darzustellen, wie er wirklich war; regten sich doch ohnehin die Keime der demokratischen Ansicht, denselben, als

---

[1]) Berenice. Die Herzogin von Orleans, Henriette Anna von England, hatte in dem Verhältniß des Titus zur Berenice ein Abbild desjenigen, in welchem Ludwig XIV. zu ihr gestanden, zu erblicken geglaubt und den beiden Dichtern die Bearbeitung desselben übertragen. Racine machte die bekannte Tragödie daraus, Corneille eine comédie héroïque, die nach Voltaires Urtheil nicht zu lesen ist. Es ist immer anerkennenswerth, daß Corneille, der Alexander und Cäsar vor Ludwigs XIV. Wagen gespannt hatte, sich denn doch zu dem kühnen Gedanken erhob, eine Liebschaft desselben sei darum noch kein würdiger Gegenstand einer Tragödie.

Tiers-état, als das einzige, was wirklich ein Wirkliches sei, zu betrachten. Das erste, was sich hier darbieten mußte, war die nicht allzuschwere Bemerkung, daß, wenn, nach Corneilles Entdeckung, nicht Alles im Leben der Könige hoher Ernst sei, oder diese sich nicht eben, wie Goethe sagt, mit den Kronen zu Bette legen, das Leben des Bürgerstandes hinwiederum nicht in lauter Scherz und Possen bestehe: woraus eine Gattung von Komödie hervorging, in welcher ausdrücklich darum, weil das doch im Leben beisammen sei, ernste, ja erschütternde Scenen mit den komischen abwechselten, und der heitere Ausgang bisweilen als das Ende einer bedenklichen Verwickelung erschien. Die Anhänger des reinen Kunststyls, denen es im Grunde nur mit der Sonderung des Tragischen und Komischen, aber nicht mit der Darstellung der einzelnen Stände, auf die man diesen Gegensatz zurückführte, Ernst gewesen war, nannten mit Rücksicht auf die Verse des Boilau

Le Comique, ennemi des Soupirs et des Pleurs,
N'admet point dans ses vers de tragiques douleurs

die neue Kunstgattung, um den nach ihrer Meinung in ihr liegenden Widerspruch recht schlagend hervorzuheben, das comique larmoyant. Einige Ansätze zur comédie larmoyante — denn zu einem andern Gattungsnamen hat sie es in Frankreich nicht gebracht — finden sich bei Destouches und Marivaux, ihr eigentlicher Gründer ist Nivelle de la Chaussée. Louis Riccoboni bemerkt in der Parallèle des théâtres, nämlich des théâtre Italien, Espagnol et Français, welche einen Theil seiner réflexions historiques et critiques sur les divers théâtres de l'Europe 1740 ausmacht: Nous voyons naître une espèce de représentation théâtrale, dont on peut trouver des modèles dans le théâtre Espagnol et quelques-uns dans l'Italien, mais les uns et les autres très-imparfaits. Il y a dans le monde des personnes d'un rang trop peu élevé pour en faire des Héros d'une tragédie, mais aussi dans une situation trop haute pour pue l'on puisse les faire descendre à cette espèce de plaisant qu'exige la comédie. On fait représenter à ces personnages une action qui leur est convenable, on fait naître des situations touchantes, et cela peut produire un spectacle charmant et par la suite cette espèce de comédie pourra beaucoup nuire au tragique; mais elle portera insensiblement le spectacle au point où la réligion et les bonnes moeurs voudroient le voir. On ne fait que commencer, et ce genre est encore imparfait, car à côté d'une situation qui doit arracher autant de larmes que le tragique, on est fâché de voir le mauvais plaisant détruire par sa bassesse l'intérêt que l'on venoit de prendre. Mais ce défaut est facile à corriger, et quelque génie brillant portera sans doute ce nouveau genre a sa perfection. Eine Anmerkung fügt hinzu: Mon ouvrage étoit achevé lorsque l'Ecole des Amis, pièce de Mr. de la Chaussée, un des Quarante de l'Académie Française a paru: cette pièce servira de modèle en ce genre u. s. w., und später schrieb Riccoboni noch einen eigenen Brief an Muratori über die Verdienste dieses Stückes, dem übrigens schon zwei andere, die auf demselben Princip beruhen, vorangegangen waren. Nivelle de la Chaussée ist ein Mann, den der Eckelname der Gattung, deren Ausbildung er sich widmete, mit Unrecht in Vergessenheit gebracht hat. Seine Behandlung der Komödie geht nicht aus der abstracten Reflexion hervor, daß nun doch einmal Ernstes und Komisches im Leben neben einander vorkomme, sondern aus einer wirklich ernsten Grundanschauung des Lebens selbst, weshalb auch

das Komische bei ihm fast gänzlich wegfällt, und sein Ernstes nicht in bloßen traurigen oder leidenschaftlichen Auftritten besteht, sondern in der Vorführung merkwürdiger sittlicher Erlebnisse und Lebenserfahrungen. Riccoboni führt seine Kunstgattung auf den Misanthropen des Molière zurück, und wer dieses Stück, welches die eigenthümliche Verirrung eines edlen und geistreichen Mannes mit tiefem psychologischen Scharfblick schildert und daher von der gewöhnlichen Komik so weit entfernt ist, daß Goethe (H. XXIX, 735) Inhalt und Behandlung gar wohl tragisch nennen konnte, mit sinniger Aufmerksamkeit durchgelesen hat, wird dies äußerst treffend finden müssen. Ein großer Theil von den Stücken des de la Chaussée behandelt einen Gegenstand, dessen Wahl, zumal unter den damaligen sittlichen Verhältnissen der französischen Hauptstadt, schon an und für sich eine ernste Lebensauffassung und einen specifischen Sinn für das, worauf es im Leben des Bürgerstandes eigentlich ankommt, beurkundet: die eheliche Treue. In der fausse antipathie war der Gatte der Leonore, den sie sehr früh zu heirathen gezwungen worden, gleich nach der Trauung beim Herausgehen aus der Kirche von einem Nebenbuhler angehalten und hatte diesen im Duell erstochen, deshalb hatte er fliehen müssen und war für todt ausgegeben worden. Später kommt er zurück und trifft bei einem Bekannten Leonore, die er lieben lernt, so wie sie ihn, bis sie einander, da das Hinderniß ihrer Verbindung, die frühere verhaßte Ehe, zur Sprache kommt, endlich erkennen. Das Stück schließt mit den Worten: oh sort trop fortuné. c'est mon époux que j'aime! Dieser Vers mag bei der verderbten Pariser Welt Lächeln erregt haben und kann die Veranlassung gewesen sein zu dem préjugé à la mode, nämlich daß man seine Frau nicht lieben dürfe. In diesem vortrefflichen Seelengemälde will ein junges Mädchen, Sophie, nicht heirathen, weil sie Zeugin der Leiden der Constance ist, die ihr Gatte leidenschaftlich liebt, aber weil er sich damit lächerlich zu machen fürchtet, aufs äußerste vernachlässigt und peinigt, bis denn endlich sein wahres Gefühl durchbricht, und damit auch Sophiens Widerstand gegen die Bewerbungen ihres Liebhabers, dem sie eine herzliche Schwesterliebe zu schenken sich immer gedrungen fühlte, in Wegfall kommt. Auch das bekannteste Stück des de la Chaussée, Melanide, nimmt seinen Stoff aus dieser Sphäre. Melanide war vor vielen Jahren mit dem Marquis d'Orsigny, der damals einen andern Namen trug, insgeheim verbunden gewesen, doch war die Heirath für ungültig erklärt, und sie gewaltsam von ihrem Gatten getrennt worden. Jetzt lebt sie in Paris bei einer Freundin Dorisée, und mit ihr ihr Sohn, die Frucht jener Verbindung. Der Sohn liebt die Tochter der Dorisée, Rosalie, die aber von ihrer Mutter dem Marquis d'Orsigny zugedacht wird, der Melanide für todt hält und Rosalie leidenschaftlich liebt. Durch Theodon, den Schwager der Dorisée, der, als ein überaus wohlwollender Charakter, zum Vertrauten aller Theile wird, kommen die Verhältnisse der betheiligten Personen an das Licht, und der Marquis kehrt zur Melanide zurück, während sein Sohn Rosalie heirathet. Solche Stücke bildeten gewiß eine neue Gattung, und Voltaire selbst, der doch sonst auf die strengen Formen hält, sagt in den Conseils à un journaliste, wenn einem ein Stück plein de moeurs et où l'on trouve de l'intérêt, wie das préjugé à la mode geboten werde, so müsse man von sehr verdrießlichem Humor sein, um darüber zu nörgeln, daß das nicht die Komödie des Molière sei, dessen Stücke ohnehin immer etwas interessanter hätten sein kön-

nen [1]) — und hat in der Nanine selbst ein rührendes Lustspiel, freilich in ganz anderer Manier, auf die Bühne gebracht. „So ward die Weissagung des großen Corneille erfüllt," sagt de Bougainville, der Nachfolger de la Chaussées in der französischen Akademie, in seiner Antrittsrede, und eben dieser macht denn auch aufmerksam darauf, wie nachträglich vielfältig geschehen ist, daß diese Dichtungsgattung wenigstens der Komödie des Terenz eben so nahe stehe als die frühere französische Komödie: denn beim Terenz sei es nichts weniger als bloß aufs Lächerliche abgesehen, vielmehr spielten ernste Verwickelungen und leidenschaftliche Auftritte eine große Rolle.

Ganz anders gestalten sich die Dinge in England. Hier hatte die französische Theorie niemals feste Wurzeln geschlagen; Dryden und seine Anhänger hatten die Einführung der drei Einheiten, und was weiter dazu gehört, als eine Modesache nur oberflächlich und mit vieler Willkürlichkeit mitgemacht. In Folge dessen brauchte die Reform, so weit sie hier überhaupt nöthig war, sich nicht ängstlich in den hergebrachten Schranken zu halten und was in ihnen überliefert war, umzudeuten; man machte nicht die Reflexion, es könne doch auch im Bürgerstande Ernstes geben, um dann eine neue Komödie zu erschaffen, sondern man besann sich darauf, daß ernste und bedeutungsvolle Vorfälle mit dem bürgerlichen Stande in gar keiner Beziehung ständen, und handhabte also geradezu nur die Dichtung der Tragödie in freierer Weise. Auch schon ehe die französische Theorie über den Canal gewandert war, hatten die Tragödien, wie z. B. bei Shakespeare, meistens die Handlungen und Geschicke von Fürsten und Königen zum Inhalte gehabt, aus dem Grunde, welchen schon Du Bos in seinen réflexions critiques sur la poésie et la peinture sehr verständig angiebt, daß, da diese unabhängigen Personen, die über dem Gesetze stehen, auf in die Augen fallende Weise (avec éclat) ihre Rache üben könnten, und ihr Rachedurst daher der Natur der Sache nach von heftiger Art sein müsse, in ihrem Kreise Stoff zu großen Ereignissen in Fülle vorhanden sei, während in den niedern Ständen vermöge ihrer Festgebanntheit in die Formen des bürgerlichen Gesetzes etwas Bedeutendes seltener vorfalle. Dieser Grund wird immer bestehen bleiben, und, mögen in der Politik die absoluten Fürsten gänzlich bei Seite geschafft werden, die Poesie wird sie nie entbehren können; aber er hat keine ausschließliche Geltung. Der tiefblickende Dichter weiß auch in andern Gebieten Bedeutendes zu finden, wie denn Shakespeares Romeo und Julie und Othello in so gar hohen Gesellschaftskreisen doch nicht spielen. In der Besinnung auf diesen letztern Umstand, der, als sich von selbst verstehend, früher keine besondere Beachtung gefunden hatte, bestand in England die Lossagung von der französischen Ständetheorie; George Lillo drückt sich in der Widmung seines 1731 zuerst aufgeführten Merchant of London — nachdem er die Tragödie mit den Worten definirt: ihr Zweck sei the exciting of the passions in order to the correcting of such of them as are criminal, either in their nature or through their excess — über diesen Punkt so aus: If princes etc. were alone liable to misfortunes arising from vice or weakness, in themselves or others, there would be good reason for confining the characters in tragedy to

[1]) Ist vielleicht sein bekanntes Wort, kein genre sei zu verwerfen, ausgenommen das genre ennuyant bei dieser Gelegenheit gesagt worden? Es gewönne durch den Anklang von ennuyant an larmoyant an Bedeutung.

those of superior rank, but since the contrary is evident, nothing can be more reasonable than to proportion the remedy to the disease. Und ſo entſtand denn in England eine Reihe von Stücken — die bekannteſten ſind außer dem ſo eben genannten the fatal curiosity von demſelben Lillo, und the gamester von Edward Moore 1753 — in denen abſichtlich Vorfälle aus niederen Kreiſen der Geſellſchaft behandelt wurden, und die daher dem übrigen Europa als Muſter eines bürgerlichen Trauerſpiels galten, während ſie in England, wo das Leben ſelbſt einen ſo ſchroffen Standesunterſchied nicht kennt, wie er damals in Frankreich und Deutſchland beſtand, zwar als einzelne Stücke Glück gemacht, als Gattung aber eine beſondere Aufmerkſamkeit nicht erregt zu haben ſcheinen. Das letzte von dieſen Stücken, der Spieler, iſt auch ein ſchlagender Beweis, wie wenig die ganze Gattung dort etwas abſolut Neues war; „ich kann zeigen," ſagt Leſſing in den Kollectaneen zur Literatur (XI, 344. M. 1, 465. H. XIX, 432), „daß dieſes Stück aus Hills (1685—1749) Fatal extravagance. und beide aus der Yorkshire tragedy genommen ſind."

Alle dieſe Dinge hatte Leſſing mit der reifſten Ueberlegung erwogen, und auch der Widerſpruch, den dieſe Neuerungen gefunden hatten, war von ihm nicht unbeachtet gelaſſen worden. „Neuerungen machen," beginnt ſein Aufſatz über das weinerliche Luſtſpiel, der zugleich den Anfang der theatraliſchen Bibliothek 1754 bildet (IV, 109. M. 114. H. XI, 1, 189) — „kann ſowohl der Charakter eines großen Geiſtes als eines kleinen ſein. Jener verläßt das Alte, weil es unzulänglich, oder gar falſch iſt, dieſer weil es alt iſt. Was bei jenem die Einſicht veranlaßt, veranlaßt bei dieſem der Ekel. Das Genie will mehr thun als ſein Vorgänger, der Affe des Genies nur etwas Anders. Beide laſſen ſich nicht immer auf den erſten Blick von einander unterſcheiden. Bald macht die flatterhafte Liebe zu Veränderungen, daß man aus Gefälligkeit dieſen für jenes gelten läßt, und bald die hartnäckige Pedanterie, daß man, voll unwiſſenden Stolzes, jenes zu dieſem erniedrigt. Genaue Beurtheilung muß mit der lauterſten Unparteilichkeit verbunden ſein, wenn der aufgeworfene Kunſtrichter weder aus wollüſtiger Nachſicht, noch aus neidiſchem Eigendünkel[1]) fehlen ſoll." Dann berichtet er über den Gegenſtand ſelbſt. „Dieſe allgemeine Betrachtung," ſagt er, „findet hier ganz natürlich ihren Platz, da ich von den Neuerungen reden will, welche zu unſern Zeiten in der dramatiſchen Dichtkunſt ſind gemacht worden. Weder das Luſtſpiel noch das Trauerſpiel ſind davon verſchont geblieben. Das erſtere hat man um einige Staffeln erhöhet und das andere um einige herabgeſetzt. Dort glaubte man, daß die Welt lange genug in dem Luſtſpiele gelacht und abgeſchmackte Laſter ausgeziſcht habe;[2])

[1]) Gerade ſo drückt ſich auch Voltaire in Bezug auf dieſen Gegenſtand aus: er räth den Journaliſten, die gegen die rührende Komödie polemiſiren möchten: évitez ce malheureux entêtement qui ne prend sa source que dans l'envie. — [2]) Zu dem erſten Stück des Nivelle de la Chauſſée hat dieſer einen Prolog geſchrieben, welcher nichts iſt als eine dramatiſirte Selbſtkritik oder Apologie, wie Molière ſie aufgebracht. Hier ſpricht der Homme sensé:

Je cherche à m'amuser, encore plus, à m'instruire.
Le vrai, le naturel ont des charmes pour moi.
Renvoyez au Forains ces folles rhapsodies.
Que l'on veut bien nommer du nom de comédies,
Qu'on ne voit qu'une fois, que jamais on ne lit,
Où l'esprit et le coeur ne font aucun profit u. ſ. w.

man kam also auf den Einfall, die Welt endlich einmal auch darinne weinen und an stillen Tugenden ein edles Vergnügen finden zu lassen. Hier hielt man es für unbillig, daß nur Regenten und hohe Standespersonen in uns Schrecken und Mitleid erwecken sollten: man suchte sich also aus dem Mittelstande Helden und schnallte ihnen den tragischen Stiefel an, indem man sie sonst nur, ihn lächerlich zu machen, gesehen hatte. Die erste Veränderung brachte dasjenige hervor, was seine Anhänger das rührende Lustspiel, und seine Widersacher das weinerliche nennen. Aus der zweiten Veränderung entstand das bürgerliche Trauerspiel." Dann fügt Lessing auch noch eine Reflexion über die Geburtsländer beider hinzu. „Jene," fährt er fort, „ist von den Franzosen und diese von den Engländern gemacht worden. Ich wollte fast sagen, daß sie beide aus dem besondern Naturelle dieser Völker entsprungen zu sein scheinen. Der Franzose ist ein Geschöpf, das immer größer scheinen will, als es ist. Der Engländer ist ein anderes, welches alles Große zu sich herniederziehen will. Dem einen ward es verdrüßlich, sich immer auf der lächerlichen Seite vorgestellt zu sehen; ein heimlicher Ehrgeiz trieb ihn, seines Gleichen aus einem edeln Gesichtspunkte zu zeigen. Dem andern war es ärgerlich, gekrönten Häuptern viel voraus zu lassen; er glaubte bei sich zu fühlen, daß gewaltsame Leidenschaften und erhabne Gedanken nicht mehr für sie als für einen aus seinen Mitteln (sic) wären."

Die sinnige Auffassung in diesen Worten müßte schon an sich begierig machen zu erfahren, wie Lessing selbst diese Gegensätze in sich bearbeitet habe.

Wenn die englische Form der Lossagung von der altfranzösischen Tragödie für die deutsche Literatur erst durch Lessing nutzbar gemacht worden ist, so war diejenige, welche sich in Frankreich selbst begeben hatte, für Deutschland ebenso wenig spurlos vorübergegangen wie sonst irgend eine bedeutende Schwingung des jenseitigen Geisteslebens in jener Zeit ihren Nachhall in Deutschland vermissen ließ. Es läßt sich davon eine wunderliche Geschichte erzählen. Schon oben ist bei Gelegenheit des Marivaux erwähnt worden, wie sich in dem théâtre italien mitten in Paris Natur und Unbefangenheit eine gewisse Zufluchtsstätte bereitet hatten, weshalb denn auch Gottsched ausdrücklich darauf hinweist, daß man die französischen Stücke, die auf dem théâtre français aufgeführt worden, nicht aber die vom théâtre italien als Muster zu betrachten habe; nach einem Zeugniß von Diderot erstreckte sich dies auch auf das Spiel: on trouve dans leurs acteurs, sagt er in seiner Abhandlung über die dramatische Poesie, je ne sais quoi d'original et d'aisé qui me plait. Und so waren es denn gebildete Italiener, welche zuerst die altfranzösische Tragödie einer Kritik unterwarfen und sie nicht eben für den Gipfel aller Kunst gelten lassen wollten, und unter ihnen Riccoboni, der Director des théâtre italien selbst. Mit welcher Begeisterung Riccoboni das Stück des Nivelle de la Chaussée als Beispiel einer neuen Kunstgattung begrüßt hat, habe ich schon angeführt: in seinen réflexions historiques et critiques sur les divers théâtres de l'Europe 1740 sagt er geradezu: Le but de cet ouvrage est de faire sentir, que le théâtre moderne, quoique parvenu à un degré de correction bien supérieur à celui ou il étoit dans ses commencemens, est encore éloigné de ce point de perfection que tant d'honnêtes gens désirent. Die Mittel aber pour y parvenir wolle er angeben in einer besondern Schrift über die réforme du théâtre und da er in der Parallèle des théâtres, nachdem er darauf hingewiesen, wie die

rührende Komödie ſich vervollkommnen laſſe, mit den Worten ſchließt: Enfin le théâtre français soutiendra sa gloire et sera toujours le meilleur: puis qu'il produit des spectacles d'un genre nouveau, lorsque les spectateurs se lassent de voir toujours suivre les anciennes routes, ſo iſt leicht zu errathen welche Rathſchläge er hier zu geben gehabt hätte. Schon faſt ein Jarzehnt früher hatte er in der dissertation sur la tragédie moderne, die ſeiner histoire du théâtre d'Italie 1731 angehängt iſt, heftig gegen die franzöſiſche Tragödie polemiſirt. Gleich am Eingange wird geſagt, das franzöſiſche Theater habe mit dem Antiken nichts zu thun, dann werden die ewige Liebelei, die Einförmigkeit der Charaktere ohne Beobachtung der Volkseigenthümlichkeiten, die Sentenzen u. dgl. angegriffen. Um eben dieſelbe Zeit erſchien der Paragone della poesia tragica d'Italia con quella di Francia 1732. Hier wird beſonders der Geſichtspunkt geltend gemacht che li Francesi sono inventori o piutosto reformatori d'una specie di poema, che meglio chiamerebbesi dramma Eroico che tragedia. Es ſei, ſagt Conti, bei der Tragödie abgeſehen auf Reinigung aller Leidenſchaften mittels Frucht und Mitleid und ogni ragion vuole che nulla meglio vi conduca che rappresentanza di persona virtuosa o non mal costumata che per qualche umano trasporto di felicità cade in miseria — womit offenbar der Ständeunterſchied entſchieden aufgehoben iſt. Ja es heißt noch weiter, das eigentliche Wunderbare der Tragödie liege in der Peripetie — das Epos habe ein andres — und dies hätten die Franzoſen nicht beachtet. Pier Cornelio ha procurato in più drammi di dilettare solamente con essemplari eroici, costituendo l'essenza del diletto tragico in una ammirazione accessoria . . . Però ricercano assai communemente i Francesi come cosa necessaria alla poesia tragica gli Eroi egualmente grandi che nel Epopeia: nel che parmi che s'ingannino: conciossachè oltre il non aggiungere essentiale beneficio al fine proprio della perfetta tragedia; divertono talora l'uditore dalle passioni e fanno perdere l'efficacia alla favola. Und nachdem er noch verſchiedene andere gar verſtändige Bemerkungen gemacht, z. B. daß die Vertheidigung der Liebſchaften durch St. Evremond mit der Inſtanz, daß die Helden doch etwas mit uns gemein haben müßten, nicht ſtichhaltig ſei, denn die angemeſſenen Perſonen für die Tragödie ſeien gar nicht gli eroi in ogni virtù perfettissimi: anzi devono aver di quei difetti, che mostrano agli ascultatori la communione della umana fragilità, und ſo viel die Franzoſen auch von den Regeln des Ariſtoteles ſchwatzten, entſchieden ſie in ihren Urtheilen über tragiſche Kunſtwerke doch gar nicht nach dieſen, ſondern per certa eccellenza di discorso, che ci fà ridurre ogni cosa ai suoi naturali principj senza dipender punto dall' altrui oppinione ed autorità, dichiaransi d'estendere ad ogni sorta di letteratura quella esatta filosofia, da cui negli ultimi tempi ha fatto ogni scienza notabil avvanzamenti, was man denn auch auf ſie ſelbſt anwenden möge — tadelt er im Kapitel von den costumi (ἤθη) den Styl der Franzoſen, inſofern ſie, um der Erhaltung der tragiſchen Würde willen, eine alterazione delle naturali espressioni für nöthig gehalten hätten, bringt ebenfalls zur Sprache, daß es verkehrt ſei, daß alle Perſonen dieſelbe Sprache redeten und greift den Alexandriner und den Reim in der Tragödie an. Den Paragone hatte Bodmer — mit einer lateiniſchen Vorrede — herausgegeben, und er kann daher faſt mit demſelben Rechte zur deutſchen Literatur gerechnet werden, wie Bodmers eigene äſthetiſche Schriften, denn

dieſer hatte ja anfangs auch italieniſch ſchreiben wollen, und auf den Paragone bezieht ſich der Aufſatz „Unterſuchung, inwiefern das Erhabene in den Trauerſpielen Platz haben könne, wie auch von der poetiſchen Gerechtigkeit," hinter dem Briefwechſel vom poetiſchen Geſchmack (1736), der bekanntlich mit dem Grafen Conti geführt war — ich werde dieſen Aufſatz im folgenden Kapitel noch einmal erwähnen müſſen — und in den kritiſchen Briefen (Zürich 1746) finden ſich im erſten Briefe Auszüge aus Hrn. G. v. Contis Abhandlung von der Tragödie, welches eine Bearbeitung der ariſtoteliſchen Poetik im Sinne des Verfaſſers des Paragone iſt, und der zweite Brief enthält Einwendungen wider etliche vornehme Sätze dieſes Syſtems. Nur die dramatiſche Impotenz der Schweizer, die ich oben berührt habe, verhinderte es, daß bei ihnen auf dieſer theoretiſchen Grundlage ein Drama entſtand, das dem rührenden Luſtſpiel oder der bürgerlichen Tragödie analog geweſen wäre.

Mehr iſt auf Seiten der Sachſen geſchehen. In Leſſings Selbſtrecenſion des fünften und ſechſten Theils ſeiner Schriften heißt es (V, 50. M. 50. H. XII, 607) bei der Miß Sara Sampſon: „Ein bürgerliches Trauerſpiel! Mein Gott! Findet man in Gottſcheds critiſcher Dichtkunſt ein Wort von ſo einem Dinge?" Hier giebt ſich Leſſing einmal dem argen Feinde gegenüber eine arge Blöße, wenn man ihm nicht etwa deshalb den ganzen Aufſatz abſprechen will, denn wenigſtens in der vierten Auflage 1751, über die allerdings Leſſing im Neueſten (III, 251. M. 255. H. VIII, 129) ſehr raſch hinweggeht, findet ſich über das bürgerliche Trauerſpiel mehr als ein Wort, ja Gottſched dürfte der erſte geweſen ſein, welcher ſich in Deutſchland dieſes Ausdruckes bedient hatte. Nämlich in den früheren Ausgaben hatte er ſich allerdings mit der alten Definition der Komödie, daß ſie eine lächerliche Darſtellung einer laſterhaften Handlung ſei, begnügt. Nun war aber 1741 Gellerts Programm de comoedia commovente, mit welchem er zum Antritt ſeiner Profeſſur einlud, erſchienen. In dieſer Auflage von Gottſcheds Dichtkunſt, deren Vorrede aus dem October dieſes Jahres datirt iſt, findet ſich daher, nachdem von der Abhandlung eines Rector Richter in Annaberg die Rede geweſen, der eine ganz ernſte Komödie einführen wollen, die Aeußerung: „Noch andere wollen aus der beweglichen und traurigen Komödie, die von den Franzoſen comédie larmoyante genannt wird, eine eigene neue Art machen. Allein wenn es ja eine ſolche Art von Schauſpielen geben ſoll, ſo muß man ſie nur nicht Komödien nennen." Ein franzöſiſches Journal, Observation, ſagt in ſeinem erſten Bande, S. 233, bei Gelegenheit der école des amis 1737, man könnte dieſe Art von Stücken tragédies bourgeoises nennen,[1]) „ſie könnten viel eher bürgerliche oder adelige Trauerſpiele heißen," fährt Gottſched fort, „oder gar Tragikomödien, als ein Mittelding zwiſchen beiden, genannt werden," dergleichen, ſetzt er hinzu, habe Destouches mehrere gemacht, und im §. 21 deſſelben Kapitels meint er, wenn man ſie nur auf die oben angegebene Weiſe benenne, ſo könnten ſie ſchon bisweilen ſtattfinden: Siehe der deutſchen Schaubühne dritten Theil. Hatte doch von der Cenie der Frau von Graffigny um eben dieſe Zeit ſogar Frau Gottſched ſelbſt eine Ueberſetzung veranſtalten dürfen. Und durch dieſes Stück, welches ſich von denjenigen des Nivelle de la Chauſſée dadurch unterſcheidet,

[1]) Wenn ich nicht irre, ſagt Villemain irgendwo in ſeinem Tableau du dix-huitième siècle, dieſer Gedanke ſei zuerſt irgendwo von Voltaire ausgeſprochen worden.

daß es in Prosa geschrieben ist und die concrete Lebensschilderung des Letzteren durch eitel Tugend und Bestrafung des Lasters ersetzen will, sind auch die Stücke des frauenzimmerlichen Stubenhockers Gellert veranlaßt, mit denen derselbe, nach der bekannten Stelle in der Vorrede der Sammlung seiner Lustspiele 1748, nicht sowohl fröhliches Gelächter als tugendhafte Thränen hervorzurufen beabsichtigt: was in dem Vaterlande dieser Kunstgattung ihr nur ihr Ekelname beilegt, wird hier von dem deutschen Michel als ihr Ziel aufgestellt!

Unmittelbar gegen die letztere Aeußerung Gellerts dürfte es gerichtet sein, wenn Lessing in einer Anmerkung zum Prolog der Gefangenen (III, 32. M. 42. H. XI, 1, 39) bei Gelegenheit der Verse:

Hoc paene iniquum est comico choragio
Conari de subito nos agere tragoediam

die Bemerkung fallen läßt: „die neuern Comici würden sehr wohl thun, wenn sie diese kleine Erinnerung merken wollten. Es ist, als wenn sich unsere Zeiten verschworen hätten, das Wesen der Schauspiele umzukehren. Man macht Trauerspiele zum Lachen und Lustspiele zum Weinen. Den Franzosen könnte man es noch eher erlauben, daß sie sich diese kleine Abwechslung machten. Sie haben schon Trauerspiele genug, die zum Weinen, und Lustspiele, die zum Lachen bewegen. Warum die Deutschen aber, die ihnen hierinne noch weichen müssen, da mit Ruhm anzufangen glauben, wo diese mit Schanden aufgehöret haben, das begreifen wir nicht." In demselben Jahre 1751 hat Lessing, worauf er (IV, 110. M. 115. H. XI, 1, 190) zurückweist, in einer höflichen Anzeige der Uebersetzung der Cenie durch die Frau Gottsched zuerst den Ausdruck „weinerliches" Lustspiel gebraucht, der zwar immer manierlicher ist als das „heulende" Gottscheds, das im Verfolg der oben angeführten Stelle vorkommt, aber namentlich in der Feder eines so wenig weinerlichen Menschen, wie Lessing ist, ein besonders günstiges Vorurtheil nicht ausdrückt. Wirklich ist Lessings Ansicht in Bezug auf die Gattung der rührenden Komödie, von welcher Gellert — dem er zwar anstandshalber eine höfliche Verbeugung macht (IV, 155. M. 158. H. XI, 1, 233) — spricht, auch 1754 noch dieselbe. Nachdem er in der schon angeführten Abhandlung in der theatralischen Bibliothek zuerst von der Abhandlung eines Herrn de Chassiron gegen das comique larmoyant, sodann von Gellerts Programm de comoedia commovente eine Uebersetzung gegeben, sucht er den Streit dahin zu schlichten (IV, 3 ff. M. 156 ff. H. XI, 1, 231 ff.): Gegen eine Komödie, in der Lachen und Rührung abwechseln, wie sie Destouches habe aufstellen wollen, sei gar nichts einzuwenden — das sei eben einfach die wahre Komödie, die des Terenz nicht nur, sondern auch — er verweist auf die von ihm so hoch gehaltenen Stücke Trinummus und Captivi — des Plautus und des Molière. Von dieser wahren Komödie nun sei ebensowohl wie die Gattung, welche nur Lächerliches enthalte, das Possenspiel, auch diejenige eine bloße Abart, welche, wie das Lustspiel des Nivelle de la Chaussée, das Lessing, wie oben angedeutet ist, schon in seinem ersten dramatischen Stücke parodirt hatte, nur edle Charaktere und zärtliche Scenen vorführt, denn damit werde eben so wenig die Wirklichkeit geschildert. „Der Pöbel," sagt er, „wird ewig der Beschützer der Possenspiele bleiben, und unter den Leuten von Stande wird es immer gezwungene Zärtlinge geben, die den Ruhm empfindlicher Seelen auch da zu behaupten suchen, wo andere ehrliche Leute

gähnen. Die wahre Komödie allein ist für das Volk, und allein fähig einen allgemeinen Beifall zu erlangen."

Gewiß sind dieses vollkommen richtige Gesichtspunkte, deren Hervorhebung ein wesentliches Verdienst Lessings ausmacht, und denen untreu zu werden er niemals Veranlassung gefunden haben wird, aber wenn in dem Angeführten geradezu ausgesprochen wird, daß er in Betreff derselben für jetzt noch in den Formen der älteren Kunst eine vollkommene Befriedigung fand und in den Werken derselben die höchsten Muster erblickte — wofür im folgenden Kapitel noch ein sehr vollgültiger Beweis wird nachgetragen werden müssen, — so wird man es freilich natürlich finden, daß er sich in Bezug auf die eine jener beiden Zwischengattungen, das rührende Lustspiel, mit diesen theoretischen Erörterungen begnügt und in dem Gebiete desselben oder auf dem durch dasselbe eröffneten Wege eine eigenthümliche Thätigkeit nicht entfaltet hat.

Desto mehr war dies der Fall auf dem Gebiete der zweiten von diesen Zwischengattungen, des bürgerlichen Trauerspiels, und hier war freilich auch volle Gelegenheit dazu gegeben.

Von der Zeit an, da die englischen Stücke, welche ich oben genannt habe, auf dem Continent bekannt wurden, ist bis an das Ende des Jahrhunderts Alles voll vom Ruhme der neuen Kunstgattung: das bürgerliche Trauerspiel galt für eine absolute Erweiterung der Kunst, die Aristoteles nicht geahnt, und wenn Andere meinten, er habe sie allerdings geahnt, denn er deute mit den Worten auf sie hin: τὸ μὲν οὖν ἐπισκοπεῖν εἰ ἄρα ἔχει ἤδη ἡ τραγωδία τοῖς εἴδεσιν ἱκανῶς ἢ οὔ, ἄλλος λόγος, so erhöhte das ihren Ruhm nur noch mehr. Gleichwohl unterliegt die bürgerliche Tragödie, wie sie von Lillo aufgestellt worden ist, einem Uebelstande, in Folge dessen sie dem unbefangenen Betrachter auf einmal hart an die äußersten Grenzen aller Kunst gerückt erscheint, so wie denn auch alle Gebildeten darüber einig sind, daß gewisse Werke aus dem Ende des Jahrhunderts, die zwar nicht eigentlich zu dieser Gattung gehören, aber doch in gerader Linie von ihr abstammen, vermöge desselben geradezu über jene Grenzen hinausfallen.

Die bürgerliche Tragödie beruhte auf der Reflexion: Warum soll das Bedeutende nur Fürsten und Standespersonen, nicht auch einfachen Bürgern begegnen können? — Vollkommen richtig — denn es begegnet den Ersteren, nicht insofern sie hohen Standes, sondern insofern sie Menschen sind, und das sind die Bürger ebensowohl. Nichts destoweniger aber wird jenes Bedeutende der alten Tragödie, wenn man es nun in eine bürgerliche Sphäre versetzt oder in der That einfachen Bürgern begegnen läßt, immer in Gefahr sein, seine ganze Wirkung einzubüßen und zu etwas ganz Anderem zu werden.

Nämlich die Tragödie hat es allerdings nicht mit Fürsten und Standespersonen als solchen zu thun, sondern mit Menschen, aber ein bloßer reiner Mensch in dem Sinne, wie er hier gefordert wird, ist nun gerade der einfache Bürger viel weniger als der Fürst und Feldherr, wie ihn die Tragödie darstellt. Der Mensch der Tragödie ist der rein sittliche Mensch, der Mensch wie und insofern er lediglich dem ewigen ungeschriebenen Gesetze, von welchem Antigone spricht, unterworfen ist: die Conflicte, welche sie darstellt, sind rein sittliche Conflicte. Als solche stellen sich nun alle die mannichfaltigen Verwickelungen dar, die uns die Tragödie im Kreise der Fürsten und Heroen irgend vorgestellt haben mag, denn dieser Kreis wird von der Tragödie nun einmal

falls das Gefühl, daß diese Dinge der Zeit nicht mehr gemäß seien, aber was nun entstand, war im Grunde wenig besser: der Geschmack war geläutert, die Ungeheuerlichkeiten des Ritterthums wurden vermieden, ja man perhorrescirte wohl gar Alles, was mittelalterlich hieß, aber ein Geist der Ritterlichkeit, welcher der Gegenwart mehr und mehr fremd ward, blieb in der Literatur; oder ist etwa die französische Tragödie des Corneille und seiner Nachfolger, sie mag sich so antik stellen, wie sie will, etwas anderes als eine Ausgeburt altfranzösischer Romanenanschauung, aufstaffirt mit spanischem Hidalgothum, dem der Don Quixote ohnehin überall im Nacken sitzt?

Der Durchbruch einer Literatur, welche sich die Schilderung des eigenen Lebens der Zeit zur Aufgabe stellte, erfolgte in England: ich habe schon oben darauf hingewiesen, wie die individuelle Tüchtigkeit der Engländer, derzufolge der Einzelne sich nicht schämte, er selbst zu sein, auf den Gang der Literatur eingewirkt habe. In den letzten Jahren der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erschien nach und nach die Clarissa, oder, wie der ausführliche Titel weiter lautet, the history of a young lady: comprehending the most important concerns of private life, and particularly shewing the distresses that may attend the misconduct both of parents and children in relation to marriage — von Samuel Richardson. Daß dieses Buch der erste Familienroman gewesen, weiß Jedermann, und insofern die Familienromane nicht mit Unrecht in schlechten Ruf gekommen sind, ist dies vielleicht gerade der Grund, weshalb es ganz unbekannt geworden ist, aber nicht Jedermann bedenkt, was das heißen will, daß ein Buch eben der erste Familienroman gewesen. Richardson hat das moderne Familienleben, an welchem man bis dahin vorübergegangen war, wie der Pflüger an den schönsten ländlichen Prospecten, für die Poesie ganz eigentlich erst entdeckt. Daß in seinen Büchern ein ursprüngliches Aperçu, eine unmittelbar aus dem Leben gegriffene Anschauung durchgeführt werde, die alle Schulüberlieferung vollkommen bei Seite liegen lasse, ließe sich schon aus der Art ihrer Entstehung abnehmen. Richardson war ein ungelehrter Mann und seines Standes ein Setzer, welcher nie daran gedacht hatte, Schriftsteller zu werden. Aber er besaß von Jugend auf ein Talent gute Briefe zu schreiben, und dies gab Veranlassung, daß ihm, als er selbst Besitzer einer Buchdruckerei geworden war, ein Buchhänder den Vorschlag machte, eine Sammlung von Musterbriefen für das gemeine Leben zu verfassen. Er ging darauf ein, legte aber, um das Buch interessanter zu machen, eine Geschichte zu Grunde, und so entstand sein erster Roman Pamela, welcher durch Steifheit und eine gewisse moralische Pedanterie beurkundet, daß er kein Erzeugniß reiner Schöpfung ist. Als Richardson die Pamela herausgab, war er schon ein Funfziger: der Schatz von Beobachtungen, der sich bei dem begabten Manne, der jetzt erst seines Berufes inne werden sollte, aufgehäuft haben mußte, setzte ihn in den Stand, in kurzer Zeit die Clarissa folgen zu lassen, die in der Umständlichkeit ihrer psychologischen Schilderung, von welcher Bouterwek sehr richtig sagt, daß man sie nicht, wie oft geschehen, als fehlerhaft bezeichnen dürfe, denn in ihr liege die charakteristische Wahrheit der moralischen Situationen, für die Richardson interessiren wolle, eine echte Offenbarung der unerschöpflichen Fülle ist, welche dem Geiste zu Gebote steht, wenn er sich so eben ein neues Feld eröffnet hat.

Lessing ist einer der ersten, welcher die unglaubliche Wirkung, die der

Man könnte nach diesem vermuthen, es müßte also Nivelle de la Chaussée eine große Wirkung auf ihn ausgeübt haben, dem doch auch schon eingeräumt werden mußte, er habe den eigenthümlichen Ernst des bürgerlichen Lebens zu erfassen gesucht. Aber sei es, daß die Lebensstufe, auf welcher Lessing jetzt noch stand, ihn gegen jene Darstellungen ehelicher Verhältnisse unempfänglich machte, sei es, daß die deutsche Carricatur des rührenden Lustspiels ihn gegen dieses selbst ein wenig mehr als billig verstimmte — von einem Einflusse der gereimten Stücke des Nivelle de la Chaussée auf die prosaische Sara findet sich keine Spur. Lessing ward hier von einem englischen Werke angeregt, und zwar einem solchen, das zur dramatischen Literatur nicht gehört.

Es gilt heutigen Tages für ein Axiom bei der Behandlung der Literaturgeschichte, die Literatur sei nichts als ein Ausdruck des jedesmaligen Welt- und Zeitgeistes. Man könnte mit demselben Rechte behaupten, sie sei dies nothwendig nicht, sondern jedes bedeutende Literaturwerk bringe etwas schlechthin Neues in die Zeit, denn wie sollte es solche Wirkung ausüben können, wie wir sie bei epochemachenden Werken bemerken, wenn die Zeit, was ihr hier entgegenbracht wird, im Voraus schon wußte? Die Wahrheit in der Sache ist, daß die Literatur zwar ihrem Begriffe nach der Ausdruck des Volkes und der Zeit ist, daß diese aber bisweilen eine Reihe von Jahrzehnten, ja Jahrhunderten hindurch in krankhafter Spannung und schmerzlicher Geburtsarbeit der ihnen gemäßen Literatur entbehren müssen, bis endlich die gewitterhafte Schwüle sich selbst aufhebt, und nachdem die getrennten Elemente sich in dem belebenden Geistesfunken vermählt, eine glückliche Periode frischer Schöpfungskraft eintritt.

Es gehört zu den literarhistorischen Aufgaben, die noch keineswegs vollständig gelöst worden sind, allseitig darzustellen, wie Europa jetzt mindestens anderthalb Jahrhunderte mehr oder weniger unter einer solchen Gewitterschwüle geschmachtet hatte. Die Literatur dieser Periode bietet mehrere überaus wichtige Gesichtspunkte dar, auf welche ich weiterhin noch mehrfach werde eingehen müssen: unter ihnen ist nicht der unwichtigste, daß dieselbe größtentheils beherrscht wurde von einem Geiste, der einer vergangenen Zeit angehörte. Sie ist eine Donquixoterie im eigentlichen Sinne des Wortes. Die Dichtung des Mittelalters war gewesen, was eine poetische Literatur sein soll: eine Schilderung dessen, was gegenwärtig war, hier also eines Lebens der That, der kecken Selbsthülfe und des individuellen Heldenthums. Dieses Leben war nach dem Ausgange des Mittelalters erloschen; an seine Stelle war mehr oder weniger das moderne Privatleben getreten, wie es auf der Grundlage bürgerlicher Ordnung und Sicherheit arm an äußeren Vorfällen, aber an innerlichen Gemüthsbeziehungen vielleicht desto reicher im Schoße der Familie seinen Verlauf nimmt: où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille? Aber die Literatur hatte diesen Uebergang nicht mitgemacht: ihr imponirte noch der Glanz des mittelalterlichen Lebens — dieses galt für das, was geschildert werden müsse, wenn nun einmal überhaupt geschildert werden sollte. Als es längst keine Ritter und Helden im alten Sinne mehr gab, ergötzte sich ganz Europa noch an den Ritterromanen, in welchen zum Theil geradezu mittelalterliche Gedichte in Prosa übersetzt waren. Freilich wurden dann diese Werke und die Liebhaberei für sie der Gegenstand des bittern Spottes der Cervantes und Rabelais — aber was half es? man gewann nur allen-

falls das Gefühl, daß diese Dinge der Zeit nicht mehr gemäß seien, aber was nun entstand, war im Grunde wenig besser: der Geschmack war geläutert, die Ungeheuerlichkeiten des Ritterthums wurden vermieden, ja man perhorrescirte wohl gar Alles, was mittelalterlich hieß, aber ein Geist der Ritterlichkeit, welcher der Gegenwart mehr und mehr fremd ward, blieb in der Literatur; oder ist etwa die französische Tragödie des Corneille und seiner Nachfolger, sie mag sich so antik stellen, wie sie will, etwas anderes als eine Ausgeburt altfranzösischer Romanenanschauung, aufstaffirt mit spanischem Hidalgothum, dem der Don Quixote ohnehin überall im Nacken sitzt?

Der Durchbruch einer Literatur, welche sich die Schilderung des eigenen Lebens der Zeit zur Aufgabe stellte, erfolgte in England: ich habe schon oben darauf hingewiesen, wie die individuelle Tüchtigkeit der Engländer, derzufolge der Einzelne sich nicht schämte, er selbst zu sein, auf den Gang der Literatur eingewirkt habe. In den letzten Jahren der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erschien nach und nach die Clarissa, oder, wie der ausführliche Titel weiter lautet, the history of a young lady: comprehending the most important concerns of private life, and particularly shewing the distresses that may attend the misconduct both of parents and children in relation to marriage — von Samuel Richardson. Daß dieses Buch der erste Familienroman gewesen, weiß Jedermann, und insofern die Familienromane nicht mit Unrecht in schlechten Ruf gekommen sind, ist dies vielleicht gerade der Grund, weshalb es ganz unbekannt geworden ist, aber nicht Jedermann bedenkt, was das heißen will, daß ein Buch eben der erste Familienroman gewesen. Richardson hat das moderne Familienleben, an welchem man bis dahin vorübergegangen war, wie der Pflüger an den schönsten ländlichen Prospecten, für die Poesie ganz eigentlich erst entdeckt. Daß in seinen Büchern ein ursprüngliches Aperçu, eine unmittelbar aus dem Leben gegriffene Anschauung durchgeführt werde, die alle Schulüberlieferung vollkommen bei Seite liegen lasse, ließe sich schon aus der Art ihrer Entstehung abnehmen. Richardson war ein ungelehrter Mann und seines Standes ein Setzer, welcher nie daran gedacht hatte, Schriftsteller zu werden. Aber er besaß von Jugend auf ein Talent gute Briefe zu schreiben, und dies gab Veranlassung, daß ihm, als er selbst Besitzer einer Buchdruckerei geworden war, ein Buchhänder den Vorschlag machte, eine Sammlung von Musterbriefen für das gemeine Leben zu verfassen. Er ging darauf ein, legte aber, um das Buch interessanter zu machen, eine Geschichte zu Grunde, und so entstand sein erster Roman Pamela, welcher durch Steifheit und eine gewisse moralische Pedanterie beurkundet, daß er kein Erzeugniß reiner Schöpfung ist. Als Richardson die Pamela herausgab, war er schon ein Funfziger: der Schatz von Beobachtungen, der sich bei dem begabten Manne, der jetzt erst seines Berufes inne werden sollte, aufgehäuft haben mußte, setzte ihn in den Stand, in kurzer Zeit die Clarissa folgen zu lassen, die in der Umständlichkeit ihrer psychologischen Schilderung, von welcher Bouterwek sehr richtig sagt, daß man sie nicht, wie oft geschehen, als fehlerhaft bezeichnen dürfe, denn in ihr liege die charakteristische Wahrheit der moralischen Situationen, für die Richardson interessiren wolle, eine echte Offenbarung der unerschöpflichen Fülle ist, welche dem Geiste zu Gebote steht, wenn er sich so eben ein neues Feld eröffnet hat.

Lessing ist einer der ersten, welcher die unglaubliche Wirkung, die der

Roman Clariſſa auf die Zeitgenoſſen ausübte, nicht bloß leidend in ſich erfahren, ſondern productiv verarbeitet hat. Ein ſonſt nicht eben rühmlich bekannter Mann, Freron, ſetzt in ſeinen Lettres sur quelques écrits de ce temps IV, 3 derſelben Schrift eines Herrn de Chaſſiron über das comique larmoyant, welche Leſſing in ſeiner Abhandlung beſpricht, unter andern auch dieſe Reflexion entgegen: Les infortunes des rois et des héros auront-elles seules le privilège exclusif de nous émouvoir? Lorsque dans le monde on nous fait le récit d'un malheur arrivé à un de nos semblables, nous en sommes quelquefois attendris jusqu'aux larmes. Pourquoi ce malheur ne nous seroit-il pas représenté sur la scène? Nous avons des romans héroiques, des romans comiques, des romans de sentiment, des romans de féerie. D'où vient n'aurions-nous pas autant d'espèces différentes sur la scène? Les tragédies répondent aux romans héroïques, les bonnes comédies aux romans de caractère et d'intrigue, les farces aux romans comiques, l'Oracle de Mr. de St. Foix aux contes de fées; les pièces attendrissantes seront d'après les romans tendres et passionés. Und ſo iſt die Pamela des Richardſon vom Nivelle de la Chauſſée in ſeiner Pamela, vom Voltaire in der Nanine, ſeinem einzigen rührenden Luſtſpiel, vom Goldoni gar in zwei Stücken (Pamela fanciulla und Pamela maritata) zu Grunde gelegt worden: Leſſing aber iſt durch die Clariſſa darauf gebracht, die bürgerliche Tragödie als Familientragödie zu concipiren.

Hiermit war ein Gebiet, welches wirklich tragiſche Motive zu bieten vermag, für die bürgerliche Tragödie gewonnen, denn Familienereigniſſe, Vorfälle, welche ſich zwiſchen Ehegatten oder Aeltern und Kindern und ſonſt unter nahen Anverwandten begeben, ſind an ſich rein ſittlicher Natur, und werden daher von dem Feinde, der bei den früheren Verſuchen einer bürgerlichen Tragödie die Poeſie geradezu todtſchlägt, dem Geſichtspunkte des poſitiven Rechtes nicht beirrt, ſie laſſen ſich zwar unter denſelben bringen — ein Sohn kann mit ſeinem Vater proceſſiren, ein Ehegatte auf Scheidung klagen — aber dies fällt entweder ſelbſt unter den ſittlichen Geſichtspunkt, indem wir darin einen Frevel erblicken, oder es iſt eine unweſentliche Form, die nur äußerlich hinzukommt, ſo wie wir z. B. eine Ehe, in der auf Scheidung geklagt wird, ſittlich bereits als getrennt betrachten müſſen. Ja man kann ſagen, daß zu dieſer bürgerlichen Tragödie die Clariſſa ſelbſt unmittelbar hindrängte; Richardſon ſelbſt citirt in der Vorrede zu der dritten Ausgabe der Clariſſa zur Rechtfertigung der briefl ichen Einkleidung, eine Stelle aus VII., 73 dieſer Ausgabe: Much more lively and affecting must be the style of those who write in the height of present distress, the mind tortured by the pangs of uncertainty (the events then hidden in the womb of fate), than the dry, narrative, unanimated style of a person relating difficulties and dangers surmounted, can be; the relater perfectly at ease, and if himself unmoved by his own story, is not likely greatly to affect the reader — ſo wie ſie denn in der That, wie er ſelbſt hinzuſetzt, in the dialogue or dramatic way geſchrieben iſt, und wer ſich die Mühe gegeben, von dem umfangreichen Werke gründliche Kenntniß zu nehmen, wird ſich geſtehen müſſen, daß, wenn Goethe ſagt, man könne allenfalls eine Tragödie in Briefen ſchreiben, dieſe ihm in dem Hauptwerke dieſer Art, ſo weit ſie überhaupt möglich iſt, bereits vorlag.

Nach Allem diesen war also die Miß Sara ein Werk ganz neuer Gattung, und es war mit ihr für die deutsche dramatische Poesie jener jungfräuliche Boden gefunden, dessen Mangel Lessing in der Vorrede zu Thl. III. und IV. seiner Schriften 1754, (IV, 4. M. 5. H. XII, 413) mit großem Sachverständniß und vielleicht schon mit einer Hindeutung auf seine Ergänzung ausspricht: „Sollte wohl die Art selbst, wie man unsre Bühne hat verbessern wollen, daran Schuld sein? Sollte wohl die Menge von Meisterstücken, die man auf einmal, besonders den Franzosen, abborgte, unsre ursprünglichen Dichter niedergeschlagen haben? Man zeigte ihnen auf einmal, so zu reden, Alles erschöpft und setzte sie auf einmal in die Nothwendigkeit, nicht bloß etwas Gutes, sondern etwas Bessers zu machen."

Es wäre zu wünschen, daß Lessing selbst sich über diese Beziehungen theoretisch geäußert hätte, so wie er sich über das rührende Lustspiel theoretisch ausspricht. Wirklich hat er es auch und gerade in der Abhandlung über das letztere versprochen; er sagt hier gleich am Anfange: „Ich will für diesesmal nur die erste Veränderung im Drama (s. oben) zu dem Gegenstande meiner Betrachtungen machen, und die Beurtheilung der zweiten auf einen andern Ort sparen," allein es ist nichts der Art von ihm ausgearbeitet worden. [1])

[1]) Es findet sich in den „Neuen Erweiterungen der Erkenntniß und des Vergnügens" Stück 36, Anfang 1755, da also die Miß Sara noch nicht bekannt sein konnte, ein Aufsatz „über das bürgerliche Trauerspiel," dessen Inhalt in manchen Punkten auf merkwürdige Weise mit diesem Stücke übereinstimmt. Es heißt hier: Schrecken und Mitleid werde auch durch dieses erweckt — es sei also eine Gattung, die Aristoteles eben nicht gekannt habe, so wie er auch die lyrische Tragödie, die Batteux der heroischen an die Seite stelle, nicht gekannt, habe er doch auch von tragischen Romanen, wie die Clarissa, nichts gewußt. Es könnten doch auch in den Herzen bürgerlicher Personen Leidenschaften sein u. s. w. Die Helden machens nicht aus — die Prosa werde dem bürgerlichen Trauerspiel vortheilhafter sein. Es sei nicht so erhaben, aber nützlicher. — Dann noch einige Anmerkungen:

1) ein bürgerliches Trauerspiel darf keiner Mordgeschichte ähnlich sehen,
2) die Personen dürfen nicht sprechen wie Prinzen, aber man darf nicht vergessen, daß es ein Trauerspiel ist,
3) sie dürfen nicht aus dem Pöbel genommen sein,
4) die Charaktere sind sorgfältig zu wählen -- nicht alle, die das Leben bietet, passen hierein.

Es gebe noch wenige oder gar keine Muster. — Es ist immer interessant genug, daß sich auch in einem andern Kopfe ähnliche Gedanken regten; ich werde bei einem nahe verwandten Gegenstande gerade auf diese Zeitschrift in dieser Beziehung noch einmal verweisen müssen; von einer jeden Versuchung, den Aufsatz Lessingen selbst beizulegen, wird man sich gründlich geheilt finden, wenn man die Anfangsworte nach Form und Inhalt in Betracht zieht: „§. 1. Aristoteles, damit ich recht gelehrt anfange, beschreibt das Trauerspiel überhaupt durch die Nachahmung einer Handlung, dadurch sich eine vornehme Person harte und unvermuthete Unglücksfälle zuzieht. Diese Beschreibung scheint zwar meiner ganzen Abhandlung vom bürgerlichen Trauerspiel zu widerstreiten, da sie als den Hauptcharakter eines Trauerspiels einen angesehenen Stand bestimmt. Allein mit Erlaubniß des Herrn Aristoteles, ich werde es machen, wie viele unserer heutigen Philosophen, die auf allen Seiten Schriftstellen von ihm zum Beweise seiner philosophischen Ketzereien anführen und dem ohngeachtet ihre besten Gedanken aus ihm entwendet haben. Ich werde also seine Beschreibung des Trauerspiels in etwas tadeln (denn warum sollte ich weniger Recht haben als ein Philosoph), und ich werde dem ohngeachtet den ersten Theil seiner Beschreibung beibehalten" u. s. w. Das ist nicht Lessings Styl, und sollte er, der ein Jahr später die Erklärung des Aristotelischen φόβος durch Schrecken so gründlich zurückzuweisen vermag, sich nicht jetzt bereits von der „vornehmen Person" emancipirt haben? Sonst kommt manches Verständige vor; folgende Stelle bezieht sich auf Lessing

Als Nicolai 1756 mit dem Gedanken umging, eine Abhandlung über das bürgerliche Trauerspiel zu schreiben, sagt er diesem nur (XII, 41. M. 54. H. XX, 1, 61): er habe „eine Menge unordentlicher Gedanken" über das bürgerliche Trauerspiel aufgesetzt, die er ihm schicken wolle; übrigens hat er auch diese nicht geschickt, wie denn auch Nicolais Abhandlung nicht vollendet worden ist, und die Bemerkungen über die Tragödie, welche Lessing ein halbes Jahr darauf seinen Berliner Freunden mittheilt, sind allgemeinerer Art, und werden daher erst im folgenden Kapitel Berücksichtigung finden können.

Zum Glück trägt die „Miß Sara Sampson" die Spuren ihrer Entstehungsgeschichte, wie ich sie so eben construirt habe, so unverkennbar an sich, daß es eines weiteren Beweises für dieselbe gar nicht bedarf.

Das ganze Stück ist nämlich äußerlich betrachtet nichts mehr und nichts weniger als eine Zusammensetzung aus den Grundmotiven des Kaufmanns von London, des ersten bürgerlichen Trauerspiels, einerseits, und der Clarissa Harlowe, des ersten Familienromanes, andererseits, nur der Name Mellefont ist dem double — dealer des Congreve entlehnt, wie denn der Mellefont in Lessings Stücke wirklich eine Art von double — dealer ist.

Der Kaufmann von London stellt bekanntlich nach einer alten Ballade die Geschichte eines jungen Mannes dar, welcher von einer Buhlerin, deren Geldforderungen er nicht anders Genüge zu leisten vermag, verführt wird, zuerst seinen Handelsherrn zu bestehlen und dann einen Oheim zu ermorden; zuletzt liefert sie ihn selbst den Gerichten aus.

---

und ein oben angeführtes Urtheil über denselben. „Aber vielleicht ist Niemand gesonnen, diejenige Gattung des Schauspiels, welche ich das bürgerliche Trauerspiel nenne, von der Bühne auszuschließen; sondern man will dasselbe nur unter dem Namen einer heroischen Komödie zulassen. Ich entsinne mich in einem der vorhergehenden Stücke dieser Monatsschrift in einigen Bemerkungen über das Trauerspiel gelesen zu haben, daß man den Kaufmann von London und den Spieler irrig zu den bürgerlichen Trauerspielen zähle: da sie vielmehr unter die heroischen Komödien gehörten, und daß hingegen der Henzi des Hrn. Lessing zu dem bürgerlichen Trauerspiele gerechnet werden müsse ..... Ich habe den Henzi des Hrn. Lessing, ich weiß nicht, ob aus Nachlässigkeit oder aus Unmöglichkeit, nicht mit dem größten Eifer und der äußersten Achtsamkeit durchgelesen. Ich besinne mich aber doch noch, daß dieser Henzi einer der vornehmsten Männer seines Vaterlandes und das Schicksal desselben mit dem Schicksale des Henzi verbunden war. Erstlich betrifft die Handlung des Stücks den Nutzen eines ganzen Landes, es sei so klein als es wolle; folglich ist sie groß und größer als die Handlung in einem bürgerlichen Stücke sein kann, wo nur die Angelegenheiten einiger Privatpersonen vorkommen. Wenn ferner dieses Stück zu dem heroischen Trauerspiele deswegen nicht gehört, weil die Hauptperson kein König oder kein Fürst ist, so wird der Cato des Addison nichts weiter als ein bürgerliches Trauerspiel bleiben. Der Unterschied zwischen dem Cato und Henzi mag so groß sein als er will, so sind sie doch in der Haupteigenschaft einander ähnlich: nämlich daß sie beide die angesehensten Männer ihres Vaterlandes sind, und das Vaterland von jedem stellt einen freien Staat vor, ohngeachtet der verschiedenen Größe von beiden. Man spricht dem Kaufmann von London und dem Spieler deswegen den Namen der bürgerlichen Trauerspiele ab, weil in beiden keine Helden auftreten. Wenn sind jemals die Helden das Unterscheidungszeichen des Trauer- und des Lustspieles gewesen?" u. s. w. Der Ort, wo Lessing über das bürgerliche Trauerspiel zu reden gedachte, ist leicht zu errathen: eine Vorrede zur Miß Sara oder zum 5. und 6. Theil der Schriften, in welchen sie zuerst gedruckt wurde, aber „der Verfasser hat diese Theile ohne Vorrede in die Welt geschickt" sagt die Selbstrecension (V, 50. M. 50. H. XII, 607).

Die Clarissa schildert das Schicksal eines edeln jungen Mädchens, das sich in Folge vielfacher Verwickelungen, von einem Manne, der aus der Zerstörung weiblichen Glückes Profession macht, entführen läßt, und nachdem sie ein Opfer seiner Lust geworden, in Elend und Jammer untergeht.

Und was macht die Fabel der Miß Sara Sampson aus? — Die Geschichte eines verführten Mädchens, in welcher eine Buhlerin den Hebel des Ganzen bildet.

Will man einen äußern Beweis dieser Anlehnung an beide Werke? Er liegt in den Namen. Den ungewöhnlichen Namen Arabella führt in der Clarissa die Schwester der Heldin, und wenn Mellefont, in Verlegenheit der Sara den Namen der Verwandten, für welche diese die Marwood hält, zu nennen, gerade auf eine Lady Solmes verfällt (Act 3. Sc. 2), so muß er auch darum in diesem Roman sehr belesen sein, denn so heißt ein der Clarissa bestimmter Bräutigam. Sollten aber dies Jemandem doch noch zu entfernte Anklänge zu sein scheinen, so wird er wenigstens den Umstand bemerkenswerth finden müssen, daß die Buhlerin im Kaufmann von London nun gerade nicht anders heißt als — Millwood.

Zwar die zuletzt angedeutete Namensähnlichkeit ist Lessingen gewiß nicht in Folge zufälliger Reminiscenz in die Feder geflossen, sondern von ihm absichtlich gesucht worden, um mittelst derselben offen zu bekennen, aus welcher Quelle er geschöpft habe — denn nicht nur der Name, sondern auch der Charakter der Marwood ist dem Kaufmann von London entlehnt. Man hat für die Auffassung desselben den Gesichtspunkt in den Vordergrund stellen wollen, daß Lessing hier eine moderne Medea hinzustellen versucht habe. Das heißt sehr unglücklich rathen: denn Marwood spielt nur die Medea, wo es darauf ankommt, den schwachen Mellefont zu schrecken;[1]) eine wahre Medea tödtet ihre Kinder wirklich und nimmt sie nicht als Geiseln mit zum Schutz gegen die nachsetzende Polizei; Marwood ist eben nichts als eine Kokette im ärgsten Sinne des Wortes, und das ist die Millwood des Lillo auch. Wie die Marwood sich vorbereitet, den Mellefont wiederzugewinnen, so stellt ihr Vorbild in dem englischen Stücke, welches, beiläufig gesagt, gar sehr ab ovo anfängt, ihre Reize und Verführungskünste in Schlachtordnung, um den unerfahrnen Barnwell zu erobern, und fast möchte man Lessingen den Vorwurf machen, der seinen persönlichen Charakter ehrt, daß er hier zu genau nachgeahmt und nicht bedacht, daß er es mit einem erfahrenen Mellefont zu thun habe. Die zweite Scene des Kaufmanns von London zeigt Millwood an ihrer Toilette: How do I look to-day, Lucy? — L. O, killingly, Madam! a little more red, and you'll be irresistible. But why this more than ordinary care of your dress, and complexion? What new conquest are you aiming at? — M. A conquest would be new indeed! — L. Not to you who make 'em

[1]) Act 2, Sc. 7. „Du wirst mich verstehen: zittre für deine Bella! Ihr Leben soll das Andenken meiner verachteten Liebe auf die Nachwelt nicht bringen, meine Grausamkeit soll es thun: sieh in mir eine neue Medea!" Mellefont hatte ihr vorher auf die Frage, ob er sie denn wirklich einer jungen Närrin aufopfern wolle, spöttisch geantwortet: „Aufopfern? Sie machen, daß ich mich hier erinnere, daß den alten Göttern auch sehr unreine Thiere geopfert wurden," worauf sie sich die gelehrten Anspielungen verbeten, und nun macht es ihr einen besonderen Spaß, ihn gerade mit einer classischen Anspielung ins Bockshorn zu jagen.

every day — but to me — Well! 'tis what I'm never to exspect — unfortunate as I am! But your wit and beauty — M. first made me a wretch and still continues me so. Men, however generous or sincere to one another, are all selfish hypocrites in their affairs with us. We are no otherwise esteemed or regarded by them, but as we contribute to their satisfaction. Dann wird der Angriffsplan mitgetheilt: What manner of person am I to receive? He is young, innocent and bashful: therefore I must take care not to put him out of countenance at first. But then, if I have any skill in physiognomy, he is amorous, and with a little assistance will soon get the better of his modesty. Das ist in der Hauptsache die erste und zweite Scene des zweiten Actes in der Sara. In der zweiten Scene des zweiten Aktes weiß sich Millwood unter dem Namen einer Verwandten bei Barnwell Eingang zu verschaffen, der sich von ihr loszumachen den Entschluß gefaßt hatte — was Lessingen zu dem Besuche der Marwood bei der Sara Veranlassung gegeben hat; ferner will Millwood hier bloß für immer Abschied nehmen, sie muß untergehen ohne ihn, wie Marwood am Ende des dritten Auftritts des zweiten Actes; auch bildet dieser und der folgende Auftritt bei beiden Dichtern in gleicher Weise eine Doppelscene, die eine wirkungsreiche Steigerung enthält. In einer spätern Scene tritt Millwood, da sie sich entlarvt sieht, mit einer Pistole auf, die ihr entrissen wird.

Auch andere Personen des Kaufmanns von London sind in denjenigen der Miß Sara wieder zu erkennen: Barnwell ist schwach wie Melleſont schwach ist, und sein Handelsherr, dessen Name Thorowgood nach englischer Weise seinen Charakter ausspricht, dürfte zu dem Vater der Sara gesessen haben.

Bildet nun auf diese Weise der Kaufmann von London die Grundlage des Lessingschen Stückes, so lassen sich auch die Combinationen, mittels derer sich das letztere mit Hilfe der Clarissa aus dem ersteren herausspinnt, gar wohl verfolgen. Die englische Tragödie hat eine sehr rührende Episode: Maria, die Tochter des Thorowgood liebt den Barnwell, ohne daß er es weiß; mit ihrer Hilfe ersetzt sein Freund und Mitdiener Trueman den ersten Cassendefect; sie besucht ihn noch im Gefängniß, nachdem Trueman ihm ihr Geheimniß entdeckt: what avails it to think on what I might have been! Hierin hat Lessing den Keim des wirklich tragischen, von criminalistischer Prosa befreiten Interesses gefunden: man denke sich als das Hauptopfer des Eigennutzes und der Machination jener Verführerin ein weibliches Wesen, dessen Schicksal an das des Verführten gekettet ist. Wie wird aber die Verkettung der Schicksale am besten beschaffen sein können? Hier bietet sich die Clarissa von selbst dar — wenn man dann ein gegenseitiges Verhältniß, eine Entführung und Verführung annimmt, wird auch die untragische vollkommene Schuldlosigkeit des leidenden Theiles beseitigt — und das Verbrechen selbst, zu welchem der verführte und verführende Mann verleitet wird, braucht nicht mehr Diebstahl und Mord zu sein: es wird in der bloßen Untreue gegen die Verführte, mag diese sich auch nur in einem Verschweigen einer Unvorsichtigkeit äußern, bestehen können. Endlich kann nun das verführerische Weib, welches der Hebel des Ganzen ist, wenigstens dadurch eine

höhere tragische Würde erlangen, daß man ihr ältere Ansprüche beilegt und ihre Bosheit aus weiblicher Eifersucht hervorgehen läßt.

Wenn auf diese Weise der Einfluß der Clarissa auf das Stück, welches auf diesem Wege entstand, in der Einführung feinerer und gewählterer sittlicher Motive besteht, so macht sich der Geist, aus welchem das Vorherrschen der letzteren in dem englischen Romane hervorgeht, selbst in dem Style der Miß Sara Sampson geltend. Die langen moralischen Betrachtungen, besonders, was vorzüglich charakteristisch ist, von Seiten der Bedienten das viele Reden von Tugend und Laster in abstracto, die im Englischen wohl, aber nicht im Deutschen der Sprache des Lebens angehören, endlich die raffinirte selbstquälerische Casuistik, in der sich z. B. Sara bei Empfang des Briefes von ihrem Vater ergeht, erinnern bei jedem Worte an das englische Werk, wenn auch namentlich in der letztern auf der andern Seite wieder der ganze Lessing zum Vorschein kommt; und diese Eigenschaften gehen hier ins Uebermaß: Lessing wird in der Sara zum ersten und letzten Mal in seinem Leben wirklich langweilig.

Alle die hier dargestellten Bezüge des Lessingschen Werkes zu den genannten englischen waren in jener Zeit, als die letzteren neu und viel gelesen waren, kein Geheimniß. In Bezug auf einen besondern Punkt deutete sogleich Michaelis in seiner Anzeige des fünften und sechsten Theiles der Schriften, Götting. gel. Anz. 1755 d. 2. Juni, auf die Clarissa hin: „Wir haben nicht leicht etwas so rührendes gelesen als dieses Trauerspiel, so uns mit Schauder und Vergnügen erfüllt hat. Die Sittenlehre, daß der, so selbst Ursache hat Vergebung zu wünschen, vergeben soll, ist unvermerkt angebracht, und in einem sehr starken Licht da, wo man sie nicht erwartete, vorgestellet. Wenn man die letzten Augenblicke der Sara Sampson, in welchen sie am edelmüthigsten vergiebt, in dieser glücklichen Erdichtung liest, so kann man wohl nicht unterlassen, sich dessen wieder zu erinnern, was sie vorhin von der ihr widerfahrenen Vergebung geredet hat, und dieses muß immer nothwendig ihre fast gar zu edle Hinderung der Rache ihres Todes wahrscheinlich machen. Man wird beinahe versucht, zu wünschen, daß Hr. Lessing diesen Zusammenhang der ihr widerfahrenen und von ihr ertheilten Vergebung deutlicher in ihre Reden verflochten hätte, allein er macht desto mehr Eindruck und ist desto angenehmer, weil er bei dem Leser selbst entsteht, und ihm von dem Dichter nicht vorgesagt wird. Sollte Hr. Lessing nicht hier einen Hauptgedanken aus dem Buche geborgt und ihn nur umgekleidet haben, aus dem sich die philosophische Sittenlehre sehr bereichert hat?" Johann Jacob Dusch, den wir bald als einen besondern Feind Lessings und seiner Freunde kennen lernen werden, macht in seinen vermischten kritischen und satyrischen Schriften nebst einigen Oden 1758, die übrigens schon Erwiederungen auf Angriffe in der Bibliothek der schönen Wissenschaften enthalten, dieselbe Bemerkung in tadelndem Tone. Es findet sich hier ein eigener Briefwechsel über die Miß Sara Sampson, der für wirklich geführt gelten soll, obgleich man willkürliche Buchstaben des Alphabetes darunter zu setzen — ein Seitenblick auf die Bibliothek der schönen Wissenschaften, siehe das folgende Kapitel — für überflüssig gehalten habe. Hier wird im zweiten Briefe S. 46 untersucht, ob wir schon gute Trauerspiele hätten. Schlegel würde dergleichen geliefert haben. „Und nun kommen Sie auf Herrn Lessing?

Wie, mein Herr! Sie verkehren die Staffel; Sie machen, wenn nur von den Graden der Vortrefflichkeit die Rede ist, eine umgekehrte Leiter, bald hätte ich gesagt, ein Anticlimax. Schlegel besaß den Geist des Theaters, aber Herr Lessing? den Witz oder den Geist der anakreontischen Gedichte. Der eine erschüttert das Herz; Schrecken und Thränen stehen ihm zu Gebote; der andere erregt ein kurzes Vergnügen über einen unerwarteten Einfall, und wenn er uns ermuntert hat, und wenn wir lachen, so hat er alle Ehre, die er hoffen kann." Komisches und tragisches Talent, sagt Dusch, ließen sich nicht vereinigen, daher müsse er auch den Verfassern der Bibliothek der schönen Wissenschaften, welche die Miß Sara bei jeder Gelegenheit anprieseu, ableugnen, daß sie ein vortreffliches Stück sei. Sie habe dem Plane nach wenig Wahrscheinlichkeit, nur Ein Charakter sei gut geschildert, ganze Scenen taugten nichts, und sehr oft sehe das Komische hindurch: endlich habe Lessing die Clarissa nachahmen wollen, das „elende Wirthshaus" erinnere an die elende Wohnung derselben, ja das Stück sei eine Nachahmung der Clarissa und des Barnwell zu gleicher Zeit. Nur wenn ein Herr v. Bielefeld in der Einleitung zu einem französischen Auszug 1767 gesagt hatte, die Miß Sara Sampson sei zwar ein ursprünglich deutsches Stück, gleichwohl scheine der Stoff aus englischen Romanen genommen oder nachgeahmt zu sein, war Lessing wohl zu fragen berechtigt: welches ist der englische Roman? (M. XI, 1, 217. H. VII, 486). Dem sei aber, wie ihm wolle, als dem Geiste nach durch und durch englisch betrachtete man es allgemein: Moses Mendelssohn gebraucht im 191. Literaturbriefe den Ausdruck „englisches Trauerspiel" als gleichbedeutend mit der bürgerlichen Tragödie, und Nicolai konnte dem Journal étranger die Anekdote melden wollen — das Brouillon befindet sich noch in Berlin unter seinen Papieren; im Journal étranger selbst habe ich die Notiz nicht finden können — ein junger Engländer in Danzig, wo Nicolai damals auch eine Handlung hatte, habe 50 Pfund Sterling gewettet, die Miß Sara Sampson sei ein englisches Stück, und er werde es sich sogleich von London kommen lassen können.

Welchen Werth Lessing selbst auf das Stück legte, ließe sich allein daraus abnehmen, daß er es sich eine in jenen Zeiten nicht unbedeutende Reise hat kosten lassen, der ersten Aufführung beizuwohnen, oder es vielmehr selbst in Scene zu setzen. Dies fand in Frankfurt an der Oder Statt. Ich sehe mich im Stande, hierüber ein Paar merkwürdige Berichte mittheilen zu können. Ramler schreibt an Gleim den 25. Juli 1755: „Herr Lessing hat seine Tragödie in Frankfurt spielen lassen, und die Zuschauer haben $3^1/_2$ Stunde zugehört, stille gesessen wie Statuen und geweint. Künftig wird er in reimfreien Jamben dichten." Außerdem findet sich in der Gottschedschen Briefsammlung ein Brief von dem Professor Joh. David Grillo aus Frankfurt a. O. an v. Schönaich vom 13. Juli 1755, in welchem es heißt: v. Schönaich habe immer einmal nach Frankfurt kommen wollen, er hätte es in der letzten Messe thun sollen, da hätte er mit seinem größten Gegner eine Lanze brechen können, „denn ich habe die Ehre, Euer Hochwohlgeb. zu berichten, daß Dero ohnlängst besungener Held Gnissel den 9. dieses hier angekommen, um ein von ihm verfertigtes und zu Anfang des sechsten Theiles seiner Schriften befindliches bürgerliches Trauerspiel Miß Sara Sampson genannt, welches die sich jetzo hier schon seit 3 Wochen aufhaltende Ackermannsche Gesellschaft

zum erstenmahle den 10. hujus, besage hier beigelegter Zettel, hier aufgeführt hat, mit anzusehen und sich öffentlich mit ausklatschen zu lassen. Nach geendigtem Trauerspiel, welches sehr wol soll executirt worden sein und von 4 bis 10 Uhr Abends gedauert hat, hat Madam Ackermann denen Herren Zuschauern, wie gewöhnlich gedanket, und den Verfertiger des Trauerspiels (von dem sie zu verstehen gegeben hat, daß er selbst zugegen sei) gar sehr gelobet. Ja man sagt, Herr Gnissel sei Vormittags selbst bei der Probe gewesen und habe den acteurs zu rechte geholfen."

Wenn man die Stimmung bedenkt, in welcher dieses Blatt geschrieben ist, und mit der es ohne Zweifel von Gottsched und v. Schönaich gelesen sein wird, wird man vielleicht erwarten, daß ich dieses Kapitel mit einer Blumenlese von Invectiven gegen die Miß Sara Sampson von Seiten der Leipziger Schule beschließen werde. Allein es findet sich dergleichen bei weitem weniger, als man denken sollte. Ein späterer Angriff von Lessings Seite ruft hier noch einmal eine fast krampfhafte Reaction hervor, von der seiner Zeit die Rede sein wird; jetzt war die Partei ermattet: sie hatte soeben in der Angelegenheit des Weißeschen Devil to pay eine allzu arge Niederlage erlitten. Erst 1757 läßt Gottsched sich in einer Anzeige der zehnten Auflage seines Cato im „Neuesten" hierüber vernehmen. Nachdem er bemerkt, es sei in Frankreich gesagt worden, die Probe eines dramatischen Werkes sei der Druck, welche nun doch sein Stück gar sehr bestanden, fährt er fort: „Wir begnügen uns, dieses Alles kürzlich angezeigt zu haben, ohne uns auf besondere Stücke einzulassen. Wir setzen nur zum Beschlusse eine gewisse Stelle aus den Briefen des berühmten Dichters Rousseau hieher, die vielleicht Wenigen bekannt geworden und sich doch auf den deutschen Parnaß itziger Zeiten sehr wohl schicket. Die Deutung lassen wir unsere Leser selbst machen; capiat qui potest. So lautet sie: Rien ne conclud moins qu'un succès dans la nouveauté. Y eut-il jamais de plus éclatant que celui des tragédies de Quinault?" u. s. w. Aber Gottsched weiß sich zu trösten. „Als der große Corneille," so schließt sein Aufsatz, „den erst ganz Frankreich bewundert hatte, durch die zärtliche und verbuhlte Racinische Poesie fast ganz unterdrückt ward, erklärte sich St. Evremond dennoch öffentlich für jenen. „Mr. Corneille," schrieb er, „est presque le seul qui ait le bon goût de l'antiquité." Hierauf erwiderte dieser: „Vous m'honorez de votre estime en un temps, où il semble qu'il y ait un parti fait, pour ne m'en laisser aucune. Vous me soutenez quand on se persuade qu'on m'a battu!"

Zweites Kapitel.

Lessing hatte nun seit seinem ersten Eintreffen in Berlin, also länger als ein halbes Jahrzehnt, ganz der Literatur und — von derselben gelebt. Der Umstand, daß er auf das Letztere angewiesen war, hat ihn neben den schriftstellerischen Unternehmungen, von welchen bereits die Rede gewesen ist, und die zum Theil, wie die Uebersetzung einiger Bände des Rollin, auch nicht ohne Rücksicht auf Gewinn angefangen sein mögen, zu einer Reihe von andern

veranlaßt, bei welchen diese Rücksicht die Hauptrolle gespielt haben dürfte, ohne daß darum nicht wenigstens ihre Wahl und diese oder jene kleine Zuthat für ihn charakteristisch und daher in seiner geistigen Lebensgeschichte ein bemerkenswerthes Moment hätten sein sollen. Schon bei seinem ersten Aufenthalte hatte er Spanisch gelernt (XII, 16. M. 22. H. XX, 1, 21), vermuthlich um das in der Vorrede zu den Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters gegebene Versprechen lösen zu können, denn schon Riccoboni hatte in seinen réflexions auf die Reichhaltigkeit des spanischen Theaters hingewiesen; ein näher liegender Gebrauch dieser Sprache stand damals für ihn wenigstens nicht in Aussicht, wie denn die Anekdote aufbehalten worden ist, er habe einst, da er mit Mylius spanisch plaudernd unter den Linden promenirt, der Unterhaltung mit einem Spanier, der, da er heimische Töne vernommen, die beiden Freunde angeredet habe, keineswegs Genüge zu leisten gewußt. Doch zeigt sich einige Kenntniß des spanischen Dramas erst später in der Dramaturgie, dagegen hat Lessing den Zutritt zu den übrigen Schätzen einer wenig bekannten Literatur, welche ihm die Kenntniß der Sprache verschaffte, in der nächsten Zeit mehrfältig auszubeuten gesucht. Nachdem eine Uebersetzung der Novellen des Cervantes, von der er in dem Briefe an den Vater redet (ebendas.), auf Hindernisse gestoßen zu sein scheint, erschien von ihm eine Uebersetzung des Examen de Ingenios para las sciencias des Huarte mit einer Vorrede unter dem ausführlichen Titel: Johann Huarts Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften, Worinne er die Verschiedenen Fähigkeiten, die in den Menschen liegen zeigt, Einer jeden den Theil der Gelehrsamkeit bestimmt, der für sie eigentlich gehöret. Und endlich den Aeltern Anschläge ertheilt, wie sie fähige und zu den Wissenschaften aufgelegte Söhne erhalten können. Aus dem Spanischen übersetzt von Gotthold Ephraim Lessing. ZERBST. In der Zimmermannischen Buchhandlung 1752. — Diese Uebersetzung ist durchaus nicht eine reine Meßspeculation, noch auch Lessings anerkennende Vorrede, in welcher er das Buch für das einzige erklärte, das bis jetzt über diesen Gegenstand geschrieben worden, eine bloße Reclame, wie man nach dem spöttischen Bericht, den K. Lessing über dasselbe gegeben, zu glauben geneigt sein könnte, vielmehr sogleich ein Document, daß Lessing, wo er nicht rein im Dienste der Wissenschaft arbeiten konnte, denselben doch nicht aus den Augen verlor. Zwar die Vorschriften wegen der beliebigen Kinderzeugung, und was dazu gehört, mit ihrer scholastischen Naturlehre kommen zum Theil so burlesk heraus, daß man in Huartes älterem Zeitgenossen Rabelais zu lesen glaubt, [1]) das ist aber nicht die Hauptsache: Alle alten Weltweisen, sagt Huarte, kommen darinne überein, und die Erfahrung lehrt es, daß, wenn die Natur den Menschen nicht zu den Wissenschaften geschickt macht, aller Fleiß, den man auf die Erlernung ihrer Regeln wendet, vergebens sei. Keiner von ihnen hat aber es so deutlich zu erklären gewußt, was das für eine Natur sei, die den Menschen zu einer Wissenschaft fähig und zu einer andern unfähig macht. Keiner hat es bestimmt, wie viel Verschiedenheiten des Genies in dem menschlichen Ge-

[1]) Z. B. wenn Eheleute keine Kinder haben, so ist auf folgende Weise zu ermitteln, an wem die Schuld liege: man stelle der Frau ein Gefäß mit Weihrauch oder einer andern starkriechenden Substanz unter die Röcke, schmeckt sie nun dieselbe im Munde, so ist der Mann schuld, denn es ist ein Beweis, daß bei ihr Alles wohl perforiret sei. Nun wundere sich noch Einer über den Weg, den Gargantua in diese Zeitlichkeit genommen.

schlecht anzutreffen sind und welche Künste und Wissenschaften einer jeden davon zukommen. Keiner, welches das Hauptwerk ist, hat uns die Merkmale, woran man diese Verschiedenheiten erkennt, angegeben. Solche gewisse Beschaffenheiten des Subjectes beobachtet selbst Gott bei Austheilung der übernatürlichen Gnadengaben (1. Cor. 12), um so mehr werden die menschlichen Wissenschaften auf sie zurückzuführen sein, welche der Mensch durch seine eigenen Kräfte lernen muß. Die Anlage aber ist zurückzuführen auf eine körperliche Mischung der Elemente im Menschen. Dann führt er die Künste und Wissenschaften zurück auf Gedächtniß, Verstand und Einbildungskraft; dem ersteren gehören an: die Sprachkunst, die lateinische oder jede andere Sprache, die theoretische Rechtsgelehrsamkeit, die positive Gottesgelahrtheit, die Erdbeschreibung und die Rechenkunst; dem zweiten die scholastische Gottesgelahrtheit, die theoretische Arzneigelahrtheit, die Dialektik, die natürliche und moralische Weltweisheit und die ausübende Rechtsgelehrsamkeit oder Advocatur. Von der guten Einbildungskraft endlich entstehen alle Künste und Wissenschaften, welche Bilder, Gleichheiten, Harmonie und Verhältnisse zu Gegenständen haben; namentlich die Dichtkunst, die Beredsamkeit, die Baukunst, die Homelie, die ausübende Arzneigelehrsamkeit, die Mathematik, die Astrologie, die Regierungskunst, die Kriegswissenschaft, das Malen, Zeichnen, Schreiben und Lesen. Das wird nun mit vielen trefflichen Bemerkungen einer gereiften Reflexion ausgeführt, wie denn z. B. die Erörterung sehr gut ist, daß gute Rechtsgelehrte keineswegs immer gute Regenten oder Administrativbeamte seien, dagegen Andere mit zwei bis drei Gesetzen, die sie nur so oder so in Salamanca begriffen haben, eine Regierung, welcher sie vorgesetzt werden, so wohl verwalten, daß man es in der Welt nicht besser verlangen kann; es gehöre eben Einbildungskraft dazu. Gar verständig und praktisch naiv ist auch eine Stelle, in der er erörtert, der junge Mensch müsse, wenn aus ihm etwas werden solle, aus dem Vaterhause gehen. Dieses sehe man an den Studirenden, die in einer Universitätsstadt zu Hause seien, „keiner von ihnen, oder es wäre ein großes Wunder, wird sehr gelehrt werden." Dem aber sei leicht abzuhelfen, wenn man die Universitäten verwechsele, und diejenigen, welche in Salamanca zu Hause seien, nach Alcala, die aber, welche in Alcala geboren, nach Salamanca auf die hohe Schule schicke. Und das bekräftige denn auch die heilige Schrift: Gehe aus deinem Vaterlande, sagt Gott zu dem Abraham (1. Mos. 12), und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will. Und ich will dich zum großen Volk machen und will dich segnen. „Eben dieses," setzt Huarte hinzu, „saget Gott zu allen Menschen, welche nach Tugend und Weisheit streben: denn ob er sie gleich in ihrem Vaterlande segnen könnte, so will er doch, daß die Menschen die Mittel, die er ihnen vorgeschrieben hat, gebrauchen und die Weisheit nicht von seiner unmittelbaren Gnade erwarten sollen." Warum sollte Lessing ein solches Buch nicht übersetzen?[1]) War er doch allem Vermuthen nach als Lustspieldichter darauf gekommen, denn Du Bos sagt in dem ersten Abschnitte des zweiten

[1]) Vorarbeiten zu einer lateinischen Arbeit über Huarte finden sich XI, 738. M. 2, 392. H. XIX, 567. Es scheint die Arbeit zu sein, mit der er in Wittenberg zum Magister promovierte, so wie er die Abhandlung „über die Pantomimen der Alten" (XI, 8. M. 1, 11. H. XI, 2, 843) zum Behufe der Aufnahme in das Göttinger Seminar entwarf. (M. und B.)

Theiles seiner Betrachtungen, wo er vom Genie spricht: Ceux qui voudroient s'instruire et perfectionner par des lumières acquises cet instinct naturel qui nous fait faire les discernements des hommes, peuvent lire l'Examen des Esprits par Huarté et le Portrait du caractère des Hommes, des Siècles et des Nations par Barclai. Um dieselbe Zeit wollte Lessing, wie wir aus dem gedruckten Sendschreiben ersehen, das der Prof. Nicolai in der Langeschen Angelegenheit an Lessing erließ, auch des Aldretes Varias antiguedades de España Africa y otras provincias übersetzen, fand aber keinen Verleger, weil das Werk zu gelehrt geschrieben zu sein schien, als daß es Leser genug in Deutschland finden könnte. Mit diesem Vorhaben dürfte ein mehr selbständiger Plan in Verbindung stehen. Lessing gab 1753 eine Uebersetzung des ersten Theiles von Marignys Geschichte der Araber mit einer Vorrede, in welcher er denselben gegen einige Vorwürfe Baumgartens vertheidigt, heraus, und dieses Werk war freilich französisch geschrieben; es ist eine Nachahmung der römischen Geschichte des Rollin, und mochte darum Lessing um so eher anziehen, aber er beabsichtigte einen vierten Theil hinzuzufügen, welcher die Geschichte der Moraviden enthalten sollte (XII, 24. M. 33. H. XX, 1, 34), und diesen gedachte er ohne Zweifel nach spanischen Quellen zu bearbeiten. Außer diesen Werken übersetzte Lessing auch die (drei) „Schreiben an das Publikum" von Friedrich II. (s. oben S. 160.) und eine englische Schrift über gewisse Differenzen zwischen England und Preußen, von denen das erstere Stück Lachmann selbst gesehen hat (XIII, 650), der aber von etwaigen Zusätzen Lessings, nach denen Mohnike fragt, nichts erwähnt. Lachmann meint bei dieser Gelegenheit, Lessingsche Uebersetzungen seien keine Kunstwerke, (!) daß man sie unter seine Werke aufnehmen könnte.[1]) Dies ist richtig, und diese oder jene von denselben dürfte er vielleicht sogar in der Absicht unternommen haben, bei Gelegenheit derselben die Sprache erst zu erlernen, aber nichts destoweniger steht er auch hierin in jener Zeit ausgezeichnet da, wenn man ihn mit der Schülerhaftigkeit nicht nur eines Lieberkühn und der Uebersetzer, die er in den Literaturbriefen züchtigt, sondern auch eines Ramler (Bibliothek der schönen Wissenschaften III, 343) oder Mendelssohns, der die Ungleichheit der Menschen von Rousseau übersetzte, um sich im Deutschschreiben zu üben, in Vergleichung stellt. Uebrigens waren dies Lessings Unternehmungen und Pläne in jener Zeit noch nicht alle. Abgesehen von der Bearbeitung von Mylius' Uebersetzung von Hogarths Schrift über die Schönheitslinie, erzählt er dem Vater (XII, 30. M. 41. H. XX, 1, 46), daß er an einer neuen Uebersetzung von Beckers bezauberter Welt arbeite, der er eine Geschichte der darüber erregten Streitigkeiten vorsetzen wolle, wozu er schon viel Material gesammelt hatte. Außerdem erfahren wir, daß er eine Wochenschrift habe herausgeben wollen, der Blinde betitelt, eine andere, Meine Brieftasche, und eine dritte, kleine Romane und Erzählungen, deren jegliches Stück wo möglich ein Roman sein sollte; ferner ein Journal, unter dem Titel: Verschiedenes von verschiedenen Verfassern, verschiedenen Inhalts. Eine Zeitschrift „das Beste aus

[1]) In eine „kritische Ausgabe der Zukunft," die aber freilich wohl nur mit Unterstützung aus staatlichen Mitteln zu Stande kommen dürfte, wie jetzt Suphans Herder-Ausgabe, müßten allerdings auch sämmtliche Lessingschen Uebersetzungen gehören; denn wie sollte man sonst einen vollständigen Ueberblick, unter Anderm über den Sprachschatz, eines unserer Klassiker gewinnen? (M. und B.)

schlechten Büchern" — von der, nach dem Meßkatalog von Ostern 1755, das erste Stück in 8. bei Chr. F. Voß wirklich erschienen ist, und deren Lessing (XII, 516. M. 622. H. XX, 1, 767) in einem Brief an Elise Reimarus und einem nachgelassenen Zettel (M. XI, 2, 409. H. XIX, 633) Erwähnung thut — soll auch in diese Zeit fallen und mit Mendelssohn zusammen projectirt worden sein;[1]) auf eine dieser Unternehmungen geht es jedenfalls, wenn Lessing an diesen aus Potsdam am 18. Febr. 1755 schreibt: das projectirte Journal käme gewiß noch zu Stande, er und Gumpertz möchten nur ihre Arbeiten einsenden. Endlich soll Lessing um diese Zeit beabsichtigt haben, aus den Schriften des Jordanus Brunus, Hieronymus Cardanus und Thomas Campanella die merkwürdigsten Stellen auszuziehen und seine Betrachtungen darüber zu machen. In der That zeigt Lessing wenigstens in dem zweiten von diesen Männern nicht nur in der bereits angeführten Abhandlung, sondern auch in mehreren Stellen in den Kollectaneen (XI, 251. 374. M. 1, 340. 508. H. XIX, 295) eine merkwürdige Belesenheit.

Bei dieser schriftstellerischen Vielgeschäftigkeit ist es wohl zu erklären, wenn Lessing sich in einem Brief an den Vater 1755 (XII, 29. M. 40. H. XX, 1, 45) entschuldigt, er habe bis zum Ausgange der Messe noch so viel zu thun, daß er nur kurz und eilig schreiben könne. In der That erschienen Ostern 1755 von ihm zugleich das Beste aus schlechten Büchern, der fünfte und sechste Theil der Schriften, und das dritte Stück der theatralischen Bibliothek.

Eine solche bunte Literatenexistenz, bei welcher das Bewußtsein eines allgemeinen Lebensberufes immer auf dem Punkte steht, bei der Application auf die besondere Aufgabe, wie sie der Tag mit sich bringt, in Splitter zu gehen, kann vielleicht gerade wegen des beständigen Ringens und Jagens, mit welchem man sich in ihr täglich das Leben erobern muß, einen kraftvollen jungen Mann auf eine Weile scheinbar befriedigen, aber je mehr Herz und Geist zu fester Männlichkeit heranreifen, muß ihm nicht nur das Precäre einer solchen Lage lästig werden, sondern auch die Gefahr für beide, welche mit ihr verbunden ist, vor Augen treten. Wir bemerken von jetzt an bei Lessing das Bestreben sich wenigstens zeitweilig und gleichsam zur Abwechslung und Erholung in eine gesichertere Lage zu versetzen, als sie die bloße Schriftstellerei gewähren kann. Sulzer, den Lessing erst kurze Zeit vorher kennen gelernt hatte — am 30. Nov. 1754 hatte er ihn, nach einem Briefe an Bodmer (Briefe der Schweizer S. 223), noch nicht gesehen — findet es in einem spätern Briefe traurig, daß ein Mann wie der Magister Lessing „um seine Versorgung verlegen sein solle," wie er ihm denn in der That, wie ich alsbald anführen werde, zu einer solchen behilflich zu werden suchte, auch findet sich in einem Briefe von Lessing selbst an seinen Vater (XII, 30. M. 41. H. XX, 1, 46) eine Hindeutung auf gewisse Lebenspläne, welche mit der Aeußerung, die er noch 1754 gegen Michaelis gethan, er suche in Berlin keine Beförderung, und Niemand könne gegen die Zukunft gleichgültiger sein als er, nicht ganz in Einklang steht. Er sagt nämlich: „Man hat es mir seit einiger Zeit sehr nahe gelegt,

[1]) Ueber die Idee dieser Schrift, die, auch nach einer handschriftlichen Notiz von Fr. Nicolai, wirklich erschienen ist, vgl. noch VI, 116. M. 112, H. IX, 167: „O wahrhaftig, das schlechte Buch ist rar, in welches sich gar nichts gutes, auch nicht von ohngefähr eingeschlichen hätte!" Literaturbriefe VII, 81 f. XIV, 194. Sterne, Tristram Schandy, übersetzt von Bode, I, 135. (M. und B.)

nach Moscau zu gehen, wo, wie Sie aus den Zeitungen werden gesehen haben, eine neue Universität angelegt wird. Dieses könnte vielleicht am allererſten geſchehen." Und die Bedeutung dieſer Worte wird nicht durch den Eingang geſchwächt, den er ihnen voranſchickt: „Von meiner Beförderung, auf die ich eben nicht ſehr hitzig bin, wiſſen andere Leute immer mehr als ich ſelbſt," denn da es großen Männern freiſtehen muß, daß ſie, um den Zoll der Menſchlichkeit zu bezahlen, wenigſtens in Uebertreibung des Guten bisweilen etwas kleiner erſcheinen, ſo wird man es ſich auch gefallen laſſen, zu bemerken, daß Leſſing, ſeitdem es darauf angekommen war, ſeine Flucht nach Berlin zu rechtfertigen, in Briefen an den Vater mit der Selbſtändigkeit, die er ſich dort erworben, gelegentlich wohl gar ein wenig großthut.

Mag ſich nun dieſer moscowitiſche Plan, vor deſſen bloßer Möglichkeit man erſchrecken könnte, wenn es ſich nicht von ſelbſt verſtände, daß Leſſing es ſo weit gegen Oſten doch nicht lange ausgehalten haben würde, auf dieſe oder jene Weiſe zerſchlagen haben — die Profeſſur der deutſchen Sprache und Beredſamkeit, bei welcher man am erſten an Leſſing gedacht haben könnte, fiel Joh. Gottfried Reicheln, dem Verfaſſer der Bodmerias, ſeinem ſpeciellen Gegner zu[1]) — ein halbes Jahr darauf hatte Leſſing auf einmal andere und ihm ſelbſt bei Weitem vertrautere Wege eingeſchlagen.

Leſſings literariſche Thätigkeit in dem vergangenen halben Jahrzehnt hatte ſich großentheils um das Theater gedreht. Aber eine bloß literariſche Beſchäftigung mit dem Theater war gerade für Leſſing ein Widerſpruch: ich habe oben nachgewieſen, wie eben dies Zurückgehen auf die lebendige Theaterkenntniß und Theaterpraxis, die Auffaſſung des Dramas weſentlich als eines zur Aufführung gebrachten Gedichtes ihn dazu vorbereitete, in dieſem Fache in der deutſchen Literatur Epoche zu machen. Wirklich muß Leſſing (XII, 96. M. 117. H. XX, 1, 131 f.) dem Moſes Recht geben, daß gewiſſe Stellen in der Miß Sara Sampſon nicht zu declamiren ſeien (ſ. Mendelsſohns Abhandlung über die Quellen und Verbindungen der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften. Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften. I, 260); und wenn er von einer von ihnen ſagt, wenn ſie tadelhaft ſei, ſo ſei ſie es vielmehr dadurch geworden, daß er zuviel, als daß er zu wenig für den Schauſpieler gearbeitet, ſo ſagt dies nur um ſo mehr, daß er bei ihr den Schauſpieler ſelbſt, und was er iſt und ſein kann, nicht vor Augen gehabt habe; auch bedurfte das Stück ſpäter für die Aufführung einer Abkürzung. Um ſo natürlicher müſſen wir es finden, daß in Leſſing das Bedürfniß, mit einem guten Theater in unmittelbarer Verbindung zu ſtehen, als nun ſeine Dramen und beſonders ſeine Miß Sara die Runde über die deutſchen Bühnen machten, und als er die letztere ſelbſt auf dem Theater geſehen hatte, mit doppelter Stärke erwachte. Ein Zuſammentreffen zufälliger Umſtände war Urſache, daß ihn dieſes Bedürfniß an denſelben Ort zurückführte, wo ſeine theatraliſche Neigung und ſein Talent zur dramatiſchen Dichtkunſt zuerſt erwacht war. Schon 1750 hatte Koch, von deſſen Verbindung mit Leſſing und der Frau Neuber oben die Rede geweſen

[1]) Dieſe Notiz, und Einiges über dieſe Univerſität, die aber damals wenigſtens nur eine Art von philoſophiſcher Facultät darſtellte und 1755 den 24. Januar geſtiftet worden, findet man, ohne Zweifel aus Reichels eigener Mittheilung, im Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit 1758 S. 212.

ist, für Leipzig eine Concession erhalten und auch bald eine Gesellschaft zusammengebracht, die sich bis 1755 zur ersten in Deutschland heraufarbeitete: sie hat mit der Ackermannschen, mit welcher Lessing schon in Verbindung stand, den bedeutungsvollen Charakterzug gemein, daß sie zuerst von Gottscheds Einflüssen frei war; welchen Verdruß dem Letzteren die Aufführung des Weißeschen „der Teufel ist los" auf der Kochschen Bühne verursachte, ist bekannt. Gewiß hätte Lessing diesen alten Freund längst gern wieder aufgesucht, es war aber auch außerdem seit 1753 in seiner Gesellschaft der erste Schauspieler ein Mann, an dessen theatralischer Bildung Lessing großen Antheil hatte und der diesem selbst viel zu verdanken bekannte, nämlich Joh. Gottfried Brückner, der zu Berlin in der Rüdigerschen und dann in der Vossischen Handlung Lehrling gewesen, und nachdem er nach Leipzig in die Gleditschische übergegangen, bei einer kleinen Gesellschaft debutirt hatte. Eine bessere Gelegenheit, mit der Bühne wieder in Verbindung zu treten, konnte Lessing sich nicht wünschen: er verschwand daher plötzlich von Berlin, wie er einst aus Leipzig ohne Berathung mit seinen Freunden verschwunden war, und siedelte wieder nach Leipzig über; am 18. Oktober 1755 meldet die Vossische Zeitung in einer Notiz, die ich zu einem andern Zwecke schon einmal angeführt habe, die Veränderung seines Aufenthaltes. [1])

Die Vermuthung liegt nahe, daß Lessing in Leipzig zu der Kochschen Bühne in ein näheres Verhältniß getreten sei oder doch zu treten beabsichtigt habe, sei es nun, daß man hier bereits an eine Stellung, wie er sie ein Jahrzehnt später in Hamburg eingenommen, denken, oder ihm lieber die bescheidene Rolle eines Theaterdichters zutheilen will, indessen sind über diesen Punkt keinerlei positive Angaben auf uns gelangt, wenn man nicht etwa dahin rechnen will, daß dem Moses geschrieben worden war, Lessing lebe hier wieder unter den Schauspielern (XIII, 11. H. XX, 2, 27). Gewiß ist nur, daß Lessing sich hier jetzt fast ausschließlich mit dramatischen Arbeiten beschäftigte. Bei dem ersten damaligen dramatischen Dichter nicht nur Leipzigs, sondern auch Deutschlands, bei Gellert, wird er freilich, nach den Aeußerungen über denselben, welche ich im vorigen Kapitel angeführt habe, nun schon nicht mehr in die Schule gegangen sein — ohne Zweifel zu seinem großen Schaden, denn wir wissen jetzt, daß die Hauptsache bei aller Poesie der nationale Hintergrund ist, und wie vollkommen national Leipzigisch die Gellertschen Lustspiele gewesen sein müssen, geht daraus hervor, daß noch heute in gemüthlichen Familienkreisen echten Vollbluts umgekehrt der Gellertsche Dialog vielfach anklingt; besonders kann man Gellert als den Urvater der berühmten „Leipziger Spaßhaftigkeit," wie Jean Paul sie nennt, betrachten, die wegen ihrer vorleuchtenden Unschädlichkeit gewissermaßen die Komik par excellence nach Aristoteli-

[1]) Es erschienen damals drei Schriften: 1) Schilderei der Kochschen Schaubühne in Leipzig 1755. 2) Gegenschilderung der Kochschen Schaubühne in einem Schreiben an den Parterrekönig im Monat März 1755. 3) Unvorgreifliche Gedanken zu einem dauerhaften Frieden zwischen dem Parterrekönig und dem Theatercommandanten der Kochschen Schaubühne in Leipzig. Halle am 15. Mai 1755. — Koch und seine Frau werden in allen sehr gerühmt, und auch in Brückners Lobe stimmen die streitenden Parteien überein. Von diesem heißt es zwar, er spiele bisher in Trauerspielen noch keine Hauptrollen, doch wird in Nr. 1 gesagt, die Darstellung des Barnwell im Kaufmann von London hätte man nicht besser wünschen können.

scher Definition ist — weshalb es auch gar nicht consequent war, wenn ein Komiker, wie Jean Paul, ein Mädchen, das er sonst wohl geheirathet hätte, als mit dieser Spaßhaftigkeit behaftet gerade lieber nicht nahm. Indessen wenn Gellert Lessingen in dieser Zeit nicht insofern nützlich geworden ist, als er selbst witzig war, so scheint er ihm doch dadurch gute Dienste geleistet zu haben, daß er auch gelegentlich andere witzig zu machen vermochte, indem nämlich Lessingen, wie er (XII, 31. M. 42. H. XX, 1, 47) an Mendelssohn schreibt, jetzt Alles um so lieber war, je komischer es war. Lessing hatte nicht lange vor seinem Abgange aus Berlin dort auch Ramler kennen gelernt. Ein erster Brief an denselben aus Leipzig entschuldigt seine Schreibfaulheit und giebt die Geschichte derselben. „In dem ersten Briefe, den ich an Sie anfing," sagt er (XII, 35. M. 45. H. XX, 1, 51) „versuchte ich den Landkutschenwitz des Herrn Gellert nachzuahmen; denn Sie wissen, daß ich in einer Landkutsche von Berlin abreiste. Ich hatte zwar nicht das Glück mit einem Scharfrichter zu fahren, und durfte nie, als bei den heftigen Stößen des Wagens, nach meinem Kopfe fühlen, ob ich ihn noch hätte" u. s. w. Ramler wird sich hier des zweiten der Gellertschen Briefe 1751 wohl erinnert haben. Dann erzählt Lessing weiter, in seinem dritten Briefe habe er Ramlern schreiben wollen, daß er Hrn. Gellert verschiedenemal besucht. Das Erstemal sei er Zeuge gewesen, wie der bescheidene Dichter einen jungen Baron, der nach Paris reisen wollte, gebeten, er möge ihn doch vertheidigen, wenn man in Paris Böses von ihm reden sollte. „Aber sagen Sie mir doch, wie nennen sie so eine Bitte? naiv oder albern? — Herr Gellert ist sonst der beste Mann von der Welt." Bei einem der übrigen Besuche mag auch die Geschichte vorgefallen sein, daß Lessing, welcher den hypochondrischen Mann in einem Andachtsbuche lesend fand, und ihn aufmerksam machte, das sei keine Lectüre für ihn, sich die heftige Antwort mußte gefallen lassen: „Stören Sie mich nicht in meinem Glauben, in dem einzigen Trost meiner Krankheit," wo er denn also auch von den „tugendhaften Thränen" des Komikers eine eigene Anschauung zu gewinnen Gelegenheit gehabt hätte. In etwas innigerer Geistesgemeinschaft als mit diesem mag Lessing hier denn doch mit seinem alten dramatischen Freunde Weiße gelebt haben, der jetzt wenigstens insofern mit ihm auf gleichem Boden stand, als sein Singspiel „der Teufel ist los" (1753), das ihm für immer Gottscheds Zorn zuzog, aus dem Englischen entlehnt war, so wie die Miß Sara eine englische Färbung hatte. Aber die Hauptsache war, daß Lessingen hier, wie er in einem Brief an Mendelssohn vom 5. December 1755 schreibt, die Lustspiele des Goldoni in die Hände fielen. Er selbst schreibt dieser Lectüre die besondere Geweckheit des Sinnes für das Komische zu, die er jetzt an sich bemerkte; kein Wunder, wenn nunmehr seine alte Vorliebe für das Lustspiel wieder das Uebergewicht bekam. Dem Begriffe der wahren Komödie zufolge, den wir Lessing im vorigen Kapitel aufstellen sahen, muß ihn dieser Schriftsteller, der von den neueren Franzosen, den Destouches und Marivaux, denen Lessing selbst so viel verdankte, angeregt war, und dem zugleich die größte Bühnenkenntniß zu Gebote stand, in hohem Grade angesprochen haben. Lessing hatte die Absicht, einen Auszug aus den 28 Komödien Goldonis, welche die Ausgabe von 1753 in sieben Bänden enthielt, in seine theatralische Bibliothek zu setzen, und wenn er sich vorgesetzt hatte, bis Ostern 1756 einen Band von 6 dramatischen Stücken zu vollenden, so dürfte diese ungewöhnliche dramatische Zeugungskraft zum

Theil durch diese Lectüre bei ihm wach gerufen worden sein. Wenigstens eins von diesen Stücken war eingeständlich durch Goldoni veranlaßt; „eine von diesen Komödien, schreibt er, „habe ich mir zugeeignet, indem ich ein Stück nach meiner Art daraus verfertigt"; Koch, setzt er hinzu, werde es, noch ehe es gedruckt werde, aufführen. L'Erede fortunata ist das Stück, von dem uns unter dem Titel „die Clausel im Testamente" Personenverzeichniß und Scenarium, und unter der Ueberschrift, „die glückliche Erbin," der erste Aufzug aufbehalten ist.

Nicolai räth jungen Dichtern zur Uebung den Lessingschen Entwurf der glücklichen Erbin mit dem Stück des Goldoni zu vergleichen, aber die jungen Dichter wollten nicht studiren, da doch Lessing größtentheils durch Studium geworden sei, was er gewesen. Für ein Kunststudium, wie Nicolai es hier im Sinne hat, dürfte auf bedeutendere Werke hinzuweisen sein, als die beiden sind, von denen es sich hier handelt; aber in Bezug auf den Gang von Lessings Geistesentwickelung giebt eine Vergleichung derselben immer Belehrung genug.

Der Gang des Goldonischen Stückes, welches in drei Acte zerfällt, ist folgender: In der ersten Scene wird in Gegenwart des Pancrazio, Ottavio, des Doctors, des Florindo und des Bedienten Trastullo das Testament des verstorbenen Petronio, Bruders des Doctor Balanzoni und Handlungsassociés des Pancrazio verlesen,[1]) welches die Tochter Rosaura zur Universalerbin einsetzt unter der Bedingung, daß sie sich mit dem Pancraz vermähle; thut sie dies nicht, so fällt das Vermögen dem Doctor und Florindo zu gleichen Theilen zu, mit der einzigen Bedingung, der Rosaura 4000 Ducaten Aussteuer zu geben. Der Doctor und Florindo eilen wüthend fort, Pancrazio fordert den Trastullo, der in seinem Hause erzogen worden, und ihm noch von Herzen zugethan ist, auf, sie zu besänftigen, Pancrazio und Ottavio bleiben allein zurück (Sc. 2). Ersterer vermißt an dem Letzteren die rechte Freude über dieses Familienglück; in einem Monolog des Ottavio (Sc. 3) entdeckt sichs, daß er Rosaura liebt, doch will er ihr jetzt entsagen, um sie nicht um ihr Vermögen zu bringen. Es folgt eine komische Scene zwischen ihm und dem Arlecchino, indem er diesen zu seiner Geliebten schicken und wieder nicht schicken will; in der fünften Scene parodirt Arlecchino diesen Auftritt mit der Fiammetta. Fiammetta klagt, daß sie auf ihres Bruders Zureden den Harlekin zu nehmen

---

[1]) Petronio heißt bei Lessing Pancraz.

Pancrazio Aretusi, Mercante Veneziano.
Ottavio suo Figlio.
Beatrice sua Figlia, Moglie di Lelio.
Rosaura, Figlia del fù Petronio Balanzoni, Fratello del Dottore.
Il dottor Balanzoni, Zio di Rosaura.
Florindo, Nipote per via di Sorella del Dottor Balanzoni.
Trastullo, servo del Dottore e di Florindo.
Arlecchino, Servo di Ottavio.
Fiammetta, serva di Rosaura e di Beatrice.
Tito, servitore di Pancrazio.

Im Uebrigen ist
Araspe, ein reicher Banquier.
Lelio, sein Sohn.
Camilla, seine Tochter und Frau des Philibert.
Juliane, Tochter des verstorbenen Pancraz, Consorten des Araspe.
Panurg, Bruder des verstorbenen Pancraz.
Joachim, ein junger Anverwandter des Pancraz.
Pasquin, Bedienter des Panurg und ehedem des Pancraz.
— —
Lisette.
— —

verſprochen und zeigt ſich überhaupt als eine Spröde. Lelio kommt (Sc. 7) hinzu und ſucht die Gelegenheit zu benutzen, ſie für ſich zu gewinnen, Beatrice überraſcht ſie (Sc. 8) und es giebt (Sc. 9) einen Zank zwiſchen den beiden Eheleuten. Die zehnte Scene führt in einem andern Gemach Ottavio und Roſaura vor, die in großmüthigem Liebesſtreite begriffen ſind, Pancrazio, der hinzu kommt, trägt ſich (Sc. 11), nachdem Ottavio ſich entfernt, der Roſaura zum Gatten an, läßt ihr aber Bedenkzeit; Roſaura iſt (Sc. 12) entſchloſſen, dem Ottavio treu zu bleiben. In der dreizehnten Scene ſind wir auf die Straße verſetzt: Florindo ſinnt auf eine Liſt gegen Pancrazio, Traſtullo beſchließt, die Sache zu wenden, daß dieſem wenigſtens nicht zu viel Schaden daraus entſtehe; in den beiden folgenden Auftritten ziehen Traſtullo und Fiammetta den Arlecchino auf und ſuchen ihn durch das Eheverſprechen für ſich zu gewinnen. Sc. 16 Roſaura in ihrer Stube: ſie wird ohnmächtig vor Kummer, (Sc. 17) Lelio eilt ihr zu Hülfe, (Sc. 18) Beatrice kommt auch hier hinzu: neue Ausbrüche der Eiferſucht (Sc. 19), Beatrice beklagt ſich bei ihrem Vater, dieſer beſchließt (Sc. 20) die Sache genau zu unterſuchen. Im zweiten Act zuerſt wieder ein Monolog der Roſaura; Pancrazio tritt auf (Sc. 2), um ihr wegen des vermeintlichen Verhältniſſes zu Lelio Vorwürfe zu machen und ſie verräth bei dieſer Gelegenheit ihre Liebe zum Ottavio, Pancraz beſchließt (Sc. 3) dieſem die Roſaura zu geben und lieber das Vermögen fahren zu laſſen, der folgende Auftritt enthält einen Großmuthsſtreit zwiſchen Vater und Sohn. In der fünften Scene — auf der Straße — überredet Traſtullo den Arlecchino, zur Nachtzeit den Florindo in Roſauras Stube zu führen; Sc. 6 erzählt der Doctor dem Traſtullo, er habe ſchon die Klageſchrift gegen Pancrazio fertig, Sc. 7 enthält gegenſeitige Verhöhnungen des Doctors und des Pancrazio. In der achten Scene führt Arlecchino den Florindo in Roſaurens Stube, in der neunten führt Pancrazio den Ottavio herbei, um ihn der Roſaura zu verloben, doch weigert ſich Ottavio noch immer, in der zehnten kommt Florindo zurück, dem die Sache doch zu bedenklich vorkommt, in der elften legt Pancraz die Hand der Roſaura in die des Florindo, den er im Dunkeln für Ottavio hält. Fiammetta kommt (Sc. 12) mit Licht, Florindo behauptet von der Roſaura beſtellt zu ſein, aus dem Harlekin iſt (Sc. 13) Nichts herauszubringen, Pancraz weiſt Florindo (Sc. 14) aus dem Hauſe, Fiammetta erfährt von Roſaura (Sc. 15) den wahren Thatbeſtand und räth ihr, ſich an Lelio zu wenden, dieſer verſpricht (Sc. 16) den Florindo zur Zurücknahme ſeiner Anſchuldigung zu zwingen, Beatrice überraſcht die beiden wieder (Sc. 17), wird aber diesmal (Sc. 18) durch Roſaura und Fiammetta von dem wahren Grunde von Lelios Anweſenheit überzeugt, worauf (Sc. 19) Lelio ſie durch Verſchließung ihres Geſchmeides ſtraft. Der dritte Act beginnt auf der Straße: Traſtullo erfährt von der Fiammetta, welche Verwirrung er im Hauſe des Pancrazio angerichtet, und beſchließt, es wieder gut zu machen, Fiammetta verbietet (Sc. 2) dem Harlekin, Ottavio etwas von dem Vorfalle zu ſagen, dieſer thut es aber (Sc. 3) doch, worauf denn Ottavio (Sc. 4, jetzt wieder im Hauſe des Pancraz) die Roſaura mit Vorwürfen überſchüttet, Ottavio will ſich ſogleich mit Florindo ſchlagen. Sc. 5 bittet Roſaura den Lelio, über Ottavios Leben zu wachen, Lelio wird aber durch Beatrice aufgehalten, die ſich, um nur wieder in Beſitz ihres Geſchmeides zu kommen, zu allen Conceſſionen verſteht, darüber treffen (Sc. 7) Florindo

und Ottavio auf der Straße zusammen, Florindo wird verwundet, Lelio führt ihn (Sc. 8) ins Haus des Pancrazio. In der neunten Scene naht endlich die Entwickelung, Trastullo überreicht dem Doctor ein Paar selbstfabricirte Briefe, aus denen hervorzugehen scheint, daß das Haus Aretusi und Balanzoni seinem Falle nahe ist, dies stimmt den Doctor zu einem Vergleich, um nur etwas zu retten. Florindo nimmt (Sc. 10) die beleidigenden Angaben über Beatrice zurück, kommt aber (Sc. 11) aufs neue in Streit mit Ottavio, weil er der Rosaura noch nicht entsagen will, wozu ihn der Doctor (Sc. 12), der ihn schon lange suchte, durch heimliches Zustecken der Briefe zu bewegen sucht. In der dreizehnten Scene legt Pancrazio den Vergleichsvorschlag vor, der dahin lautet, es solle Rosaura sich dem Ottavio vermählen und der Doctor und Florindo jedem Anspruch entsagen, wofür sie auf der Stelle zehntausend Ducaten ausgezahlt erhalten sollen. Der Vergleich wird (Sc. 14) in Gegenwart von Notar und Zeugen geschlossen, und das Geld ausgezahlt, in der funfzehnten Scene bekennt Trastullo die List, und der Doctor wird ausgelacht; das Stück schließt mit gegenseitigen Beglückwünschungen.

Gewiß konnte sich Lessing von diesem Stück nicht durch das angezogen fühlen, was es war, sondern nur etwa durch das, was sich aus ihm machen ließ. Es lag ihm eine verworrene, überhäufte, schlechtverknüpfte und schlecht exponirte Scenenreihe vor; sein dramatischer Blick zeigte ihm den Keim eines gut geordneten auf einheitliche Wirkung berechneten Ganzen, welcher in derselben lag. Der Knoten, welchen die Handlung lösen soll, besteht darin, daß Rosaura dem Ottavio als Gattin zufalle, ohne ihr Vermögen einzubüßen, und die Lösung selbst hat zwei Momente: Pancrazio entdeckt die Liebe des Ottavio und der Rosaura und entsagt seinerseits ihrem Besitz und der Erbschaft, und alsdann wird auch noch diese gerettet. Diese Hauptpunkte hebt nun Lessing schärfer hervor; zu ihnen tritt bei ihm Alles in eine genauere Beziehung, und was einer wesentlichen Beziehung nicht fähig ist, fällt weg. Das letztere ist der Fall mit dem nächtlichen Besuche des Florindo in Pancrazens Hause und Allem, was aus demselben folgt; das sind in der That ganz außer der Hauptsache liegende Motive, die nur herbeigeholt worden, um ein Paar spannende Scenen mehr zu erlangen, ebenso fallen die Scenen mit dem Harlekin weg. Die andere Episode dagegen, die Geschichte der Eifersucht der Beatrice gegen ihren Mann, bringt er in so nahe Verbindung mit der Haupthandlung, daß sie wirklich als der Hebel derselben erscheint: er läßt nämlich erstlich Lelios Verliebtheitsscenen mit der Fiammetta weg, wodurch sein Philibert als ein achtbarer Mann erscheint — während der Lelio ein Stutzer ist — und also fähiger wird bedeutend einzugreifen, und so wird denn die Hülfe, welche Philibert der Juliane leistet, der einzige scheinbare Grund zur Eifersucht für die Camilla. Das Geschick der Eheleute erscheint also viel näher verknüpft mit dem der Juliane als bei Goldoni, wo Beatrice ihren Mann mit allen Weibern in Verdacht hat. Auf diesen Grund flicht nun Lessing noch einen andern Zwischenfall ein, der sich bei Goldoni nicht findet: er läßt den Joachim, der bei ihm ein ausnehmend dummer Landjunker ist, bei Camilla einen Versuch machen, sie für seine Interessen zu gewinnen, das heißt ihm Juliane zu verschaffen, an deren Fortschaffung aus dem Hause ihr doch gelegen sein mußte. Diese Bemühungen bei der Camilla nimmt dann Philibert, um seine Frau mit gleicher Münze zu bezahlen, zum Schein für Liebesbewerbungen

und straft sie im Scherz — denn als voller Ernst würde dies nach unsern Sitten einen peinlichen Eindruck machen — durch Verschließen ihres Geschmeides. Zugleich scheint Philibert zur Herbeiführung des zweiten Momentes bestimmt gewesen zu sein, indem er den Pasquin zu der Ausführung der List, mit welcher Panurg zum Schweigen gebracht werden soll, anwirbt. Eben dieser zweite Punkt ist nun aber auch sonst noch bei Lessing unendlich viel besser motivirt. In dem Stücke des Goldoni erscheint die List wie eine Art Deus ex machina — Niemand hatte daran gedacht, daß so ein Ausgang bevorstehen könnte; zwar führt gleich in der ersten Scene Trastullo gegen seinen früheren Herrn die höchstmoralische Rede: Non son di quei servitori che hanno per vana gloria di sputare in quella scodella, dove hanno bevuto Sono stato allevato in casa sua ed ella mi ha fatto del bene. È vero, che sono in obbligo di obbedir quelli, che mi danno il salario; ma a luogo e tempo mi recorderò del mio primo padrone u. s. w., dann weiß sich aber der ehrliche Mann aus dieser doppelten Verpflichtung nicht anders herauszuhelfen, als daß er erst den alten und dann den neuen Herrn betrügt. Hier hat nun Lessing, da es doch einmal betrogen sein sollte, lieber gleich den Erzspitzbuben Pasquin zu seinem Bedienten gewählt, und indem er nun mit diesem das Stück anfängt, wird der Leser von vorn herein darauf hingewiesen, daß diesem Gesellen noch eine bedeutende Rolle bestimmt sei, und also die List vorbereitet. Zugleich wird dadurch das ganze Stück weit besser exponirt. Die Exposition des Goldoni, welche ab ovo anfängt — die Leidtragenden sind versammelt, sagen alle ihre Ansprüche vor sich hin und fragen sich untereinander: was wird wohl im Testament stehen? dann wird es gelesen, und sie sind respective froh oder wüthend — ist so kunstlos, daß man sie kindisch nennen möchte: Lessing läßt in der ersten Scene den Zuschauer nur erst gewahr werden, Pancraz sei todt, und es werde jetzt eben das Testament eröffnet — dann kommen die Betheiligten in vollem Zanke auf die Bühne, und hier erfährt man denn den Inhalt des Testaments zwar der Form nach beiläufig, wird ihn sich aber viel leichter merken, da die einzelnen Bestimmungen von den Parteien selbst gleich im Sinne der Bedeutung vorgebracht werden, welche sie für ihr Interesse haben. Außerdem bekommt auch das ganze Stück durch die Heiterkeit und den raschen Gang dieser Scene von vorn herein ein lebendiges Interesse und einen frischen Schwung.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, „die glückliche Erbin" wäre ein gutes Stück geworden, mindestens ein besseres als l'Erede fortunata des Goldoni, nun aber sagt Lessing ausdrücklich, er mache aus der letztern ein Stück nach seiner Art — was für eine Art ist nun dies, und was lehrt uns dieser Ausdruck überhaupt? — Die Art ist seine alte Art, wie sie oben charakterisirt worden ist; alle Hauptzüge derselben finden sich hier wieder: es ist vorwaltend und zwar durch Lessings Umbildung eine Bedientenkomödie, wir haben die maskenartige Figur des Pasquin, sogar der Lisette, die zwar veränderten aber doch fremden und hergebrachten Namen; — sogleich ist es klar, und in dieser Beziehung ist dieses Fragment der glücklichen Erbin für unsere Erkenntniß von Lessings geistigem Entwickelungsgange höchst wichtig, daß er, um auch für dieses Gebiet der Gründer der heutigen Literatur zu werden, noch eines Hauptanstoßes bedurfte; hatte er doch in demselben Bande seiner Schriften mit der Miß Sara noch den Freigeist herausgegeben!

Unter diesen Umständen ist es allenfalls zu verschmerzen, daß die glückliche Erbin nur bis zu Ende des zweiten Aufzuges ausgearbeitet worden ist. Lessing veruneinigte sich wegen derselben mit dem Buchhändler Reich, dessen Bekanntschaft er durch Weiße gemacht hatte, und welcher eben jenen Band von sechs Komödien verlegen wollte. Lessing ließ nach seiner Gewohnheit gleich drucken, so wie er angefangen hatte zu schreiben, und zwei Bogen waren bald fertig. Nun aber verlor er die Lust, er sagt selbst einmal in einem Briefe an Mendelssohn: „ich muß meine erste Hitze benutzen, wenn ich etwas zu Stande bringen will." Reich, der ganz Kaufmann war, verlangte die Fortsetzung des Manuscriptes mit dem lebhaftesten Ungestüm, und die Folge des Streites war, daß er die zwei gedruckten Bogen gänzlich in die Maculatur warf. Nach einigen Jahren hörte Nicolai von der Geschichte und wollte von den Bogen wenigstens ein Exemplar retten, aber Reich hatte auch nicht eins, doch erhielt er vom Buchdrucker Saalbach ein Exemplar des ersten Bogens, das er für sich bewahrt hatte — es ist vermuthlich dasselbe, das K. Lessing im Nachlaß seines Bruders vorfand und im theatralischen Nachlasse hat abdrucken lassen — vom zweiten Bogen erfuhr er, daß er nicht abgedruckt und die Formen auf Reichs Verlangen wieder abgelegt worden; es war nicht einmal einer der Correcturbogen zu finden.[1]) Nicolai fügt den gegründeten Zweifel hinzu, das Stück möge unter diesen Umständen auch niemals auf die Bühne gekommen sein. Welches die übrigen fünf Komödien gewesen, welche mit der glücklichen Erbin einen Band ausmachen sollten, weiß ich nicht zu sagen. „Vor diesem" hat aller Wahrscheinlichkeit nach dazu gehört, denn die deutsche Bearbeitung, die sich unter den Breslauer Papieren befindet, trägt deutlich die Jahreszahl 1756; da Lessing ferner „zu seiner Entschuldigung nur dies anführen kann, daß er seine Kindereien vollends auszukramen eile," darf man wohl annehmen, er habe einige seiner früheren Entwürfe auszuführen beabsichtigt, und wenn es gälte, unter denjenigen, welche uns erhalten sind, zu wählen, könnte vielleicht der Umstand, daß ein Heft, welches Auszüge aus Stücken des Otway und Wycherley enthält, ebenfalls die Jahreszahl 1756 trägt (M. XI, 1, 36. H. XI, 2, 862), unter andern an einige von den Bearbeitungen englischer Dramen denken lassen, welche sich in dem theatralischen Nachlaß finden.[2])

Lessing hatte von vorn herein die Absicht gehabt, mit dem im Weidmannischen Verlage erscheinenden Bande Lustspiele vorerst seine dramatische Laufbahn zu beschließen: er wollte, wie er an Mendelssohn mit einer charakteristischen Wendung schreibt, seine Kindereien nur vollends auskramen, denn er fürchtete, je länger er damit wartete, desto härter möchte das Urtheil

---

[1]) Nicolai schwankt in seinem Bericht zu XII, 32. M. 43. H. XX, 1, 48 f., ob diese tragische Geschichte 1756 oder 1758 vorgefallen. Erst soll Lessing 1758 durch Nicolais Erwähnung des Stückes von Goldoni in der Bibliothek der schönen Wissenschaften an seinen früheren Plan erinnert sein und erst jetzt den Band Komödien beabsichtigt haben, dann hatte ihn an der Ausarbeitung der glücklichen Erbin ohnehin die (1756) angetretene Reise verhindert. Der Umstand, daß Lessing jetzt und nicht erst 1756 von dem Stücke und dem Bande Komödien spricht, entscheidet für 1756; auch wird es sich an seinem Orte zeigen, daß er nach der Reise ganz andere Interessen hatte. — [2]) „Die mit Lessings Vorrede ehedem herausgekommene Uebersetzung der Thomsonschen Trauerspiele, hat ihr Dasein einer gelehrten Gesellschaft zu Stralsund zu verdanken, die, unter dem Namen der englischen, noch daselbst existirt." Theaterkalender 1780. S. 132.

werden, das er selbst einmal über sie fällen dürfte: aber der Gang seines Schicksals schien ihn auf einmal für längere Zeit aller schriftstellerischen Thätigkeit entfremden zu sollen.

Schon darin, daß Lessing sich mit dem Gedanken befreunden konnte, nach Moskau zu gehen, liegt ein gewisses Streben in eine örtliche Ferne, ein Bedürfniß, sich einmal aus allen gewohnten Verhältnissen herauszureißen. Später mochte im Rath seiner Freunde unter den Wegen zur Versorgung auch der zur Sprache gekommen sein, mit irgend Jemanden auf Reisen zu gehen; Sulzer, der damals Lessing, ohne Zweifel wegen der Herausgabe der Dunciade, in Protection zu nehmen Miene machte, hatte ihm die Aussicht eröffnet, auf solche Weise der Begleiter eines jungen Schweizers zu werden. Aber ehe dieses Verhältniß näher eingeleitet werden konnte, — Lessing hatte noch nicht einmal den Namen des jungen Menschen erfahren — fand sich in Leipzig selbst eine viel bessere Gelegenheit. Weiße, oder nach einem andern Berichte (Supplementband zu Ottos Lausitzischem Schriftstellerlexikon) der Buchhändler Reich schlug Lessing einem jungen Chr. Gfr. Winkler, einem unabhängigen Mann, welcher Besitzer des Hauses zur Feuerkugel, eines der stattlichsten in Leipzig war, zum Begleiter vor; [1]) Ostern 1756 wollte man sich aufmachen. Die Freude, mit welcher Lessing dies Verhältniß einging, malt sich in seinen Briefen: „Ich muß allerdings zu keiner unglücklichen Stunde aus Berlin gegangen sein (XII, 33. M. 44. H. XX, 1, 49). Ich werde nicht als ein Hofmeister, nicht unter der Last eines mir auf die Seele gebundenen Knabens, nicht nach den Vorschriften einer eigensinnigen Familie, sondern als der bloße Gesellschafter eines Menschen reisen, welchem es weder an Vermögen noch an Willen fehlt, mir die Reise so nützlich und angenehm zu machen, als ich mir sie nur selbst werde machen wollen. Er ist geneigt, mir alle Einrichtungen zu überlassen, und am Ende wird er mehr mit mir als ich mit ihm gereiset sein." Und dabei vergißt er nicht die Ferien, welche er auf diese Weise als Schriftsteller gewinne, in Anschlag zu bringen: er leitet die soeben angeführten Worte ebenda mit der Bemerkung ein: „Sollte das Publikum mich als einen zu fleißigen Schriftsteller ein wenig demüthigen wollen" — er fühlte also doch, daß er als solcher wenigstens erscheinen könnte — „sollte es mir seinen Beifall auch deswegen mit versagen, weil ich ihn allzuoft zu erhalten suchte, so will ich es auf der andern Seite durch das Versprechen bestechen, daß es von künftige Ostern an drei ganze Jahre von mir nichts zu sehen noch zu hören bekommen soll."

Ehe diese große Reise angetreten wurde, sehen wir Lessing auf einigen kleinen Ausflügen begriffen, von deren Zweck uns nichts überliefert ist. Auf einem solchen nach Dresden traf er in dieser Stadt mit seinen Aeltern zusammen, die hierher gekommen waren, um mit einem freibergischen Prediger der Sühne zu pflegen, der sie um eine gewisse Erbschaft gebracht zu haben scheint. Lessing, der seine Aeltern seit 1748 nicht gesehen hatte, begleitete sie nach Kamenz; ein zweiter Besuch der Vaterstadt scheiterte an der Veränderung des Winklerschen Reiseplans. Nachdem Lessing am 19. März von Dresden zurückgekehrt war — er muß hier damals Heyne kennen gelernt haben (XII, 162. M. 194. H. XX, 1, 229), ohne Zweifel auf der Brühlschen Bibliothek,

[1]) Vgl. H. XX, 1, 50.

wo dieſer Copiſt war, — reiſte er am 21. mit Weiße auf vierzehn Tage nach Altenburg und Gera; es fand ſich in ſeinem Nachlaſſe ein mit Bleifeder beſchriebenes Blatt, aus welchem der Biograph ſchließen zu dürfen glaubte, daß Leſſing zuerſt den Gedanken jener ſtatiſtiſchen Reiſebeſchreibungen gehabt, von denen Nicolais Reiſe durch Deutſchland das bekannteſte Beiſpiel iſt; die Beſchaffenheit des Tagebuchs von Leſſings italieniſcher Reiſe, welches noch vorhanden iſt (M. XI, 2, 29. H. XIX, 589), giebt dieſer Muthmaßung einigen Halt.

In dieſe Zwiſchenzeit fällt auch die erſte Aufführung der Miß Sara Sampſon in Leipzig; im April des Jahres 1756, ſagt die Chronologie des deutſchen Theaters (S. 183), kam Miß Sara zuerſt auf die Kochſche Bühne; eine Demoiſelle Steinbrecher erhielt in der Hauptrolle Beifall, und da Brückner nach einem Briefe Nicolais an Leſſing den 3. Nov. 1756 (XIII, 29. H. XX, 2, 47), damals in Berlin den Mellefont ſpielte, der ſpäter eine ſeiner Hauptrollen war, ſo wird man annehmen dürfen, daß Leſſing ſelbſt ihn mit ihm einſtudirt habe. Wenn es dagegen auffallend erſcheinen kann, weshalb doch dieſe Aufführung erſt ſo ſpät ſtattgefunden, da man faſt glauben möchte, Leſſing ſei hauptſächlich, um ſie mit den befreundeten Schauſpielern ins Werk zu ſetzen, nach Leipzig gekommen, ſo giebt auch darüber die Chronologie Aufſchluß: das Stück ſchien einer Verkürzung zu bedürfen, und zu dieſer mochte ſich Leſſing nicht haben verſtehen wollen: denn wie er in der Dramaturgie (VII, 61. M. 60. H. 115) gerade bei Gelegenheit dieſes ſeines Stückes ſagt, iſt der übermäßigen Länge eines Stückes durch bloßes Weglaſſen nur übel abgeholfen, und es iſt nicht zu begreifen, wie man eine Scene verkürzen kann, ohne die ganze Folge des Dialogs zu ändern. Dieſe Abkürzung wurde Weißen übertragen, der die Sache weniger genau zu nehmen gewohnt war: und mit den Verkürzungen, die dieſer vornahm, war denn Leſſing, wie er in eben der Stelle andeutet, nicht überall ſo recht zufrieden. [1])

Am zehnten Mai wurde die Reiſe mit Winkler endlich angetreten; ſie

[1]) Es liegt uns noch ein anderes ergötzliches Beiſpiel (Leſſings Leben I, 175) vor, wie Leſſings theatraliſche Verbindungen zwar die Wirkung hatten, daß ſein Stück zur Aufführung gebracht wurde, aber es vor Verſtümmelungen doch nicht ſchützen konnten. (Es iſt oben erwähnt worden, daß man ihn 1748 in Leipzig mit einer Demoiſelle Lorenz in Verdacht gehabt: folgender Titel nebſt Perſonenliſte von einem in Wien aufgeführten Stücke zeugt auf ihrer Seite nicht gerade von innigem Seelenverſtändniß und ſchonender Liebe.

„Neues bürgerliches Trauerſpiel von fünf Handlungen, aus dem Engliſchen gezogen betitelt: Missara und Sirsampson mit Hanswurſt des Mellefonts getreuen Bedienten; dargegeben von Christiana Friderika Huberin, geborne Lorenzin.

Agirende Perſonen: Sirſampſon, Vater der
Miſſara, eine tugendhafte Liebhaberin des
Mellefont, erwählten Bräutigams derſelben.
Waitwel, ein alter Diener des Sirſampſon.
Marwood, ehemalige Liebhaberin des Mellefont.
Betty, der Miſſara Kammermädel.
Hanna, der Marwood Kammermädel.
Arabella, der Marwood Tochter.
Hanswurſt, des Mellefonts Bedienter.
Ein Bedienter der Marwood.
Ein Wirth.

Die Action ſpielt in einem Gaſthof ohnweit der Stadt London."

An dem „Sirſampſon" war freilich Leſſing ſelbſt Schuld; ſ. oben

ging über Magdeburg, Halberstadt, Braunschweig, Hildesheim, Hannover, Celle, Lüneburg, Hamburg, Bremen, Oldenburg, Embden, Gröningen, Leeuwarden, Franecker, Harlingen, von Lemmer aus, nachdem die Reisenden von Harlingen wieder zurück nach Leeuwarden über Ylst und Schneck dahin gefahren waren, über die Süderse nach Amsterdam, wo sie den 29. Julius ankamen, und von wo aus Lessing seinem Vater diese Reiseroute schrieb (XII, 43. M. 56. H. XX, 1, 63). Es ist fast dieselbe, die Mylius genommen hatte: die Niederlande galten damals wegen ihres Reichthums und ihrer Cultur für eine Art Wunderland, welches auf einer größern Rundreise nicht unbesucht bleiben dürfte: selbst Diderot hielt seine Reise durch dieselbe einer Beschreibung werth.

Was die Reisenden an den einzelnen Orten, wo sie sich je nach dem Bedürfniß längere oder kürzere Zeit aufhielten, gesehen, und welche Interessen sie vornehmlich im Auge gehabt, darüber läßt sich bei dem Verlust von Lessings Tagebuch, welches dem Biographen noch vorlag, kaum etwas vermuthen. Nur eine Notiz, die für die Geschichte der allmählichen Ausbreitung von Lessings geistigem Gesichtskreise sehr wichtig ist, hat uns der letztere aufbehalten: Lessing hat mit Winkler auf dieser Reise verschiedene Kunstkabinette besucht, und sich eine gute, zumal historische Kenntniß von Kupferstichen erworben, von denen er auch seinen Gefährten veranlaßt, einen ziemlichen Vorrath zu sammeln — ohne allen Zweifel auf Anregung Christs, der erst kurz nach dem preußischen Einfall in Sachsen starb, denn dieser war ein Kenner von solchen Dingen. Außerdem erfahren wir noch aus einer andern Quelle, daß Lessing auch sein Interesse fürs Theater auf diese Reise begleitet, und daß er im Laufe derselben in dieser Beziehung eine für ihn sehr wichtige und folgenreiche Bekanntschaft gemacht. In Hamburg spielte damals gerade Schönemann, und bei ihm befand sich Ekhof. Diesem sollte Lessing einige von Weißes Stücken überbringen, um sie dann mit ihm gemeinschaftlich zu beurtheilen; ein Brief von Ekhof an Weiße vom 31. Juli, als Lessing bereits wieder von Hamburg abgereist war, den dieser in seinem Leben (S. 37) mittheilt, giebt Kunde von dem Verkehr der beiden Männer: „der Herr M. Lessing," heißt es hier, „ist mit dem Herr Winkler bereits von hier noch Holland abgereiset. Er hat mir versprochen, von dort aus an mich zu schreiben. Ob er sein Versprechen halten wird, werde ich sehen. Der Koffer, worein er Ihre Stücke gepackt hatte, kam erst 8 Tage vor seiner Abreise hier an. Während der Zeit habe ich ihn mehreremal gebeten, mir die Juliane" — ein Stück von Weiße, von dem schon vorher die Rede gewesen war — „so zu liefern, wie sie gespielt und gedruckt werden sollte: weil er immer davon spreche, daß er sie noch ändern wollte; aber die Vergnügungen hier in Hamburg haben ihn vermuthlich davon abgehalten, oder er giebt mir vielleicht in der Nachlässigkeit nicht viel nach. Sie kennen ihn besser als ich. Sofern er sie mir seinem Versprechen nach nicht bald geändert schickt, so wag ich es, sobald ich Ihre Erlaubniß habe, sie mit meinen Zusätzen aufs Theater zu geben u. s. w. Den bekehrten Ehemann und den Leichtgläubigen hat er mitgenommen, um sie noch durchzusehen. Ich habe Herrn Lessing meine Meinung darüber weitläufig gesagt. — Des Herrn M. Lessing Umgang hat mich ungemein ergötzt. Wie vielen Dank bin ich Ihnen für die Bekanntschaft eines so braven Mannes schuldig. Wo er mir nicht ge-

ſchmeichelt hat, ſo iſt er mit meinem Spiel ziemlich zufrieden geweſen." — Daß Leſſing ſich auf der Reiſe mit dramatiſchen Dingen beſchäftigt, geht auch aus den Anmerkungen über das bürgerliche Trauerſpiel hervor, die er, wie bereits erwähnt, dem Nicolai verſprach, denn der Brief, in welchem dies ſteht, iſt aus Embden vom 28. Juli — doch wohl vom 20. (H. XX, 1, 60); wie hätte ſonſt Leſſing am 29. Juli in Amſterdam ſein können? — datirt.

Von Amſterdam ſollte, nachdem die vereinigten Provinzen gehörig in Augenſchein genommen worden, Anfang October nach England übergeſetzt werden. Allein ſchon am erſten October finden wir Leſſing wieder in Leipzig. Im Auguſt war der preußiſche Einfall in Sachſen geſchehen, der den ſiebenjährigen Krieg eröffnete; die „Feſtung Leipzig," wie ſie damals hieß, die faſt unmittelbar an der Grenze lag, war die erſte Beute des entſchloſſenen Feindes geweſen. Die Ueberraſchung und der Schreck war hier unglaublich, der Vorfall koſtete dem ſchwindſüchtigen Jo. Fr. Chriſt, der damals gerade Rector Magnificus der Univerſität war, das Leben; Leſſings Reiſegefährte war von der allgemeinen Calamität noch beſonders dadurch betroffen, daß der preußiſche Commandant von Leipzig, der General von Hauſen, in der großen Feuerkugel ſeine Wohnung genommen hatte. Vielleicht hätte Winkler beſſer gethan, ſich darum weiter nicht zu bekümmern oder wenigſtens den Gang der Sache abzuwarten, denn in ſeinem Hauſe konnte man am Ende nichts thun, als ſich einquartieren, und ein reicher Mann iſt namentlich in jenen Zeiten in einem ſolchen Falle immer am ſicherſten in der Ferne geweſen, wie denn auch hier die Reichſten entflohen waren, wogegen nun gerade er jetzt bei ſchleuniger Rückkehr in die Nothwendigkeit verſetzt wurde, ſeiner eigenen reichen Perſon und der Leipziger Commandantenwürde Ehre zu machen. Nichtsdeſtoweniger kehrte er aufs Schleunigſte zurück, was denn auch andererſeits Jedermann, der in Leipzig ſein Hab und Gut gehabt hätte, da man doch nicht wiſſen konnte, wozu die perſönliche Gegenwart gut wäre, ebenſowohl gethan haben würde, und wovon Leſſing Winklern auch ſchwerlich abgerathen haben wird. Mit der Rückkehr nach Leipzig ſollte urſprünglich die Reiſe nicht beendigt und der Reiſeplan aufgegeben ſein; Leſſing meint (XII, 44. M. 57. H. XX, 1, 64) in einem Briefe an Mendelsſohn nur, ſie würden wenigſtens den Winter (1756—57) wohl in Leipzig bleiben müſſen (XII, 59. M. 72. H. XX, 1, 80). Man entwöhnt ſich von dem Gedanken an eine umfaſſende Unternehmung nicht ſo leicht, daß man nicht, auch wo dem unbefangenen Dritten die Sache als abgemacht erſcheint, noch auf die Fortführung ſinnen ſollte, indeſſen mag doch hier der fortdauernde Kriegszuſtand die Erneuerung der Reiſe nicht als räthlich haben erſcheinen laſſen, und da blieb denn auch die Auflöſung des Verhältniſſes, das zwiſchen Leſſing und Winkler eingetreten war, nicht lange aus. Leſſing ſoll auf Anrathen eines gewiſſen Kreisinſpector Saal, eines alten Freundes von ihm, der nach einer Anmerkung zu Garves Briefen an Weiße (II, 462) einige Stücke des Goldoni überſetzt hat und ein joviaſiſcher Mann war, mit Winkler einen ſchriftlichen Contract geſchloſſen haben, kraft deſſen dieſer ihm auf $2\frac{1}{2}$—3 Jahre jährlich 300 Thaler und freie Wohnung, Koſt, auch Reiſegeld (?) verſprochen hatte.[1]) Hier wäre nun von Winklers Seite wenigſtens eine Entſchädigung

[1]) So giebt dieſen unweſentlichen Umſtand ein Zuſatz zu dem Lauſitziſchen Schrift-

jedenfalls an ihrem Orte gewesen, abgesehen davon, daß ihm ein Gesellschafter wie Lessing zu Hause billigerweise eben so viel hätte werth sein sollen wie auf der Reise, aber sie waren schon auf dieser mit einander mißvergnügt geworden und mochten unfreundliche Auftritte miteinander gehabt haben; daher verweigerte Winkler nicht allein die Entschädigung, sondern ergriff auch die erste sich darbietende Gelegenheit, mit Lessing völlig zu brechen. An dem Tische, wo sie in Leipzig beide aßen, speiseten viele Kaufleute mit, unter denen natürlich Klagen über die preußischen Kriegsforderungen und Erbitterung über den Sieger an der Tagesordnung waren. Lessing, der freilich keine Contributionen zu erlegen hatte, aber auch wenn dies der Fall gewesen wäre, den Standpunkt über den Parteien, auf den er schon vermöge seines zwischen Sachsen und Preußen wechselnden Aufenthalts hingewiesen war, vielleicht nur um so mehr festzuhalten gewußt haben würde, spielte darin häufig den Widerpart, wie er wohl immer gern that, und daß er es mit Witz und Laune that, erbitterte die Philister. Man schrieb ihm sogar eine Schrift zu, welche in preußischem Sinne abgefaßt war (XII, 76. M. 92. H. XX, 1, 101), und Kleist schreibt an Gleim d. 29. Juni 1757: „Wenn die 900000 Thaler nicht zu entrichten wären, so wäre halb Leipzig gut preußisch. Nun es den falschen Anschein bei ihnen hat, als ob wir unterliegen werden — während des Rückzugs aus Böhmen — nun denken sie an die Religion und wünschen uns Glück, wenigstens wünschen es uns die vernünftigsten. Herr Lessing ist jetzt so ein Brandenburger, daß er hautement unsere Parthei nimmt, und unzählige andere thun desgleichen.“ [1]) Dabei beging er die Unvorsichtigkeit, den Major Kleist, von dessen Verhältniß zu ihm später die Rede sein wird, und noch einige andere preußische Offiziere in diese Gesellschaft mitzubringen, worauf denn die Kaufleute, die nun ihr Herz nicht mehr gegen einander ausschütten zu können glaubten, wegblieben. Darüber machte nun die Wirthin, welche den Tisch hielt, Winklern Vorwürfe, er bringe sie um die besten Kunden, und dieser, anstatt Lessing freundschaftlich aufmerksam zu machen, daß er ihn in eine kleine Verlegenheit gebracht, schickte ihm ein Billet, worin er ihm geradezu sagte, daß sie geschiedene Leute wären, und er noch denselben Tag von ihm ziehen müsse. Bei einem solchen Betragen blieb Lessingen nichts anderes übrig, als seine Ansprüche auf dem Wege des Rechtes geltend zu machen. Der Proceß ward durch

---

stellerlexicon von Otto an, der sich in einer Recension desselben in der Leipziger Literatur-Zeitung 1803, III, 173 findet und dann auch in den Supplementband zu Otto übergegangen ist. Dieser Bericht über den Proceß muß von Jemandem herrühren, der genau von der Sache unterrichtet sein konnte.

[1]) So wie Lessing hier den Sachsen gegenüber sich auf die preußische Seite schlug, spielte er gegen seine Freunde in Preußen häufig den Sachsen. Nicolai schreibt ihm am 23. März 1757, man halte ihn in Berlin für den Verfasser des „Schreibens an einen Buchdruckergesellen,“ welches wahrscheinlich einerlei ist mit dem „Schreiben eines Buchdruckergesellen“ von Heyne, dessen Titel Heeren (Leben Heynes S. 70 und 491) nur aus dem Gedächtniß anführt; die Heynesche Schrift war der Art, daß sie diesem Verfasser in dem von Preußen besetzten Dresden große Gefahr bereitete. — Verfasser der gemeinten Schrift, die uns im Original und in mehreren Nachdrucken vorliegt, „Schreiben eines Buchdruckergesellens aus H. an seinen guten Freund in L. über einige bisher im Druck erschienene Schrifften der Preußischen Publicisten. 1757.“ 4°. 31 S., war der später berühmte Philologe Christian Gottlob Heyne, damals Bibliothekar und Kopist bei der Bibliothek des Grafen Brühl. (M. und B.)

Beweis und Gegenbeweis fortgeführt, und Leſſing verlor durch ein Urtheil der Juriſtenfacultät, weil er das thema probandum nicht erwieſen habe. Hier nahm ſich der damalige Rathsherr von Leipzig, Dr. Karl Wilh. Müller — derſelbe, deſſen mannichfaltige Verdienſte um die Stadt Leipzig dort noch heute in Jedermanns Munde leben; er mochte mit Leſſing durch die engliſche Literatur bekannt geworden ſein, denn er gab 1756 eine Brittiſche Bibliothek heraus, und wird auch wohl derſelbe ſein, von dem Kleiſt in einem Briefe vom 22. April 1757 an Gleim ſchreibt, außer Leſſing beſuchten ihn in ſeiner Krankheit auch bisweilen Herr Weiß(e) und Herr Müller, denn er hat während Weißes Reiſe nach Paris die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften redigirt — ſeiner an und brachte es dahin, daß dieſes Urtheil bei der Landesregierung in Dresden umgeändert ward, und Winkler an Leſſing noch über 600 Thaler auszahlen mußte. Aber ſoweit gedieh die Sache erſt nach vielen Jahren: der Proceß hatte den 18. Mai 1757 angefangen und endigte den 13. October 1764, als Leſſing noch in Breslau war, und nach Abzug der Koſten blieben ihm, wie er ſeinem Vater ſchreibt (XII, 168. M. 200. H. XX, 1, 236), kaum 300 Thaler übrig.

Wenn Leſſing von ſeiner Verbindung mit Winkler beſondere zeitliche Vortheile gehofft haben ſollte, ſo hätte er ſich demnach bitter getäuſcht geſehen: er war in jeder Beziehung in ſeine alten Verhältniſſe zurückverſetzt. Es finden ſich in Kleiſts Briefen verſchiedene Aeußerungen, die darauf hindeuten, daß es ihm ſchlecht genug ging. „Vigiliren Sie doch," ſchreibt dieſer den 8. Mai 1757 an Gleim, „auf eine Kriegsrathsſtelle in Ihrer Gegend für ihn, oder ſonſt auf eine andere convenable Bedienung; er wird ſich in alle finden lernen, denn er hat Verſtand;" und den 13. Mai heißt es von Leſſing: „Es ſoll in Berlin bei der Schloßbibliothek ein ſehr alter Bibliothekar ſein, der entweder bald ſterben oder einen Adjunctum haben muß, und Sack ſoll dazu contribuiren können, daß Leſſing dieſen Poſten erhält. Schreiben Sie doch gleich an Sacken und an Sulzer dieſerwegen. Es wäre nicht erlaubt, wenn wir Herrn Leſſing zum zweiten Mal wegen Mangel des Unterhaltes aus unſerm Lande ließen." Und ſo lieſt man auch noch den 27. April 1758: „Mein lieber Leſſing reiſet künftige Mittwoch von hier nach Berlin. Wie ſchön wäre es, wenn Sie noch ihn und mich und die Meſſe hurtig beſuchten u. ſ. w. Arbeiten Sie doch mit daran, daß unſer lieber Leſſing einmal eine Verſorgung erhält. Er iſt ſehr zu bedauern; und ſo iſt es noch keinem von meinen Freunden ergangen." Leſſing hat ſich auch jetzt wieder mit literariſchen Arbeiten zu helfen geſucht, was freilich während des Krieges ſchwierig genug geweſen ſein mag. Er überſetzte in dieſer Zeit Hutcheſons Sittenlehre der Vernunft und Richardſons Sittenlehre für die Jugend in den auserleſenſten äſopiſchen Fabeln, auch die Ueberſetzung von Laws ernſthaften Ermunterungen an alle Chriſten zu einem frommen und heiligen Leben, die aber Weiße vollenden mußte,[1]) der das Buch bei Reich

[1]) Nach einer Notiz bei Lachmann V, 74. M. 78. H. XVII, 67, ſchiene es faſt, als hätte Leſſing das Buch doch ganz überſetzt, denn er hat, nach Ausweis der Weidmannſchen Handlungsbücher, das ganze Honorar erhalten, doch könnte er dies auch im Voraus bekommen haben, und wäre dann von einer Reiſe nicht zu rechter Zeit zurückgekehrt: K. Leſſings Erzählung (Leben I, 198) deutet auf eine kleine Unregelmäßigkeit der Art hin. Vgl. H. XIX, 690 f.

untergebracht hatte. Doch ging es ihm schlecht: „es jammert mich recht," sagt Sulzer in einem Briefe an Kleist d. 22. Mai 1757, „daß ein Mann wie Lessing noch um seine Versorgung soll bekümmert sein, und daß auch das Wenige, was er verlangt, für ihn unmöglich wird" (Briefe der Schweizer S. 285), und auch in geistiger Beziehung muß die Unterbrechung der Reise, besonders die Vereitelung des Besuches von England, auf die sich gewiß bei der Wichtigkeit, welche die englische Literatur und namentlich das englische Theater für ihn haben mußte, zuletzt all sein Sinnen und Denken bezogen hatte, in ihm ein peinliches Gefühl von Leere hervorgerufen haben; er legt selbst gegen Mendelssohn (XII, 45. M. 57. H. XX, 1, 65) das Geständniß ab: „Ihre Vermuthung ist richtig, es wird mir hier in Leipzig Zeit und Weile lang."

Nichts desto weniger sehen wir auch jetzt Lessing in Kurzem wieder auf der Bahn seiner Entwickelung in gerader Linie fortschreiten, ja es knüpfen sich gerade in dieser Periode mannichfaltige Fäden an, die zum Theil erst später zu einem bestimmten Ziele leiten, und andrerseits finden wir ihn hier in Forschungen so tiefer und rein geistiger Art versenkt, wie kaum jemals bis dahin, nur daß freilich, da die Leipziger Verhältnisse in vielen Beziehungen gestört sein mußten — die Kochsche Schauspielergesellschaft hatte sich auch aufgelöst — alle seine Beschäftigungen und Verhältnisse sich jetzt mehr oder weniger auf die Verbindung mit seinen in Berlin zurückgelassenen Freunden, und besonders mit Fr. Nilolai beziehen.

Dies gilt vor Allem von einer Bekanntschaft, die Lessing erst hier anknüpfte oder die wenigstens erst hier zu einer vertrauten Freundschaft führte, nämlich mit dem Dichter Chr. E. v. Kleist, welcher mit Nicolai schon lange befreundet gewesen war. Kleist war als Major zu dem in Leipzig liegenden Hausenschen Infanterieregimente versetzt worden (XII, 75. M. 91. H. XX, 1, 100). Hier ward er krank, was Lessingen um so mehr Veranlassung gab, ihn häufig zu besuchen; dieser brachte auch Weiße zu ihm, und da nun auch der Potsdamer Ewald durch Leipzig reiste, welcher Kleists vertrauter Freund war, so war damit doch wieder eine Gesellschaft zusammengebracht, so gut sie damals zu haben war. In der Zeit dieser freundschaftlichen Verbindung und nicht ohne Mitwirkung derselben, hat Weiße seine freundschaftlichen Lieder gesammelt. Die Abendgesellschaften bei Kleist wurden noch mehr belebt durch den Beitritt des Herrn v. Brawe,[1]) eines jungen Mannes, der seit anderthalb Jahren in Leipzig studirte. Dieser war ein eifriger Anhänger des Philosophen Crusius, vielleicht ohne seine Behauptungen immer zu verstehen. Das muß für Lessing, welcher so gern disputirte, ein glücklicher Fund gewesen sein: „es ward," sagt Weiße (S. 46), „bisweilen nöthig, daß dieser und Kleist den philosophischen Debatten durch witzige Einfälle ein Ziel setzten." Die Debatten können übrigens interessant genug gewesen sein; sie mögen sich größentheils auf die Fragen über Freiheit und Nothwendigkeit bezogen haben, denn Crusius war einer von denen, welche der Leibniz-Wolffischen Philosophie Fatalismus vorwarfen, und seine Schrift über den rechten Gebrauch des Satzes vom zureichenden Grunde (deutsch 1744) bezieht sich auf diesen Punkt.

[1]) Vgl. jetzt über diesen und sein Verhältniß zu Lessing: August Sauer, Joachim Wilhelm von Brawe, der Schüler Lessings. Straßburg und London 1878.

Niemand als ein Epicuräer, heißt es hier, habe jemals im Ernste geläugnet, daß Alles und Jedes, was erst nur möglich gewesen und jetzt wirklich werden solle, es durch ein anderes schon vorauszusetzendes Ding werden müsse, welches allein oder in Verbindung mit mehreren Dingen zureichend sei, jenem die Wirklichkeit zu geben, und welches daher ratio sufficiens von jenem heiße; es sei aber die Frage, ob alles und jedes einen solchen zureichenden Grund habe, daß es dadurch, indem es zur Wirklichkeit kam, unausbleiblich gemacht war und nur so und nicht anders erfolgen konnte; wie z. B. alle Wirkungen des Verstandes, alle Bewegungen, alle Handlungen der unvernünftigen Thiere, bei Setzung ihrer zureichenden Ursachen unausbleiblich sind, und ob nicht vielmehr diejenigen Handlungen Gottes und der vernünftigen Geschöpfe, die man freie Handlungen nennt, nur von solchen zureichenden Ursachen herkommen, die dem Geiste die reale Möglichkeit übrig ließen, unter eben den Umständen anders oder gar nicht zu agiren, mit einem Worte: ob Alles und Jedes, was entsteht, nicht nur einen zureichenden, sondern auch determinirenden, d. i. unausbleiblich und nur auf eine Art möglich machenden Grund habe — und dieses sei es, was Leibniz behaupte. — Mit Kleist knüpfte Lessing eine enge Freundschaft, von deren Einfluß auf den Bildungsgang des letzteren noch im folgenden Buche die Rede sein wird; Kleist, welcher hypochondrisch war, bekennt in einem Briefe an Gleim, d. 22. April 1757, er verdanke Lessings erheiterndem Umgange seine Genesung, er nennt ihn fast immer den biedern Lessing, ein Beiwort, das von diesem wackern Manne zu erhalten auch Lessing sich wohl zur Ehre anrechnen durfte; als Lessing Leipzig verlassen hatte, schrieb Kleist an Gleim (d. 5. Mai 1758): „Ich habe mich in dem Jahre, das ich zu Leipzig zugebracht, so an ihn gewöhnt und habe ihn so lieb, daß mir zu Muthe ist, als wenn er todt wäre, oder vielmehr, als wenn ich halbtodt wäre". Noch aus der Ferne gab er ihm thätige Beweise der Freundschaft: da er endlich ins Feld rücken soll, trägt er Gleimen (d. 9. Mai 1758) auf, von 1200 Thalern, die er bei ihm deponirt, die 200, die über tausend seien, falls er bleiben sollte, an Ramler und Lessing, jedem die Hälfte zu geben; „Oder vielmehr geben Sie sie ihnen gleich, sie sollen sie mir einmal, im Fall ich lebe, wiedergeben, wenn sie recht reich geworden sind" — worauf sich die Stelle in Lessings Briefe an Gleim vom 6. Aug. desselben Jahres bezieht: „Der Herr v. Kleist ist ein zu großmüthiger Freund, und auch das heißt schon sein gutes Herz mißbrauchen, wenn man nur alles annimmt, was er freiwillig thut. Ich habe mir diese Vorwürfe schon längst zu machen, und bin nicht selten darüber mißvergnügt."

Nicolai selbst bildete sich jetzt allmälig zu demjenigen aus, vermöge dessen er in der deutschen Literatur eine bestimmte Stelle einnimmt: er wurde gelehrter Journalist und Veranstalter von Recensionen. Im Grunde war schon sein verdienstliches Buch über die deutsche Literatur, von welchem oben die Rede gewesen ist, wenn man nur vom Merkmale des periodischen Erscheinens absieht, ein Journal gewesen, denn es besprach die neuesten Erscheinungen in lockerer Folge und ohne andern Zusammenhang als den innern der Tendenz. Das erste wirkliche Journal, in welchem er auftrat, war ein ausländisches, das er freilich in dem soeben genannten Buche bitter gescholten hatte, doch hatte es seitdem eine andere Redaction erhalten: das Journal

étranger. Diese Zeitschrift, deren Geschichte man in der Correspondance de Grimm verfolgen kann, war 1754 von eben diesem Deutsch-Franzosen gegründet worden, doch seitdem schon durch mehrere Hände gegangen, namentlich durch die des Freron. In dieser Periode finden wir hier aus der deutschen Literatur nur Schriften der Madam Unzer, der Gesellschaft der schönen Künste, und besonders Rabeners und Gellerts erwähnt, von denen der letztere schon 1754 den Franzosen durch einen Herrn de Rivery bekannt gemacht worden war; von Gellert werden hier zwei Lustspiele und ein Schäferspiel sogar vollständig übersetzt. Dieser letztere Umstand macht es erklärlich, daß, als 1756 der Chevalier d'Arcq die Redaction übernahm, Gellert als Hauptcorrespondent für deutsche Literatur angeworben wurde — das Verzeichniß sagt unter der Rubrik „Leipzig" sehr charakteristisch: notre bienfaiteur veut ajouter au mérite de sa générosité celui de ne pas la publier — und Gellert brachte wieder sehr angemessener Weise Nicolai in Vorschlag (XIII, 24. H. XX, 2, 41). Gleich in dem ersten Berichte — es scheinen übrigens Beiträge von ihm und Kästner und vielleicht noch von andern (XIII, 28. H. XX, 2, 46) zusammenredigirt worden zu sein — beginnt er mit einer Verweisung auf seine „Briefe," die bescheiden genug ist. Eine kritische Aufzählung der in Deutschland erscheinenden Journale, die nach Nicolais eigener Angabe (ebenda) von ihm herrührt, findet sich im März 1757, und wenn er, nach einem Brouillon unter seinen nachgelassenen Papieren, sich ausdrücklich vornahm, den Franzosen in diesen Correspondenzen zu Gemüthe zu führen, daß eine neue Zeit angebrochen, und daß es mit Gottsched gar aus sei, und daher auch diesen letzteren nirgend erwähnt, so kann es auf der andern Seite nicht fehlen, daß er seinen Freund Lessing in den Vordergrund stellt. Es heißt hier unter der Rubrik „Theatralische Bibliothek:" Mr. Lessing, auteur des comédies, le jeune Savant, les Juifs, le Trésor, le Déiste, le Misogyne ou l'Ennemi du beau sexe et la Vieille fille, a fait de plus une tragédie dans le goût Anglais, intitulée Miss Sara Sampson, qui a reçu des applaudissemens universels. Un recueil formé par un homme d'un goût aussi reconnu, ne peut qu'exciter la curiosité du public. Aussi a-t-on ressenti beaucoup de regret de voir cet ouvrage interrompu par un voyage de l'auteur, et l'on attend son retour avec impatience. Dabei aber mußte es bleiben, denn bald ging das Journal étranger wieder in andere Hände über (XIII, 34. H. XX, 2, 52), und jetzt finden wir in demselben nicht nur einen durch mehrere Stücke laufenden Auszug aus Gottscheds nöthigem Vorrath, welcher allerdings wohl verdient und den Franzosen heilsam zu lesen war, sondern auch einen langen Brief von diesem selbst, in welchem er sein bekanntes Gespräch mit Friedrich II. erzählt.

Allein noch ehe Lessing seine Reise mit Winkler antrat, muß Nicolai den Plan zu einer eignen Zeitschrift haben drucken lassen, bei welcher er aber, weil er noch in der väterlichen Handlung stand und von seinem ältesten Bruder abhängig war, nicht genannt sein wollte; denn schon damals hatte Lessing ihn unvorsichtiger Weise an Gellert verrathen (XIII, 24. XII, 47. M. 60. H. XX, 2, 41. 1, 68). Diese Zeitschrift war eine „Bibliothek für die Liebhaber der schönen Wissenschaften;" sie trat bald darauf unter dem Titel der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste" ins Leben, wo denn im ersten Bande auch jener vorläufige Prospect wieder abgedruckt wurde.

Nicolai hatte allein den Entschluß gefaßt sie zu schreiben; erst als er im Laufe des Jahres mit Mendelssohn genauer bekannt geworden war und denselben, welcher sich bis dahin nur der Philosophie gewidmet, den schönen Wissenschaften näher gebracht hatte, verband er sich mit ihm zur Herausgabe (Nicolai zu XII, 42. M. 54. H. XX, 1, 62). Ich habe schon oben Einsprache dagegen zu erheben versucht, daß man um der schroffen Einseitigkeit willen, in welche Nicolai später verfallen, noch immer geneigt ist, seine Verdienste um die deutsche Literatur zu verkennen. Die Stiftung der Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste ist darum um nichts weniger als eins der größten von diesen Verdiensten zu betrachten, weil sie freilich alsbald von den Literaturbriefen verdunkelt wurde. Sie macht nämlich in doppelter Beziehung in der deutschen Literatur Epoche. Auf der einen Seite ist sie die erste literarische Zeitschrift von Bedeutung, die nicht in Gottscheds Händen ist: „wir haben es mit Unwillen gesehen, daß eine Partei, über deren Werth das deutsche Publikum nun wohl nicht mehr zweifelt, in einer bekannten Monatsschrift" — Nicolai meint das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit — „bisher gleichsam die einzige Stimme der Nation gewesen ist und ihre eigenen Meinungen als die Meinungen der ganzen Nation hat ausbreiten dürfen, ohne daß weder die andere, ohnstreitig ungleich schätzbarere Partei, noch diejenigen, die sich zu keiner von beiden Parteien schlagen, eine Schrift gehabt hätten, worinnen sie ihr Wort darwider hätten sagen können." Die Bibliothek der schönen Wissenschaften will praktisch zeigen, daß der ganze Gegensatz von Gottschedianern und Schweizern ein antiquirter sei: sie will keinerlei Autorität gelten lassen. Andrerseits hat diese Zeitschrift zuerst auch die schönen Künste wieder in das Gebiet der allgemeinen Bildung gezogen. Nicolai hat sich aus angeborner Neigung sowohl mit Musik als mit der bildenden Kunst, z. B. Brandenburgischer Künstlergeschichte, immer viel beschäftigt, und der Prospect verspricht, daß auf diese, von welcher viele Deutsche keine sonderliche Kenntniß hätten, und deren Schönheiten sie daher nicht richtig zu beurtheilen wüßten, häufige Rücksicht genommen werden solle. L. v. Hagedorn schreibt einmal an Nicolai, die schönen Geister in Deutschland bekümmerten sich um nichts, als was Poesie sei, und er ist vom zweiten Bande an einer der Hauptmitarbeiter, indem er mehrere Abschnitte aus den Betrachtungen über die Malerei zuerst in ihr abdrucken läßt. Die Aufsätze, welche Winckelmann später an Weiße eingesandt hat, bilden den größten Schmuck der ganzen Sammlung, und Lippert sagt in einem Schreiben an einen der Verfasser der Bibliothek (Bibl. d. sch. Wsch. u. fr. K. VIII, 22): „Ihre Bemühungen in der preiswürdigen Schrift der neuen Bibliothek, auch den Künstlern und Kunstgelehrten nützlich zu sein, verdient um so größern Beifall, da man sie bisher unter den Deutschen in keinem Tagebuche dieser Aufmerksamkeit, die sie doch am ersten verdienen, gewürdigt hat."

Es muß einer spätern Untersuchung aufbehalten bleiben, darauf hinzuweisen, inwiefern die Bibliothek, vermöge dieses Interesses, das Nicolai Lessingen eben so gewiß nicht verdankte, wie sein allgemeiner literarischer Standpunkt allerdings auf denselben zurückgeführt werden muß, auf Lessing etwa eine Rückwirkung ausgeübt habe; hier kann nur die Frage danach sein, welches Verhältniß Lessing zu dem Unternehmen selbst eingenommen, und ob er sich thätig bei demselben betheiligt habe. Das Verhältniß ist ein ganz äußer-

liches. Der Berliner Buchhändler Lange, welcher den Prospect ausgegeben hatte, war beim Ausbruch des Krieges zurückgetreten. Nun ersuchte Nicolai Lessing in Leipzig, ihm einen andern Verleger zu schaffen, der sich dann auch nach einigen vergeblichen Versuchen in der Person Gottfried Dyks fand, und dabei ergab sichs denn ganz von selbst, daß Lessing, Nicolai zu Gefallen, nun auch den Druck besorgte, wenn auch nicht eben bloß die Correcturen, wie Nicolai (zu XII, 43. M. 55. H. XX, 1, 62) sagt, denn eben dieser lobt zwar seine Verdienste um die Correctheit, tadelt aber dabei zugleich den Corrector (XIII, 85. H. XX, 2, 114).

Wenn auf diese Weise Alles, was für die Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste bestimmt war, vor dem Drucke durch Lessings Hände ging, so konnte es nicht fehlen, daß er die Verfasser auf Ungenauigkeiten und Mißgriffe, die ihm etwa auffielen, aufmerksam machte, oder sonst ihre Aufsätze einer brieflichen Besprechung unterzog, wie denn der Briefwechsel in dieser Periode sich fast ganz auf die Bibliothek bezieht, und da sie seine Freunde waren, gingen sie in aller Harmlosigkeit auf seine Vorschläge ein, ja Mendelssohn giebt ihm (XIII, 95. H. XX, 2, 123) einmal freie Hand, in einer von seinen Recensionen zu ändern, was ihm beliebe; weiterhin läßt Lessing einmal eine Recension von Nicolai über den Devil to pay (Weißes Singspiel: der Teufel ist los) aus eigener Macht weg, weil er eine merkwürdige Entdeckung über das Stück gemacht habe, die er aber niemals mitgetheilt hat (XII, 61. M. 74. H. XX, 1, 83) — sie bestand ohne Zweifel darin, [1]) daß schon 1743 der Herr v. Bork dieses Stück nach Deutschland verpflanzt hatte, was Lessing, seinem Freunde Weiße zu Gefallen, dann wohl lieber verschwieg. Und so stellte sich factisch das Verhältniß etwas anders, ja, da es galt, wo das Manuscript für ein Stück nicht ganz ausreichte, rasch Hilfe zu schaffen, hilft er auch wohl selbständig und ohne weiter anzufragen oder das Einzurückende in Berlin vorzulegen, nach (XII, 94. M. 113. H. XX, 1, 127); endlich verspricht er selbst einige Beiträge und liefert sie auch zum Theil.

Zwei von diesen Beiträgen sind allbekannt; sie haben einen innern Zusammenhang.

Nicolai hatte im zweiten Stücke der Bibliothek, S. 404, wie er selbst (XIII, 86. H. XX, 2, 114) sagt, eine Anzeige von „zwei Kriegsliedern von einem preußischen Offizier mit Musik" einrücken lassen. Davon nahm Lessing Veranlassung (S. 426) zwei „Kriegslieder eines preußischen Grenadiers" von Gleim abdrucken zu lassen und mit einer kurzen Einleitung zu begleiten (V, 77 ff. M. 81 ff. H. XII, 651 ff.). Sie waren ihm vermuthlich als fliegende Blätter in die Hände gekommen, wenigstens irrt Nicolai, wenn er meint, sie seien Lessingen von Gleim selbst mitgetheilt worden, denn XII, 84. M. 101. H. XX, 1, 112 findet sich ein Brief Lessings an Gleim, in welchem er diesem zu verstehen giebt, er habe ihn als Dichter jener Lieder errathen. „Denken Sie nur einmal, was sich Ihres Königs Soldaten Alles unterstehen! Bald werden sie auch die besten Verse machen wollen, weil sie am besten siegen können! Der unbändige Ehrgeiz! Da bekomme ich von Berlin vor einigen Tagen einen Schlachtgesang mit dem Zusatze, daß ihn ein gemeiner Soldat

[1]) Dies ist fraglich; vgl. J. Minor, Weiße, S. 138. (M. und B.)

gemacht habe, der noch für jedes Regiment einen machen wolle. Er lautet so (folgt das eine der beiden Lieder). Daß sich ein Mann, ein gemeiner Soldat, der doch ohne Zweifel die Poesie weder handwerksmäßig gelernt hat, noch darauf gewandert ist, solche vortreffliche Verse zu machen unterstehen darf! u. s. w." Und auch die Einrückung in die Bibliothek geschah ohne Gleims Vorwissen; denn Lessing fragt denselben (XII, 97. M. 118. H. XX, 1, 134), ob er schon davon wisse, daß er sie eingerückt?

Diese Gleimschen Kriegslieder waren für Lessing, wie für alle seine Zeitgenossen, eine bedeutende Erscheinung. Der Verfasser hatte persönlich zwar allerlei Sympathieen, die Lessingen wenig gefallen konnten; er schrieb einst an Bodmer 1745: „Herr Lange in Laublingen hat den durch Herrn Pyras Tod erledigten Platz in meiner Freundschaft ersetzt," wie denn auch Lessing (XII, 114. M. 138. H. XX, 1, 157) 1758 einmal bei ihm beinahe mit Lange zusammengetroffen wäre; und daß Gleim in Folge dieser Verbindung mit den Hallensern bei Lessing nicht ganz leer ausgegangen, habe ich schon erwähnt, doch jetzt hatten sie sich 1755 in Berlin kennen gelernt, wo Gleim, nach einem Briefe an Geßner (Febr. 1755), die Wielandsche Dunciade persönlich überbrachte. Außerdem war Gleim ein vertrauter Freund Kleists, den er für die deutsche Poesie gewonnen [1]), und endlich hatte er diesmal seine läppische Weichlichkeit überwunden. Wie hoch Lessing die Kriegslieder schätzte, geht daraus hervor, daß er sich 1758 entschloß ihren Herausgeber und Vorredner abzugeben, und das geschah nicht aus äußern Rücksichten. Lessingen lag damals die altfränkische Odendichtung noch gar nicht so fern, wie wir jetzt zu glauben geneigt sind, weil er es doch hauptsächlich ist, der unsere Poesie von solcher hohen Unnatur befreit hat. Noch im Jahre 1755 hatte er eine Ode in die Vossische Zeitung einrücken lassen (XIII, 643. M. I, 125. H. I, 113), die in ihrer Art nicht übel ist, und eben um die Zeit, von der es sich hier handelt, theilte er Gleimen selbst (XII, 82 f. M. 99. 101. H. XX, 1, 109. 114) mehrere „Odengerippe" mit; sie sind I, 205 ff. M. 247 ff. H. 114 f. abgedruckt. Aber nun bekennt er, daß die Kriegslieder des preußischen Grenadiers ihm einen andern Begriff von der Ode beigebracht. Er sagt in der Vorrede zu denselben, sie seien eine „neue Gattung" von Ode; es war ihm an ihnen aufgegangen, daß die Lyrik und endlich alle Poesie aus dem Leben herausgegriffen sein und individuelle und nationale Wahrheit haben müßten; Beurtheiler von der Klasse, welchen die französische Poesie Alles in Allem ist, will er sich für sie verbeten haben. Wie tief sie auf ihn eingewirkt, beweist der Umstand, daß er sich durch sie veranlaßt fand, auf die alten Kriegslieder aller Art zurückzugehen. „Der alten Siegeslieder wegen," schreibt er (XII, 107. M. 131. H. XX, 1, 149), „habe ich sogar das alte Heldenbuch durchgelesen, und diese Lectüre hat mich hernach weiter auf die zwei sogenannten Heldengedichte aus dem schwäbischen Jahrhunderte gebracht, welche die Schweizer jetzt herausgegeben haben." Von dem Allen findet man die Ergebnisse, die für ihn unmittelbar daraus hervorgingen, in der Vorrede zu den Kriegsliedern. Uebersendet er doch schon jene Odengerippe selbst mit einer ironischen Wendung (XII, 82. M. 99. H.

[1]) Kleist schickt Gleimen sein erstes deutsches Gedicht noch in einem französischen Briefe. S. Joh. Heinr. Voß. Ein pragmatisches Gegenwort von Wilhelm Körte 1808. S. 69.

XX, 1, 109): „Sie verlangen von mir eine Ode auf Ihren König? — Ich bin auf Ihr Anrathen bei Halberstadt den alten Juden hinangeklettert und habe ihm den steinern Bart gestreichelt, ob ich mir meines Schwindels gleich nur allzuwohl bewußt war. Warum sollte ich mich, auf Ihr Wort, nicht noch höher versteigen? Gut! Es hat mit der Ode seine Richtigkeit;" und nach einer Briefstelle von Kleist an Gleim den 8. Mai hatte Lessing wirklich „eine Ode in Prosa auf unsern König gemacht, so wie er als ein Sachse sie machen darf, und wird sie Ehren halber schicken." Endlich findet sich unter jenen Odengerippen selbst eins (I, 207. M. 247. H. 116), das auf äußerst witzige Weise den epigrammatischen Ton der alten Ode dadurch persiflirt, daß es die einzelnen Strophen aus wirklichen Epigrammen bestehen läßt:

„Orpheus, wie man erzählt, stieg, seine Frau zu suchen, in die Hölle herab. Und wo anders, als in der Hölle, hätte Orpheus auch seine Frau suchen sollen?

Man sagt, er sei singend herabgestiegen. Ich zweifle im Geringsten nicht daran; denn so lange er Witwer war, konnte er wohl vergnügt sein und singen.

Berge, Flüsse und Steine folgten seinen Harmonien nach; und wenn er auch noch so schlecht gesungen hätte, so wären sie ihm doch nachgefolgt.

Als er ankam und seine Absicht entdeckte, hörten alle Martern auf. Und was könnten für einen so dummen Ehemann wohl noch für Martern übrig sein?

Endlich bewog seine Stimme das taube Reich der Schatten; ob es gleich mehr eine Züchtigung als eine Belohnung war, daß man ihm seine Frau wieder gab."

Die Einrückung der Gleimschen Kriegslieder gab auch Veranlassung zu der Kritik des Lieberkühnschen Theokrit, dem bekanntesten unter Lessings Beiträgen zur Bibliothek der schönen Wissenschaften, denn eben dieser Lieberkühn war der Verfasser der Lieder eines Officiers, denen Lessing die Lieder eines Grenadiers vorgezogen hatte. Lieberkühn hatte sich bei Nicolai in allem Ernste heftig und auf ungezogene Weise über diese Zurücksetzung beschwert (XIII, 86. H. XX, 2, 114) und Miene gemacht, auch mit Lessing Händel anzufangen (XII, 97. M. 118. H. XX, 1, 134). Hieraus erklärt sich zum Theil die derbe Abfertigung seiner Uebersetzung, welche zuerst Nicolai selbst, der ihre Hauptschwäche, daß sie nämlich aus der lateinischen Uebersetzung gemacht sei, bereits entdeckt hatte, übernehmen wollte. Lieberkühn gehörte dem Prinz Heinrichschen Regimente an, wie früher Kleist und Ewald; der Letztere hatte ihn, nach einem Briefe Ewalds an Nicolai vom 22. April 1758, zu dieser Arbeit aufgefordert, und Kleist verhalf ihm zu einer Feldpredigerstelle. Lessings Recension ist ziemlich im Style des Vademecum, nur daß man ihm hier anmerkt, daß das Ding ihn im Ernste langweilt; fand sich doch Lessing selbst an die Langesche Geschichte durch das Format eines andern Buches von Lieberkühn erinnert, denn es war, „was mich ärgert," in Duodez (XII, 99. M. 120. H. XX, 1, 136). „In der That zwar sollte es mich nicht ärgern; denn Gott sei Dank, nun habe ich doch auch in diesem Formate einen unter mir, und bin nicht mehr der schlechte deutsche Poet in Duodez κατ' ἐξοχήν." Uebrigens könnte ein pragmatischer Geschichtschreiber hier noch eine andere Anknüpfung ausfinden: der Lieberkühn, heißt es (XIII, 102. M. 125. H. XX, 1, 142),

könne weniger Griechisch als Gottsched oder ein Tertianer. „Und gleichwohl hat sich der Elende unterstanden, unserm lieben Ramler eine kleine Nachlässigkeit aufzumutzen" — doch wird es dessen hier nicht bedürfen, denn Lessing schreibt an Mendelssohn (XII, 105. M. 129. H. XX, 1, 146), dem die Recension auch zu grob vorgekommen war: „In Ansehung der alten Schriftsteller bin ich ein wahrer irrender Ritter: die Galle läuft mir gleich über, wenn ich sehe, daß man sie so jämmerlich mißhandelt."

Außer diesen beiden Beiträgen Lessings zur Bibliothek der schönen Wissenschaften könnte man zufolge dem angegebenen Verhältniß zu ihr vermuthen, daß hier noch andere verborgen seien, zumal da Nicolai in einer Anmerkung zum 31. Literaturbriefe im 26. Theil der Lessingschen Schriften noch von „ein Paar kurzen, nicht bedeutenden Nachrichten" spricht, die außer der Lieberkühnschen Recension von Lessing herrührten. Scheint es doch fast, als wäre einmal davon die Rede gewesen, Lessingen die Besorgung der kleinen Anzeigen ganz zu übertragen, denn Gottfried Dyk sagt in einem handschriftlichen Briefe an Nicolai den 10. Juli 1757, indem er die zwei ersten Aushängebogen vom zweiten Stück sendet: „Vor die Recensiones sähe lieber, wenn dieselben oder Hr. Lessing, von dem ich eben komme, sorgten, die Exemplare darzu will gerne hergeben; Hr. Lessing will es auch thun." Und so ist denn auch ein zweiter Beitrag zu eben diesem Stücke, wo sich ein solcher freilich finden mußte, da Nicolai (XIII, 86. H. XX, 2, 114) sich mit beiden Zusätzen zufrieden erklärt, von Lachmann in der Anzeige einer Uebersetzung der Werke des Destouches und des Regnard erkannt worden (V, 77. M. 81. H. XII, 642), und auch über Lessings fernere Mitarbeit spricht derselbe eine Vermuthung aus. [1])

[1]) Ich habe die Frage, ob hier etwas und was etwa von Lessing herrühre, in einem Aufsatze in Prutz' literarhistorischem Taschenbuche 1848 S. 261 ff. einer ausführlichen Erörterung unterzogen. Daß die Anzeige des Destouches und Regnard von Lessing herrühre, kann für gewiß (?) gelten: den Spieler des Regnard erklärt er noch in der Dramaturgie (VII, 61. M. 62. H. 118) für das beste Stück desselben, und S. 44. (M. 45. H. 101) spricht er vom Destouches überhaupt und seinem philosophe marié insbesondere mit Auszeichnung; S. 55. (M. 54. H. 109) heißt es von diesem Stücke, es gehöre unter die Meisterwerke der französischen Bühne. Der entscheidende Grund aber dafür, daß jene Anzeige von Lessing herrührt, liegt in der Ansicht über die Originalstücke, die in ihr ausgesprochen wird. Natürlich werden unter diesen im Jahre 1757 die französirenden der Gottschedschen Schule verstanden. Es zeigt sich hier wieder einmal jene gründliche Gesinnung, durch welche Lessing sich vor seinen Zeitgenossen auszeichnete. Wie er lieber eine recht orthodoxe Orthodoxie wollte als eine philosophisch zurecht gemachte, so will er hier, wenn doch einmal keine ächt deutsche dramatische Werke da seien, von fremden lieber Uebersetzungen als Nachahmungen. Er hatte es schon einmal ausgesprochen, daß aus der deutschen dramatischen Literatur schon darum nichts habe werden können, weil die französischen Stücke, auf die man hinwies, in ihrer Art das Höchste seien: „man zeigte (IV, 4. M. 5. H. XII, 413) den deutschen Dichtern auf einmal, so zu reden, Alles erschöpft und setzte sie auf einmal in die Nothwendigkeit, nicht blos etwas Gutes, sondern etwas Besseres zu machen" — welchem Uebelstand denn etwa die Aufstellung einer neuen Gattung in der Miß Sara abhelfen sollte. — In Betreff der übrigen Beiträge kann ich Lachmann in Bezug auf die Kritik S. 434 im zweiten Stücke des zweiten Bandes nicht beipflichten, denn sie betrifft eine englische Uebersetzung von Rabeners Satiren, welche sie ängstlich mit dem Original vergleicht. Dagegen S. 422 mag von Lessing herrühren. Die wenigen Zeilen lauten wie folgt (H. XII, 647): „Bei Haude und Spener wird verkauft: Heinrich der Vogler, oder die gedämpften Hunnen; Versuch eines Heldengedichtes von dem Verfasser des Hermanns. 24 Bogen in Quarto. Man muß es dem Verfasser des Hermanns

Es findet sich in der Bibliothek der schönen Wissenschaften noch eine fernere Spur von Lessings Thätigkeit, die zugleich ein Denkmal der Fortsetzung des geistigen Zusammenlebens mit seinen Berliner Freunden ist: so wie er mit Mendelssohn zusammen die Schrift „Pope ein Metaphysiker!" verfaßt, so hat er hier in einen Aufsatz desselben ein beträchtliches Stück hineingearbeitet. Unter den Aufsätzen, welche Lessing für die Bibliothek versprochen hatte, war auch eine Recension von Gleims Fabeln, von denen zwar Mendelssohn bereits eine solche angefertigt hatte, der aber (XIII, 71. H. XX, 2, 96) gegen Lessing gern zurücktrat. Aber Lessing säumte damit dann doch sehr (XIII, 88. H. XX, 2, 115) und sandte selbst zum vierten Stück, für welches er den Aufsatz ganz eigens versprochen hatte, statt dessen den Theokrit ein. Er giebt dafür den Grund an (XII, 116. M. 140. H. XX, 1, 159), er habe gerade ganz andere Dinge im Kopfe, indem er nämlich ganz in altdeutsche Studien vergraben und zu einer dahin einschlagenden Arbeit allenfalls aufgelegt sei, nicht aber Gleims Fabeln zu recensiren. Daher begnügte er sich auf wiederholtes Andringen damit, nur den Aufsatz seines Freundes zu bearbeiten. „Unterdessen," so lauten die unmittelbar folgenden Worte (ebenda), „da Sie und Herr Nicolai es durchaus haben wollen, so soll es geschehen; ich werde aber sehr wenig zu dem Ihrigen hinzusetzen, außer der Vergleichung, die ich zwischen der Fabel von den Pferden aus dem Gay und der Gleimschen Nachahmung anstellen will." Da sich nun in der Beurtheilung von Gleims Fabeln, die einen Theil der mit E (Mendelssohn, denn die beiden Herausgeber unterzeichneten mit einem der Buchstaben, die je dem Namen des Einen oder des Andern eigenthümlich waren) unterschriebenen Recension von Gleims Liedern, Fabeln und Romanzen im zweiten Stücke des dritten Bandes der Bibliothek der schönen

nachsagen, daß dieser Versuch ein Meisterstück in seiner Art ist. Alle Welt weiß es, daß dieser Dichter ein Meister ist, Helden abgeschmackt denken zu lassen und den Lesern Langeweile zu machen. Man wird von uns wohl keinen Auszug aus diesem Werke verlangen, denn derjenige muß gewiß sehr viel verbrochen haben, der verdammt ist mehr als zwei Zeilen darin zu lesen. Wer aber doch nähere Nachricht davon haben will, der kann sie in dem Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit finden, wo er auch etwas finden wird, das an allen andern Orten vergeblich gesucht werden würde, nämlich ein Lob dieses Versuchs eines Heldengedichtes." Man erinnere sich, wie Lessing in der Vossischen Zeitung das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit über den Hermann reden läßt. Da mußte es denn freilich ein großer Jubel für ihn sein, wenn Gottsched in derselben Zeitschrift (1757 S. 278) ein späteres Gedicht seines Lieblings wieder über alle bisher in Deutschland erschienenen Werke der Art stellte und von ihm sagte, er habe die Tadler nicht für werth gehalten, ihnen zu antworten. „Aufmunterung genug für die heutigen Zeilen, ihm nichts zu schenken! Aber je eifriger sie wider ihn schreiben werden, desto ähnlicher werden sie ihn einem Tasso oder Voltaire machen, wider die sich gleichfalls eine Menge Kritiker gewaffnet aufgemacht hatten, ehe die Güte ihrer Werke dem Neide das Maul gestopft, und ihre Ehre der Ewigkeit übergeben haben." (Danzel.) — Aus einem von Maltzahn aufgefundenen und zuerst bekannt gemachten Briefe Lessings an Fr. Nicolai vom 25. Nov. 1757 (M. XII, 122 f. H. XX, 1. 139) geht hervor, daß die Anzeige (Bibliothek II, 2, 434—436) einer englischen Uebersetzung der satyrischen Briefe Rabeners, von Lessing ist, die zuerst als solche von Richard Pohl in dem werthvollen Aufsatz „Lessingiana" in: Blätter für liter. Unterhaltung. 1862. Nr. 40 S. 728 mitgetheilt und 1875 von C. Chr. Redlich in H. XII, 648 aufgenommen wurde; woselbst (643) auch der Schluß einer Anzeige der „Empfindungen eines Christen" von Wieland für Lessingsches Eigenthum erklärt, jedoch (647) die Anzeige von „Heinrich der Vogler" sowie (642 und 648) die von Destouches und Regnard, letztere zweifelnd, für Werke Nicolais (!) gehalten werden. (M. und B.)

Wissenschaften ausmacht, eben diese Vergleichung vorfindet, so werden wir in dieser ganzen Beurtheilung ein Lessingsches Paralipomenon vor uns haben. Denn wie er auch, von jener Vergleichung abgesehen, das Uebrige umgestaltet hat, ergiebt sich daraus, daß sich Ansichten, die Lessing über einzelne Punkte im Widerspruch mit Mendelssohn aufstellt, hier in der That angebracht finden — Mendelssohn lobt (XIII, 78. H. XX, 2, 104 f.) einige Fabeln, die in der Recension getadelt werden.[1]) Endlich schreibt auch Nicolai zu einem Briefe K. Lessings, vom 14. October 1792 bei der Anfrage, was von seinem Bruder in den vier ersten Bänden der Bibliothek herrühre, als Notiz für die Beantwortung an den Rand „Lieberkühn und Gleims Lieder," was denn bei dem Mangel anderweitiger Spuren, daß auch der Rest der Recension von Lessing herrühre, hierfür zwar nicht beweisen kann, aber für den besprochenen Theil doch gar sehr ins Gewicht fällt.

Indessen so interessant es auch ist, diese Männer in ihrem Zusammenwirken zu beobachten: auch dieser Beitrag Lessings zur Bibliothek ist so wenig bedeutend, daß dieser, zumal vor dem Abdrucke sowohl der Lieberkühnschen Recension als der so eben besprochenen (XII, 97 f. M. 118 f. H. XX, 1, 134), Gleimen gar wohl zu wiederholten Malen auf Ehre versichern konnte, er gehöre nicht zu den Verfassern derselben, wie denn auch Nicolai in der Vorrede zum Anfange des dritten und vierten Bandes, wo er über die Verfasser der einzelnen Aufsätze Rechenschaft ablegt, die Recension des Theokrit unter die fremden Aufsätze rechnet.

Bei weitem wichtiger als das Wenige, was Lessing zur Bibliothek beigesteuert hat, ist dasjenige, was bei ihm durch sie auf dem Gebiete, das ihn durch sein ganzes Leben am meisten beschäftigt hat, angeregt worden ist; diese Zeit war für ihn eine Periode der reichsten Production, so wenig sie auch

[1]) Noch liegen ein Paar Anknüpfungspunkte an Lessings anderweitige Thätigkeit in zwei besonderen Stellen. Die Betrachtung über die Schwierigkeit des poetischen Genies sich durchzuarbeiten hat ihr Analogon an der bekannten und vielfach wiederholten Bemerkung über den frühen Tod der deutschen Dichter in der Vorrede zu Mylius, Schriften, so wie auch einen ganz ähnlichen Wurf. Und wenn auf eine schwäbische Fabel hingewiesen wird, die Gellert erwähne, so gehörte freilich zu dieser Hinweisung weiter keine Kenntniß des Altdeutschen, und sie könnte also auch von Mendelssohn herrühren, aber wie sollte er gerade darauf gekommen sein, bei Gleim an die damals kaum bekannten schwäbischen Dichter zu denken, während Lessingen eine solche Ideenassociation sowohl deshalb, weil er gerade jetzt Altdeutsch trieb und dadurch zum Theil abgehalten wurde, sich auf Gleims Fabeln näher einzulassen, als auch, weil er gerade durch eine andere Schrift von Gleim selbst, wie oben erwähnt worden, auf dieses Studium geleitet worden war, ungemein nahe liegen mußte.

Daß ich die Worte, welche die ganze Recension einleiten, und in denen von Fabeln noch nicht die Rede ist, Lessingen ebenfalls zuschreibe, wird keiner Entschuldigung bedürfen. Es liegt ganz in seiner Art, einen Absatz auf die Weise, wie es hier geschieht, mit einer Frage zu beschließen, die einen ganz neuen Gesichtspunkt eröffnet. Z. B. schließt der siebente Literaturbrief (VI, S. 14. M. 15. H. IX, 50): „Ich sende Ihnen hier diese Sammlung [von Wielands prosaischen Schriften 1758], in welcher Sie manchen neuen Aufsatz finden werden. Sie müssen sie alle lesen; denn wenn man einen Wieland nicht lesen wollte, weil man dieses und jenes an ihm auszusetzen findet; welchen von unsern Schriftstellern würde man denn lesen wollen?"

Endlich erklärt sich, wenn die Recension von Gleims Fabeln in der bezeichneten Weise von Lessing herrührt, auch ganz leicht, warum er unverkennbar ausweichend antwortet, wo er Gleimen sein Urtheil über dieselbe sagen soll. „Die Recension von Ihren Fabeln," schreibt er XII, 123. M. 148. H. XX, 1, 168, „hat Herr Moses gemacht. Ich habe selbst noch nicht recht ponderirt, ob Sie damit zufrieden sein können."

sogleich schriftstellerisch bedeutende Resultate gegeben hat, es erfüllte sich, was Kleist an Gleim den 27. Januar 1758 schreibt: „Von Herrn Lessings Arbeiten bekommt man keinen Buchstaben zu sehen. Er muß aber doch arbeiten, denn ich weiß nicht, wie er sonst die Zeit hinbrächte. Vielleicht giebt er mit einemmal wieder ganze Bände heraus, wie seine Gewohnheit ist."

Weiße sagt in seiner Selbstbiographie (S. 42): „Lessing schien, als er mit Winkler nach Leipzig zurückgekehrt war, alles Interesse am Theater und an theatralischen Arbeiten verloren zu haben." Nichts kann irrthümlicher sein, als diese Angabe; sie läßt sich nur dadurch erklären, daß Lessingen die dramatische Dichtung seines Freundes Weiße bereits so vollkommen ungenügend erschien, daß er sich mit ihm gar nicht mehr auf solche Dinge einließ; schreibt doch Weiße selbst an Blankenburg den 1. Juli 1775: „Lessing sagte immer vor 20 Jahren von mir: „„Wenn es Ihnen nur nicht immer so leicht würde, wenn ich Ihnen nur die Arbeit recht schwer machen könnte, so würden Sie ein Schriftsteller werden — ich sage nichts mehr;"" und das war in Lessings Munde genug gesagt. Durch die Entfernung der Kochschen Gesellschaft von Leipzig, die ich schon erwähnt habe, war ihm zwar der unmittelbarste Anknüpfungspunkt entzogen, aber nichts destoweniger hat er sich in dieser Zeit sowohl praktisch als theoretisch mit der dramatischen Poesie so angelegentlich beschäftigt, wie nur jemals; wir treffen hier bei ihm sowohl den ersten Keim zu einem der spätesten und reifsten seiner dramatischen Werke an, als auch einen beziehungsreichen Versuch in Erörterungen der Art, wie sie den Kern der Dramaturgie ausmachen.

Nicolai hatte bei der Gründung der Bibliothek der schönen Wissenschaften ganz besonders auch das Theater im Auge — nicht als ob er in diesem Fache gerade besonders sachverständig gewesen wäre, denn er bekennt selbst (XII, 41. M. 54. H. XX, 1, 61 f.), daß er damals noch kein deutsches Schauspiel gesehen, aber die dramatische Poesie galt ja schon in der Gottschedschen Schule für den Mittelpunkt der Literatur, und der Umgang mit Lessing mußte ihn noch mehr auf dieselbe hingewiesen haben. Wirklich lehnt er sich gerade in diesem Punkte ausdrücklich an Lessing an. „Wir werden uns," sagt er in der vorläufigen Anzeige, „so wie der Verbesserung, also auch der Geschichte des deutschen Theaters besonders befleißigen. Wir hoffen hiermit bei unsern Lesern um so mehr Dank zu verdienen, da Herr Lessing, ein Mann, dessen Feder dazu ohnstreitig viel geschickter gewesen wäre als die unsrige, diesen gemeinnützigen Gegenstand, aus einer fast zu tadelnden Bescheidenheit, aus seiner theatralischen Bibliothek verbannt hat;" [1]) und weiterhin werden sowohl ins Einzelne eingehende Nachrichten über das französische Theater als auch vornehmlich gründlicher Unterricht über das englische versprochen.

In diesem Sinne setzte denn auch Nicolai gleich in diesem Prospect einen

[1]) Diese Beschränkung des Planes der theatralischen Bibliothek, von der zwar in der Vorrede zu derselben nicht die Rede ist, auf welche sich aber aus der Ausführung desselben allerdings zurückschließen läßt, denn vom deutschen Theater ist in ihr gar nicht die Rede, dürfte nicht sowohl aus Bescheidenheit als aus Klugheit zu erklären sein, denn seit längerer Zeit bereitete Gottsched seinen „Nöthigen Vorrath" vor, dessen Material er in der ersten Ausgabe der deutschen Schaubühne nach und nach, wie es ihm in die Hände kam, veröffentlichte, und dem hätte, was Lessing in seiner Lage hätte geben können, auf keine Weise die Wage zu halten vermocht.

Preis von 50 Thalern für ein deutsches Trauerspiel aus; das Stück, welches ihn davontrüge, sollte mit einigen seiner Mitbewerber dem Druck übergeben werden. Diese Preisaufgabe ist für die deutsche Literatur folgenreicher geworden, als man glauben sollte. Durch sie gerieth Weiße, wie er selbst S. 48 und 56 ausdrücklich sagt, zuerst auf den Gedanken, „seine Talente für das Trauerspiel zu versuchen, an welches er sich bisher noch nicht gewagt hatte," und schrieb zu diesem Behufe Eduard den Dritten, den er übrigens erst, da nach dem Tode der ersten Bewerber, die er selbst zur Arbeit aufgefordert hatte, der Preis noch einmal ausgesetzt wurde, einsandte, und dann, weil er unterdessen die Redaction der Bibliothek selbst übernahm, zurückzog. Der ursprüngliche Preis ward einem Herrn v. Cronegk zuertheilt, einem Anspacher von Adel, den Weiße ohne Zweifel durch Uz hatte kennen lernen, der aber schon vorher gestorben war, und für den Fall, daß er den Preis erhielte, verordnet hatte, man solle den Betrag zu dem Preise für das künftige Jahr schlagen. Sein Stück war ein „Codrus" — und neben diesem wurde ein „Freigeist" von dem schon genannten Herrn v. Brawe des Druckes werth geachtet. Den Codrus theilten die Berliner Freunde Lessingen im Voraus mit (XIII, 51. H. XX, 2, 73), und dieser wurde durch denselben veranlaßt, einen eigenen Plan zu Bearbeitung dieses Stoffes zu entwerfen, welchen er (XII, 110. M. 133. H. XX, 1, 151) Mendelssohn ausführlich mittheilt, er wollte denselben, weiter und besser ausgeführt, Nicolais Kritik der eingesandten Tragödien, welche dem Abdrucke derselben im Anhange zum ersten und zweiten Bande der Bibliothek vorangeschickt ist, anfügen, doch ist dieses unterblieben. Noch näher ist mit Lessings eigener Thätigkeit der Freigeist von v. Brawe verflochten; Lessing übersendet ihn selbst nach Berlin (XII, 74. M. 90. H. XX, 1, 99) und mag an seinem Entstehen ziemlich viel Antheil gehabt haben, wenigstens meint Nicolai (XIII, 51. H. XX, 2, 73), der junge Herr scheine meistens mit seinem Kalbe gepflügt zu haben, und der Einfluß des Dialogs der Sara ist in diesem Prosa-Trauerspiel unverkennbar, so wie sich auch noch andere Fäden nachweisen lassen, durch die das Stück mit Lessings Beschäftigungen in dieser Zeit zusammenhängt. Lessing hat 1756 eine Uebersetzung von Thomsons Trauerspielen mit einer Vorrede versehen, in welcher er diesen Dichter sehr hochstellt, und einen ganz verwandten Dichter hat Brawe zum Muster genommen; sein Freigeist hat Aehnlichkeit mit Youngs revenge, welches eine Bearbeitung von Shakespeares Othello ist. Clerdon, jung, schön und von guter Familie und um die Liebe der Miß Amalia Granville beneidet, hat sich dadurch die wüthende Feindschaft Henleys zugezogen, welcher ihn dadurch ins Verderben zu stürzen sucht, daß er ihn zum Freigeist und Verbrecher macht. Eben dies ist auch das eigentliche künstlerische Grundmotiv von Brawes Brutus: wenn auch Lessing (XII, 109. f. M. 133. H. XX, 1, 151) sagt, er sehe dem Freigeist nicht ähnlich. Brutus wird in der Schlacht von Philippi verrathen durch den Marcus, der, ohne es zu wissen, sein Sohn ist und vom Publius angestiftet wird, der dies sehr wohl weiß, und durch diese unerhörte Teufelei seine Landsleute, die Samniter, welche Brutus früher besiegt, an diesem rächen will; dieser Publius hat sogar noch mehr Aehnlichkeit mit dem Zanga des Young — Shakespeares Jago — als der Henley im Freigeist. Brawe starb kurz nach der Preisvertheilung, hatte aber den Brutus noch vollendet, den K. Lessing 1768 mit dem Freigeist zusammen drucken ließ; wo indessen die Vorrede nicht von

Gotthold Ephraim Leſſing, wie z. B. Nodnagel, Ueb. Leſſings Dramen 1842 S. 242, meint, ſondern von Ramler (XIII, 145. H. XX, 2, 244) herrührt.[1]) Und nicht genug an dieſen für die damalige Zeit gar wichtigen Erfolgen der Preisaufgabe Nicolais, auch Leſſing ſelbſt hielt ſich nicht für zu gut dazu. „Es arbeitet hier noch ein junger Menſch an einem Trauerſpiele," ſchreibt er den 22. Octob. 1757 (XII, 100. M. 121. H. XX, 1, 138), „welches vielleicht unter allen das beſte werden dürfte, wenn er noch ein Paar Monate Zeit darauf wenden könnte" und (XII, 104. M. 128. H. XX, 1, 145) nennt er den Titel des Stückes: „Emilia Galotti."

Nicht weniger folgenſchwer iſt die theoretiſche Beſchäftigung mit dem Drama, der ſich Leſſing auf Veranlaſſung der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften ergab; ihre Bedeutung greift weit über das Gebiet dieſer poetiſchen Gattung hinaus; wir können dieſelbe in einem Briefwechſel über die Beſtimmung und Natur der letzteren verfolgen, welcher ſich im Jahre 1756 zwiſchen ihm, Nicolai und Mendelsſohn entſpann, und der, wenn er freilich an Tiefe der Auffaſſung und genialer Neuheit der Geſichtspunkte mit den Briefen, welche Schiller und Goethe über denſelben Gegenſtand gewechſelt haben, nicht verglichen werden kann, denſelben an literarhiſtoriſcher Wichtigkeit zum Mindeſten nicht nachſtehen dürfte.

Trotz ſeiner unabläſſigen Beſchäftigung mit Werken der Kunſt und ſeiner eigenen im Grunde niemals unterbrochenen Kunſtübung hatte ſich Leſſing bis vor Kurzem auf Unterſuchungen über das Weſen des Schönen und der Kunſt überhaupt oder auch nur der Dichtkunſt insbeſondere nicht eingelaſſen. An Veranlaſſung dazu würde es ihm nicht gefehlt haben. Das Erſcheinen der Baumgartenſchen und Meierſchen Bücher, welche in den neueren Jahrhunderten zuerſt den Verſuch gemacht haben, dem Schönen im Reiche des Seins eine beſtimmte Stelle anzuweiſen, fällt mit dem Beginn ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit zuſammen. Aber gerade auf die Lehren, die hier vorgetragen wurden, iſt Leſſing am wenigſten eingegangen, ertheilt er ihnen doch im Neueſten aus dem Reiche des Witzes (III, 196. M. 201. H. VIII, 33) mit der Bemerkung, zwar könnte er einer Einleitung über die Grenzen der ſchönen Wiſſenſchaften, die er lieber weglaſſen wollte, durch eine Menge äſthetiſcher an einanderhangender Grillen, fein dunkel, aber doch nach der Mode, ein zureichendes Anſehen von Gründlichkeit geben; allein wozu würde es helfen? — einen ſo derben Seitenhieb, wie es der treueſte Anhänger Gottſcheds nur immer hätte wünſchen mögen. Man könnte den Grund dieſes Auftretens in äußeren Ver-

[1]) Wenn übrigens Nicolai im zweiten Stücke des dritten Bandes der Bibliothek über v. Brawe eine biographiſche Notiz giebt, ſo iſt der Freund, der ihm die Nachrichten über Leben und Tod deſſelben mitgetheilt, nicht Leſſing, wie man vermuthen möchte, ſondern L. v. Hagedorn in einem Brief vom 19. März 1758: v. Brawe ſtarb in Dresden während eines Beſuchs bei ſeinen Aeltern. — Von dem Brutus des Brawe findet ſich der erſte Act von Leſſings Hand ſehr ſorgfältig abgeſchrieben und ſelbſt mit den Verszahlen bezeichnet, unter den Breslauer Papieren; Leſſing hat dieſe Abſchrift ohne Zweifel zum Behuf der Herausgabe von v. Brawes Werken genommen. Obgleich nun dieſe, wie im Text erwähnt iſt, K. Leſſing ſelbſt beſorgt hatte, giebt dieſer doch dieſes Fragment im theatraliſchen Nachlaß (II, 155) als ein Werk ſeines Bruders, nicht ohne bei dem fünften Act, der ſich übrigens in einer, von dem Druck von 1768 etwas abweichenden Form — vielleicht hatte Ramler hier abgekürzt — von Schreiberhand unter denſelben Papieren findet, zu bemerken (S. XXVII): „irre ich, wenn ich es gar nicht für ſeine Arbeit halte?"

hältnissen suchen, denn Meier war ja der theoretische Pflegvater der Halleschen Schule, von der Lessing sich loszumachen suchte, auch könnte selbst der Umstand, daß jene Werke eben erst allmälig ans Licht traten — das Baumgartensche ist gar erst 1758 vollendet worden — eine Verkennung derselben von Lessings Seite erklären. Allein selbst, daß ihm, nachdem er auf der Schule und Universität die Wolffsche Philosophie fleißig studirt, der Formalismus derselben nun gerade zum Ekel geworden sein mochte, scheint mir nicht zu genügen: wenn Lessing mit der Aesthetik nichts zu thun haben wollte, so wird dies in ihrem eigentlichen Wesen seinen Grund gehabt haben. Wie bedeutend die Verdienste dieses wissenschaftlichen Versuchs auch sein mochten — zuletzt läuft es mit dieser Lehre doch darauf hinaus, daß das Schöne etwas sei, das in eine niedrige Sphäre gehöre; es besteht in einer Vollkommenheit des mittels der unteren Seelenvermögen Vorgestellten. Nach Leibniz-Wolffscher Ansicht ist alle Sinnlichkeit, sei sie Anschauung oder Empfindung, etwas bloß Negatives, und beruht allein auf der dunkeln Vorstellung, welche die Seelenmonade von dem an sich Seienden habe, also auf einem Mangel derselben.

Man wird es erklärlich finden, daß der Jüngling, welcher berufen war, die deutsche Dichtung auf neue Wege zu leiten und ihr einen männlichen Geist einzuhauchen, eine solche Lehre, von der Einrede, daß diese Schwäche in ihrer Art einer Stärke, also einer Vollkommenheit fähig sei, unbeirrt, wenn er sie auch nicht sogleich zu widerlegen wußte, einstweilen wenigstens unberücksichtigt zur Seite liegen ließ. Es mußten ihn hier jetzt die eigentlichen Theorien, das heißt, diejenigen Lehrgebäude, welche das Schöne voraussetzen und auf seinem Boden stehend mehr oder weniger allgemeine Vorschriften zu seiner Verwirklichung geben, zunächst am meisten beschäftigen, bis sich ihm denn etwa aus dieser Auffassungsweise selbst beim Zurückgehen auf die letzten Gründe ein tieferer Gesichtspunkt darbot. Die Theorie, welche damals Mode war, ist die Batteuxsche, und dem Batteux gegenüber, welchen A. Schlegel übersetzt und commentirt hatte und Gellert übersetzt und commentirt haben sollte (III, 223. M. 129. H. VIII, 67),[1]) und an dem Ramler sein halbes Leben zugebracht hat, ist denn Lessing auch in dieser frühen Zeit schon ganz er selbst. Batteux ist in neuerer Zeit eine Art von bête noire geworden, an der man sein Müthchen kühlt, wenn man Lust hat, einmal auf einen dummen Schöngeist zu schimpfen; man thut ihm Unrecht. Der Cirkel, den man darin hat finden wollen, wenn er vorschreibe, man solle die schöne Natur nachahmen, ist gar nicht vorhanden, denn zu lehren, wie man das Schöne als solches hervorbringen solle, ist gar nicht sein Endzweck. Er hat einen ganz praktischen Gesichtspunkt: er will die Menge der Regeln vereinfachen, und dazu bringt er einen

[1]) Dies ist die erste Auflage 1751, sie ist die Uebersetzung der beaux arts réduits à un même principe. und enthält 7 Abhandlungen von Schlegels Hand; in einer spätern Auflage des Originals waren Schlegels Anmerkungen von Batteux selbst, dem sie durch Hubers Vermittlung bekannt geworden, benutzt, wie Schlegel in der Anmerkung 19 zum ersten Bande, d. h. zur Uebersetzung selbst in seiner zweiten Auflage 1770, 2 Bde., deren zweiter Band 11 erläuternde oder polemisirende Abhandlungen enthält, erzählt. Einige hatten die Ansicht ausgesprochen, es müsse die Anwendung auf das Einzelne noch weiter getrieben werden, als in den beaux arts réduits à un même principe geschehen sei, und so schrieb Batteux den Cours de belles lettres. welchen Ramler bearbeitet hat. Endlich hat Batteux beide Werke vereinigt in den Principes de literature. 4 Bde.

sehr besonnenen Weg in Vorschlag: Les règles se sont multipliées par les observations faites sur les ouvrages: elles doivent se simplifier en ramenant ces mêmes observations à des principes communs. Imitons les vrais Physiciens qui amassent des expériences et fondent ensuite sur elles un système qui les réduit en principe. Dieses Princip findet er denn dadurch, daß er darauf reflectirt, was denn die Poesie sei, wodurch sie sich von der Prosa unterscheide. Sie ist aber Nachahmung der Natur — deshalb wird namentlich das Lehrgedicht verworfen — und damit sie nun gut sei, muß sie also Nachahmung der schönen Natur sein. Das ist insoweit nicht unverständig, und Lessing läßt es auch gelten (III, 222. M. 227. H. VIII, 65), dann bringt er aber sogleich Diderots Brief über die Taubstummen zur Sprache, der von der Bestreitung einer besondern Behauptung Batteux' ausgeht, und wo demselben zu verstehen gegeben wird, daß man berechtigt sei, von ihm eine genaue Erklärung, was denn schöne Natur sei, zu verlangen, denn ohne sie würde seinem Lehrgebäude der Grund fehlen.[1]) Indessen einen festen Standpunkt hatte Lessing auch in der Sphäre dieser Betrachtungsweisen noch nicht gewonnen — das zeigt sein Schwanken in Bezug auf die moralische Theorie von der Poesie und insbesondere vom Drama. In der Kritik über die Gefangenen des Plautus beantwortet er sich die Frage: Was ist die Absicht

[1]) In dem Exemplar, das ich benutzt habe, und das mir jetzt nicht mehr zu Gebote steht, fehlt es an einer solchen Erklärung nicht; es heißt hier, schöne Natur sei diejenige qui a 1° le plus de rapport avec notre propre perfection, notre avantage, notre intérêt. 2° celle qui est en même temps la plus parfaite en soi, was denn also wohl ein späterer Nachtrag sein muß. — Ganz etwas Andres als Batteux' Princip der Nachahmung der schönen Natur ist das der Nachahmung der Natur schlechthin, welches mit jenem oft verwechselt worden ist und, wenn von Batteux die Rede ist, wohl noch jetzt verwechselt wird. Der Unterschied beider erhellt besonders aus den praktischen Resultaten — wo Naturnachahmung gefordert wird, kann z. B. die altfranzösische Tragödie nicht geduldet werden, die aber in der Forderung der Nachahmung nur der schönen Natur, also nur einer ganz aparten Art von Existenz, die man nun gerade für schön hält, geradezu eine Stütze finden mußte. Schon Gottsched hat diese Verwechslung begangen, wenn er in der Vorrede zu seiner Bearbeitung von Batteux' beaux-arts etc. sagte, er habe die Nachahmung der Natur schon lange vorher in seiner kritischen Dichtkunst als Princip aufgestellt. Wie es sich damit verhält, und wie wenig mit der bloßen Nachahmung der Natur, wenn sie als positives Princip der Kunstübung aufgestellt wird, gesagt ist, spricht Lessing (III, 386. M. 387. H. XVIII, 263) sehr treffend aus: „Sollte sich der Herr Verfasser — ein gewisser Muzelius — nicht irren, wann er, wo nicht sich, doch den Herrn Batteux zu dem Erfinder des Grundsatzes in den schönen Wissenschaften — ahme der Natur nach — macht? Wir glauben ihn schon bei dem Aristoteles und Horaz gefunden zu haben, die ihn aber bei ihren Regeln in der allgemeinen Empfindung der Leser mehr voraussetzen als erweisen. Ueberhaupt scheint er uns viel zu entfernt zu sein, um in der Ausführung einem Anfänger nützlich sein zu können. Was würde man von einem Schuster denken, welcher seinem Lehrjungen alle Handgriffe aus dem Grundsatze seines Handwerks herleiten wollte: jeder Schuh muß dem Fuße passen, für den er gemacht ist? Der dümmste Junge würde ihm antworten: „„das versteht sich.““ — Genau denselben Gedanken, nur ohne Witz, sprechen die Schweizer im ersten Bande der Zürcher Streitschriften gegen Gottsched aus: „man macht sich groß, daß man alle vorkommende Fragen damit" — mit diesem Grundsatze — „unfehlbar erörtern wolle, und betrachtet nicht, daß diese Regel nur anzeiget, woher man den Unterricht nehmen soll." Nur daß freilich, „ahme der Natur nach," meistens nichts anders hat heißen sollen, als — hüte dich vor Unnatur, z. B. bei Gottsched, vor Lohensteinischem Schwulst, so daß hier im Grunde nichts andres zu tadeln wäre, als daß man ein bloß negatives Princip aufgestellt habe.

des Luſtſpiels? mit den Worten: die Sitten der Zuſchauer zu bilden und zu beſſern (III, 138. M. 138. H. XI, 1, 131)'; und wenn ihm dagegen in der Abhandlung vom rührenden Luſtſpiele (IV, 153. M. 156 f. H. XI, 1, 232) die Darſtellung des Lebens ſelbſt in den Vordergrund zu treten ſcheint, ſo kommt in dem Aufſatz über die Tragödien des Seneca noch ein drittes Princip zum Vorſchein, die Erregung der Leidenſchaften (IV, 246. M. 287. H. XI, 1, 369), wobei er ſich denn in Bezug auf die Moral offenbar in Verlegenheit befindet und auf eine Weiſe um die Sache herumredet, wie wir es bei Niemanden weniger gewohnt ſind als bei ihm. „Eigentlich halte ich es eben für keine Nothwendigkeit, daß aus der Fabel eines Trauerſpiels eine gute Lehre fließen müſſe, wenn uns nur einzelne Stellen von nützlichen Wahrheiten unterrichten. Allein ſo viel wird doch wenigſtens nothwendig ſein, daß man auch keine böſe Lehre daraus folgern könne," das ſei aber, fährt er fort, ſowohl in dem Seneca'ſchen als dem Euripideiſchen raſenden Herkules — denn von dieſem Stück iſt hier die Rede — der Fall. „Alles, was man alſo zur Entſchuldigung der beiden alten Muſter anführen kann, iſt dieſes, daß ſie es für ganz unnöthig gehalten haben, an die Moral des Ganzen zu denken, und daß ſie ihre Tragödien nicht ſo gemacht haben, wie ſie uns eine ſogenannte kritiſche Dichtkunſt zu machen lehret. Erſt eine Wahrheit ſich vorzuſtellen und hernach eine Begebenheit dazu zu ſuchen, oder zu erdichten, war die Art ihres Verfahrens gar nicht. Sie wußten, daß bei jeder Begebenheit unzählige Wahrheiten anzubringen wären, und überließen es dem Strome ihrer Gedanken, welche ſich beſonders darinne ausnehmen würde. Da ſie übrigens in gewiſſen Fällen ziemlich genau bei der hergebrachten Geſchichte zu bleiben gezwungen waren, ſo mußte es ihnen entweder gleichgültig ſein, ob die moraliſche Folge aus der Begebenheit ſelbſt gut oder böſe ſei, oder ſie mußten überhaupt von der Aufführung gewiſſer Begebenheiten abſtehen. Allein kann ein neuer Dichter eben dieſe Entſchuldigung haben? Und iſt ſeine Freiheit ebenſo eingeſchränkt? Gewiß nicht; er kann ändern, was er will, und es liegt nur an ihm, wenn das Ganze bei ihm nicht ebenſo lehrreich iſt als die beſondern Theile." (IV, 255. M. 296. H. XI, 1, 378). Alſo die Alten ſind hier doch nur entſchuldigt. Gerade die philoſophiſche Bildung, welche Leſſing aus dem Studium der Wolffſchen Schriften gezogen hatte, gab ihm jetzt ein Organ in die Hände, um alle dieſe Gegenſätze zu vermitteln.

Erſt der Umgang mit Mendelsſohn dürfte Leſſingen eine Veranlaſſung gegeben haben, hier auf allgemeine Principien zurückzugehen — nicht als ob die beiden ſchon 1754 und 55 über Gegenſtände aus dem Gebiete der ſchönen Wiſſenſchaften philoſophirt hätten, denn Mendelsſohn ward für ein Intereſſe an dieſem, wie oben angeführt iſt, erſt durch Nicolai gewonnen — ſondern nur inſofern, als Leſſing mit Mendelsſohn überhaupt zuerſt eigentlich philoſophiſche Geſpräche geführt haben mag und dadurch auf eine ſyſtematiſchere Auffaſſung von ſelbſt hingeführt ſein wird; doch ſehen wir auch Mendelsſohn in ſeinen Erſtlingsſchriften wenigſtens an der Ausbildung des Organes arbeiten, mit welchem Leſſing ſelbſt um dieſe Zeit das Schöne und die Kunſt vorzugsweiſe auffaßt.

Es iſt ein unbegründetes Vorurtheil, wenn man Mendelsſohn für einen bloßen Popularphiloſophen und Vorfechter des geſunden Menſchenverſtandes hält. Daſſelbe hat freilich eine doppelte Veranlaſſung, eine äußere und eine

innere. Die erstere liegt in der Verbindung, in der er später mit den Männern gestanden hat, welche wirklich nichts andres gewesen sind: er hat an Engels Philosophen für die Welt mitgearbeitet, ja die Verfasser desselben können zum Theil geradezu als seine Schüler betrachtet werden. Wesentlicher ist der Umstand, daß, insofern die Philosophie vor Kant durchaus Verstandesphilosophie war, was von ihrer Seite ohne die strengen Fesseln der Methode und über die Gegenstände des Lebens vorgebracht wurde, sich allerdings unmittelbar an den gemeinen Menschensinn wenden konnte. Aber Mendelssohn ist weit davon entfernt, diesem die Entscheidung in philosophischen Dingen anheimzugeben. Er erklärt sich im zwanzigsten Literaturbriefe entschieden gegen die Popularphilosophie. „Man trägt sich heutiges Tages," sagt er, „mit der Grille, alle Wissenschaften leicht und ad captum, wie man es zu nennen beliebt, vorzutragen. Dadurch glaubt man die Wahrheit unter den Menschen auszubreiten und sie wenigstens nach allen Ausmessungen auszudehnen, wenn man ihren innern Werth nicht vermehren kann ... Mich dünkt aber, es sei nichts so schädlich, als eben dieser königliche Weg zu den Wissenschaften, den man hat finden wollen... Um die Beweise der angenommenen Sätze bekümmerte man sich wenig, weil man überzeugt sein wollte; noch weniger aber dachte man an die Schwierigkeiten, die durch das beliebte System gehoben, oder die mit demselben verbunden sind. Die Wahrheit selbst ward durch die Art, wie man sie annahm, zum Vorurtheile. Lieber mag sie mit der größten Heftigkeit angefeindet werden, ehe sie sich unter der Gestalt eines Vorurtheils einen kalten Beifall erschleichen soll!" Auf ähnliche Weise charakterisirt er im Anhange zum Phädon (Mendelssohns gesammelte Schriften 1843, II, 196) Xenophon dadurch, daß er alle Spitzfindigkeiten der Dialektik vermieden habe und seinen Lehrer und Freund dem gesunden und ungekünstelten Menschenverstande folgen lasse. Platon dagegen führe ihn durch alle Krümmungen und Irrgänge der Dialektik und lasse ihn sich in Untersuchungen vertiefen, die weit über die Sphäre des gemeinen Menschenverstandes hinausliegen. Man dürfe aber nicht vergessen, daß er in dem vorliegenden Falle dem Platon und nicht dem Xenophon nachahme. Endlich in den „Morgenstunden" (II, 318) bestimmt er das Verhältniß des Gemeinsinns zur Speculation genau. Ersterer habe nicht über die Wahrheit zu entscheiden, sondern sie sei nur in ihm unmittelbar gegeben. Nun komme die Speculation bisweilen mit ihm in Zwiespalt; dann entscheide zwischen ihnen die Vernunft, wobei dann gemeiniglich der Gemeinsinn Recht bekommen werde; sei dies nicht der Fall, so müsse wenigstens deutlich erklärt werden, wie derselbe von der Wahrheit ab und auf Nebenwege habe kommen können.

Bei so gründlicher wissenschaftlicher Gesinnung, welche ihm, wenn auch die Belege hier aus spätern Schriften hergenommen sind, schon in der Zeit, von welcher hier die Rede ist, beizulegen um so weniger bedenklich sein kann, da seine Gewissenhaftigkeit in jeder Beziehung im Anfange geradezu an Aengstlichkeit streift, mußte er sich vor Allem das damals herrschende System ernstlich angeeignet haben. „Ich habe mir niemals in den Sinn kommen lassen," sagt er im Anhange zum Phädon, „Epoche in der Wahrheit zu machen, oder durch ein eigenes System berühmt zu werden. Wo ich eine betretene Bahn vor mir sehe, brauche ich keine neue zu brechen. Der Vorwurf der Sectirerei schreckt mich nicht ab, von Andern mit dankbarem Herzen anzunehmen, was

ich bei ihnen Brauchbares und Nützliches finde. Ich gestehe es, der Sectirgeist hat dem Fortgange der Weltweisheit sehr geschadet, aber er kann, meines Erachtens, von Liebe zur Wahrheit eher im Zaume gehalten werden, als die Neuerungssucht." Es ist unmöglich, hier alle Stellen anzuführen, in denen Mendelssohn zu erkennen giebt, daß die Schule, zu der er sich auf diese allerdings nicht knechtische Weise bekenne, die Wolffsche sei. Er sagt von sich selbst im siebenunddreißigsten Literaturbriefe, er lese mit um so größerer Begierde die Zweifel und Einwürfe gegen diese Philosophie, jemehr er den vornehmsten Lehren derselben anhänge. Und im einundzwanzigsten wendet er eine Stelle aus der Vorrede Baumgartens zu seiner Metaphysik auf sich an, in welcher dieser sich freut, daß er unter den Widersachern der Wolffschen Philosophie erzogen worden (er besuchte in Halle Schule und Universität während Wolffs Verbannung) und somit die Gegengründe gegen sie fast eher als sie selbst kennen gelernt habe, denn nun habe er sie nicht aufs Gerathewohl, und weil sie etwa gerade Mode gewesen, sondern nach sorgfältiger Prüfung angenommen.

Wenn Mendelssohn demnach zunächst durchaus als Anhänger der Wolffschen Philosophie zu betrachten ist, so fehlen freilich bei ihm die Mängel derselben nicht, wie er denn den Phädon des Platon, ein ganz speculatives Werk, das im Ganzen der Platonischen Philosophie eine höchst bedeutende Stelle einnimmt, zu einer isolirten Untersuchung über die Unsterblichkeit der Seele — eine Frage, die in solcher Allgemeinheit kaum philosophisch genannt werden kann — verkehrt, und in der Abhandlung über die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften (II, 34) den ontologischen Beweis für das Dasein Gottes in Form eines apagogischen ausführt. Dafür weiß er aber auch die speculativen Grundlehren derselben, welche ursprünglich Leibnizen angehörten, mit Geschick und Einsicht anzuwenden; es ist nicht ganz ohne Geist, wenn er im Phädon Platons Polemik gegen Philolaus, der die Seele für eine Harmonie erklärt, gegen die französischen Materialisten wendet, welche die geistigen Erscheinungen als ein bloßes Resultat zusammenstimmender physischer Ursachen betrachten. Es setze, sagt er (II, 154), jede Verbindung immer schon ein Denken voraus, Ausdehnung und Bewegung selbst, die Eigenschaften der Materie, seien Vorstellungen des denkenden Wesens von dem, was außer ihm wirklich sei. Dies ist ächt Leibnizisch: nihil est in intellectu quod non antea fuerit in sensu, nisi ipse intellectus. Eben so treffend würdigt Mendelssohn in einer seiner ersten Schriften, dem Sendschreiben an Lessing, auf welches ich noch zurückkommen werde, Rousseaus Lehre vom Naturstande. Sie beruhe, sagt er (I, 382), auf einem bloßen Mißverständnisse, indem sie das Naturrecht statt aus unsrer wesentlichen Beschaffenheit aus unserm der Zeit nach früheren Zustande ableiten wolle.

Allein man würde Mendelssohn weit unter seinem Werthe schätzen, wenn man ihn für nichts als einen Wolffianer gewöhnlichen Schlages ansähe, er sucht der Leibniz-Wolffschen Philosophie eine Ergänzung zu geben, die ihm zwar immer nur eine Nebenstelle, aber doch eine bedeutsame Nebenstelle in der Geschichte der Philosophie sichert.

Es ist oben schon erwähnt worden, daß Mendelssohn in literarischer Beziehung zunächst durch die Engländer und insbesondere durch Shaftesbury angeregt worden; er macht daraus so wenig ein Geheimniß, daß in der Vor-

rede der Briefe über die Empfindungen der lehrende Theil derselben auf einen Theokles zurückgeführt wird, der ein englischer Weltweiser und Namenserbe jenes liebenswürdigen Schwärmers sei, den wir aus den Sittenlehren (the Moralists, a philosophical rhapsody) kennten. Auch die Briefform kann durch dieses Buch veranlaßt worden sein, und der spätere Anhang zu den Briefen über die Empfindungen heißt dann Rhapsodie über die Empfindungen. Eben dies gilt nun auch in philosophischer Beziehung. Einer der ersten christlichen Schriftsteller, die Mendelssohn gelesen, ist Locke gewesen; er erlernte aus einer lateinischen Uebersetzung desselben mit unsäglicher Mühe die lateinische Sprache. Locke stand ihm mit Leibniz und Wolff, wie aus einer Stelle in den Briefen über die Empfindungen (W. I, 128) hervorgeht, auf ganz gleicher Stufe: — sein philosophisches Bestreben ging ganz eigentlich dahin, Leibniz mit Locke und den Engländern überhaupt zu verbinden.

Das scheint nun freilich das Tollste zu sein, was sich denken läßt, und das Vorurtheil einer gänzlich unphilosophischen Oberflächlichkeit, das man gemeiniglich gegen Mendelssohn hegt, vollkommen zu rechtfertigen. Denn Lockes Lehre ist Sensualismus, diejenige von Leibniz Intellectualismus, und das Wort des letzteren, das wir oben anführten, und das Mendelssohn seinem Inhalte nach reproducirt hatte, ist ausdrücklich wider den Ersteren gesagt.

Indessen handelt es sich auch nicht darum, die philosophischen Principien der beiden Antagonisten zu vermitteln, sondern nur für eine Thatsächlichkeit, welche der Eine dieser Männer reiner aufgefaßt hatte, und deren einseitige Berücksichtigung der Grund der Einseitigkeit seiner Theorie war, in dem Systeme des Andern, oder was man dafür hielt, einen Ort zu finden.

Wenn nach Leibniz-Wolffscher Ansicht, wie oben erwähnt worden ist, alle Sinnlichkeit, sei sie Anschauung oder Empfindung, etwas bloß Negatives ist, so war in Mendelssohn, durch den Sensualismus Lockes und die Philosopheme der Gefühlsphilosophen, deren Reihe Shaftesbury eröffnet, ein Organ für das Sinnliche als solches geweckt, und er begann daher an jener Lehre zu zweifeln. Er bekennt (W. II, 16), Bedenken dagegen zu hegen, daß nur aus der Verwirrung der Realitäten die Erscheinungen entständen, die wir von Körpern haben. In den „Morgenstunden" (W. III, 272) erläutert er sehr gut, daß nicht die Sinne uns täuschen, sondern daß der Irrthum nur darin bestehe, daß wir einen gegebenen sinnlichen Eindruck durch den Gedanken falsch subsumiren. Das ist nicht unmittelbar gegen die Leibnizische Lehre gerichtet, aber es widerlegt sie nichts destoweniger. Denn in dieser wird zwar nicht behauptet, daß die sinnlichen Anschauungen, einzeln genommen, Irrthümer seien, sondern nur, daß die Sphäre der Anschauungen zu derjenigen der verworrenen Vorstellungen gehöre. Aber wenn das, was wir so vorstellen, nur das durch den Gedanken zu erfassende Wahre sein soll, so läuft es der Sache nach im Grunde auf eine Reihe einzelner Irrthümer hinaus. Im Gegensatze dazu hielt nun Mendelssohn das Sinnliche für etwas neben dem Gedanken ebenfalls Positives. So verband er Leibniz mit Locke. Nun kam es aber doch darauf an, eine Einheit beider Gebiete zu gewinnen. Hier tritt die Subsumption der Lockeschen Thatsache unter eine Kategorie der Leibnizischen (Wolffschen) Geistesphilosophie ein: die Anschauung wurde für eine positive Kraft der Seele erklärt. Mendelssohn sagt (W. II, 291), nachdem er den Verdacht des Idealismus zurückgewiesen: „Wir sagen bloß, die Vorstellung, die wir von

materiellen Wesen als ausgedehnt, beweglich und undurchdringlich haben, sei keine Folge unserer Schwachheit und unseres Unvermögens: sie fließe vielmehr aus der positiven Kraft unserer Seele, sie sei allen denkenden Wesen gemein, und mithin nicht bloß subjective sondern objective Wahrheit." Etwas dem Aehnliches wird denn nun auch schon in den Briefen über die Empfindungen in Bezug auf diese gesagt. Wolff hatte das Vergnügen aus einer dunkeln Vorstellung einer Vollkommenheit erklärt, und also auf einen bloßen Mangel in uns zurückgeführt; dagegen macht Mendelssohn (W. I, 120 f.) geltend, daß mindestens das rein geistige Vergnügen, die reine Seelenlust, etwa der Erkenntniß, in den positiven Kräften unsrer Seele und nicht in ihrem Unvermögen, nicht in der Einschränkung dieser ursprünglichen Kräfte gegründet sein müsse, und so denn auch jedes Vergnügen, möge es auch zufällig in den Kreis der untern Seelenvermögen fallen, als solches doch etwas Positives sei.

Dies war es gerade, was Lessing jetzt bedurfte: eine gewisse theoretische Rechtfertigung darüber, daß er sich der ästhetischen Production, die doch, nach der Seite der Anschauung und Empfindung hin, gleichmäßig in das Gebiet des Wolffschen untern Seelenvermögens fällt, unbefangen überließ, ja in derselben die Unmittelbarkeit der Natur und eine gewisse Emancipation von der Oberaufsicht des regelgebenden Verstandes practisch zur Geltung zu bringen suchte und sich mit ihr geradezu vornehmlich an die Empfindung wandte. Ich habe im vorigen Kapitel versprochen, die theoretische Grundlage nachzuweisen, auf welcher die Miß Sara Sampson ruhte — in dem soeben Erörterten ist sie gegeben. Der Geist des Familienlebens, der Empfänglichkeit für die Verhältnisse und Erlebnisse innerhalb desselben, den Lessing aus dem englischen Familienroman in sein Drama übertragen hatte, stand in der englischen Literatur jener Zeit nicht isolirt da: vielmehr ist er nur eine einzelne Aeußerung einer allgemeineren Tendenz. Die englische Literatur fing damals an sich vornehmlich auf das Gemüthsleben zu richten, wenn man will, vermöge einer ähnlichen Reaction gegen die Gemüthlosigkeit einer gewissen Periode, wie das spröde Wesen der neuern Engländer durch den Gegensatz zu der Ausgelassenheit derselben Zeit, der Periode Karls II., hervorgerufen worden ist; was damals besonderes Aufsehen machte und seiner Richtung nach für neu gelten konnte, Youngs Nachtgedanken, Thomsons beschreibende Dichtung, die schon als solche den Charakter einer Sehnsucht nach der Natur tragen mußte, endlich die Clarissa selbst, haben bereits einen entschieden „empfindsamen" Anstrich — wenn auch diese Empfindsamkeit noch nicht die des Werther und Siegwart ist, sondern mehr in die religiöse Sphäre fällt, und sich dem Pietismus nähert. Aber eben dieser Geist der Zeit, und nichts anderes war es, was in den Philosophemen der damaligen Engländer und insbesondere der sogenannten schottischen Schule seinen theoretischen Ausdruck fand; das moral sentiment des Shaftesbury, den man als den Vorläufer des Hutcheson betrachten kann, die Zurückführung der Empfindung für Schönheit auf einen eigenen inneren Sinn bei diesem letzteren, wollen, wenn auch vielleicht sich selbst unbewußt, jenes gefühlige Wesen rechtfertigen, das in der Hingabe an eine gewisse geistige Unmittelbarkeit nur so hinzuleben wünschte. Lessing hat sich mit diesen Philosophen wirklich vielfältig beschäftigt. Zwar daß er die Uebersetzung der Analysis of beauty des Hogarth revidirt, gehört nicht so ganz in diesen Zu-

sammenhang, denn dieser Schriftsteller hält sich noch an die älteren begrifflichen Bestimmungen; die Schönheit besteht ihm in der Einheit und der Mannigfaltigkeit, und jene Linie ist ihm nur darum die schönste, weil diese im höchsten Grade in ihr stattfinden, aber immer ist es merkwürdig, mit welchem Interesse Lessing diesen Gedanken, mit welchem nun doch einmal Einer jene abstracte Bestimmung im Gebiete der Anschauung selbst nachzuweisen gesucht hatte, erfaßt; er weist nicht nur in der Vorrede (IV, 104. M. 107. H. XVI, 232) nach, daß derselbe schon von Parent ausgesprochen worden sei, sondern verhandelt auch noch später über die Sache mit Mendelssohn (XIII, 106. XIII, 93. M. 129. H. XX, 1. 147. 2, 122). Dagegen von Hutcheson hat er, wie schon früher erwähnt worden, ein Buch übersetzt, und ganz besondere Plane hatte er mit den Betrachtungen über das Schöne und Erhabene von Burke, in denen das geistige Gefühl nun gar wieder auf körperliche Empfindung zurückgeführt wird. Er hatte den Entschluß gefaßt, sie zu übersetzen „das Buch ist auch wirklich schon unter der Presse und ich will Ihnen ehstens den ersten Bogen davon schicken," schreibt er 1756 (XII, 106. M. 129. H. XX, 1, 147) an Mendelssohn. „Das ist zugleich die Ursache, warum ich Ihnen jetzt nicht das Original schicken kann. Sie sollen meine Uebersetzung zugleich kritisiren, der ich verschiedene eigene Grillen beizufügen gesonnen bin, die ich unterdessen gehascht habe, vorher aber mit Ihnen überlegen muß." Wirklich ist nicht nur 1756, sondern noch Michaelis 1759 im Meßkatalog die Uebersetzung des Buches nach der 2. engl. Ausgabe mit Anmerkungen von Lessing unter den libris futuris nundinis prodituris angezeigt. Dieses Buch giebt auch einen Beweis, wie Lessing sich zu jener Zeit keineswegs über Mendelssohns Art zu philosophiren erhaben glaubte, sondern zunächst ganz und gar mit ihm Hand in Hand geht: was sich übrigens auch schon aus den Anzeigen der philosophischen Gespräche und der Briefe über die Empfindungen ergiebt, die sich in den Vossischen Zeitungen finden, und wo in Bezug auf die letztern ausdrücklich von der neuen Theorie Mendelssohns die Rede ist. Auch trägt Lessing gar kein Bedenken, sich von Mendelssohn bisweilen vollkommen überzeugen zu lassen, wie (XII, 95. M. 116. H. XX, 1, 131): „mit der Stelle aus dem Spinoza haben Sie Recht. Ein abermaliger Beweis, wie obenhin ich alles anzusehen gewohnt bin." Es sind uns Bemerkungen beider Männer über das Buch des Burke aufbehalten worden, die sich vielfältig auf einander beziehen. Im XI. Bande von Lessings Werken (S. 92. M. 1, 57. H. XVIII, 320) finden sich deren von diesem, welche, wenn sie auch wegen der Anführung einer Strophe von dem Grafen von Kilchberg, welche erst in der 1758 erschienenen vollständigen Ausgabe des Manessischen Codex gedruckt ist, erst in die letzten Monate von Lessings Aufenthalt in Leipzig fallen können, gerade um eben dieser Anführung willen in diese Zeit zu setzen sein werden, denn eben das Studium des Altdeutschen war es, was bei ihm den Plan mit dem Burke verdrängte (XII, 115. M. 140. H. XX, 1, 159). Zu diesen Anmerkungen Lessings hat dann wieder Mendelssohn schriftliche Anmerkungen gemacht, und ihnen ist in K. Lessings Leben seines Bruders (II, 201—232) eine Reihe von Bemerkungen Mendelssohns vorangestellt — sie sind in die Sammlung seiner Werke nicht aufgenommen — die mit den Worten schließen: „Jedoch es sind bloße Embryonen, die ein Lessing erst entwickeln und beseelen muß. Vielleicht kann er auch einigen von meinen Mißgeburten eine regel-

mäßige Gestalt geben und ein Leben einhauchen." Lessings Abhandlungen zum Burke sind nicht erschienen, worauf Mendelssohn noch in der Rhapsodie über die Empfindungen hindeutet, es wird sich in der Folge zeigen, daß für das, was er hier zu sagen gehabt hätte, der Rahmen derselben zu enge geworden sein würde — er sagt auch selbst im Jahre 1768 (XII, 211. M. 249. H. XX, 1, 295), die Uebersetzung dieses englischen Werkes habe er noch nicht aufgegeben, doch daß er so damit gezaudert, sei ihm lieb, denn er würde mit der eigenen Abhandlung, die er dazu machen wollen, [1]) jetzt schwerlich sehr zufrieden sein. Aber für Mendelssohns schriftstellerische Thätigkeit ist diese Anregung auch unmittelbar folgenreich geworden. Lessing kritisirt in einem Briefe an denselben d. 18. Febr. 1758 das Buch ein wenig durch und schließt mit den Worten: „doch wenn schon des Verfassers Grundsätze nicht viel taugen, so ist sein Buch doch als eine Sammlung aller Ereignungen und Wahrnehmungen, die der Philosoph bei dergleichen Untersuchungen als unstreitig annehmen muß, ungemein brauchbar. Er hat alle Materialien zu einem guten System gesammelt, die Niemand besser zu brauchen wissen wird, als Sie" — dies reproducirt Mendelssohn in einer Kritik des Originals (Bibl. d. sch. Wissensch. u. d. fr. K. III, 1758, 290). Nachdem er bemerkt, die Engländer gingen mit philosophischen Beobachtungen der Natur voran, wir folgten ihnen mit unsern Vernunftschlüssen auf dem Fuße nach, und so dürfte wohl mit der Zeit eine vollständige Theorie zu Stande kommen, deren Nutzen in den schönen Wissenschaften nicht gering sein würde, sagt er: „Der ungenannte Herr Verfasser sucht alle bekannten Systeme umzureißen. Allein seine Philosophie scheint uns an vielen Orten nicht gründlich genug und er die Systeme nicht recht untersucht zu haben, die er zu widerlegen glaubte. Es wäre zu wünschen, daß die Engländer so fleißig unsere Philosophie studirten, als wir ihre Beobachtungen zu Rathe ziehen. Von denjenigen, welche unser Verfasser gemacht hat, glauben wir, so hartnäckig sie auch anfangs scheinen mögen, daß sie, von der rechten Seite angegriffen, sich willig in das Joch des Systems bequemen dürften. Unsere Absicht verstattet indessen nicht, diese Arbeit über uns zu nehmen. Wir überlassen sie vielmehr mit Vergnügen einer andern Feder, welche diese schöne Schrift, wie in dem Meßkatalog angezeigt worden, bald in einer deutschen Uebersetzung mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrt, liefern wird." Ebendies wird in der Rhapsodie über die Empfindungen wiederholt, auch hat dann Mendelssohn in einer eigenen Abhandlung über das Erhabene und Naive in den schönen Wissenschaften (I, 309 ff.) selbst ein genügenderes System aufzustellen versucht. [2])

---

[1]) „Burkes Werk vom Erhabenen hatte er angefangen zu übersetzen, weil aber eine vollständigere Ausgabe davon erscheinen sollte, so war er entschlossen, dieselbe abzuwarten, und es alsdann mit seinen eigenen Abhandlungen bereichert herauszugeben." Klotzes Brief an K. Lessing, Leben I, 248. — [2]) Man könnte zweifelhaft sein, in welche Zeit diese Verhandlungen über den Burke fallen, wenn doch Lessing nach seiner Rückkehr nach Berlin 1759 noch an die Uebersetzung gedacht habe — aber wenigstens die Lessingschen Anmerkungen dürften zu Leipzig geschrieben sein, denn hier ist ein schwäbisches Minnelied angeführt, und Lessing beschäftigte sich gerade um die Zeit jener Briefe an Mendelssohn mit altdeutschen Studien, ja jene Anführung enthält gerade die Antwort auf eine Frage, welche Lessing d. 2. April 1758 in demselben Briefe, wo er sagt, daß ihn seine altdeutschen Studien an der Vollendung dieser Arbeit gehindert hätten, an Mendelssohn in Bezug auf die Uebersetzung von delight und pleasure thut; endlich wird sich

Also Lessing stand mit Mendelssohn im Anschluß an die Engländer in dieser Zeit im Allgemeinen auf Einem Boden, auf dem Boden der Empfindungstheorie. Allein hier kommt nun sogleich eine ganz eigene Wendung zum Vorschein, die er derselben giebt, und hierzu war eben die Bibliothek der schönen Wissenschaften die Veranlassung.

Nämlich Nicolai hatte schon im Sommer 1756 eine Abhandlung über das Trauerspiel für die Bibliothek der schönen Wissenschaften ausgearbeitet — es wurde, nachdem die Hindernisse des Erscheinens dieser Zeitschrift beseitigt worden, dieselbe auch wirklich mit ihr eröffnet — die, wenn auch Nicolai selbst (zu XII, 41. M. 54. H. XX, 1, 61) bekennt, daß er damals noch wenig von dem Gegenstande verstanden habe, schon durch die Art, wie hier die Sache angegriffen wurde, für jene Zeit nicht ohne Bedeutung ist. Sie war bestimmt, die Grundsätze darzulegen, nach denen bei der Austheilung des Preises, den Nicolai auf das beste Trauerspiel ausgesetzt hatte, verfahren werden sollte, daher wurden alle allgemeinen Sätze, worüber Jedermann eins sei, vorausgesetzt: „Ich habe," sagt Nicolai in dem Auszuge, welchen er selbst von der Abhandlung in einem Briefe an Lessing vom 31. Aug. 1756 (XIII, 25. H. XX, 2, 43) giebt, „die Lehre vom Trauerspiele von einer neuen Seite betrachten wollen und also gedacht, nichts in die Abhandlung zu bringen, als was gewissermaßen neu ist." Und wirklich war es wenigstens für Deutschland neu, was er sagt: „hauptsächlich," fährt er fort, „habe ich den Satz zu widerlegen gesucht, den man dem Aristoteles so oft nachgesprochen hat, es sei der Zweck des Trauerspiels, die Leidenschaften zu reinigen oder die Sitten zu bilden. Er ist, wo nicht falsch, doch wenigstens nicht allgemein, und Schuld daran, daß viele deutsche Trauerspiele so schlecht sind. Ich setze also den Zweck des Trauerspiels in die Erregung der Leidenschaften und sage: das beste Trauerspiel ist das, welches die Leidenschaften am heftigsten erregt, nicht das, welches geschickt ist, die Leidenschaften zu reinigen." In diesem Sinne giebt er dann auch eine neue Eintheilung der Trauerspiele, nämlich nach den Leidenschaften, die sie erregen wollen — also solche, die Schrecken und Mitleiden erregen, solche, die mittels dieser Bewunderung erregen, solche, bei denen Schrecken und Mitleiden mit der Bewunderung vergesellschaftet ist — u. s. w. Und darüber sollte Lessing ihm seine Meinung sagen und dies fein ausführlich.

Lessing thut es am 13. November [1]) und zwar nimmt er dabei eine

---

der Inhalt der Anmerkungen mit den sogleich zu erörternden Betrachtungen verwebt zeigen. Demnach müßten sie in der Reihe der Schriftstücke des Nachlasses jedenfalls eine frühere Stelle einnehmen, als ihnen bei Lachmann angewiesen ist. — Ist geschehen bei M.

[1]) Die Reihenfolge der Briefe und ihrer Beilagen, welche sich auf diesen Gegenstand beziehen, ist folgende:

Nicolai an Lessing d. 31. Aug. 1756 — XIII, 24. H. XX, 2, 41.
Nicolai an Lessing d. 3. Nov. XIII, 29. H. XX, 2, 47.
Lessing an Nicolai d. 13. Nov. XII, 48. M. 59. H. XX, 1, 67.
Lessing an Mendelssohn d. 13 Nov. XII, 52. M. 65. H. XX, 173.
Mendelssohn an Lessing d. 23. Nov. XIII, 34. H. XX, 2, 53.
Lessing an Mendelssohn d. 28. Nov. XII, 54. M. 66. H. XX, 1, 75.
Lessing an Nicolai d. 29. Nov. XII, 59. M. 72. H. XX, 1, 80.
Mendelssohn an Lessing, ohne Datum XIII, 37. H. XX, 2, 56.

Wendung, die den heutigen Leser vielleicht noch mehr in Verwunderung setzen wird, als sie Nicolai und Mendelssohn in Verwunderung gesetzt haben mag: er vertheidigt den moralischen Endzweck des Trauerspiels! Aber er thut dies auf dieselbe Weise, wie er überall mit besonderer Vorliebe alte hergebrachte Ansichten gegen unvorsichtige Neuerungen in Schutz nimmt: er nimmt die Sache in einem tieferen Sinne, als gewöhnlich geschah. Er erkennt an (XII, 48. M. 60. H. XX, 1, 68), daß kein Grundsatz, wenn man ihn sich recht geläufig gemacht, bessere Trauerspiele könne hervorbringen helfen, als der, die Tragödie solle Leidenschaften erregen, aber er glaubt den alten Philosophen so verstehen zu müssen, daß das Trauerspiel eben durch Erregung der Leidenschaften die Leidenschaften bessern könne. Nämlich was für Leidenschaften erregt das Trauerspiel? In seinen Personen stellt es alle möglichen dar, aber im Zuschauer erweckt es nur das Mitleiden, — womit zugleich auch Nicolais Eintheilung in Frage gestellt ist — denn Schrecken ist nur eine plötzliche Ueberraschung des Mitleidens, und Bewunderung das entbehrlich gewordene Mitleiden. „Wenn nun aber die ganze Kunst des Dichters auf die tiefere Erregung und Dauer des einzigen Mitleidens geht, so sage ich nunmehr, die Bestimmung der Tragödie ist diese: Sie soll unsere Fähigkeit, Mitleiden zu fühlen, erweitern, der mitleidige Mensch aber ist der beste Mensch, zu allen Arten der Großmuth, zu allen gesellschaftlichen Tugenden am

---

Lessing an Mendelssohn d. 18. Dec. XII, 61. M. 74. H. XX, 1, 83.
Nicolai an Lessing d. 27. Dec. XIII, 43. H. XX, 2, 62.
Mendelssohn u. Nicolai an Lessing ohne Datum XIII, 44. H. XX, 2, 64.

NB. Hierzu gehörte ein Aufsatz von Mendelssohn.

Lessing an Mendelssohn d. 2. Febr. 1757 — XII, 70. M. 85. H. XX, 1, 94.
Lessing an Nicolai d. 19. Febr. XII, 73. M. 89. H. XX, 1, 98.
Nicolai an Lessing d. 2. März XIII, 51. H. XX, 2, 71.
Mendelssohn an Lessing d. 2. März XIII, 51. H. XX, 2, 72.
Mendelssohn an Lessing d. 23. März XIII, 52. H. XX, 2, 73.
Nicolai an Lessing d. 23. März XIII. 53. H. XX, 2, 75.
Lessing an Nicolai u. Mendelssohn d. 29. März XII, 75. M. 91. H. XX. 1, 100.
Lessing an Nicolai d. 2. April XII, 77. M. 93. H. XX, 1, 103.

NB. Ueber die abgedruckte Abhandlung selbst, wogegen dann wieder XII, 64. M. 98. H. XX, 1, 108.

Lessing an Nicolai d. 17. April XIII, 81. H. XX, 2, 88.
Mendelssohn an Lessing d. 29. April XIII, 54. H. XX, 2, 76.
Mendelssohn an Lessing d. 14. Mai XIII, 56. H. XX, 2, 78.

Es ist auf diesen Briefwechsel als solchen meines Wissens niemals Rücksicht genommen worden, ausgenommen von dem Recensenten von Lessings gelehrtem Briefwechsel in der allgemeinen deutschen Bibliothek 101, I, 17, der aber auf den Inhalt nicht eingeht, sondern nur die einfältige Bemerkung macht, man sehe hier mit Vergnügen, daß die metaphysischen und ästhetischen Untersuchungen, mit denen sich Lessing und Mendelssohn damals beschäftigten, nicht blos für sie als Schriftsteller Interesse gehabt, sondern daß ihnen am gegenseitigen Austausch ihrer Ideen auch da gelegen gewesen, wo sie keinen öffentlichen Gebrauch davon zur Absicht hatten. Dem Recensenten kommt es offenbar fremdartig vor, wie Gelehrte ihre Zeit und ihre Gedanken an so lange Privatbriefe verschwenden können, für welche sie doch kein Buchhändlerhonorar erhalten. — Neuerdings ist diese ästhetische Correspondenz einer gründlichen Besprechung unterzogen worden von Schröter und Thiele im 2. Abschnitt der Einleitung ihres Commentars zur „Hamburgischen Dramaturgie" Halle 1878, S. LIV ff.

meiſten aufgelegt." „Bitten Sie es dem Ariſtoteles ab, oder widerlegen Sie mich."[1])

Wenn nun ſchon dies eine ganz würdige Anſicht iſt, denn es wird ja damit die Ariſtoteliſche κάθαρσις im Grunde ſchon als eine bacchiſche gefaßt, was allein das Richtige iſt,[2]) ſo ſteckt zugleich noch etwas Tieferes darin, mit deſſen Beſtreitung man freilich dem Anſehen des summus Aristoteles auch nicht im Allermindeſten zu nahe treten würde.

Nicolai ſelbſt erwiedert auf Leſſings Einwürfe nicht viel; vielleicht zum Theil deshalb, weil (XIII, 43. H. XX, 2, 63) ſeine Handlungsgeſchäfte ihn zu ſehr in Anſpruch nahmen; aber deſto raſcher iſt Mendelsſohn bei der Hand, auf die von Leſſing angeregten Unterſuchungen einzugehen; hatte er doch ſchon im Jahre vorher aus freien Stücken ſogar einen gedruckten philoſophiſchen Brief an Leſſing gerichtet, nämlich ſein der Ueberſetzung von Rouſſeaus Schrift über die Ungleichheit unter den Menſchen angehängtes Sendſchreiben an den Herrn Magiſter Leſſing in Leipzig, in welchem er dieſen einladet, ſich mit ihm „in jene ſpeculativiſchen Betrachtungen einzulaſſen, die der Welt anfangen, ein Geſpötte zu werden, und die uns, ſo lange wir beiſammen waren, ſo manche Stunde verſüßt haben." Natürlich iſt, was er jetzt über das Trauerſpiel und die mit ihm zuſammenhängenden Gegenſtände vorbringt, für ſeine Art die Dinge anzuſehen, charakteriſtiſch. Er greift den Theil von Leſſings Behauptungen heraus, bei welchem es ſich um die Natur der einzelnen Empfindungen, den damaligen Lieblingsgegenſtand ſeiner Reflexion, zu handeln ſchien; er beſtreitet die untergeordnete Stellung der Bewunderung und des Schreckens zum Mitleiden; jene, ſagt er, müſſe doch, weil ſie Vollkommenheiten zum Gegenſtande habe, ſchon an und für ſich, und ohne Abſicht auf ein Mitleiden, das die bewunderte Perſon errege, ein Vergnügen zu Wege bringen, und ſo könne auch jede Illuſion vom Schrecken auch ohne Beihilfe des Mitleidens angenehm ſein, wofür er nur an die vom Ariſtoteles angeführte gemalte Schlange erinnern wolle. Uebrigens verweiſt er in Betreff dieſes Punktes auf gewiſſe Gedanken über die theatraliſche Illuſion, die er mit Nicolai zuſammen auszuarbeiten gedenke (XIII, 35. H. XX, 2, 53 f.).

So trivial dieſe Bemerkungen ſind, ſo werden ſie doch Veranlaſſung, daß Leſſing ſeine Anſichten Mendelsſohnen gründlicher entwickelt — und ohne Zweifel auch ſich ſelbſt, denn ſeine nächſte Erwiederung (XII, 54. M. 67. H. XX, 1, 75 f.) betrachtet er ſelbſt (XII, 61. M. 74. H. XX, 1, 83) als von Mendelsſohn (XIII, 37. H. XX, 2, 56) widerlegt.

Zuerſt machte er dem Gerede von der Bewunderung ein Ende. Er leugnet nicht, daß ſie im Trauerſpiele eine Stelle finde, aber dieſe ſei immer nur eine untergeordnete: ein Trauerſpiel, in welchem ſie das Hauptwerk ausmachte, und ſolche Trauerſpiele hatte Nicolai ja als eine eigene Claſſe aufgeſtellt, würde — und in dieſem Punkte verräth Leſſing hier freilich noch eine ſehr beſchränkte Einſicht — nichts als ein dialogiſirtes Heldengedicht

[1]) „Auf gleiche Weiſe verfahre ich mit der Komödie. Sie ſoll uns zu der Fertigkeit verhelfen, alle Arten des Lächerlichen leicht wahrzunehmen. Wer dieſe Fertigkeit beſitzt, wird in ſeinem Betragen alle Arten des Lächerlichen zu vermeiden ſuchen und eben dadurch der wohlgezogenſte und geſittetſte Menſch werden. Und ſo iſt auch die Nützlichkeit der Komödie gerettet." — [2]) Müllers Geſch. d. Theorie der Kunſt im Alterth. II, 53.

sein, denn in dieser Gattung sei allerdings die Bewunderung die Hauptsache,[1]) so wie im Trauerspiel das Mitleiden. Warum wolle man aber die Arten der Gedichte ohne Noth verwirren und ihre Grenzen in einander laufen lassen, da doch schon Aristoteles sage: das Trauerspiel solle uns nicht jede Art des Vergnügens ohne Unterschied gewähren, sondern nur allein das Vergnügen, welches ihm eigenthümlich zukomme. Die Stelle aber, welche die Bewunderung beim Trauerspiel einnehmen könne, wird so bestimmt (XII, 63. M. 76. H. XX, 1, 85): „Wir können nicht lange in einem starken Affekte bleiben; also können wir auch ein starkes Mitleiden nicht lange aushalten; es schwächt sich selbst ab. Auch mittelmäßige Dichter haben dieses gemerkt und das starke Mitleiden bis zuletzt verspart. Aber ich hasse die französischen Trauerspiele, welche mir nicht eher als am Ende des fünften Aufzugs einige Thränen auspressen. Der wahre Dichter vertheilt das Mitleiden durch sein ganzes Trauerspiel; er bringt überall Stellen an, wo er die Vollkommenheiten und Unglücksfälle seines Helden in einer rührenden Verbindung zeigt, das ist, Thränen erweckt. Weil aber das ganze Stück kein beständiger Zusammenhang solcher Stellen sein kann, so untermischt er sie mit Stellen, die von den Vollkommenheiten seines Helden allein handeln, und in diesen Stellen hat die Bewunderung, als Bewunderung, Statt." . . . „Da nun aber diese Stellen (ich will sie die leeren Scenen nennen, ob sie gleich nicht immer ganze Scenen sein dürfen, weil die Bewunderung oder die Ausmahlung der außerordentlichen Vollkommenheiten des Helden der einzige Kunstgriff ist, die leeren Scenen, wo die Aktion stille steht, erträglich zu machen) da, sage ich, diese leeren Scenen nichts als Vorbereitungen zum künftigen Mitleiden sein sollen, so müssen sie keine solchen Vollkommenheiten betreffen, die das Mitleiden zernichten. Ich will ein Exempel geben, dessen Lächerliches Sie mir aber verzeihen müssen. Gesetzt, ich sagte zu Jemand: heute ist der Tag, da Titus seinen alten Vater, auf einem Seile, welches von der höchsten Spitze des Thurms bis über den Fluß ausgespannt ist, in einem Schubkarren von oben herab führen soll. Wenn ich nun, dieser gefährlichen Handlung wegen, Mitleiden für den Titus erwecken wollte, was muß ich thun? Ich müßte die guten Eigenschaften des Titus und seines Vaters auseinandersetzen und sie beide zu Personen machen, die es um so viel weniger verdienen, daß sie sich einer solchen Gefahr unterziehen müssen, je würdiger sie sind. Aber nicht wahr, dem Mitleiden ist der Weg zu dem Herzen meines Zuhörers auf einmal abgeschnitten, sobald ich ihm sage, Titus ist ein Seiltänzer, der diesen Versuch schon mehr als einmahl gemacht hat? Und gleichwohl habe

[1]) — bei welcher Theorie, die, indem sie den Helden im Heldengedichte im eminenten Sinne verstanden wissen will, in gerader Linie von der Anschauung herzustammen scheint, aus welcher die Ritterromane hervorgegangen waren, Lessingen übrigens doch schon etwas unheimlich wird. Mendelssohn bemerkte ihm (XIII, 41. H. XX, 2, 61): „Ich zweifle aber, ob Sie bewundernswürdige Charaktere (ich meine solche, wie Cato, Grandison, Brutus u. s. w.) im Homer finden werden. Im Ringen bestanden damals ihre heroischen und Bewunderung erregenden Verdienste." Da meint nun Lessing (XII, 66. M. 80. H. XX, 1, 88): „Wie wenn Homer mit Bedacht nur körperliche Vollkommenheiten bewundernswürdig geschildert hätte? Er kann leicht ein eben so guter Philosoph gewesen sein als ich" — nämlich nur in Bezug auf körperliche, nicht aber in Betreff geistiger Vollkommenheiten, hatte Lessing so eben bemerkt, könnte die Bewunderung zur Nacheiferung anreizen, und das hätte Homer denn wohl berechnet!

ich doch weiter nichts als eine Vollkommenheit des Titus den Zuhörern bekannt gemacht. Ja, aber es war eine Vollkommenheit, welche die Gefahr unendlich verringerte und dem Mitleiden also die Nahrung nahm. Der Seiltänzer wird nunmehr bewundert, aber nicht bedauert. Was macht aber derjenige Dichter aus seinem Helden anders, als einen Seiltänzer, der, wenn er ihn will sterben lassen, das ist, wenn er uns am meisten durch seine Unfälle rühren will, ihn eine Menge der schönsten Gasconaden, von seiner Verachtung des Todes, von seiner Gleichgültigkeit gegen das Leben herschwatzen läßt? In eben dem Verhältnisse, in welchem die Bewunderung auf der einen Seite zunimmt, nimmt das Mitleiden auf der andern ab. Aus diesem Grunde halte ich den Polyeukt des Corneille für tadelhaft; ob er gleich wegen ganz anderer Schönheiten niemahls aufhören wird zu gefallen. Polyeukt strebt ein Märtyrer zu werden; er sehnet sich nach Tod und Martern; er betrachtet sie als den ersten Schritt in ein überschwenglich seliges Leben; ich bewundere den frommen Enthusiasten; aber ich müßte befürchten, seinen Geist in dem Schooße der ewigen Glückseligkeit zu erzürnen, wenn ich Mitleid mit ihm haben wollte."

Das also war der Kern der Sache. Es handelt sich hier für Lessing nicht um eine geistlose psychologische Begriffsklauberei, worauf es bei Mendelssohn mit der Sache allerdings hinausläuft, sondern wenn er die Bewunderung aus dem Trauerspiele verbannen wollte, so kam es ihm darauf an, das Trauerspiel zu verbannen, welches auf Bewunderung gebaut war, und sein Trauerspiel, das bürgerliche, also aller hohen Gegenstände, die Bewunderung fordern, entledigte, das „in jeder Scene Mitleiden erregende" rührende, sentimentalische, mit einem Worte, die Gattung der Miß Sara Sampson als das einzige wahre Trauerspiel hinzustellen. In den früheren Abhandlungen über die Trauerspiele des Seneca hatte er diese Stücke, welche nur Helden im eminenten Sinne schildern wollen, noch im Verein mit den Franzosen angegriffen; hier geht er bereits dem französischen Trauerspiele so gründlich zu Leibe, daß wenige Leser sein möchten, die nicht die zuletzt angeführte Stelle, wenn man sie ihnen einzeln vorlegte, in der Dramaturgie aufsuchen würden.[1])

[1]) Ganz ähnliche Betrachtungen waren freilich schon von den Schweizern angestellt worden. Hinter dem „Briefwechsel vom poetischen Geschmack" 1736 findet sich eine „Untersuchung, in wie ferne das Erhabene in den Trauerspielen Platz haben könne, wie auch von der poetischen Gerechtigkeit." Curisus hatte den Einwurf gemacht, es gebe drei Mittel für die Tragödie, das Mitleiden, das Schrecken und das Erhabene. Dagegen erwidert Hypsaeus: Was Bewunderung erwecke, bessere nicht (XII, 65. M. 79. H. XX, 1, 88), so wie man Athleten bewundere, ohne ihnen nachzuahmen; auch seien Mitleiden und Schrecken gar nicht zwei Wege, sondern dieser falle unter jenen; die reinigende Wirkung sollen jene Affecte dann nur durch poetische Gerechtigkeit haben. Mit der Abweisung des Erhabenen ist Gottsched — denn er wird es doch wohl selber sein — in den krit. Beiträgen (IV, 453) seltsamer Weise gar wohl zufrieden. „Der Verfasser," sagt er, „entdecket hiermit unvermerkt den Fehler der meisten französischen Trauerspiele, welche mehr auf das Erhabene und auf die Erweckung der Bewunderung vermittelst desselben, als auf die Erregung des Schreckens und Mitleidens in ihren Zuhörern gesehen haben, und Curisus hatte bloß im Namen der Franzosen den obigen Einwurf gemachet." Ferner gehört hieher der erste von den „Kritischen Briefen" Zürich 1746, welcher die Ueberschrift trägt „Auszüge aus Herrn G. v. C. Abhandlung von der Tragödie"; das ist sogar eine Bearbeitung der Poetik des Aristoteles — wie wir Lessing weiterhin einen Anlauf zu einer solchen werden nehmen sehen — welche die Franzosen nicht in allen Punkten richtig verständen, nach den Grundsätzen des Paragone

Außer Mendelssohns Ansichten von der Bewunderung greift Lessing auch das an, was dieser und Nicolai in dem für uns verlornen Aufsatze über die Illusion vorgebracht zu haben scheinen Er sagt gleich im Voraus (XII, 69. M. 83. H. XX, 1, 92): „Wenn Sie Ihre Gedanken von der Illusion mit dem Herrn Nicolai aufs Reine bringen werden, so vergessen Sie ja nicht, daß die ganze Lehre von der Illusion eigentlich den dramatischen Dichter nichts angeht, und die Vorstellung seines Stücks das Werk einer andern Kunst als der Dichtkunst ist. Das Trauerspiel muß auch ohne Vorstellung und Acteurs seine völlige Stärke behalten; und diese bei dem Leser zu äußern, braucht sie nicht mehr Illusion als jede andere Geschichte." Diese Annahme einer ganz irrigen Ansicht des Aristoteles müßte bei Lessing, von welchem oben nachgewiesen worden ist, daß sein eignes dramatisches Dichten ganz auf der Anschauung der Bühne beruhte, in einem andern Zusammenhange gar sehr befremden, aber hier reiht sie sich dem Ganzen ungezwungen ein. Nämlich die weitern Betrachtungen über die Illusion in dem folgenden Briefe greifen so tief, daß der Gegensatz zwischen dem bloß innerlich und dem auch äußerlich vernommenen Trauerspiele zunächst als ganz unwesentlich erscheinen muß. Mendelssohn hatte Lessingen (XIII, 45. H. XX, 2, 65) auf die Frage, warum er die Arten der Gedichte ohne Noth verwirren wolle, Folgendes erwidert: „Hier haben Sie ein Vorurtheil zur Schutzwehr genommen, das ich Sie selbst so oft habe bestreiten hören. Worauf gründet sich diese eingebildete Grenzscheidung? In Ansehung der Werke der Natur hat man in dem letzten Jahrhundert ausgemacht, daß sie von ihrer Meisterin in keine besondern und getrennten Klassen eingetheilt sind. Warum wollen wir die Kunst nicht auch hierin eine Nachahmerin der Natur werden lassen?" In seiner Antwort weist nun Lessing die besondere geistige Thatsache nach, durch welche sich die Sphäre des Trauerspiels in der That innerlich von andern unterscheide, und damit spricht er denn nun auch die ihm eigenthümliche allgemeine ästhetische Theorie aus, auf die ich schon oben hingedeutet habe.

Wer die Lust an schönen Gegenständen auf die Illusion zurückführen will, welche dieselben hervorrufen, versucht sie darauf zu begründen, daß uns die Gegenstände als wirkliche erscheinen, denn dies ist der Begriff der Illusion; Lessing erklärt den ästhetischen Genuß im Gegentheil daraus, daß wir bei Wahrnehmung des Eindrucks, den die Gegenstände in uns hervorrufen, von ihnen selbst als wirklichen vollkommen abstrahiren.

Es gab bereits eine Theorie, welche den Keim zu dieser Ansicht in sich trug; sie muß Lessing um so mehr angezogen haben, da sie geradezu von der Frage, wie das Vergnügen am Trauerspiele möglich sei, ausgeht. Es ist diejenige des Abbé Dubos, welche dieser in seinen réflexions critiques sur la poésie et sur la peinture vorträgt, von welchen Lessing den dritten Theil der neuern Ausgaben, welcher von den theatralischen Vorstellungen der Alten handelt, kürzlich (1755) im dritten Stück seiner theatralischen Bibliothek mit der Bemerkung (IV, 308. M. 383. H. XI, 1, 520; H. theilt die ganze Uebersetzung mit, S. 521–630) verdeutscht hatte, er mache diesmal blos den Uebersetzer und

und ohne Zweifel vom Verfasser desselben. Daß der Paragone schon auf die bürgerliche Tragödie hindeutet, habe ich im vorigen Kapitel erwähnt; wie unklar man aber damals noch über diese Dinge war, geht daraus hervor, daß Gottsched in der oben angeführten Stelle auf seinen Cato hinweisen konnte: der vermeide, durch Benutzung des englischen Stücks, die Fehler der Franzosen.

werde seine Gedanken über verschiedene besondere Meinungen des Verfassers auf eine andere Gelegenheit versparen. Der Kern von Dubos' Theorie ist dieser: Die Kunst errege Wohlgefallen, auch wo sie unangenehme Eindrücke hervorruft, weil mit diesen doch ein lebhaftes Gefühl unseres Daseins verknüpft sei.[1]) Dem hatte sich Nicolai in seiner Abhandlung über das Trauerspiel angeschlossen. „Es ist jedermann bekannt," sagt er hier (Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste 1, 19), „daß unser Geist die Unthätigkeit hasset und die Beschäftigung liebt; ein gehöriger Gebrauch unserer Kräfte ist jederzeit mit einer angenehmen Empfindung verknüpft. Du Bos ist mit den Folgen, die er aus diesem Satze gezogen hat, vielleicht zu freigebig gewesen; aber er wird dennoch, wenn wir nicht irren, mit gehöriger Einschränkung den wahren Grund alles des Vergnügens, das wir aus den schönen Wissenschaften schöpfen, enthalten. Was ist aber wohl mehr vermögend, uns in Bewegung zu setzen, als die Leidenschaften? Und ist nicht daher derjenige unseres Beifalls gewiß, dem es gelingt, uns zu rühren? Selbst alsdann noch, wenn uns die Heftigkeit der Leidenschaften unangenehme Empfindungen verursachet, hat die Bewegung, die sie mit sich führet, noch Annehmlichkeiten für uns; der Zornige in der äußersten Hitze seiner Leidenschaft, der Betrübte, den die Last seines Schmerzes zu Boden drückt, findet Süßigkeiten in den schrecklichen Ausbrüchen seiner Gemüthsbewegung; die nächste Zuflucht des Unglücklichen ist das Unglück selbst" u. s. w. „Woher kommt dies? Die Ausbrüche der heftigen Leidenschaft sind so schrecklich, daß wir uns nicht einen Augenblick bedenken können, sie zu unterbrechen, es ist also die Stärke der Bewegung, die er liebt, auch der schmerzlichen Empfindungen unerachtet, die wider das Angenehme der Leidenschaft streiten, in kurzem obsiegen und die schrecklichsten Folgen hinterlassen. Eine Leidenschaft also, die diese Folgen nicht hinterläßt, in welchen der Schmerz über das Vergnügen gerührt zu werden, nicht obsieget, muß gänzlich angenehm sein. Von dieser Art sind die Nachahmungen der Leidenschaften, welche das Trauerspiel hervorbringt; unser Geist wird gerühret, er empfindet auch Schmerz, aber ein Schmerz, der nicht wirklich, sondern nur nachgeahmt ist, ist eben deswegen nicht vermögend, die Rührung, welche wirklich geschah, zu überwältigen; das Unangenehme der Leidenschaft verschwindet also, und es bleibet uns nichts übrig, als das Vergnügen gerührt zu werden, als das süße Zittern, das von der Bewegung der Leidenschaft hervorgebracht wird."

Das genügte nun aber Lessingen keineswegs. „Daß Sie die Gedanken des Dubos so schlechterdings angenommen haben," schreibt er (XII, 78. M. 94. H. XX, 1, 104) an Nicolai — „damit bin ich nicht so recht zufrieden. Hiervon aber werde ich an unsern Moses weitläuftiger schreiben. Wenn das, was Du Bos sagt, kein leeres Gewäsche sein soll, so muß es ein wenig philosophischer ausgedrückt werden."

Er hatte bereits an Mendelssohn darüber geschrieben und die Sache auf eine philosophischere Weise in Ordnung gebracht, als er selbst wohl meinte.

Indem er in dem bereits angeführten Briefe (XII, 70. M. 86. H. XX, 1, 95), nachdem er die angekündigten Gedanken von der Illusion erhalten, seinen Zweifel gegen dieselben vortragen will, hebt er so an: „Darin sind wir doch

[1]) Ich muß hier auf den Auszug aus dem Dubos verweisen, den ich in Gottsched und seine Zeit S. 212 gegeben habe.

wohl einig, liebster Freund, daß alle Leidenschaften entweder heftige Begierden oder heftige Verabscheuungen sind? Auch darin: daß wir uns bei jeder heftigen Begierde oder Verabscheuung eines größern Grades unserer Realität bewußt sind, und daß dieses Bewußtsein nicht anders als angenehm sein kann? Folglich sind alle Leidenschaften, auch die allerunangenehmsten, als Leidenschaften angenehm." Also insofern stimmt er mit Du Bos und Nicolai überein. Nun aber setzt er hinzu: „Ihnen darf ich es aber nicht erst sagen: daß die Lust, die mit der stärkern Bestimmung unserer Kraft verbunden ist, von der Unlust, die wir über die Gegenstände haben, worauf die Bestimmung unserer Kraft geht, so unendlich kann überwogen werden, daß wir uns ihrer gar nicht mehr bewußt sind." Dies hatten jene nicht in Betracht gezogen, und darum ist, was sie vorbringen, allerdings leeres Gerede. Ein Unglück, das uns selbst begegnet, oder überhaupt ein wirklicher Unglücksfall, an dem wir lebhaften Antheil nehmen, macht uns herzlich wenig Vergnügen — das Vergnügen ist in solchem Falle, wie Du Bos sich mit einer etwas captiösen Vorsicht ausdrückt, nicht rein — das ist es nun aber, wenn wir das Unglück nur in einem Trauerspiel anschauen — wie kommt das? Du Bos antwortet, weil die Rührung (émotion) nur oberflächlich sei, und Nicolai sagt, es ist nur ein nachgeahmter Schmerz (!), welcher nicht im Stande ist, die Rührung, welche wirklich stattfindet, zu überwältigen. Aber wie? Das Vergnügen soll daraus hervorgehen, daß wir uns mächtig angeregt fühlen, und nun soll das größere Vergnügen da stattfinden, wo wir minder tief ergriffen, wo wir nur oberflächlich berührt sind? — Ein offenbarer Widerspruch. — Und sollte denn das Gefühl bei einem, z. B. in einem Trauerspiel vorgestellten traurigen Geschick, wenn ich dieses Trauerspiel nur nicht blos zum Zeitvertreibe oder um mich einzuschläfern mit den Augen überlaufe, sondern es, wozu es bestimmt ist, innerlich durchlebe, wirklich nur so schlechthin schwächer und oberflächlicher sein, als wenn mir selbst ein ähnliches Unglück begegnete?

Lessing löst die Schwierigkeit, indem er gerade die volle Intensität des Gefühls beim Genuß ästhetischer Werke voraussetzt. Er geht zu diesem Behuf genetisch zu Werke, und wendet dazu das aristotelische Beispiel von der gemalten Schlange an. „Wenn wir eine gemalte Schlange plötzlich erblicken, so gefällt sie uns desto besser, je heftiger wir darüber erschrocken sind. Dieses erkläre ich so: Ich erschrecke über die so wohlgetroffene Schlange, weil ich sie für eine wirkliche halte. Der Grad dieses Schreckens, als eine unangenehme Leidenschaft, oder vielmehr der Grad der Unlust, die ich über diesen schrecklichen Gegenstand empfinde, ... sei 10, so kann ich den Grad der Lust, der mit der Empfindung der Leidenschaft verbunden ist, 1 nennen, oder 10, wenn jener zu 100 wüchse. Indem ich also 10 empfinde, kann ich nicht 1 empfinden, das ist, so lange als ich die Schlange für eine wirkliche halte, kann ich keine Lust darüber empfinden. Nun werde ich aber auf einmal gewahr, daß es keine wirkliche Schlange, daß es ein bloßes Bild ist: was geschieht? Die Unlust über den schrecklichen Gegenstand = 10 fällt weg, und es bleibt nichts übrig als die Lust, die mit der Leidenschaft, als einer bloßen stärkern Bestimmung unserer Kraft verbunden ist; 1 bleibt übrig, das ich nunmehr empfinde, und in dem Grade 8 oder 10 empfinden kann, wenn jener Grad, anstatt 10, 80 oder 100 gewesen ist. Wozu brauchen wir nun hier die Illusion?" — Allerdings zu gar nichts, sondern es ist vielmehr das Gegentheil derselben zum Princip gemacht — wenn man mittels der Illusion den ästhetischen Genuß erklären will, so führt man ihn,

ich wiederhole es hier, darauf zurück, daß man den Gegenstand für wirklich halte — nach Lessings Lehre aber beruht der ästhetische Genuß und alle Kunst auf der Fähigkeit, den vollen Eindruck, welchen der Gegenstand macht, rein für sich zu isoliren, oder von der Wirklichkeit desselben zu abstrahiren — rein auf unsere eigene Wirklichkeit (Realität), welche durch ihn erhöht ist, zu reflectiren.

Lessing setzt noch ausdrücklich hinzu: „Die unangenehmen Affekten in der Nachahmung gefallen deswegen, weil sie in uns ähnliche Affekten erwecken, die auf keinen gewissen Gegenstand gehen. Der Musikus macht mich betrübt; und diese Betrübniß ist mir angenehm, weil ich diese Betrübniß blos als Affekt empfinde, und jeder Affekt angenehm ist. Denn setzen Sie den Fall, daß ich während dieser Betrübniß wirklich an etwas Betrübtes denke, so fällt das Angenehme gewiß weg."

Hieran knüpft er folgende Reflexion: „Ein Exempel aus der Körperwelt! Es ist bekannt, daß, wenn man zwei Saiten eine gleiche Spannung giebt, und die eine durch die Berührung ertönen läßt, die andere mit ertönt, ohne berührt zu sein. Lassen Sie uns den Saiten Empfindung geben, so können wir annehmen, daß ihnen zwar eine jede Bebung, aber nicht eine jede Berührung angenehm sein mag. . . . Die erste Saite also, die durch die Berührung erbebt, kann eine schmerzliche Empfindung haben; da die andre, der ähnlichen Erbebung ungeachtet, eine angenehme Empfindung hat, weil sie nicht (wenigstens nicht so unmittelbar) berührt worden." Und damit ist denn auch zugleich das Trauerspiel erklärt. „Also auch in dem Trauerspiele. Die spielende Person," wir würden sagen, die gespielte — „geräth in einen unangenehmen Affekt und ich mit ihr. Aber warum ist dieser Affekt bei mir angenehm? Weil ich nicht die spielende Person selbst bin, auf welche die unangenehme Idee unmittelbar wirkt, weil ich den Affekt nur als Affekt empfinde, ohne einen gewissen unangenehmen Gegenstand dabei zu denken. Dergleichen zweite Affekten aber, die bei Erblickung solcher Affekten an Andern in mir entstehen, verdienen kaum den Namen der Affekten; daher ich denn in einem von meinen ersten Briefen schon gesagt habe, daß die Tragödie eigentlich keinen Affekt bei uns rege mache als das Mitleiden. Denn diesen Affekt empfinden nicht die spielenden Personen" u. s. w.

Hieraus geht nun auch sogleich hervor, in welchem Verhältniß Lessing hier zu Aristoteles steht. Gleich in jenem ersten Brief an Nicolai (XII, 49. M. 61. H. XX, 1, 69), wo er zeigen will, das Trauerspiel errege im Zuschauer nichts als Mitleid, thut er diesem Worte, insofern es in diesen Angelegenheiten dem Aristoteles entlehnt ist, Gewalt an. „Ich frage nicht," sagt er, „ob ihn der Poet soweit bringt, daß er diese Leidenschaften — die dargestellten, Zorn, Liebe u. dgl. — in der spielenden Person billiget, sondern, ob er ihn so weit bringt, daß er diese Leidenschaften selbst fühlt, und nicht blos fühlt, ein anderer fühle sie. Kurz, ich finde keine einzige Leidenschaft, die das Trauerspiel in dem Zuschauer rege macht, als das Mitleiden." Hier ist anstatt des Mitleids, oder der Bekümmerniß um andrer Leiden, das Mit-Leiden, das bloße Miterbeben der gleichgestimmten Saite untergeschoben, oder was Lessing in den Anmerkungen zum Burke (XI, 94. M. 1, 59. H. XVIII, 323) die Sympathie nennt, vermöge deren man nicht sowohl sich an eines andern als den andern an seine Stelle setze. Damit stimmt auch eine Erklärung über die aristotelische Definition des Trauerspiels, die er (XII, 78. M. 94. H. XX, 1, 104) an eine Stelle der Nicolaischen

Abhandlung anknüpft, genau überein. Zuerst tadelt er, daß man das Aristotelische φόβος bald durch Schrecken, bald durch Furcht übersetze; er hatte sich des ersten Ausdrucks noch in diesen Briefen selbst bedient. Das ganze Schrecken, wovon man nach den falsch verstandenen Aristotelischen Begriffen soviel geschwatzt — und womit die Franzosen gelegentlich ohne Grund so breit gethan, gründe sich auf nichts als die schwankende Uebersetzung. Wer nicht das zweite Buch der Rhetorik und die Ethik an den Nikomachus gelesen, könne die Poetik des Aristoteles nicht verstehen, es sei aber φόβος nach Aristoteles' Erklärung nichts als Furcht, und er sage, alles dasjenige erwecke in uns Furcht, was, wenn wir es an andern sähen, Mitleiden erwecke, und alles dasjenige erwecke Mitleiden, was, wenn es uns selbst bevorstehe, Furcht erwecken müsse. Dann meint er aber, demzufolge könne die Furcht nach der Meinung des Aristoteles keine unmittelbare Wirkung des Trauerspiels sein, sondern nur eine reflectirte Idee, insofern nämlich das Trauerspiel doch keine Uebel schildere, die uns selbst bevorstehen. „Aristoteles," fährt er fort, „würde blos gesagt haben, das Trauerspiel soll unsere Leidenschaften durch das Mitleiden reinigen, wenn er nicht zugleich auch das Mittel hätte angeben wollen, wie diese Reinigung durch das Mitleiden möglich werde, und deshalb setzte er noch die Furcht hinzu, welche er für dies Mittel hielt" (die gemeine moralische Theorie). „Jenes hat seine Richtigkeit, dieses aber ist falsch. Das Mitleiden reinigt unsere Leidenschaften, aber nicht vermittelst der Furcht, auf welchen Einfall den Aristoteles sein falscher Begriff vom Mitleiden geführt hat" — sondern insofern es selbst, wie oben angeführt worden, erweitert wird, insofern sich in der Tragödie das enge Selbst des einzelnen Menschen zum Selbst der ganzen Menschheit erweitert.

Lessing hatte die Absicht, die Folgen, welche sich aus diesen Grundsätzen ziehen ließen, in einem ordentlichen Buche — denn mit einem Briefe sei Mendelssohn nicht zufrieden (XII, 76. M. 92. H. XX, 1, 102) — auszuarbeiten, aber es unterblieb für jetzt. Auch die Correspondenz geht auf diese Gegenstände von nun an nicht weiter ein, vielleicht weil Mendelssohn und Nicolai die streitigen und ausgemachten Punkte in einer Tabelle (XIII, 57. H. XX, 2, 79 f.) auf eine Weise zusammenzustellen unternahmen, aus der freilich eben kein tiefes Verständniß des Angelpunktes der Frage hervorleuchtet. Gleichwohl war die Saat, welche Lessing ausgestreut, nicht ganz unter die Dornen gefallen. Mendelssohn erklärt den Grundsatz, daß jede Leidenschaft immer eine Realität sei, für einen sehr schönen, bedauert, daß er ihn nicht gekannt, als er die Briefe über die Empfindungen geschrieben, und meint, „wir führen Kriege, lieber Lessing, die ohne Ihren Schaden für mich sehr vortheilhaft sind." Und wirklich hat er großen Vortheil aus diesen Verhandlungen gezogen. Er bemerkt in der „Rhapsodie, oder Zusätze zu den Briefen über die Empfindungen" (1761): „Wir empfinden über die Einrichtung und Beschaffenheit der Sache Lust oder Unlust, nachdem wir Realitäten oder Mängel an derselben wahrnehmen. In Beziehung auf das denkende Subject, auf die Seele hingegen, ist das Wahrnehmen und Erkennen der Merkmale sowie die Bezeugung des Wohlgefallens oder Mißfallens an denselben etwas Sachliches, das in dieselbe gesetzt wird, eine bejahende Bestimmung, die der Seele zukömmt; daher muß jede Vorstellung wenigstens in Bezug auf das Subject, als ein bejahendes Prädicat des denkenden Wesens, etwas Wohlgefallendes haben" (W. I, 239). Ja es

heißt geradezu (S. 242): „Wie geht es zu, daß traurige Schauspiele gleichwohl sehr angenehm sein können?“ Die Hauptquelle davon ist diese: „Von Seiten des Gegenstandes und in Beziehung auf denselben empfinden wir, bei der anschauenden Erkenntniß seiner Mängel, zwar Unlust und Mißfallen; allein von Seiten des Vorwurfs werden die Erkenntniß- und Begehrungskräfte der Seele beschäftigt, d. h. ihre Realität vermehrt, und dieses muß nothwendig Lust und Wohlgefallen erwecken.“ Endlich (S. 249) greift er die Sonderung von Schrecken und Mitleiden an und unterscheidet das eigentliche Mitleiden von der bloßen Unlust über das gegenwärtige Uebel eines Andern, worauf denn eine noch spätere Anmerkung hinzusetzt, Lessing beweise in der Dramaturgie, wo dies allerdings auch vorkommt, Aristoteles habe nicht Schrecken, sondern Furcht gemeint, er, Mendelssohn, aber müsse die Betheiligung der Furcht beim Trauerspiel leugnen. Wie oft sei der Bemitleidete in solchen Umständen, in welche wir schlechterdings nie gerathen können. Wir würden freilich eher gerührt, wenn wir ein ähnliches Unglück ausgestanden oder zu befürchten hätten, allein das sei — eine sehr passende Anwendung des Beispiels von den gleichgestimmten Saiten — nur so aufzufassen, wie auch jedes Thier nur mit dem Geschrei eines Thiers, das von seiner Art sei, sympathisire, indem es mit diesem Laute das innere Leiden, das es selbst zu einer andern Zeit gefühlt habe, jetzt auf das Lebhafteste verbinde und mitfühle.

Lessing wird durch diese ästhetische Theorie ein Glied einer geistigen Entwickelungsreihe, von welcher er zufolge der Auffassung in Bausch und Bogen, mit welcher man sich bisher in Bezug auf ihn begnügt hat, eine große Strecke seitabwärts gestanden haben müßte. Vermöge des Standpunktes der Vermittelung zwischen der Leibniz-Wolffschen Philosophie und dem englischen Sensualismus, den ich oben für Mendelssohn in Anspruch nehmen mußte, wird dieser zu einem Vorläufer Kants, zu dessen Hauptverdiensten die entschiedene Sonderung von Anschauung und Denken gehört, die Mendelssohn wenigstens andeutete. Auch im besonderen finden sich bei Mendelssohn Aeußerungen, denen, um für Kantisch gelten zu können, nur die belebende Seele des durchgeführten transscendentalen Standpunktes fehlt; so spricht er z. B. in der Preisschrift: „Abhandlung über die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften,“ die Kant als Mitbewerber später gewiß gelesen haben wird (W. II, 29), von dem Unterschied der beständigen und veränderlichen Erscheinungen, unter denen jene, wie er sagt, ihren Grund in der innern Beschaffenheit der menschlichen Sinne überhaupt hätten, insofern zu denselben das Mathematische gehöre: so bleibe auch in dem System des Zweiflers oder des Idealisten nicht nur die rein theoretische, sondern auch die praktische und angewandte Mathematik in ihrem Werthe und behalte ihre unleugbare Gewißheit. Wer erkennt nicht darin Kants Gegensatz von Schein und Erscheinung? Weiterhin (II, 115) heißt es ausdrücklich, die Ausdehnung sei keine Realität, sondern ein bloßes Phänomen. Ebenso fällt nun die Zurückführung des Wohlgefallens am Schönen als solchem auf die Erfassung des Affekts ohne Gegenstand, die entschiedene Loslösung der Empfindung der Schönheit der Gegenstände von der Wirklichkeit derselben, die von Lessing zuerst aufgestellt und von Mendelssohn angenommen worden ist, ganz und gar mit dem Grundgedanken der Kantischen Schönheitslehre zusammen, welches die Reflexion auf das freie Spiel unserer Seelenvermögen ist — wobei übrigens zum Schlusse nicht unerwähnt bleiben darf,

daß Mendelssohn, dessen Verhältniß zu Lessing eine Zeitlang ein zu vertrautes gewesen ist, als daß es nicht im Interesse des letztern unerläßlich sein sollte, was Bedeutendes bei ihm zum Vorschein kommt, geflissentlich ans Licht zu ziehen, Kanten noch in anderer Beziehung hier sehr nahe kommt, wo sich eine directe Einwirkung von Lessings Seite nicht nachweisen läßt. Mendelssohn, welcher vier Jahre vor dem Erscheinen der „Kritik der Urtheilskraft" starb, sagt in den „Morgenstunden" (W. II, 294): „Man pflegt gemeiniglich das Vermögen der Seele in Erkenntnißvermögen und Begehrungsvermögen einzutheilen und die Empfindung der Lust und Unlust schon mit zum Begehrungsvermögen zu rechnen. Allein mich dünkt, zwischen dem Erkennen und Begehren liegt das Billigen, der Beifall, das Wohlgefallen der Seele, welches auch eigentlich von Begierde weit entfernt ist. Wir betrachten die Schönheit der Natur und der Kunst, ohne die mindeste Regung von Begierde, mit Vergnügen und Wohlgefallen. Es scheint vielmehr ein besonderes Merkmal der Schönheit zu sein, daß sie mit ruhigem Wohlgefallen betrachtet wird; daß sie gefällt, wenn wir sie auch nicht besitzen, und von dem Verlangen, sie zu besitzen, auch noch so weit entfernt sind. Erst alsdann, wenn wir das Schöne in Beziehung auf uns betrachten und den Besitz desselben als ein Gut ansehen, alsdann erst erwacht bei uns die Begierde, zu haben, an uns zu bringen, zu besitzen: eine Begierde, die von dem Genusse der Schönheit sehr weit verschieden ist. Wie aber dieser Besitz, so wie die Beziehung auf uns nicht immer stattfindet, den wahren Freund der Schönheit nicht immer zur Habsucht reizt, so ist auch die Empfindung des Schönen nicht immer mit Begierde verknüpft, und kann also für keine Aeußerung des Begehrungsvermögens gehalten werden. Wollte man allenfalls die Richtung, welche die Aufmerksamkeit durch das Wohlgefallen erhält, denselben Gegenstand ferner zu betrachten, wollte man diese eine Wirkung des Begehrungsvermögens nennen, so hätte ich im Grunde nichts dawider. Indessen scheint es mir schicklicher, dieses Wohlgefallen und Mißfallen der Seele, das zwar ein Keim der Begierde, aber noch nicht Begierde selbst ist, mit einem besonderen Namen zu benennen und von der Gemüthsunruhe dieses Namens zu unterscheiden. Ich werde es in der Folge Billigungsvermögen nennen, um es dadurch sowohl von der Erkenntniß der Wahrheit, als von dem Verlangen nach dem Guten abzusondern. Es ist gleichsam der Uebergang vom Erkennen zum Begehren, und verbindet diese beiden Vermögen durch die feinste Abstufung, die nur nach einem gewissen Abstande bemerkbar wird."

Fünftes Buch.

Berlin 1758—1760; Breslau 1760—1764. Begründung der heutigen deutschen Literatur.

Erstes Kapitel.

Der lebhafte Gedankenaustausch, in welchem Lessing auch aus der Ferne mit den Berliner Freunden stand, und der sich sogar erst jetzt vollkommen ausgebildet hatte, mußte, da Lessing in Leipzig durch nichts zurückgehalten wurde — sein Glück blühte hier immer noch so wenig, daß wir ihn (XII, 94. 99. M. 115. 121. H. XX, 1, 131. 137) von dorther bei Mendelssohn Geld entlehnen sehen — sehr bald die Folge haben, daß, wie er sich selbst schon früher einmal ausgedrückt hatte, die Reihe wieder an Berlin kam. Am 17. April 1757 schreibt Lessing an Mendelssohn, „mündlich würden wir von unsrer Materie — der Tragödie — in einer Stunde mehr ausmachen, als durch Briefe in einem Jahre geschehen wird," und am 10. Mai will er schon in acht Tagen in Berlin sein. Dann kommt freilich der Prozeß mit Winkler dazwischen (XII, 99. M. 121. H. XX, 1, 137), dessen Ausgang Lessing arglos genug scheint haben abwarten zu wollen. Aber jetzt eröffnete sich ihm die traurige Aussicht, den besten Umgang zu verlieren, dessen er in Leipzig genoß. Kleists langer Aufenthalt daselbst war dadurch bedingt worden, daß er, wahrscheinlich mit Rücksicht auf die Krankheit, die er selbst soeben überstanden, nach der Schlacht bei Roßbach über das Lazareth gesetzt worden war. Dem vorwärtsstrebenden Manne hatte diese Stellung schon lange nicht genügt, so sehr auch Lessing, wie er selbst (XI, 695. M. 2, 343. H. XIII, 1, 292) erzählt, sich hatte angelegen sein lassen, ihn mit einer Stelle aus der Cyropädie (V, 4. 17) zu trösten, des Inhalts, daß die tapfersten Männer auch immer die mitleidigsten wären, nun ward ihm im Mai 1758 der Befehl, mit seinem Bataillon zum Heere des Prinzen Heinrich zu stoßen. Wenige Tage vor Kleists Ausrücken aus Leipzig ging Lessing nach Berlin (Weiße Selbstbiographie S. 47), von wo aus wir ihn am 8. Julius einen Brief an Gleim datiren sehen, welcher nicht der erste gewesen sein wird; nach einem Briefe von Kleist an Gleim vom 5. Mai 1758 war Lessing am Tage vorher mit dem Buchhändler Voß nach Berlin abgegangen, nachdem er seine Abreise noch einen Tag aufgeschoben, weil er gehofft hatte Gleim noch zu sehen, von dem sich die beiden Freunde versprachen, daß er sie und die Messe besuchen werde.

Trotzdem daß Lessing durch ein entschiedenes inneres Bedürfniß nach Berlin zurückgetrieben worden war, hatte er es doch auf nichts weniger abgesehen, als 1758 die Fäden wieder aufzunehmen, die er 1755 hatte fallen lassen.

Die wissenschaftlichen und literarischen Aufgaben waren andere geworden, zum Theil schon darum, weil, was er früher allein vertreten hatte, sich jetzt bereits zu verbreiten anfing; Berlin war ein anderes als vor dem Kriege, und auch er selbst konnte derselbe nicht mehr sein, denn war auch die große Reise gar zu schnell unterbrochen worden — es verdroß Lessing nicht wenig; wenn er gegen Ramler äußert (XII, 86. M. 103. H. XX, 1, 117), er und der König von Preußen hätten eine gewaltige Rechnung mit einander abzumachen, denn da nur dieser allein die Schuld trage, daß er die Welt nicht gesehen, so müßte er ihm doch zur Entschädigung eine Pension geben, bei der er die Welt vergessen könnte, blickt hinter dem Scherze der Ernst deutlich genug hervor — sie mußte immerhin seinen Gesichtskreis erweitert und seinem Geiste einen freieren Schwung gegeben haben, und wäre es auch nur, weil er während derselben zuerst einmal von äußern Sorgen frei gewesen war. Sein besonderes Talent, die frischen Kräfte und eigenthümlichen geistigen Elemente, welche sich an seinem jedesmaligen Aufenthaltsorte vorfanden, sogleich zu entdecken und der Erreichung von Zwecken dienstbar zu machen, die ihm selbst doch erst an ihnen und durch sie klar geworden, beurkundete sich hier um so glänzender, je leichter sich auch der Kraft- und Lebenvollste beim Wiedereintritt in alte Verhältnisse durch eine gewisse Kraft der Trägheit in die alten Bahnen gedrängt sehen wird. Wenn Lessing jemals neu gewesen ist und erneut hat — und er ist neu in jedem einzelnen Werke und der allgemeine Erneuerer in allem, was er angreift — so ists in diesem Abschnitt seines Lebens gewesen, welcher in der Geschichte der deutschen Literatur Epoche macht.

Lessing hatte in den letzten Monaten seines diesmaligen Leipziger Aufenthaltes ein Interesse gefaßt, das ihm auf einmal eine ganz neue Welt vor Augen geführt haben muß. Er erzählt in einem Briefe an Gleim vom 6. Febr. 1758, als er schon auf die Vorrede zu den Kriegsliedern sann: der alten Kriegslieder wegen, auf welche er hier hinzuweisen wünschte — er führt auch sogleich eins aus Morhof an — habe er das alte Heldenbuch durchgelesen, und diese Lectüre habe ihn hernach weiter auf die zwei sogenannten Heldengedichte gebracht, welche die Schweizer jetzt herausgegeben;[1]) wo denn, wenn nicht das Glück, mit welchem er dieses neue Studium sogleich betrieb, doch der Eifer, mit welchem er es anfaßte, sich in der Bemerkung kund giebt, er habe beiläufig gesehen, daß die Herren Schweizer eben nicht die Geschicktesten seien, dergleichen Monumente der alten Sprache und Denkungsart herauszugeben, denn sie hätten unverantwortliche Fehler gemacht. Ja noch mehr: „Ich bin auf einmal in eine Arbeit gerathen," schreibt er den 2. April an Mendelssohn, um sich wegen seines Stillschweigens zu entschuldigen, „in der ich mich gern auf keine Weise habe unterbrechen wollen. Sie kennen mich, und ich kenne mich selbst; ich muß meine erste Hitze zu nutzen suchen, wenn ich etwas zu Stande bringen will" — Mendelssohn werde freilich am wenigsten damit zufrieden sein, denn von der Sphäre der philosophischen Wahrheit liege sie weit ab. „Jetzt schweife ich in der Sphäre der historischen Ungewißheit herum, und Sie glauben nicht, mit welcher Menge von nichtswürdigen Kleinigkeiten mein Kopf jetzt angefüllt ist. Der einzige Vortheil, den ich davon wegbringen werde, ist, daß ich das alte

[1]) Chriemhilden Rache und die Klage, zwei Heldengedichte . . . Dazu kommt ein Glossarium. Zürich 1757. 4°.

schwäbische Deutsch gelernt habe, und die Gedichte darin, welche die Schweizer ans Licht bringen, mit vieler Leichtigkeit nunmehr lese;" darum, setzt er hinzu, wollte er, daß Nicolai die Fabeln der Minnesänger 1757 und Chriemhildens Rache nicht bereits in der Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste (II, 430) angezeigt hätte, denn er könne den Herausgebern in ihren Glossariis grobe Fehler nachweisen. Die Arbeit, von welcher er hier spricht, liegt uns vor, so weit er selbst sie ausgeführt hat; es ist offenbar der Aufsatz über das Heldenbuch (XI, 30. M. 1, 43. H. XII, 669), welcher demnach im Februar 1758, und nicht 1759, wie Fülleborn das eine Mal hat drucken lassen, angefangen sein wird. Hier sehen wir Lessing auf einmal in der Reichshistorie wohlbewandert; er widerlegt Eccard, stellt Untersuchungen an über das Alter der Herzoge von Merane — das ist Alles ernstlich genug gemeint. Aber so wenig nun die Kenner des Altdeutschen es Lessingen einräumen wollen, daß er an der sorgfältigen Arbeit der Schweizer damals in grammatikalischer und lexicographischer Beziehung so gar viel zu bessern gewußt haben werde — er hatte es sich vielleicht bei Gelegenheit der Herrn Lange und Lieberkühn ein wenig angewöhnt, sein Urtheil von einzelnen Versehen, die er bei solchen Gelegenheiten bemerkte, bestimmen zu lassen, — eben so wenig kann der Einfall, welcher dem Aufsatz über das Heldenbuch zu Grunde liegt, jetzt noch auf irgend eine Beachtung Anspruch machen. Dieser Aufsatz gewährt vom Standpunkte der heutigen Auffassung aus den wunderlichsten Anblick, den man sich denken kann. Die ersten beiden Gedichte des Heldenbuches enthalten eine uralte Sage in einer mit vielen Zügen aus der Zeit der Kreuzfahrer verwebten Gestalt und in einer dem 15. Jahrhundert angehörigen Ueberarbeitung. Hier erkennt nun Lessing erstlich sehr wohl, daß die Sprache nicht die des schwäbischen Zeitalters sei, also das Gedicht nicht in ursprünglicher Form vorliege (§. 1), zweitens trägt er eine Menge von Gründen für eine von Goldast ohne Beweis aufgestellte Behauptung, daß Otnit Odoacer sei u. s. w., zusammen (§. 7), womit wenigstens der frühe Ursprung der Sage anerkannt wäre, und endlich weist er eine lange Reihe von Anspielungen und Uebertragungen nach, die auf ein Entstehen des Gedichtes nach der Zeit Friedrichs II. schließen lassen. Aber weil damals noch jeder Begriff von dem Wesen der Sage und des epischen Gedichtes mangelte, geht für ihn aus diesen Untersuchungen das wundersame Ergebniß hervor, Goldast irre sich *doch*, der Stoff sei *nicht* uralt, sondern er gehöre der Zeit der Hohenstaufen an, und der Dichter habe unter dem Otnit die beiden Gegenkaiser Ottos des Vierten — das sollte selbst etymologisch bewiesen werden — nämlich Philipp und Friedrich II. verstanden, und verschiedene von ihren vornehmsten Thaten in diesem seinem Romane von Otnit — so drückt Lessing selbst sich aus, als spräche er von einer römischen Octavia, deren Art und Kunst es wirklich ganz und gar ist, was er hier auf jene alten Werke überträgt — in ein Ganzes verbunden. Doch auf das Resultat der bestimmten Untersuchungen, zu welchem Lessing hier geführt wurde, und seine Probehaltigkeit oder Nichtigkeit kommt es hier nun gerade am allerwenigsten an. Die Hauptsache ist, daß er, welcher, wie alle seine Zeitgenossen, seine geistige Nahrung und Anregung einzig und allein aus den Werken der alten und der modernen Literaturen, die mehr oder weniger auf die Alten zurückgehen, gezogen hatte — man erinnere sich, mit welcher Entschiedenheit er sich in jenem Jugendgedicht der Alten den Neuern gegenüber annimmt; das Versprechen in der Vorrede zu den Beiträgen

zur Historie und Aufnahme des Theaters auch auf altdeutsche Stücke einzugehen, was auch einmal bei einer Uebersetzung der captivi geschieht, ist hier noch nicht ernstlicher gemeint, als wenn Gottsched solche Werke äußerlich aufzählt — die Hauptsache, sage ich, ist, daß Lessing für altdeutsche, oder, um es gerade herauszusagen, für ächt deutsche Poesie und Literatur Interesse faßt, oder daß er, wie es in der Vorrede zn den sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesänger (1757) heißt, in die Reihe der „wenigen sonderbaren Männer" eintritt, „denen die Geschichte des deutschen Geistes am Herzen liegt."[1])

Dieses auf seine Weise zu zeigen fand Lessing, als er nach Berlin kam, sogleich Veranlassung. So alte und kostbare Denkmäler der deutschen Sprache und Literatur, wie die Schweizer jetzt veröffentlicht hatten, ans Licht zu bringen und zu bearbeiten, hatte er freilich für jetzt keine Gelegenheit, aber schon vor einer Reihe von Jahren mochte es ihm klar geworden sein, daß sich auch für eine weit nähere Periode noch manches thun lasse. In Wittenberg war ihm auf der Universitätsbibliothek ein gedrucktes Gedicht eines schlesischen Dichters „Andreas Scultetus", in die Hände gefallen, dessen Namen er nirgend verzeichnet fand und der gänzlich in Vergessenheit gekommen war (VIII, 263. M. 355. H. XII, 289). Jetzt verfiel er darauf, einen andern Schriftsteller aus jener Periode, auf welchen ihn seine Vorliebe für die Dichtungsgattung, welcher dieser sich ganz gewidmet hatte, geführt haben mochte, und der zwar noch genannt, aber ebenfalls nicht mehr gekannt wurde, durch eine neue Ausgabe wieder zu beleben. Es war Friedrich von Logau, welcher im Jahre 1654, unter dem Namen „Salomon von Golau" dreitausend Sinngedichte herausgegeben hatte. Aber Lessing beabsichtigte hier keine rein gelehrte Arbeit, vielmehr giebt sich in den Schlußworten der Vorrede die Absicht kund, unmittelbar auf den Geschmack der Zeitgenossen einzuwirken; „werden die Liebhaber der Poesie an unserm Dichter einigen Geschmack finden," heißt es hier, „so freuen wir uns, daß dadurch die Beschuldigung immer mehr entkräftet werden wird, als wenn wir Neueren alle bereits von der Bahn des Natürlichschönen abgewichen wären, und nichts mehr empfinden könnten, als was auf einer gewissen Seite übertrieben

[1]) Vielleicht hat Lessing auch später noch für das Heldenbuch gesammelt. Im Jahre 1767 wurde er von einem Bedienten in der Art bestohlen, daß derselbe Bücher aus den Repositorien nahm und als Maculatur verkaufte. „Unglücklicher Weise," sagt Nicolai in einer Anmerkung (XII, 180. M. 213. H. XX, 1, 251), „war darunter das Exemplar des Heldenbuchs, worin Lessings vortreffliche Anmerkungen eingelegt waren." Nun citirt Lessing selbst in den Kollectaneen unter dem Artikel Nicolaus seine Sammlung über das Heldenbuch, was Eschenburg auf jene verlorenen Papiere bezog. Allein die Stelle, welche Lessing meint, findet sich in der von Fülleborn herausgegebenen Abhandlung, von welcher so eben die Rede gewesen ist, und hieraus zieht der Letztere den Schluß (Lessings Leben III, XI), es seien also jene Papiere, von denen Nicolai redet, nicht verloren gegangen; was verloren sein könne, möchte vielleicht ein vollständiger Auszug aus dem Heldenbuche sein, wenigstens habe er zwei halb durchgerissene Blätter vorgefunden, auf denen Stellen aus dem Heldenbuche mit untermischter prosaischer Erzählung des Inhalts gestanden. Möglich, daß es sich so verhält, aber erwiesen ists nicht, da Lessing jene Sammlung zum Heldenbuch durchaus nicht näher bezeichnet; ja der Umstand, daß er selbst (XII, 182. M. 215. H. XX, 1, 253) das verlorene Exemplar des Heldenbuchs als erste Edition bezeichnet, macht es wahrscheinlich, daß er in seinen Studien nach 1758 noch wieder auf dasselbe zurückgekommen, denn als er den vorhandenen Entwurf schrieb, hatte er (XI, 30. M. 1, 43. H. XII, 669) nicht nur die erste Ausgabe nicht, sondern legte auch nicht viel Werth darauf, sie zu haben, und da werden sich denn doch, als er sie erhielt, neue Gesichtspunkte gefunden haben, oder dergleichen Gesichtspunkte waren der Grund, daß er sie sich verschaffte.

ist." Daher befolgt er schon hier die Grundsätze, welche er weit später (X, 345. M. 343. H. XI, 2, 965) für die Behandlung alter Dichter aufstellt, insofern man sie eben nur zum Vergnügen lese — er macht die Form seinen Zeitgenossen bis zu einem gewissen Grade mundgerecht, auch giebt er nur eine Auswahl aus der Sammlung des Logau. Zu diesem Vorhaben verband er sich mit Ramler, in welchem er, wenn auch die Worte: operosa parvus carmina fingo, welche er selbst auf den Titel seiner Gedichte setzte, seine ganze Thätigkeit nur allzutreffend charakterisiren, ein ungewöhnlich feines Gefühl für Reinheit und Wohlklang der Sprache erkennen mußte; nach Ramlers eigener Angabe in der neuen Ausgabe 1791 rührten von diesem die Auswahl der Sinngedichte und einige Verbesserungen in der Versification des Dichters her; von Lessing die Vorrede und das Wörterbuch; auf die erstere hatte Ramler lange warten müssen. „Der arme Logau!" schreibt er am 20. April 1759 an Gleim,[1]) „die Messe ist da, und er hat noch keine Vorrede. Wenn Hr. Lessing sie mir nicht heute bringt, so lasse ich mit ihm in Gesellschaft nie eher etwas drucken, bis er erst Alles vor dem Anfange des Drucks fertig liefert. Bis auf die allerletzte Stunde! Ist das nicht zu arg für mich, der ich ein Preuße, und folglich etwas weniges accurat bin? Doch ich kann es unserem Freunde nicht so recht übel nehmen; er hat die Hand in zehn Sachen mit einem Mal." Indessen wurde bei dieser Gelegenheit diesem Gefühl, oder, was in einem solchen Falle dasselbe ist, der Willkür doch nicht gar zu viel eingeräumt und der Anspruch auf wissenschaftlichen Werth der Arbeit nicht aufgegeben. Die Veränderungen im Text schreiben sich zum Theil aus gleichzeitigen handschriftlichen Bemerkungen her, welche die Herausgeber in einem Exemplare fanden, das sich aus der Bibliothek eines Professor Stolle in Jena, Vorsteher der Jenaischen deutschen Gesellschaft und gebornen Schlesiers, herschrieb (V, 102. M. 121. H. XII, 16);[2]) im Uebrigen

[1]) Handschriftlich, so wie mehrere Stellen aus Briefen an Gleim, die ich hier und da anführe. Es ist ein Verdienst des Directors des Domgymnasii zu Halberstadt, Herrn Dr. Th. Schmid, den literarischen Nachlaß Gleims, welcher vermöge der persönlichen Verhältnisse, in welchen derselbe zu den bedeutendsten Männern seiner Zeit stand, an Merkwürdigkeiten und Aufschlüssen reich ist, vor Zersplitterung bewahrt zu haben. Nach dem 1846 erfolgten Tode des Dr. W. Körte, welcher denselben bis dahin in Händen gehabt hatte, ward die aus etwa 10000 Bänden bestehende Bibliothek und Sammlung von Briefen von und an Gleim zum Verkauf bestimmt; doch gelang es den Vorstellungen des genannten Herrn, welche zuerst bei dem Herrn Dr. Gleim aus Schlesien günstiges Gehör fanden, die Directoren und Vorsteher der Gleimschen Familienstiftung zu bewegen, daß sie dieselben dem Domgymnasium übergaben; sie wird, nachdem die königl. Regierung bereits ein Local zu ihrer Aufstellung angewiesen, allen Freunden der Wissenschaft zugänglich sein. Auch jetzt schon ist mir die Benutzung derselben mit der größten Bereitwilligkeit und dem ehrendsten Vertrauen eröffnet worden, und ich halte es für meine Pflicht, meinen Dank dafür hier öffentlich auszusprechen. Bei Herrn Director Dr. Schmid findet sich auch die bekannte Portraitsammlung Gleims, welche bereits im Jahre 1846 von den Directoren und Vorstehern der Gleimschen Stiftung demselben für eine künftige Aula des Domgymnasii übergeben worden war. Nähern Aufschluß über diese Verhältnisse geben die Osterprogramme des Domgymnasii 1847, 1848 u. 1849. Neuerdings ist dieser Gleimsche Nachlaß besonders von H. Pröhle ausgebeutet worden. (M. und B.) — [2]) Die zweihundert Sinngedichte, welche Logau zuerst 1638, (vgl. die zweite Ausg. v. Ramler 1791, S. VIII. (M. und B.) herausgegeben hatte, fand Lessing erst 1761 auf der Magdalenenbibliothek in Breslau auf (XII, 148. M. 176. H. XX, 1, 202). Das Exemplar, welches Lessing selbst für das einzige hielt, ging durch die Schuld eines jungen Kleist, der es Lessingen von Ramler, welchem er es geschickt hatte, wiederbringen sollte, verloren; in seinem letzten Briefe an den Münzdirector schreibt

wollen sie dem Dichter nur da ein wenig zu Hülfe gekommen sein, wo sie ihn allzuweit unter seiner eigenen reinen Leichtigkeit fanden, und auch alsdann solls im Geiste seiner eigenen Sprache geschehen sein. Wie nun diesen Grundsätzen die Herausgeber des Logau treu geblieben, und wie sie dieselben im Einzelnen ausgelegt, ist freilich schon darum schwer zu sagen, weil sie nicht etwa die Epigramme, welche ihnen der Aufbewahrung würdig schienen, in der ursprünglichen Reihenfolge, mit Auslassung der verworfenen, haben abdrucken lassen, sondern dieselben auf die bunteste Weise durcheinandergeworfen haben, so daß eine parallele Gegenüberstellung der 3553 Logauschen, zu denen noch einige Gedichte ohne Nummern kommen, mit den 1304 Lessingischen eine Sisyphusarbeit sein würde.[1]) Es wird sich nicht leugnen lassen, daß bisweilen das Aeltere besser ist als die Erneuerung, z. B.

Uebereiltes Freien.

Leicht ist Liebe zu bekommen,
Leicht ist auch ein Weib genommen,
Die bekommen bald zur Stund',
Das genommen ohne Grund,
Heißt zur Reue die bekommen,
Heißt zur Strafe das genommen.
Buch I. Nro. 28.

Leichte fällt es, Lieb' bekummen,
Leichte fällt's, ein Weib genummen,
Lieb' bekummen bald zur Stunde,
Gar genummen ohne Grunde,
Heißt zur Reue Lieb' bekummen,
Heißt zur Strafe gar genummen.
I. 6. 17.

Doch wenn nun einmal erneuert werden und die provincielle Form verschwinden sollte, so mag ein solches Umsetzen des einfachen volksthümlichen Ausdrucks in ein logisches Spiel mit Pronominibus demonstrativis immerhin das consequenteste Verfahren gewesen sein, und dann und wann mochte es auch wohl einmal etwas auszumerzen geben, was ganz und gar nicht volksthümlich war,

---

Lessing (XII, 539. M. 650. H. XX, 1, 810), daß er dem Rector Klose auf der Messe ein Exemplar übersenden wolle, das er dort einer Bibliothek noch schuldig sei; dieses ist aber nicht in Breslau eingetroffen; der Katalog bemerkt bei dem Buche „alter Defect."

[1]) Zur Probe zugleich der Durcheinanderwürfelung und der vorgenommenen Veränderungen mögen die ersten funfzehn dienen. Erstes Buch Nr. 1 bei Lessing und Ramler; bei Logau Erstes Tausend, sechstes Hundert Nr. 30, letzte Zeile: abgeschieden — Logau: recht beschieden. Nr. 2. Log. II, 4, 34 jetzo — Log. jetzund. Nr. 3. Log. I, 5. 61. Z. 2. Wuchs Gras und Blum hervor, war gleich die Gegend wüste — Log. Wuchs Gras und Blumen auf, obgleich der Ort war wüste. Z. 3. gieng — Log. zoh. Z. 4. jeder Log. aller. Nr. 4. Log. II, 6. 4. ohne Variante. Nr. 5. Log. I, 3. 81. o. V. Nr. 6. Log. I, 8. 63. o. V. Nr. 7. Log. I, 1. 22. hält — Log. hat. Nr. 8. Log. III, 8. 87. — die zweite Zeile heißt bei Log. Indiens saugt Gold: was Leute hetten gerne diese Kost. Nr. 9. Log. II, 1. 24. o. V. Nr. 10. Log. I, 4. 60 Z. 4. vor — L. für. Z. 8. 9. fliehst, siehst — L. fliehest, siehest. Nr. 11. Log. I, 1. 27. o. V. Nr. 12. Log. I, 2. 15. o. V. Nr. 13. Log. I, 1. 45. Z. 1. gewährt — L. gewehret. Z. 2. kannst und magst verlangen — L. dir nur kannst erdencken. Z. 3. begehrt — L. begehret. Z. 4. hangen — L. hencken. Nr. 14. Log. I, 2. 8. Z. 2. er nicht sein Weib gemisset — L. daß er sein Weib nicht misset. Nr. 15. Log. I, 1. 71. Z. 4. nach — L. noch — vielleicht bei Lessing nur ein Druckfehler. Von Abweichungen in der Interpunction habe ich abgesehen. — Der Recensent in den Göttinger gel. Anzeigen den 27. Oct. 1759 meint doch, er wisse so viel Werth, wie die Herausgeber, auf Logau nicht zu legen. „Wenn sich unser Geschmack nicht durch das zum Theil veralterte Deutsch bekriegen läßt, so ist er nicht so kurz, siehet bei einer Satyre nicht völlig so unschuldig aus und ist darin nicht so unerwartet, daß er durch Sinngedichte hinlänglich vergnügen könnte." Dem Wörterbuch wird Anerkennung gezollt, doch fehle Manches, z. B. 9, 27, finanzen für listig betriegen.

z. B. einen Zucker-Frühling, der zur Familie der Hofmannswaldauschen Zuckercompositionen gehört, auf welche Vilmar in seinen Vorlesungen über Geschichte der deutschen Literatur 2. Ausg. S. 423 hingedeutet hat. „Wie groß unsere Hochachtung für diese seine alte Sprache ist," setzt übrigens die Vorrede hinzu, „wird man aus unsern Anmerkungen darüber, die wir in Gestalt eines Wörterbuchs dem Werke beigefügt haben, deutlich genug erkennen." Und hierin liegt das Hauptverdienst des Unternehmens. „Aehnliche Wörterbücher," setzen sie hinzu, „über alle unsere guten Schriftsteller würden ohne Zweifel der erste nähere Schritt zu einem allgemeinen Wörterbuche unserer Sprache sein. Wir haben die Bahn hierin, wo nicht brechen, doch wenigstens zeigen wollen." In der That ist dieses Wörterbuch — es bezieht sich nicht bloß auf die von Ramler und Lessing herausgegebene Auswahl von Epigrammen, sondern auf die ursprüngliche Sammlung, weshalb auch nach den Nummern derselben citirt wird — für jene Zeit eine anerkennenswerthe Leistung. Es mag sein, daß Lessing sein oben angeführtes Urtheil über die Glossarien der Schweizer zu den von ihnen herausgegebenen mittelhochdeutschen Gedichten insofern nicht hätte gut machen können, als er wohl schwerlich die Kenntnisse besessen hätte, eben dieses Material gründlicher zu behandeln, aber es wird sich nicht ableugnen lassen, daß er den Stoff, welcher ihm hier vorliegt, nach einer besseren Methode behandelt, als sie den Schweizern zu Gebote gestanden hat. Diese Letztern haben keine andere Absicht, als den modernen Leser nur eben in den Stand zu setzen, die Gedichte zu lesen, und so ist nicht nur das Glossarium zu den Proben 1748 eine bloße Erklärung dunkler Wörter ohne alle Belege — denn zu den Fabeln 1757 werden einige Parallelstellen und sonstige Nachweisungen gegeben — sondern das Glossarium zu der Klage ist nicht einmal alphabetisch geordnet, sondern erklärt nach der Folge der Seiten das dem modernen Leser Fremdartige nach Art der Noten in modum Minelli. Dagegen verfährt Lessings Wörterbuch zum Logau nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten; er sucht hier zum Theil für seinen Schriftsteller schon zu leisten, was die Schweizer für die ihrigen nur erst als Aufgabe hingestellt hatten. Es heißt nämlich in der Vorrede zum zweiten Bande der Minnesänger: nachdem nun einige ansehnliche Reste der schwäbischen Poesie vorlägen, stehe fähigen Köpfen der Weg offen, mannichfaltigen Gebrauch davon zu machen. „Wenn man uns hörte, so wollten wir einem solchen auftragen, die Wörter zu sammeln, die nur sehr wenige Male in diesen Poeten vorkommen, und sie in ihrer Verbindung, in welcher sie dastehen, zu liefern. Er könnte zugleich ein anderes Verzeichniß von Wörtern machen, die von guter Art, bequem, bedeutend und bestimmt wären, und abgegangen sind, ohne daß sie mit gleich geschickten wären ersetzet worden, eine Liste anderer, die zwar in ihren Buchstaben noch bekannt sind und noch gebraucht werden, aber deren erste Bedeutung vergessen oder mit Nebenbegriffen verändert ist; ferner eine von Wörtern, die wegen einiger Aehnlichkeit des Tones mit andern ihr Geburtsrecht verloren haben und mit diesen vermischt worden sind, nebst einem Auszuge von solchen, die durch die Buchstabierart ein so verschiedenes Ansehen gewonnen haben, daß man eins derselben für zwei, drei und mehrere genommen und gegeben hat" u. s. w. Alle diese Punkte wird man in Lessings und Ramlers Wörterbuche berücksichtigt finden, und zwar mit Hinweisungen auf das Heldenbuch, die sogenannten Fabeln der Minnesänger und allerlei ältere und neuere Schriftsteller, wobei auch die lutherische Bibelübersetzung vorkommt. Auch werden die Schweizer

gelobt, daß sich in ihren Werken manche gute alte Wörter fänden, die im übrigen Deutschland verloren gegangen seien, und auf solche überall hingewiesen, so daß also Lessingen auch hier der Ruhm bleibt, was er vorgefunden, mit Einsicht aufgegriffen und nach dem Maße jener Zeit um ein nicht Unbedeutendes weiter geführt zu haben.[1])

Die Ausgabe des Logau war nicht der einzige Plan, welchen Lessing und Ramler gemeinschaftlich auszuführen beabsichtigten. „Sie haben es errathen," schreibt der erstere am 8. Julius 1758, „Herr Ramler und ich machen Projecte über Projecte. Warten Sie nur noch ein Vierteljahrhundert, und Sie sollen erstaunen, was wir Alles werden geschrieben haben." Mit einer Sammlung auserlesener Epigramme, zu welcher auch Gleim sowohl seine eigenen, als auch was er aus der älteren Literatur von dieser Gattung besaß, beisteuern sollte, mag es für diesmal eben auf die Ausgabe des Logau hinausgelaufen sein. „Sobald wir aber mit unserm Logau fertig sind," heißt es den letzten März 1759, „soll es mit vereinten Kräften über den Tscherning hergehen. Und Sie werden es sich schwerlich träumen lassen, was wir auch sonst noch für ein großes Project haben. Wir werden Sie auch mit anspannen." Tscherning kommt in Ramlers Sammlung der besten Sinngedichte der deutschen Poeten 1766 vor — Lessing hatte jedenfalls eine Ausgabe wie die vom Logau beabsichtigt; — welches das große Unternehmen gewesen, bei welchem auch Gleim mitwirken sollte, ist schwer zu sagen: vielleicht ein deutsches Wörterbuch; vielleicht aber auch, da Lessing später (VI, 275. M. 263. H. IX, 343) die schulmeisterliche Willkür, welche sich Ramler mit den Gedichten Anderer erlaubte, zu vertheidigen suchte, ein Buch nach Art der Blumenlese, welche der letztere herausgegeben hat.

Vielleicht ist diese Beschäftigung mit älterer deutscher Literatur nicht ohne Einfluß darauf gewesen, daß eine kritische Zeitschrift, welche Lessing um diese Zeit gründete, und die vielleicht von allen seinen literarischen Unternehmungen diejenige ist, welche die bedeutendste Wirkung ausgeübt hat, ausdrücklich auf die Besprechung deutscher, das heißt, wie wenigstens Lessing dies mit einer einzigen Ausnahme, die sich aber gerade vom Standpunkte der Deutschheit aus vollkommen rechtfertigt, verstanden hat, in deutscher Sprache geschriebener Bücher beschränkt wird.

Kurz vor Michaelis 1758 starb der ältere Bruder Nicolais, welcher die Buchhandlung des Vaters fortgeführt hatte. Nicolai, welcher sich seit anderthalb Jahren ganz von derselben zurückgezogen und mit einem sehr mäßigen Einkommen den Wissenschaften zu leben beabsichtigt hatte, sah sich dadurch genöthigt, zu seinem früheren Berufe zurückzukehren. Hiervon war die natürliche Folge, daß er die Redaction der Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste abzugeben suchte, denn theils mochte er für jetzt zu literarischen Arbeiten wirklich keine Zeit haben — er müsse den ganzen Tag im Laden sein, sagt er in einem handschriftlichen Briefe an Uz, und sechzehn Wochen vergingen ihm jährlich mit Reisen nach Leipzig und Danzig, wo er damals eine Commandite hatte — theils mußte er finden, daß es für einen Buchhändler eine seltsame Stellung sein würde, eine im fremden Verlage erscheinende Zeitschrift zu redigiren. „In-

[1]) Neuere Ausgaben des Logau sind nach der Ramlerschen von 1791: die von Eitner (Bd. 3 der „Deutschen Dichter des 17. Jahrhunderts, herausgegeben von Gödeke und Tittmann 1870; ferner von demselben in Nr. 113 der Publicationen des Stuttgarter Literarischen Vereins 1873, und die von Simrock, Stuttgart, 1874. (M. und B.)

zwischen," fährt der Brief an Uz fort, „soll die Bibliothek fortgesetzt werden. Es verlangen dieses so viele rechtschaffene Leute, worunter Ew. Hochedelgeboren, Hr. v. Hagedorn[1]) in Dresden, Hr. Rabener, Hr. Lessing, Hr. Weiße die vornehmsten sind." Allerdings wäre es nicht zu verantworten gewesen, wenn man den den Gottschedianern und Schweizern zugleich abgewonnenen Boden hätte wieder aufgeben wollen. „Wir sind also darauf verfallen, Hrn. Weiße die Direction zu übertragen," welcher bereits Lessings Stelle bei Besorgung des Druckes vertrat. „Ich ersuche Ew. Hochedelgeboren bei demselben alles anzuwenden, daß er solche annehme, Hr. Weiße wird wohl einige gute Freunde zu Mitarbeitern finden. Hr. Lessing will zu jedem Stück zwei Recensionen machen, Hr. Moses und ich wollen auch liefern, was wir können, Herr v. Hagedorn wird Beiträge zu dem Artikel von der Malerei liefern, und wir schmeicheln uns, daß uns Ew. Hochedelgeboren Ihre Beiträge gleichfalls nicht versagen werden." Weiße schwankte zwar eine Zeitlang (Selbstbiogr. S. 52), und in der Zwischenzeit wurde die Redaction Uzen angeboten, der sie aber, nach einem Briefe Nicolais an ihn, ablehnte, dann schlägt Weiße Sulzer vor (9. Dec. 1758), endlich entschloß sich Weiße zur Uebernahme,[2]) und da er für den ersten Band, welchen er besorgte, den fünften, sogleich mehrere Aufsätze von Winckelmann gewann, und auch Hagedorn ihm redlich Wort hielt — ich habe schon einmal erwähnt, daß mehrere Abschnitte aus den Betrachtungen über die Malerei zuerst in der Bibliothek erschienen sind — so werden die Leser gewiß keine Veranlassung gehabt haben, die Bemerkung zu machen, daß die Zeitschrift im Sinken begriffen sei.

Indessen der Friedrich Nicolai von 1758 hätte nun auch gar nicht den geringsten Keim zu dem Nicolai der spätern Jahrzehnde in sich tragen müssen, wenn er es hätte übers Herz bringen können, das Heft so gänzlich aus den Händen zu geben und dem Einfluß auf die deutsche Literatur, den er soeben gewonnen, wieder vollkommen zu entsagen. Er konnte nicht eine Zeitschrift in fremdem Verlage redigiren, aber warum sollte er nicht selbst eine Zeitschrift haben verlegen können, die ungefähr in seinem Sinne redigirt wurde? Und wirklich hatte er, um den guten Weiße zu kleiden, mit vielem Edelmuth den alten Rock vom Leibe gezogen — als er schon einen besseren im Schranke hängen hatte. „Wie groß aber war seine Verwunderung," erzählt Weiße S. 52 von sich selber, „als, ehe noch das Manuscript zum zweiten Stück des vierten Bandes von Berlin angekommen war, und eben die ersten Vorschritte zur Herausgabe des fünften Bandes geschehen waren, Nicolai mit dem Eintritt des Jahres 1759 die „Literaturbriefe" herauszugeben anfing. Diese mußten Weißen anfangs als die Bibliothek der schönen Wissenschaften unter einem veränderten Titel und in einem neuen Verlage erscheinen, und

[1]) Hagedorn schreibt an Nicolai d. 15. Decbr. 1758, da ihm dieser den Tod seines Bruders mitgetheilt: „Ich beklage das Schicksal der Bibliothek, wenn Sie davon abgehen. Ihre Einsicht und großer Eifer wird schwerlich bei einem andern anzutreffen sein. Bedürften Sie aber einen Aufseher außer Leipzig zu suchen, da dort der Herr Lessing lebt, dem ich mich zu empfehlen bitte?" — [2]) d. 6. Jan. 1759: „Ich sehe wohl, Sie haben kein Mitleid mit mir, ich soll und muß die Bibliothek übernehmen . . . . Nichts kommt mir so lästig vor, als daß Lessing bei allem, was heilig ist, zwei Recensionen versprach; bei was muß er denn damals geschworen haben, als er die theatralische Bibliothek versprach?" Auch am 25. Juni soll er noch die Recensionen schicken und schreiben.

er mußte Verdacht gegen Nicolais Redlichkeit schöpfen, den er ihm auch zu eröffnen kein Bedenken trug. Und kaum konnte ihn dieser durch die Betheurung einigermaßen beruhigen, daß die Literaturbriefe sich niemals in eine weitläufige Beurtheilung witziger Schriften einlassen, daß ihr Gegenstand nie die schönen Wissenschaften allein sein würden" u. s. w.

Für uns ist der Name der Literaturbriefe mit dem Namen Lessings unzertrennlich verbunden, aber so ist es nicht immer gewesen; wem es um ein treues Bild von den literarischen Zuständen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu thun ist, der wird sich kaum irgend etwas so ernstlich einprägen müssen, als daß man über die Verfasser dieser Zeitschrift und wie es sich überhaupt mit ihr verhalte, Jahrzehnde lang ganz im Unklaren gewesen ist. Eine gewisse Richtung in der Literatur, auf deren Geschichte und Befehdung durch Nicolai und Lessing ich späterhin genau werde eingehen müssen, ist nur hieraus zu verstehen. Man liebte damals die Anonymität; wie Gleim nicht als Verfasser der Kriegslieder, Weiße nicht als Verfasser der scherzhaften Lieder genannt sein wollte (XII, 118. M. 142 f. H. XX, 1, 162), der letztere nur unter der Bedingung die Redaction der Bibliothek der schönen Wissenschaften übernahm, daß weder sein Name genannt würde, noch die bisherigen Herausgeber sich nennten, und Nicolai, wie oben angeführt ist, im Ernste auf Lessing böse war, daß er ihn an Gellert verrathen, so will auch Lessing nicht für den Verfasser der Literaturbriefe gelten, selbst nicht bei so nahen Bekannten, wie Gleim es damals für ihn war, er hat (14. Febr. 1759) diesem eine Abschrift von einem Gedichte Gleims „mitgetheilt," und setzt dann hinzu — „ich sende Ihnen hierbei diese Briefe, weil Sie sie verlangen. Aber wenn Sie glauben, daß ich der Verfasser davon bin, so thun Sie mir keinen Gefallen; es sind wohl einige Bolzen von mir darin, weiter aber auch nichts;" und dann noch einmal in Bezug auf Ebert — „Ich wollte unterdessen nicht gern, daß er mich schlechterdings für den Verfasser der Briefe über die neueste Literatur hielte, wie ich es denn auch eigentlich nicht bin;" selbst in einer öffentlichen Erklärung gegen Dusch in der Vorrede zu den Fabeln (V, 358. M. 399. H. X, 21), stellt er die Sache wenigstens sehr auf Schrauben. Dusch, sagt er, schreibe verschiedene Kritiken in der Bibliothek der schönen Wissenschaften und den Literaturbriefen auf seine Rechnung: die Verfasser der Bibliothek seien nunmehr genugsam bekannt, „und wenn," fährt Lessing fort, „diese, wie er selbst behauptet, zugleich die Verfasser der Briefe sind, so kann ich gar nicht begreifen, warum er seinen Zorn an mir ausläßt." Ebenso sagt Nicolai nicht nur in der Vorrede des Anhangs zum III. und IV. Bande der Bibliothek der schönen Wissenschaften, „diese Briefe wurden mir ohne mein Zuthun von einem Gelehrten zum Drucke angeboten, der mit der Bibliothek nichts zu thun gehabt hat," sondern selbst in einem Privatbriefe an Uz vom 20. März begnügt er sich mit der lakonischen Aeußerung: „Ich arbeite nicht daran, und meine Geschäfte erlauben es auch nicht, aber sie kommen von guter Hand." Und im 76. Literaturbriefe, wo er die Zeitschrift gegen die Anfeindungen, die sie gefunden, vertheidigt, deutet er zwar das richtige Verhältniß an, aber doch nur auf negative Weise und mehr, um die unbescheidenen Rather irre zu führen. Das große Publikum, so wie diejenigen, welchen es allein auf die Sache ankam, beruhigten sich bei dieser Anonymität, wie denn die Göttinger gelehrten Anzeigen, welche die

einzelnen Theile bald nach ihrem Erscheinen besprechen (15. März, 4. Octbr. 1759; 14. u. 16. Febr. 1760), und vom vierten Theile lobend erwähnen, es zeige sich hier eben die Abwechslung von Nachrichten aus den schönen Wissenschaften und der ernsthaften Gelehrsamkeit mit eben der Gründlichkeit und Lebhaftigkeit im Urtheilen verbunden, welche schon an den vorhergehenden Theilen gelobt worden seien, nach dem Verfasser gar nicht fragen. Anders war es freilich, wo die literarische Parteisucht danach suchte, wie sie Nicolai oder Lessing etwas anhängen könnte. Gottsched wollte (im Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit 1760 St. II.) erfahren haben, die Briefe über die neueste Literatur mache der Verfasser der Miß Sara Sampson, hatte aber dafür nur so ganz innerliche Gründe anzuführen, daß Lessing sich getraute (Zusatz zum 91. Literaturbriefe), mit demselben Rechte zu beweisen, der Herr Professor sei der wahre Verfasser des Candide. Wie Lessing mit den Klopstockianern zusammen geräth, haben diese sogleich ausgegattert, daß dem Verfasser der Literaturbriefe allenfalls mit einer Spötterei über Lessings Fabeln beizukommen sei (VI, 261. M. 249. H. IX, 325). Dagegen hielt sich Dusch darüber auf, wie in den Literaturbriefen bisweilen so ganz anders geurtheilt werde als in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, da sie doch beide von Nicolai herrührten — wogegen eben die oben angeführte Erklärung von Nicolai im zweiten Anhange zu derselben gerichtet ist — und die literarische Klatscherei der Klotzischen Schule machte sich ein eignes Geschäft daraus, Lessing durch Ausmittelung seiner Beiträge in Verlegenheit zu setzen, z. B. Klotz Bibliothek III, 383: „Zugleich lernt man" — aus den Zusätzen zur Theorie der Poesie von Chr. H. Schmid — „Herrn Lessing als den Verfasser einiger Aufsätze kennen, zu denen er sich wohl nicht so gar gern bekennen möchte. In den Literaturbriefen sollen viele einseitige und dictatorische Urtheile und sehr viele Schnurren . . . von ihm herrühren. Merkwürdig bleibt es bei dem Allen, daß nach Herrn Schmids Versicherung, Herr Lessing nicht allein Bodmers lessingsche Fabeln, sondern auch seine Fabeln in eigner hoher Person selbst beurtheilt hat" u. s. w.

Erst nach Lessings Tode ward diese Angelegenheit aufgeklärt. Im deutschen Museum 1782, II, 79 findet sich ein Aufsatz über dieselbe, welcher davon ausgeht, man habe zuweilen öffentlich gesagt, wie noch kürzlich in den Charakteren der deutschen Dichter geschehen , und es sei auch von Vielen als ausgemacht angenommen worden, daß Nicolai der erste und eigentliche Urheber der Literaturbriefe sei. Dann werden einige der Zeichen erklärt, und daraus der Schluß gezogen, daß Lessing der erste und wahre Urheber der Briefe sei, die soviel Aufsehen gemacht und so viel Einfluß gehabt haben. „Von ihm also ist der Titel, von ihm die Einleitung und folglich die ganze Idee, daß sie an einen verwundeten Offizier geschrieben wären, von ihm sind die ersten neunzehn Briefe, den sechsten ausgenommen, von ihm ist der leichte gefallende Ton, von ihm sind fast alle die Briefe, welche diese Schrift damals am meisten furchtbar und auszeichnend gemacht haben." Dieses veranlaßte Nicolai, welcher der Meinung war, der Aufsatz rühre von dem Verfasser des Aufsatzes über Lessing im deutschen Merkur (October 1781) her, nämlich von Herder, welchem er allein die Zeichen in den Literaturbriefen erklärt habe [1]) — er rührt nach Angabe Göckingks, in Fr. Nicolais Leben und

[1]) Dem wird in einem zweiten Aufsatze im deutschen Museum 1783 II, 45 aus-

Nachlaß 1820, von Rehberg her — im Göttingschen Magazin 1782 1. Thl., einen Bericht über die Gründung der Literaturbriefe zu veröffentlichen. „Die damaligen Journale," sagt er, „waren fast alle frostig, seicht, parteiisch, voll Complimente. Der Gedanke, daß man ein besseres schreiben sollte, worin besonders die Wahrheit deutlich herausgesagt würde, war ganz natürlich, um so mehr, weil die Bibliothek der schönen Wissenschaften damals aufhören sollte. Oft hieß es unter uns zum Scherze: Man dürfe ja nur schreiben, was wir so oft sagen. Indessen war noch von keinem von uns daran gedacht dieses Vorhaben auszuführen. Im November 1758 war ich einmal mit Lessing zusammen, als auf eine damals neu herausgekommene Schrift eines noch lebenden Autors die Rede kam. Wir hatten mancherlei daran auszusetzen. Ich weiß nicht mehr, wer von uns beiden wieder das zu schreibende Journal, von dem wir mehrmals gesprochen hatten, aufs Tapet brachte. Diesmal redeten wir doch ernstlicher davon, denn wir betrachteten die Schwierigkeiten einer solchen Arbeit, welche wenigen Verfassern bald zu beschwerlich wird, wovon ich schon bei der Bibliothek der schönen Wissenschaften die Erfahrung hatte. Wir kamen überein, daß wir ein solches Werk nicht ausführen konnten, und doch wünschten wir, es möchte ausgeführt werden. Endlich fiel mir ein: Wir haben so oft gesagt, man solle schreiben, was wir sagen. Wir wollen also in Briefen niederschreiben, was wir in unsern täglichen Unterredungen sagen, wollen uns keinen bestimmten Zweck vorstellen, wollen anfangen, wenn es uns gefällt, aufhören, wenn es uns gefällt, reden, wovon es uns gefällt — gerade so, wie wir es machen, wenn wir zusammen plaudern. Dieser Vorschlag gefiel Lessingen, und er ward auf der Stelle näher bestimmt. Der damalige Krieg spannte Alles mit Enthusiasmus an. Um also doch etwas einigermaßen Vollständiges zu haben, und sich nicht auf ein zu großes Feld einzulassen, ward beschlossen, die Literatur seit dem Anfange des Krieges zu übersehen und diese Uebersicht bis zum Frieden fortzusetzen, den man damals nicht weit entfernt glaubte. Das war kein allzu weitläufiges Unternehmen, wir glaubten es ausführen und das Ende absehen zu können. Freilich wurden wir dadurch nachher weiter geführt. Der Gedanke an einen verwundeten Offizier zu schreiben, gehört ganz Lessingen zu; „denn," sagte er, „wie leicht kann Kleist verwundet werden, so sollen die Briefe an ihn gerichtet sein." Nicolai setzt hinzu, er habe, als Lessing nach Breslau abgegangen, die Möglichkeit der Fortsetzung nicht eingesehen und es endigen wollen, Moses aber habe ihn ermuntert es fortzusetzen, wo sie sich denn mit Abbt verbunden. Später wird dieser Aufsatz im 26. Theile der Lessingschen Werke 1794 wieder abgedruckt, mit Anmerkungen, welche — jetzt erst — die Zeichen der Mitarbeiter vollständig erklären.[1])

drücklich widersprochen; die Zeichen seien aus einem Briefe Nicolais, der aber nicht an Herder gerichtet gewesen; auch Herder erklärt in den Anmerkungen zum Wiederabdruck seines Aufsatzes in den zerstreuten Blättern II, 392 u. 394, er habe an dem Aufsatze im deutschen Museum, sowie an allen andern Notizen über diesen Gegenstand keinen Antheil.

[1]) Nach Nicolais Angabe (Lessings Werke. 1794. 26. XXII.) wären Lessings Zeichen A. E. Fll. G. L. O. U., und außerdem rührte der 43. und 44. Brief von ihm her, die ohne Unterschrift sind. Aber ein mit U unterzeichneter Brief findet sich in der ganzen Sammlung der Literaturbriefe nicht! Die übrigen Zeichen vertheilen sich wie folgt: bis zum 36. Briefe unterschreibt Lessing Fll — was nach einem Briefe von

Nimmt man zu diesen Aeußerungen die Erklärung Göckingks in Fr. Nicolais Leben und Nachlaß S. 24, er könne aus Nicolais Papieren noch Folgendes hinzusetzen: „Lessing war der erste, der die Idee zu diesem Werke hatte; er wollte auch das Meiste machen. Die Schreibart war eigentlich die seinige. M. Mendelssohn, Nicolai und hernach Abbt nahmen nur die äußere Form davon an, und jeder schrieb seinem eigenen Charakter gemäß. Moses versprach am Anfange nur die philosophischen Briefe zu liefern; Nicolai aber verband sich zu nichts, als daß er, wenn es an Manuscript fehlen sollte, etwas zur Ausfüllung machen wolle. In den ersten Theilen hat er auch nicht mehr gethan," so wird es weiter keines Beweises bedürfen, daß die Literaturbriefe, so weit Lessing sich wesentlich an ihnen betheiligt, das heißt, bis zum Ende des sechsten Theiles, als *sein* Werk betrachtet werden müssen, und daß die allgemeine Wirkung, welche sie gethan, die Umwälzung, welche sie hervorgebracht, auf *seine* Rechnung zu setzen sei. Nicolai hatte dies auch schon in den Literaturbriefen selbst eingeräumt, als er (Br. 74, IV, 404) denjenigen gegenüber, welche ihre Verfasser für durchaus identisch mit denen der Bibliothek ansahen, darauf hinwies, daß die Denkungsart in beiden Zeitschriften häufig eine ganz verschiedene sei.

Es ist eine spaßhafte Geschichte, in welcher Weise schon vor mehr als Jahresfrist an Lessing die Aufforderung zur Gründung einer ähnlichen Zeitschrift ergangen war. Sulzer, welcher sich, wie schon oben angedeutet worden, nun einmal in den Kopf gesetzt hatte, Lessing zu protegiren, schreibt in einem Briefe an Kleist vom 22. Mai 1757, [1]) der Lessingen sicherlich zu Gesicht gekommen ist, wie folgt: „Es jammert mich recht, daß ein Mann wie Lessing noch um seine Versorgung soll bekümmert sein u. s. w. Aber ich stehe in der Meinung, daß es für ihn leicht sein würde, sich hier durch die Feder ein gewisses, sehr solides Etablissement zu verschaffen. Ich habe schon lange die Idee einer Art gelehrten Zeitung, die aber anders als alle andern wäre, wodurch ein Beträchtliches könnte erworben werden. Ich hätte große Lust, den Ton der Superiorität über die andern Deutschen anzunehmen, der dem nicht unähnlich wäre, den die Franzosen über andere annehmen. Dazu nun

---

Mendelssohn an Hamann vom 2. März 1762 Fabullus heißen sollte — Br. 36 trägt die Unterschrift L., Br. 39 und 40 (S. 308) E., vom 41. an findet sich bei Lessings Briefen nur die Unterschrift G., ausgenommen Br. 51, welcher E., Br. 65, welcher O. und Br. 77, welcher A. hat, doch scheint es gar nicht die Absicht gewesen zu sein, mit der Mehrheit der Buchstaben die Vorstellung zu erwecken, als rührten die Briefe von ebenso vielen verschiedenen Verfassern her, wenigstens identificirt sich Lessing im 111. Briefe mit dem Verfasser des 51. gänzlich. Außerdem hat Lachmann für Lessing mit Recht noch ein Stück aus dem 233. Briefe in Anspruch genommen, welches ausdrücklich auf „Herrn G" zurückgeführt wird; dieser Brief ist einer von denjenigen, welche Mendelssohn nach einem Briefe an Abbt vom 16. Februar 1765 „mit Fll bezeichnet, Buchstaben die Anfangs*** eigen waren," womit Nicolais Angabe übereinstimmt. Wenn Mendelssohn am angeführten Orte sagt: „wir haben unsere Zeichen öfters verwechselt," so dürfte dies nur von diesem Falle zu verstehen sein, wenigstens führt Nicolai kein weiteres Beispiel an; im 10. und 11. Briefe sagt Lessing bei Gelegenheit gewisser philosophischer Aeußerungen, es rede hier sein Freund O. aus ihm; das wäre also ein Verhältniß, wie in „Pope ein Metaphysiker!"

[1]) Der Brief steht in den Briefen der Schweizer S. 285 an falscher Stelle, denn daß nicht etwa die Jahrzahl verdruckt ist, wie sonst in dieser Sammlung überaus oft, erhellt aus der Erwähnung von Kleists Krankheit.

haben wir solche Männer wie Lessing nöthig." Ein Pfiffikus in seinem Edelmuth, dieser Sulzer, so ein mittelmäßiger Kopf er auch sonst gewesen sein mag, aber Lessing zog es nun vor, auf eigene Rechnung Superiorität zu üben.

Indessen findet die irrthümliche Annahme der Zeitgenossen, daß die Literaturbriefe nichts als eine Fortsetzung der Bibliothek der schönen Wissenschaften seien, und von denselben Verfassern herrührten, darin ihre Entschuldigung, daß die ersteren selbst, insoweit sie von Lessing geschrieben sind, auf die letztere oftmals zurückgehen und die in ihr angeknüpften Fäden weiter spinnen, und selbst einige in den letzten Stücken der Bibliothek befindlichen Aufsätze auf die Literaturbriefe hinweisen.

Ein solches Verhältniß findet sogleich bei der ersten Kritik in den Literaturbriefen statt, welche den ersten Band einer Uebersetzung des Pope bespricht, die, wie sich später fand (VI, 94. M. 92. H. IX, 143), von Dusch herrührte; bei ihr hat Lessing mit Mendelssohn, von welchem in dem ersten und zweiten Hefte des vierten Bandes der Bibliothek eine Anzeige des ersten Bandes von Wartons essay on the writings and genius of Pope steht, auf ähnliche Weise zusammengearbeitet, wie einst bei „Pope ein Metaphysiker!" nur mit dem Unterschiede, daß die beiden Freunde ihre Bearbeitungen der verschiedenen Theile der Aufgabe nicht in einem Werke vereinigen, sondern an verschiedenen Orten abdrucken lassen. Mendelssohn sagt (Bibl. IV, 1, 501): „Es ist wahr, die besten prosaischen Uebersetzungen eines Gedichtes sind mit der umgekehrten Seite einer gewirkten Tapete zu vergleichen. Diese Vergleichung hat in Ansehung solcher Dichter, wie Boileau und Pope, die allergenaueste Richtigkeit: denn ein großer Theil ihrer Verdienste besteht in der überaus reinen Diction und in dem vortrefflichen Wohlklange ihrer Verse, und was kann hiervon in einer prosaischen Uebersetzung übrig bleiben?" Genau dasselbe sagt Lessing im ersten Literaturbriefe. „Und in Prosa hat er ihn übersetzt. Einen Dichter, dessen großes, ich will nicht sagen, größtes Verdienst in dem war, was wir das Mechanische der Poesie nennen, dessen ganze Mühe dahin ging, den reichsten, triftigsten Sinn in die wenigsten wohlklingendsten Worte zu legen; dem der Reim keine Kleinigkeit war — einen solchen Dichter in Prosa zu übersetzen, heißt ihn ärger entstellen, als man den Euklides entstellen würde, wenn man ihn in Verse übersetzte" — ein Paar Stellen, die man vielleicht um so eher nebeneinander zu lesen sich gefallen lassen wird, da sie den Gegensatz von Mendelssohns und Lessings Styl, den man in jener Zeit nicht zu unterscheiden wußte, auf schlagende Weise vor Augen stellt. Lessing zählt nun eine Anzahl Uebersetzungsfehler aus den ersten prosaischen Stücken der Sammlung von Popes Werken auf, und setzt hinzu: „Urtheilen Sie, wie es tiefer hinein aussehen mag." Als er diese Worte am 4. Januar 1759 drucken ließ, wird er sicherlich gewußt haben, daß Mendelssohn der Fortsetzung seiner Anzeige des essay im 2. Stücke, dessen Vorrede vom 1. Mai 1759 datirt ist, einen Bericht über jene Uebersetzung voranstellen würde, in welchem die Uebersetzung der poetischen Werke durchgenommen und gezeigt wird, daß, wenn, der frühern Bemerkung zufolge, dieselbe überhaupt ein unmögliches Unternehmen gewesen, hier auch nicht einmal das geleistet sei, was man von einer Uebersetzung prosaischer Werke würde fordern müssen.

Zu einem ähnlichen Ineinandergreifen der Literaturbriefe und der Bibliothek gab der so eben genannte Johann Jacob Dusch Veranlassung. Man hat sich gewundert, warum dieser allein in den Literaturbriefen das Bad habe austragen müssen, da doch noch so viel andere elende Scribenten dagewesen sein werden,[1]) und Lessing selbst ihm gar nicht alle Befähigung abspricht, und es läßt sich nicht leugnen, daß Lessings Polemik in den Augen desjenigen, welcher die Verhältnisse nicht kennt, im 41. 42. und 77. Literaturbriefe, welche sich mit Dusch beschäftigen, näher ans Gehässige zu streifen scheinen muß, als sonst irgendwo. Aber eben die Verhältnisse rechtfertigen auch hier Alles.

Wenn man bei Lessings erstem Auftreten von irgend einem Nebenbuhler reden kann, den er gefunden habe, so muß man Dusch nennen. Denn die übrigen Dichter der jüngeren Generation hatten bereits in einer einzelnen Gattung einen bestimmten Ruf und bildeten die geschlossenen Kreise der Bremer Beiträger und der Hallischen Schule. Dusch dagegen trat nicht nur in demselben Augenblicke mit Lessing hervor — mit einem einzelnen Werke 1751, und mit einer Sammlung seiner Schriften 1754 — sondern die letzteren sind auch eben so mannichfaltiger Art, wie Lessings poetische Versuche, und wenn er immer mehr auf die Engländer zurückging — eine Richtung, der er sein ganzes Leben hindurch treu geblieben ist — und gerade bei Gelegenheit seiner die Bibliothek der schönen Wissenschaften (I, 68) die oft wiederholte Bemerkung macht, es thue sich zwischen Schweizern und Gottschedianern eine eklektische Richtung auf, die gleichsam weder Whigs noch Tories sei, so stand er damit von vorn herein gewiß auf gleichem Boden mit Lessing. Wirklich sind auch seine Schriften für jene Zeit gar bedeutend, besonders ist seine Prosa, wo er nicht malen will, so gewandt und treffend, wie außer der Lessingischen keine. Allein er ging einen andern Weg als Lessing, er versäumte, sich durch ernstere Studien fortzubilden, und der Beifall, den er fand, machte ihn zum Belletristen und Vielschreiber. Dies ward ihm in der so eben angeführten Recension seiner Drei Gedichte u. s. w. 1756 bemerkbar gemacht; jene Dichter, heißt es hier, seien leider zu flüchtig, Zachariä sei in seinen Tageszeiten gesunken, und Dusch habe wenigstens hier gegen seine vermischten Schriften keinen Fortschritt gemacht. Ebenso wird im zweiten Hefte des ersten Bandes S. 355 sein Schooßhund (1756) und sein Toupee dem Siege des Liebesgottes von Uz nachgesetzt, und ihm vorgeworfen, daß er sich hierin wiederhole, und daß andere Gedichte zu unselbständige Nachahmungen Popes seien. Schon dies muß ihn verdrossen haben; ein Aufsatz im Hamburger Correspondenten gegen die Bibliothek, auf welchen die Verfasser derselben im zweiten Bande S. 436 antworten, scheint wenigstens durch ihn veranlaßt worden zu sein. Endlich wurden (III, 96) der erste Band seiner Schilderungen aus dem Reiche der Natur und Sittenlehre (1757) wegen ihrer schwülstigen Prosa getadelt — die Verfasser der Bibliothek wußten, wie sie S. 398 erklären, nicht, von wem dieses Buch herrühre — und S. 362 sein Liebestempel (1757) besprochen, wo ihm am Schlusse gesagt wird, er werde auf dem deutschen Parnasse einst eine rühmliche Stelle einnehmen können,

[1]) Franz Horn in seiner Poesie und Beredsamkeit der Deutschen seit Luther, s. III, 135.

wenn er seine Gedichte wohl überdenken und damit nicht zu schnell in die Welt eilen werde. Jetzt gab Dusch seine vermischten kritischen und satirischen Schriften 1758 heraus, in denen er jedoch nicht Alles selbst verfaßt haben wollte. Er will sich hier gegen die Bibliothek der schönen Wissenschaften verantworten, nimmt aber die Wendung, auf Uz und Lessing loszuschlagen, mit denen die Verfasser der Bibliothek, wie er sagt, in besonderer Verbindung ständen. Eine Stelle aus dieser Schrift, in welcher er die „Miß Sara" angreift und Lessing den Beruf zum dramatischen Dichter abspricht, ist schon oben angeführt worden; außerdem ist besonders eine Abhandlung, die gegen Lessings Kritik des Eingangs der Messiade gerichtet ist, merkwürdig. Hier wird Lessingen besonders die kleine Bosheit und Sophisterei in dem „unsterblicher Klopstock" aufgemutzt, das er nachher geändert hat (III, 312. M. 316. H. VIII, 208). Die Abhandlung schließt mit den Worten: „daß Herr Lessing diese Einwürfe einmal drucken ließ, war ihm zu vergeben; daß er sie aber für wichtig genug hält, sie in Form der Briefe zum zweitenmale in seinen kleinen Schriften drucken zu lassen, das war ein Zeichen, daß er sie so oft nicht überdachte, als er sie drucken ließ."[1]) Hier war Lessing also der Angegriffene und zwar in einem Tone angegriffen, an den er nicht gewöhnt war, und da die Verfasser der Bibliothek, indem sie in einer Anzeige der satirischen Schriften (IV, 535) erklären, daß Lessing kein ordentlicher Mitarbeiter an derselben sei, und überdies eine Erklärung, die ihnen Lessing zukommen lasse, veröffentlichen, nämlich, daß er nie ein Gedicht des Herrn Dusch beurtheilet habe, und auch niemals eins zu beurtheilen denke, doch zugleich aussprechen, übrigens möchten die dort angegriffenen Schriftsteller sich, wenn sie es für nöthig fänden, selbst vertheidigen, mußte Lessing nothwendig reden.[2]) Das thut er nun in den Literaturbriefen 41 und 42, und zwar nicht so, daß er sich mit ihm in Zänkereien einläßt, bei denen nichts hätte herauskommen können, sondern indem er ihn nun wirklich kritisirt und ihm zu fühlen giebt, daß wenn er ihn in der That in der Bibliothek abgezüchtigt hätte, es mit so milden Geißelschlägen nicht abgethan gewesen wäre. Er nimmt eben die Schilderungen vor, von denen in der Bibliothek die Rede gewesen war. „Ich muß mich wundern, daß die Verfasser der Bibliothek wider die Eintheilung des Werks überhaupt nichts erinnert haben." Und nun wird nicht nur die Lächerlichkeit hervorgehoben, daß hier die Monate geschildert werden sollen, wie Thomson die Jahreszeiten geschildert, da doch die Physiognomie der Natur so rasch nicht wechsele, daß sich von jedem Monat ein scharf abgegrenztes Bild entwerfen ließe, sondern es wird auch dem Uebersetzer des Pope vorgerückt, daß eben diesen Tadel Pope selbst gegen Spenser ausgesprochen, dann wird der Handschuh aufgenommen, den Dusch in andern Streitschriften hingeworfen, man möge ihm nur noch mehr Fehler in seiner

[1]) Etwas ähnliches muß in den vermischten kritischen Briefen Rostock 1758 vorkommen, denn die Bibliothek der schönen Wissenschaften sagt IV, 586: „Der zweite bis fünfte Brief beurtheilet Lessings Kritik der Anfangszeilen des Messias und eben desselben Versuch einer lateinischen Uebersetzung dieses Gedichts. Eben die Ursache, warum wir von einer ähnlichen Beurtheilung soeben stillschweigen müssen, machet, daß wir von dieser auch lieber stille schweigen wollen." — [2]) Uz hat in einem eigenen Schreiben über die Duschische Beurtheilung des Sieges des Liebesgottes geantwortet, die in seinen Werken 1772, II, 155 steht.

Uebersetzung des Pope nachweisen u. s. w. Im 77. Literaturbriefe wird Dusch aus einem Mißverständniß des Vergil, das auch in den Schilderungen vorkommt, als der Verfasser einer schlechten Uebersetzung der Georgica erkannt und demgemäß gezüchtigt. Ob Dusch erfahren, mit wem er es diesmal zu thun habe, kann ich nicht sagen; aus der oben angeführten gegen ihn gerichteten Erklärung Nicolais in der Vorrede zum Anhange zum dritten und vierten Bande der Bibliothek, welcher, zufolge der Vorrede zum vierten Bande, erst Michaelis 1759 erschienen ist, hat er nun wieder umgekehrt Nicolai auch für den Verfasser der Literaturbriefe gehalten. Uebrigens ist Dusch eins der seltenen Beispiele in der Literatur, das die Kritik wirklich gebessert hat. Er steht später 1764—1782 in einem Briefwechsel mit Nicolai, der noch handschriftlich vorhanden ist, und hat nach Beendigung der Literaturbriefe eine Recension derselben in den Hamburger Correspondenten einrücken lassen, die — ich habe sie leider nicht aufsuchen können — keinen feindlichen Charakter getragen zu haben scheint. So giebt er auch 1764—1767 Briefe zur Bildung des Geschmacks heraus, welche in der Form den Literaturbriefen nachgebildet sind. Ja noch mehr. Lessing hatte im einundvierzigsten Briefe gesagt, er könne denselben nicht schließen, ohne feierlich dagegen zu protestiren, daß er von Dusch darum nun auch ganz und gar nichts halte. „Er könnte," sagt er, „wirklich ein guter Schriftsteller geworden sein, wenn er sich in die ihm zukommende Sphäre hätte einschließen wollen. Und diese haben ihm die Verfasser der Bibliothek deutlich genug angewiesen. Herr Dusch hat nicht Witz und Erfindungskraft genug, ein Dichter zu sein, und ein Philosoph zu sein, nicht genug Scharfsinn und Gründlichkeit. Er hat aber von beiden etwas, und ohngefähr gleich so viel, als dazu gehört ein erträgliches moralisches Lehrgedicht zu machen. Dieses mache er" u. s. w. Dies ließ sich Dusch gesagt sein, hatte er doch schon in der Vorrede zu den satirischen Schriften manches in der Bibliothek Gesagte anerkannt und sogar, wie Lessing (VI, 96. M. 95. H. IX, 147) zu bemerken nicht vergißt, praktisch angewandt. In der Vorrede zur Ausgabe seiner sämmtlichen Gedichte Bd. I. 1765 bekennt er nicht nur, daß seine Gedichte früher sehr unvollkommen gewesen, tadelt sie im einzelnen strenge und sagt, daß man auch jetzt noch in Betracht ziehen müsse, daß er nicht neue Gedichte, sondern verbesserte versprochen habe, daß er mit der neuen Ausgabe nur wegen der vorigen Verzeihung erhalten wolle, daß er sie nur drucken lasse, um einer gedroheten gewiß weit schlechteren zuvorzukommen, sondern citirt auch mehrere Stellen aus der Bibliothek der schönen Wissenschaften und den Literaturbriefen, ja erklärt, daß die Stelle unter Haller und Withof, welche ihm die Verfasser der ersteren angewiesen, wenn er sie verdiene, so rühmlich sei, daß sie auch wohl eine größere Eitelkeit befriedigen könnte, als er besitze. Daher konnte denn auch Lessing den Prolog und Epilog, die bei der Eröffnung des Hamburger Theaters den 22. April 1767 gehalten wurden und nach Schütz Hamb. Theatergeschichte S. 341 von Dusch herrühren, in der Dramaturgie (VII, 27. M. 28. H. 85 ff.) mit der Bemerkung abdrucken lassen, sie rührten von einem Dichter her, der es mehr als irgend ein anderer verstehe, tiefsinnigen Verstand mit Witz aufzuheitern und nachdenklichem Ernste die gefällige Miene des Scherzes zu geben — was ihm freilich Klotz in seiner Bibliothek (III, 56) aufzumutzen nicht faul ist — denn das ist ja ungefähr die Definition

des moralischen reflectirenden Gedichtes nach englischer Art, auf welches er Dusch beschränkt hatte!

Schon aus diesem Einen Beispiel einer Besprechung eines Gegenstandes, mit welchem die Bibliothek der schönen Wissenschaften sich beschäftigt hatte, in den Literaturbriefen, ließe sich über die Stellung, welche diese zu jener eingenommen, eine allgemeine Vermuthung aufstellen: Lessing sucht offenbar seine Vorgänger auf eine gewisse Weise zu überbieten. Er spricht sich auch selbst über das Verhältniß der Literaturbriefe zur Bibliothek in diesem Sinne aus. Wenn in jenen überhaupt die Schriften, welche seit dem Ausbruche des Krieges erschienen waren, besprochen werden sollten, so mußte auch von der Bibliothek selbst irgend einmal die Rede sein. Da schreibt nun Lessing im sechszehnten Briefe (VI, 39. M. 38. H. IX, 76) seinem literaten Officier, es freue ihn, daß ihm die Bibliothek in die Hände gekommen: er solle sich in seiner guten Meinung von diesem Werke nicht irre machen lassen. Man habe ihm Tadelsucht vorgeworfen, und behaupte, der Kritiker müsse nur die Schönheiten eines Werkes aufsuchen und die Fehler desselben eher bemänteln als tadeln. Das sei falsch: die Güte eines Werkes beruhe darauf, daß es ein schönes Ganze ausmache; nur wenn es in dieser Beziehung untadelhaft sei, müsse der Kunstrichter von einer nachtheiligen Zergliederung abstehen und das Werk so wie der Philosoph die Welt betrachten, sei aber ein vortreffliches Ganze nicht vorhanden, so dürfe man um einzelner schönen Theile willen die sonstige Unvollkommenheit nicht übersehen — und daß dies die Verfasser der Bibliothek nur selten gethan hätten, darin bestehe ihre ganze Strenge, „denn einigemal haben sie es doch gethan, und mir sind sie noch lange nicht streng genug." Er bittet sich demzufolge die Erlaubniß aus, die Bibliothek seinen Briefen gleichsam zur Basis machen und einiges in ihr anzeigen zu dürfen, womit er so vollkommen nicht zufrieden sei.

Wirklich enthält eine ganze Reihe von Literaturbriefen, ohne daß eben eine solche persönliche Veranlassung wie bei Dusch vorgelegen hätte, nichts Anderes als eine Revision der in der Bibliothek gefällten Urtheile. Wielands Empfindungen eines Christen (Br. 8) waren in der Bibliothek I, 2, 415, desselben Lady Johanna Gray (Br. 63. 64) ebendaselbst IV, 2, 785 besprochen worden, von Basedow (Br. 102 ff.) war II, 1, 57 die Rede gewesen ꝛc. Das berühmteste Beispiel dieser Art ist das Urtheil über Gottsched: Lessing schreibt im siebenzehnten Briefe: „Niemand, sagen die Verfasser der Bibliothek (III, 1, 85), wird leugnen, daß die deutsche Schaubühne einen großen Theil ihrer ersten Verbesserung dem Herrn Professor Gottsched zu danken habe. Ich bin dieser Niemand, ich leugne es geradezu" — welche Worte ich, so wie das Materielle bei den übrigen Beispielen, weiterhin noch näher in Betrachtung ziehen werde.

Sehr lehrreich ist für dieses Verhältniß die Beziehung zweier Kritiken des Messias in den Literaturbriefen (VI, 48. M. 47. H. IX, 91) und in der Bibliothek (I, 2, 297) auf einander, welche aus dem Briefwechsel, den Lessing, als er noch in Leipzig war, mit seinen Berliner Freunden führte, hervorgeht. Die Kritik in der Bibliothek rührt von Nicolai her; Lessing tadelt an ihr verschiedene Punkte (XII, 88. M. 106 ff. H. XX, 1, 120 ff.), unter anderm hatte Nicolai die Verse:

Feiert! es flamm' Anbetung der große, der Sabbath des Bundes
Von den Sonnen zum Throne des Richters!

für völlig unverständlich erklärt — Mendelssohn und er hatten (XIII, 77. H. XX, 2, 102) lange über den Sinn nachgedacht, und keine Construction in ihnen finden können. Lessing umschreibt ihm den Sinn, auch macht er Nicolai darauf aufmerksam, daß schon lange in Kopenhagen eine Quartausgabe des Gedichtes erschienen sei, in welcher die ersten 5 Gesänge bedeutende Veränderungen erlitten haben. Im nächsten Briefe forderte nun Nicolai Lessing auf (XIII, 76. H. XX, 2, 101), ein Sendschreiben über seine Recension für die Bibliothek auszuarbeiten und demselben einen Auszug aus jener Ausgabe einzuverleiben, und bald darauf (XIII, 88. H. XX, 2, 115) spricht Mendelssohn von einer Kritik des Messias als von einem Beitrage, den Lessing habe liefern wollen und nicht geliefert habe. Dieses Sendschreiben hat nun Lessing nicht für die Bibliothek ausgearbeitet, sondern es bildet den achtzehnten und neunzehnten Literaturbrief, in welchen jene in dem Privatbriefe an Nicolai berührten Punkte ihre Erledigung und mehrere Bemerkungen desselben sich wörtlich wiederholt finden, der Vorwurf des Mangels an Construction in jenen Versen, auf welchem Nicolai in seiner Antwort beharrt, ebenfalls zurückgewiesen wird, und eine Vergleichung jener Quartausgabe mit der ersten Ausgabe den Schluß macht. Und warum hat Lessing dieses Schreiben nicht für die Bibliothek ausgearbeitet und in sie aufnehmen lassen? Weil er einsah, daß die Bibliothek darüber aus den Fugen gehen würde.

Schon jenes Dringen auf die Auffassung des Ganzen, welche Lessing der Bibliothek gegenüber geltend macht, muß darauf hinweisen, daß, wenn er dieselben Bücher, welche in dieser besprochen waren, in den Literaturbriefen auch wieder bespricht, es dabei nicht lediglich darauf abgesehen gewesen sein könne, noch eine andere und vielleicht bessere Recension derselben oder einige beiläufige Gedanken, die ihm beim Lesen jener Kritiken eingefallen sein mochten, an den Mann zu bringen, sondern daß es ihm darauf ankam, einen andern Standpunkt geltend zu machen, von welchem aus sich ganz natürlicher Weise dieselben Gegenstände in einem andern Lichte darstellen mußten. Lessings Ueberlegenheit über seine Freunde war in ein neues Stadium getreten, in welchem ihm die Stellung, welche sie selbst ihm bei der Bibliothek eingeräumt hatten, nicht mehr genügen konnte. Bis dahin hatte jene Ueberlegenheit nur darin bestanden, daß er, was auch jene vorzubringen wußten, nur ursprünglicher besaß und in gediegenerer Form darzustellen wußte, oder überhaupt die Geistesform, die hier zur Erscheinung kam, am reinsten in sich entfaltete, wobei nichts im Wege stand, daß er nicht, da er über den Inhalt mit ihnen im Allgemeinen einig war, im Besondern mit ihnen hätte zusammen arbeiten, oder was sie vorbrachten, sich unmittelbar aneignen sollen. Allein jetzt hatte er sich eben zu einer andern Geistesform durchgearbeitet, und wenn er nun gleichwohl noch auf die Arbeiten seiner Freunde eingeht und ihnen ein sorgfältiges Studium widmet — denn in der That blieben diese noch immer das Bedeutendste, was neben den seinigen zum Vorschein kam — so ist es bei der erneuten Behandlung ihrer Gegenstände, zu der er sich dadurch angeregt fühlt, nicht auf eine Verification oder Umgestaltung ihrer Ansichten auf derselben Grundlage oder auf ein Mitarbeiten mit ihnen, sondern auf eigene unabhängige Arbeiten über dieselben abgesehen.

Es lassen sich auf diese Weise nicht bloß einige Literaturbriefe, sondern auch mehrere der wichtigsten von Lessings Werken construiren. Hier nur Ein Beispiel. Ich habe oben Lessingen eine Recension von Gleims Fabeln vindicirt, die man früher nicht als sein Eigenthum erkannt hat. Sie ist unbedeutend und sticht unter den Aufsätzen in der Bibliothek keineswegs hervor. Warum ist sie nun nicht bedeutender? — Ich antworte mit einer andern Frage: was hätte der Inhalt einer Kritik über Gleims Fabeln, in welcher Lessing seine ganze Herzensmeinung ausgesprochen hätte, sein müssen? Wir brauchen nicht weit zu suchen. Gleims Fabeln sind ganz in der Weise des La Fontaine, geschwätzig, witzig, breit, ja er übertrifft diesen in manchen Fällen darin; Lessing stellt ihn, wie er ihm seine eigenen Fabeln sendet, selbst mit La Fontaine zusammen. „Ich habe," schreibt er (XII, 137. M. 163. H. XX, 1, 186), „wie Sie sehen werden, lieber einen andern und schlechtern Weg nehmen als mich der Gefahr einer nachtheiligen Parallele mit den Gleims und La Fontainen aussetzen wollen." Nun erschienen in demselben Jahre, da die Literaturbriefe begannen, Lessings Abhandlungen über die Fabeln, die ganz eigens gegen die La Fontainische Art gerichtet waren, also hätte Lessing, wollte er jetzt seine volle Herzensmeinung über Gleim aussprechen, denselben mit Entschiedenheit tadeln müssen. Sagt er doch im dritten Literaturbriefe über Gay, den er in jener Recension in so nahe Beziehung zu Gleim setzt: „Ein guter Fabeldichter ist Gay überhaupt nicht, wenn man seine Fabeln nehmlich nach den Regeln beurtheilt, welche die Kunstrichter aus den besten Fabeln des Aesopus abstrahirt haben" — d. h. die er selbst abstrahirt hatte und drucken zu lassen im Begriff war. Einen solchen Tadel gegen Gleim auszusprechen war für Lessing, bei seinen sonstigen Verhältnissen zu demselben und besonders bei der Auszeichnung, mit welcher er die Grenadierlieder begrüßt hatte, durchaus unthunlich, aber was sind nun die Abhandlungen über die Fabel anders als gleichsam Literaturbriefe, welche in demselben Verhältnisse zu seiner eignen Recension über Gleims Fabeln, in der er sich auf den Standpunkt der Bibliothek versetzt hatte, stehen, wie verschiedene unter den eigentlichen Literaturbriefen zu dieser oder jener von Mendelssohn oder Nicolai herrührenden Aeußerung?

Allein dieser ganz eigene Standpunkt, auf den sich Lessing nunmehr erhoben hatte, und von welchem aus er überall den Proceß ganz neu instruiren mußte — wie werden wir ihn im Allgemeinen zu bezeichnen haben?

Man fürchte nicht, hier einen Schwall von weitausholenden literarhistorischen oder gar von tiefseinwollenden phänomenologischen Erörterungen über sich hereinbrechen zu sehen, die Antwort ist die einfachste, die es geben kann, nur daß man die Worte in ihrer ganzen Ausdehnung und Prägnanz zu nehmen wisse: Lessings Standpunkt bestand lediglich darin, daß er einmal Ernst machte mit den Dingen.

Wenn es sich darum handelte, den Gesammteindruck, welchen die Bibliothek der schönen Wissenschaften auf den Leser macht, in einen Ausdruck zusammenzufassen, so wüßte ich keinen bessern als den der Zahmheit; die Bibliothek scheint von Anfang an dazu prädestinirt gewesen zu sein, von Weiße dirigirt zu werden, welcher nach Geist und Charakter ein viel zu „lieber Mann" war, als daß es sein Beruf hätte sein können, eine nachhaltige Wirkung auf die Literatur auszuüben. Nicht als ob nicht Nicolai und Mendelssohn sich

recht eigentlich die Aufgabe gestellt hätten, einen entschiedeneren und männlicheren Ton in die deutsche Kritik einzuführen; sie sagen in der vorläufigen Nachricht von der Bibliothek der schönen Wissenschaften: „Es ist eine Gewohnheit unter den deutschen witzigseinwollenden Köpfen eingerissen, kraft deren einer den andern streichelt, und der ganze Haufe lobt quicquid scripsere beati. Wir werden aber dieser Gewohnheit nicht folgen." Den Fehler wahrzunehmen, war nicht schwer. Denn wenn man von der Grobheit der Streitschriften absieht, die doch selbst oft aus einem Gefühl von Schwäche hervorging, ist allerdings der Ton der damaligen Recensionen über schönwissenschaftliche Werke theils wegen des Parteitreibens, und theils auch wohl weil alle ästhetische Kritik aus den moralischen Wochenblättern hervorgegangen war, die beständig ins Läppische verfallen, eben so marklos wie die Werke selbst, mit denen sie es zu thun haben, aber wie wenig Nicolai und Mendelssohn die Leute waren, um hier Wandel zu schaffen, zeigt auf der Stelle die auffallende Mattheit der Wendung, mit welcher sie sich gegen dieses Treiben verwahren, ja, die unglaublich mangelhafte Ausrüstung, mit welcher sie ihre Expedition antreten, beweist, daß sie nur ein sehr unklares Bewußtsein darüber gehabt haben können, was es mit derselben auf sich habe. Es würde in dem Gemälde der damaligen literarischen Zustände ein wesentlicher Zug fehlen, wenn nicht ausdrücklich darauf hingedeutet würde, daß Nicolai leitende Gesichtspunkte für die Beurtheilung einer Tragödie aufstellt und sich das Richteramt vorbehält, da er doch nach eigenem Geständniß kaum ein deutsches Stück hatte aufführen sehen, daß ihm Mendelssohn, der erst ein Jahr vorher für die schönen Wissenschaften gewonnen war, und auch jetzt noch in sehr unvollkommenem Grade — „Sie haben Recht," schreibt Lessing ihm (XII, 102. M. 125. H. XX, 1, 142) schwerlich ohne einige Ironie — „den schönen Wissenschaften sollte nur ein Theil unserer Jugend gehören" [1]) — ja der zwei Jahre vorher, als er die Rousseausche Preisschrift übersetzte, noch nicht so recht deutsch schreiben konnte, ein würdiger Mitarbeiter zu sein schien, und daß beide Männer, nicht nur während sie die Bibliothek herausgaben, beim Rector Damm Unterricht im Griechischen nahmen, sondern das hier Erlernte sogleich in der Bibliothek selbst, in öffentlichem Drucke anbringen zu dürfen glaubten. [2]) Man meinte eben, es mit demjenigen, was man schöne Wissenschaften nannte, nicht so genau nehmen zu dürfen — ein Vorurtheil, welches zwar nicht bei denen, welche sich mit ihnen beschäftigen, aber wohl bei denen, die es nicht thun, bis auf den heutigen Tag nicht ausgerottet ist, und die Ersteren häufig im Lichte leichter

---

[1]) Schon früher einmal bekommt er von Lessing eine feine Zurechtweisung der Art — er scheint in einem verlornen Briefe sich, den Metaphysiker, Lessingen als Beleſprit entgegengestellt zu haben; da antwortet nun Lessing den 13. Nov. 1756: „Es ist mir recht sehr angenehm, daß mein Freund, der Metaphysiker, sich in einen Beleſprit ausdehnt, wenn sein Freund, der Beleſprit, sich nur ein wenig in einen Metaphysiker concentriren könnte oder wollte. Was ist zu thun? Der Beleſprit tröstet sich unterdessen mit dem Einfalle — denn mit was kann sich ein Beleſprit anders trösten als mit Einfällen? — daß, wenn Freunde Alles unter sich gemein haben sollen, Ihr Wissen auch das Meinige ist, und Sie kein Metaphysiker sein können, ohne daß ich nicht auch einer sei." — [2]) Nicolai wollte den Lieberkühnschen Theokrit erst selbst recensiren (Anmerk. zu Lessings Brief an ihn vom 21. Jan. 1758), und Mendelssohn führt in der Anzeige des Essay on the writings and genius of Pope griechische Dichterstellen an, als wären sie sein täglich Brod.

Halbgelehrten oder mit einem Worte bloßer Belletristen erscheinen läßt. Dasselbe hatte seine Quelle in der Lehre der Wolffschen Schule, daß das Gebiet des Schönen das der niederen Seelenkräfte, der verworrenen Vorstellung, also überhaupt des minder klar und frei zu sich selbst erwachten Geistes sei — allein, wie es sich auch mit der Richtigkeit dieser Lehre verhalten mag, wie könnte das Individuum, welches sich diesem oder irgend einem andern Gebiete nun einmal gewidmet hat, davon losgesprochen werden, hier nun auch sein ganzes Selbst einzusetzen und das an sich vielleicht untergeordnete Geschäft so vollkommen wie irgend möglich zu betreiben? Lessing hatte sich von Anfang an der Literatur gewidmet und bei der Verfolgung dieses seines Lebensberufes in der That sein Selbst eingesetzt, denn er hatte in diesem Gebiete seit einem Jahrzehend so mannichfaltige und gründliche Studien angestellt und so gediegene Leistungen an den Tag gebracht, wie vor ihm Keiner. Dies gab ihm das Recht und den Beruf von den Andern das Gleiche zu fordern und jenem Sichgehenlassen mit aller Kraft entgegenzutreten, und wenn er sich dabei seinen Freunden gegenüber, die sich, nicht ohne Beihülfe von seiner Seite, noch leidlich aus der Sache zu ziehen gewußt hatten, damit begnügte, ihre Arbeiten zur Basis für die seinigen herabzusetzen, so mußte dagegen über diejenigen, welche sich ihrer Liederlichkeit ganz ungescheut hingaben, ein vernichtendes Strafgericht ergehen. Man hat es Lessingen verdacht, daß er sich in den Literaturbriefen bisweilen mit so ganz elenden Scribenten abgegeben, und sogar den schlechten Uebersetzern das Exercitium corrigirt habe, und wirklich ist der Umstand, daß die ersten Briefe sich mit lauter Uebersetzungen beschäftigen, Ursache, daß die Göttinger gelehrten Anzeigen, die doch für Alles, was von Lessing und seinem Kreise ausging, sehr empfänglich waren, gar nicht sogleich merkten, welch edles Gestirn diese Dämmerung ankündigte. Aber es kam nun einmal damals noch erst darauf an, solche Dinge aus der Literatur hinauszuverweisen in das Gebiet der Privatstylübungen — was für elende Produkte hatten die Schweizer und Gottschedianer wechselweise in den Himmel erhoben! — und der Erfolg ist wundergleich gewesen: es fuhr ein heilsamer Schrecken unter das Volk, sie schrien laut über literarische Dictatur, aber in der Stille merkten sie sichs, daß nun Einer da sei, der ihnen auf den Dienst passe, und daß es also auf die alte Weise nicht mehr gehe — wie ich dieses an einem der berühmtesten deutschen Schriftsteller, der sothanen Schrecken ein halbdutzend Jahre nicht aus den Gliedern loswerden konnte, weiterhin des Näheren nachweisen werde.

Indessen dieses sind nur Nebendinge. Wenn die Bibliothek der schönen Wissenschaften epochemachend nicht hat werden können, dagegen die Literaturbriefe dies geworden sind, so liegt davon die Ursache nicht in dem Umstande, daß die Herausgeber von jener, wie sie selbst in der Vorrede zum vierten Bande sagen, keine Gelehrte von Profession gewesen, und daß sie also nicht genug Gelehrsamkeit haben anbringen können, während Lessingen von solcher ein hinlänglicher Vorrath zu Gebote gestanden hat, sondern ganz im Gegentheil darin, daß jenen die Gelehrsamkeit und gelehrte Bildung der Zeit, gerade weil sie ihnen nicht eigen war, gar sehr imponirte und ihnen gleichsam die Pflicht auferlegte, wenigstens ihre Methode zur Schau zu tragen, dieser aber, welcher sie vollkommen beherrschte, sie nun auch am rechten Orte bei Seite liegen zu lassen verstand.

Bei der geringen Vorbildung, mit welcher die Herausgeber der Bibliothek ihr Geschäft antraten, konnte es nicht fehlen, daß sie in vielen Punkten sogleich in die gewohnten Bahnen solcher Unternehmungen geriethen. Die Bibliothek hat, wenn man sie mit dem raschen und durchgreifenden Tone der Literaturbriefe vergleicht, etwas Altväterisches; Lessing selbst fährt in den Briefen an seine Freunde gelegentlich mit einer Bemerkung heraus, durch welche sie sich billigerweise hätten aufrütteln lassen müssen, z. B. wenn sie sich abmühen, Verse zu finden, die sie unter eines der Schriftstellerbildnisse, mit denen die Bibliothek geziert würde, setzen könnten, bemerkt er, sie sollten sich doch damit nicht eine auf die Länge unerträgliche Last aufladen, und verspottet die ganze veraltete Mode damit, daß er auf die Frage, was unter seinem Bildnisse stehen solle, antwortet, sie möchten wegen seiner bissigen Kritik darunter setzen: Hic niger est, hunc tu Romane caveto, oder quid immerentes hospites vexas, canis? (XII, 89. M. 108. H. XX, 1, 123). Am anstößigsten ist die Rolle, welche hier die ästhetische Theorie spielt. Ich habe schon früher darauf hingedeutet: die Bibliothek der schönen Wissenschaften redet der Kritik das Wort; „die Kritik" heißt es in der vorläufigen Anzeige, „ist es ganz allein, die unsern Geschmack läutern und ihm die Feinheit und die Sicherheit geben kann, durch die er sogleich die Schönheiten und die Fehler eines Werkes einsieht; und ein feiner Geschmack ist nichts anderes als eine Fertigkeit, die Kritik jederzeit auf die beste Art anzuwenden. Wenn man außer dieser den Geschmack zum Richter über die schönen Künste machen wollte, so würde man nie gründlich und übereinstimmend urtheilen, und ein und ebenderselbe Gegenstand würde, nach dem Eigensinne jeder einzelnen Person, bald schön und bald häßlich heißen müssen. Wir werden hingegen nie befürchten dürfen, falsch zu urtheilen, wenn wir die Urtheile unsers Geschmacks jederzeit durch die Gründe der Kritik bestätigen können." Es ist hier der Ort, ein wenig genauer nachzusehen, was für eine Art von Kritik hier gemeint ist. Sie verräth sich schon in den angeführten Worten. Die Kritik soll auf ihre Gründe zurückgeführt werden, oder, wie es kurz vorher heißt, auf die Gründe der schönen Wissenschaften — und diese sollen untersucht werden: „Wir denken unsere Schrift nicht mit lauter Beurtheilungen von Büchern anzufüllen, sondern werden uns angelegen sein lassen, über alle Theile der schönen Wissenschaften kritische Abhandlungen zu liefern. Wir sind überzeugt, daß man ohne eine gründliche Kenntniß und die genaueste Bestimmung und Berichtigung der Regeln nie etwas Vorzügliches in den schönen Wissenschaften leisten kann." Also eine Kritik, die sich damit begnügt, gewisse allgemeine Sätze, denn das sind die Regeln, auf den besondern Fall anzuwenden, oder eine Kritik, die im Dienste der Theorie steht, wie denn weiterhin geradezu von den einzurückenden poetischen Stücken — sie bleiben doch weg — gesagt wird, der Leser werde sehen, „daß wir uns gehütet haben, andere einzurücken als solche, die als Beispiele zu den von uns festgesetzten kritischen Regeln angesehen werden können," und die Bibliothek mit einer Abhandlung von Nicolai beginnt, welche, wie die vorläufige Anzeige sagt, „die Regeln enthalten wird, nach denen wir die eingesandten Stücke prüfen wollen." Mit dieser Art von Kritik — die ganze Zeit kannte keine andere — hatte man sich aber in einen großen Widerspruch verwickelt: die bereits gewonnenen Einsichten über das Wesen der Poesie wiesen auf etwas ganz Anderes hin. Die Schweizer hatten erkannt, daß die Regel nur erst

nach der Production komme, nur aus den Werken selbst abstrahirt zu werden vermöge, so daß also die Kunst selbst sich die Regeln gebe. Aber dies hatte man ganz allgemein nur auf die altberühmten Werke der Dichtkunst angewendet — in ihnen sollten ein für allemal die Regeln gegeben sein, die denn also den neuern Productionen ebenso äußerlich dictirt waren wie bei der Ansicht Gottscheds, der sie aus der „Vernunft" ableitete, aller Poesie gegenüber. Wie durfte man so verfahren? Wenn die neuern Productionen wirklich Poesie waren, so mußten sie sich ihr Gesetz eben sowohl selbst geben, wie die alten, waren sie aber nicht wahre Poesie, so half ihnen auch das äußerliche Gesetz nichts. Jene Art von Kritik, welche sich auf eine im Voraus fertig gemachte Theorie stützte, hatte also gar keinen Sinn, und es mußte über kurz oder lang einmal einem hellen Kopfe einleuchten, daß, wenn überhaupt Kritik, d. h. Einwirkung auf die Production mittels des Gedankens, stattfinden solle, diese in nichts Anderem bestehen könne, als darin, daß man, zwar nicht ohne mannichfaltige Rückblicke auf die Vergangenheit, wie sie zu dem eigensten Leben unserer späten Jahrhunderte gehören, aber ohne die Erzeugnisse derselben als Maßstab aufzustellen, lediglich die gegenwärtige Production, wie sie nur immer beschaffen sein möge, über sich selbst zu verständigen und ihr behülflich zu sein suche, sich nach ihrem eigenen inwohnenden Gesetz in höchster Reinheit auszubilden, oder daß die Kritik gar kein besonderes gelehrtes Geschäft sei, zu welchem man sich mit allerlei äußerlichem Apparat anzuthun habe, sondern gar nichts Anderes als der Prozeß der Production selbst, insofern derselbe bei dem Menschen, als einem mit Bewußtsein begabten Wesen, wenigstens zum Theil vor dem Bewußtsein vorgehen und durch Elemente desselben vermittelt werden müsse.

Diese Art von Kritik, welche in unsern Tagen nicht nur allein eine Geltung hat, sondern auch allein gekannt ist, hat Lessing in den Literaturbriefen zuerst ausgeübt, und sie ist es, was diesem Werke seine ewige Jugend giebt, denn Jugend ist, wo der Mensch in froher Unbekümmertheit aus dem frischen Borne der Selbstgewißheit schöpft, und hier sind zuerst auf dem Gebiete der deutschen Literatur alle Stützen und Krücken der Theorie hinweggeworfen, und der Geist ist wie der Lahme, zu welchem der Herr sprach: Nimm dein Bett und wandle.

Nicolai schreibt in seinem ersten Brief an Herder, dessen Namen er noch nicht weiß, am 19. Nov. 1766: [1]) „Die Briefe sind und bleiben nichts als Berichte von demjenigen, was man gelesen hatte und was man bei einer fruchtbaren Lectüre gedacht hatte; daher wählten die Verfasser freilich am liebsten die Bücher, die ihnen zu weitern Aussichten Gelegenheit gaben, und schränkten sich überhaupt nur auf die Bücher ein, die sie gelesen oder zu lesen Lust hatten. Ein höheres idealisches Bild muß man von diesem Werke nicht geben; die Verfasser waren nicht so stolz, daß sie glaubten, sie könnten die ganze deutsche Gelehrsamkeit in ihrem ganzen Umfange übersehen." Gewiß nicht; die Literaturbriefe waren keine allgemeine deutsche Bibliothek, welche alles Einzelne umfassen wollte, keine Gottschedsche Unternehmung, welche darauf ausging, in der deutschen Literatur ein bestimmtes literarisches System zu verwirklichen; sie beschäftigten sich nur mit einigem Einzelnen, und daß das, womit sie sich beschäftigten, gerade dieses war, schien nicht bloß zufällig, sondern war es zum großen Theil wirklich, aber sie gewähren darum nur ein um so

[1]) Der Brief ist, wie die ganze Correspondenz Herders mit Nicolai, im Besitz des Herrn Dr. Parthey in Berlin.

erfreulicheres Bild und üben eine um so allgemeinere Wirkung aus, denn in dieser Zufälligkeit und Unmittelbarkeit gab sich das kund, woran es am meisten fehlte: ungetrübte geistige Frische und die ganz einfache Gesundheit der Auffassung.

Dies läßt sich nicht besser belegen, als wenn man die polemischen Beziehungen verfolgt, welche in den Literaturbriefen, so weit sie von Lessing herrühren, vorwaltend sind. Sie erstrecken sich nach zwei Richtungen. Der Kampf gegen die alte Verstandesplattheit ruht auch hier noch nicht, und Lessing ficht hier mit Gottsched noch manchen Strauß aus, wie davon theils schon die Rede gewesen ist, theils weiterhin am geeigneten Orte Bericht erstattet werden wird. Natürlich, der bloße gesunde Menschenverstand ist nicht bloß dumm, er ist auch krank, denn er beruht auf einer Depression der Geisteskräfte, bei welcher ein Aufraffen zu tieferer Auffassung und sachgemäßer Proprietät des Gedankens nicht möglich ist und nicht einmal geahnt wird. Es träumt wohl Mancher bei langwieriger körperlicher Krankheit seine Tage in matter Zufriedenheit hin, weil er es ganz vergessen hat, welche Ansprüche der Mensch an das Leben und das Leben an ihn zu machen berechtigt ist, wobei denn aber den Frischen und Gesunden bei allem Mitleid ein gewisser innerer Zorn überfällt, den nur die Rücksicht auf den Leidenden am Ausbruch verhindert. Doch war allerdings, was Lessing nach dieser Seite hin wirken sollte, bereits größtentheils geleistet; in den Literaturbriefen hat er es mehr mit einer Verirrung zu thun, die eher entgegengesetzter Art scheinen könnte.

Das Genie des Tages — das Wort Genie in der modernen Bedeutung wurde hier zuerst angewandt und ist daher in den Streitschriften der Gottschedianer ein Hauptgegenstand des Spottes — war damals Klopstock. Ich habe an einem andern Orte nachgewiesen, daß er erfüllt hat, was die Partei, welche auf eine kraft- und inhaltsvollere Poesie drang, fordern zu müssen glaubte, hatten doch selbst über die Möglichkeit deutsche Hexameter zu machen schon 1742 König und Bodmer correspondirt.[1]) Aber Klopstock gab mehr, als man forderte, und daß man auch dieses gutwillig mit in den Kauf nahm, ist der größte Beweis, auf wie niedriger Stufe die deutsche Literatur noch immer stand. Wenn die Geschichte derselben im vorigen Jahrhundert auf eine Geschichte der Erneuerung, der Zurückführung, der Unmittelbarkeit und Naturwüchsigkeit hinaus läuft, wie jedermann anerkennt, so liegt es in der Natur der Sache, daß ihre Phasen keineswegs immer in dem Hervortreten eines bedeutenden Standpunktes bestehen, der nur aus einem höheren geistigen Zusammenhange zu erklären wäre, sondern oftmals lediglich daraus hervorgehen, daß irgend eine Individualität, so roh oder ausgebildet, wie sie nun einmal ist, sich mit jugendlicher Keckheit an die Spitze stellt. In der späteren Periode des Sturms und Dranges war dies das Gewöhnliche, es ist aber auch schon Klopstocks Fall. Schon oben habe ich auf das Unreife des Gedankens hingewiesen, wenn es sich darum handelte ein Epos zu dichten, gerade den Stoff zu wählen, welcher für den allerhöchsten, den schlechthin höchsten galt: das Leben des Herrn Jesu Christi in Verse zu bringen. Wie sich nun Klopstock dadurch, daß er, nach Vollendung weniger Gesänge, sogleich zur Herausgabe geschritten war, für eine Reihe von Jahren an diese Gymnasiasten-

[1]) Literarische Denkmale von verschiedenen Verfassern. Zürich 1779. S. 169 und Literarische Pamphlete aus der Schweiz. Zürich 1781. S. 204. S. Goedeke Grundriß II, 565.

aufgabe gekettet hatte, so ist der vielgepriesene Mann, sei es, daß der frühe Ruhm seiner naturgemäßen Weiterentwicklung hindernd entgegengetreten ist, oder daß er gleichsam zum Behufe der Durchführung des einmal begonnenen Werkes auf demselben Standpunkte stehen bleiben zu müssen geglaubt hat, niemals zu einer freien und heiteren Männlichkeit erwacht. Es bedarf zur Begründung dieses Urtheils nur der Hinweisung auf drei Thatsachen: Die Herausgabe der Gelehrtenrepublik,[1]) welche der Form nach eine reine Faselei ist, die kurze Correspondenz Klopstocks mit Goethe, in der Klopstock sich eine Abfertigung zuzog, wie sie ein gefaßter Mann kaum sollte überleben können, die aber der Messiadensänger seinen Bekannten in eigenhändiger Abschrift mittheilte, und die Beschäftigung mit orthographischen Grillen, von welchen Goethe ganz erschöpfend urtheilt, sie seien nur daraus hervorgegangen, daß der Mann nichts Ordentliches zu thun gehabt habe — alles Dinge, welche nicht auf eine einseitige Richtung, einen irrthümlichen Standpunkt zurückgeführt werden können, sondern eine Unmündigkeit und Unerfahrenheit in weltlichen Dingen verrathen, welche durch die gemachte Hohenpriesterlichkeit, welche alle Schritte des Mannes bezeichnet, nur in ein desto unangenehmeres Licht gestellt wird.[2])

Dürfen wir uns wundern, wenn nun auch sein allgemeiner literarischer Standpunkt das Gepräge der Unreife an der Stirn trägt? Auch hier dasselbe Zutappen, das, ohne lebendige Erfahrung der Sache, ohne concreten innern Beruf, wo es sich um ein Tieferes handelt, sogleich auf dasjenige verfällt, was ganz im allgemeinen für das Tiefste gilt. Wie man seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, als es darauf ankam, die Natur des Schönen gründlicher zu erkennen, dasselbe sogleich theoretisch mit dem Wahren oder etwa einer Ueberwahrheit, die ästhetische Anschauung mit der speculativen vermengt hat, so wollte Klopstock praktisch dem heruntergekommenen Dichtungsvermögen durch die religiöse Empfindung aufhelfen, was denn natürlich nur eine leere Verstiegenheit zur Folge haben konnte, da eine lebenskräftige Erneuerung der Poesie nur dadurch möglich war, daß man sich mit derber Lebenslust an das wirkliche Leben anklammerte.

Dies hat Lessing zuerst durchschaut. Ein sehr bedeutender Theil seiner Literaturbriefe beschäftigt sich mit der Zeitschrift, „der nordische Aufseher", welche Cramer in Gemeinschaft mit Klopstock und Andern herausgab; hier handelt es sich besonders von der Sonderung der Religion und der Philosophie, worauf ich erst später, wo von Lessings theologischen und philosophischen Ansichten überhaupt die Rede sein muß, genauer werde eingehen können, doch

---

[1]) Zu welcher übrigens Klopstock die Anregung durch die neuen kritischen Briefe 1749. S. 151 erhalten haben mag, wo eine Art deutscher Gesellschaft vorgeschlagen wird, welche aus Singern von Wartburg und Gästen von Wartburg bestände; die sechs ersten Singer wären Orthaber zu nennen, aus ihnen die Beamten zu wählen; in jedem vierten Jahre am 1. Mai sollte eine allgemeine Zusammenkunft stattfinden u. s. w. — [2]) Eine Beschönigung von Klopstocks Character und literarischem Treiben, sowie von Lessings Verhältniß zu ihm, hat neuerdings, auf Anregung von M. Bernays, Franz Muncker versucht: „Lessings persönliches und literarisches Verhältniß zu Klopstock. Frankfurt a. M. 1880." Für uns aber bleibt es bei der Danzelschen Darlegung. Es ist unerhört, wenn Muncker S. 200 zu behaupten wagt: „So stellt sich uns das Verhältniß der beiden Großen in den letzten Jahren ihres Lebens als das einer wahren Freundschaft dar, auf etwas niedrigerer Stufe ein Vorbild des in der Geschichte aller Literaturen einzigen Lebensbundes zwischen Schiller und Goethe." (M. und B.)

spricht Lessing auch die Forderung einer Auseinanderhaltung der Religion und Poesie hier und in andern gleichzeitigen Aeußerungen deutlich genug aus. „Wären doch alle seine Verkürzungen von dieser Art!" heißt es in der bereits erwähnten Anzeige der Quartausgabe des Messias (VI, 52. M. 50. H. IX, 95), nachdem die Verbesserungen, welche dieselbe enthalte, gebührend gelobt worden. „Doch so muß ich Ihnen leider sagen, daß dem Herrn Klopstock, ich weiß nicht welcher Geist der Orthodoxie oft anstatt der Kritik vorgeleuchtet hat. Aus frommen Bedenklichkeiten hat er uns so manchen Ort verstümmelt, dessen sich ein jeder poetischer Leser gegen ihn annehmen muß". . . „Auch sogar alle die Wörter, die einen heidnischen Verstand haben können, die aber der Dichter, meinem Bedünken nach, sattsam geheiliget hatte, sind verwiesen worden; was vorher Schicksal hieß, heißt nun Vorsicht und die Muse hat sich überall in eine Sängerin Sions verwandelt." Noch entschiedener ist die Aeußerung in einem Briefe an Gleim (XII, 99. M. 120. H. XX, 1, 137): „Was sagen Sie zu Klopstocks geistlichen Liedern? Wenn Sie schlecht davon urtheilen, so werde ich an Ihrem Christenthum zweifeln; und urtheilen Sie gut davon, an Ihrem Geschmacke. Was wollen Sie lieber?" Und dieser Text wird im hundert und eilften Literaturbriefe, welcher im Inhaltsverzeichniß den Titel führt: „Von Herrn Klopstocks Eintheilung der Art über Gott zu denken, und von dessen Liedern, von welchen beiden der Verfasser wenig hält," mit aller der Parrhesie ausgeführt, welche Lessingen in solchen Fällen eigen ist. Schon im einundfünfzigsten hatte er von Klopstocks Lied auf die Auferstehung gesagt, es sei wie Klopstocks Lieder alle: so voll Empfindung, daß man gar nichts dabei empfindet; „genug, daß mich eine schöne, prächtige Tirade über die andere angenehm unterhalten hat, genug, daß ich mir, während dem Lesen, seine Begeisterung mit ihm zu theilen, geschienen habe: muß uns denn alles etwas zu denken geben?" Dagegen hatte Basedow in einer besonderen Schrift, von der sogleich die Rede sein wird, eben dieses Lied gedankenreich genannt. „Das nennt Herr Basedow gedankenreich? Wenn das gedankenreich ist, so wundere ich mich sehr, daß dieser gedankenreiche Dichter nicht längst der Lieblingsdichter aller alten Weiber geworden ist." Uebrigens wolle er sagen, was er bei jenem Urtheil gedacht habe, damit man nicht etwa meine, es sei ein bloßer witziger Einfall. „Es kann wahr sein, dachte ich, daß Herr Klopstock, als er seine Lieder machte, in dem Stande sehr lebhafter Empfindungen gewesen ist. Weil er aber bloß diese seine Empfindungen auszudrücken suchte, und den Reichthum von deutlichen Gedanken und Vorstellungen, der die Empfindungen bei ihm veranlaßt hatte, durch den er sich in das andächtige Feuer gesetzt hatte, verschwieg und uns nicht mittheilen wollte, so ist es unmöglich, daß sich seine Leser zu eben den Empfindungen, die er dabei gehabt hat, erheben können" u. s. w. Die Klopstockschen Lieder sind also leer, sind bloße Tiraden, keine wahren Gedichte, weil sie keine Vorstellungen erwecken, nichts darstellen; es wird sich weiterhin immer mehr herausstellen, wie sowohl hierin, nach Lessings Ansicht, das Wesen des Gedichtes, als auch in der Empfindung wenigstens zum großen Theile das Wesen der Religion besteht. Auch bei einer Gelegenheit, wo er Klopstocken das aufrichtigste Lob zollt, fügt er eine Bemerkung hinzu, welche in aller Unbefangenheit ein dem seinigen ganz entgegengesetztes Princip geltend macht. Lessing möchte allen Dichtern empfehlen, Klopstocks Aufsatz von

den Mitteln, durch welche man den poetischen Styl über den prosaischen erheben könne und müsse, mehr als einmal zu lesen, ihn mit allem Fleiße zu studiren. „Es würde jeder alsdann wohl von selbst finden, wenn und wie diese oder jene allgemeine Regel des Verfassers eine Ausnahme leiden könne und müsse. Die sorgfältigste Wahl der edlen Wörter, z. E. leidet alsdann einen großen Abfall, wenn der Dichter nicht in seiner eigenen Person spricht." Denn im Drama, führt Lessing weiter aus, komme es auf die natürlichsten und nachdrücklichsten Ausdrücke an. „Von diesem Kunststücke," heißt es schließlich, „werden aber freilich diejenigen nichts wissen wollen, die nur an einem correcten Racine Geschmack finden und so unglücklich sind, keinen Shakespeare zu kennen." In dieser Auseinandersetzung dürfte zugleich das Urtheil Lessings über Klopstocks Tod Adams liegen, um welches ihn Nicolai (XIII, 84. H. XX, 2, 111) vergebens befragt, denn abgesehen davon, daß Klopstock so weit nicht davon entfernt gewesen sein dürfte, ein Verehrer des Racine zu sein, wie man wohl glaubt, hat gerade jenes Stück, wie Nicolai im 256. Literaturbriefe bemerkt, in Frankreich mehr Glück gemacht als in Deutschland.

Es wird Niemanden entgehen, mit welcher absichtlichen Milde und Schonung Lessing Klopstock behandelt. Am deutlichsten ist dies, wo er ein Urtheil über die Veränderungen fällt, welche Klopstock mit der Rede des Vaters im ersten Gesange des Messias vorgenommen. Die Rede war lang; nun ist's aber anständig, daß Gott sich so kurz als möglich ausdrücke, und so verfiel der Dichter auf das Mittel, ihn selbst nur die ersten Zeilen sagen und das Uebrige einen Seraph von dem Gesichte Gottes lesen zu lassen. Warum nicht? Wenn man auf dem Gesichte eines Menschen allenfalls eine Interjection lesen kann, auch wohl ein anderes Wort, das gerade leicht zu suppliren ist, so wird doch der physiognomische Ausdruck des lieben Gottes, der der Inbegriff aller Vollkommenheiten ist, um so viel mehr ausgebildet sein, daß hier auch wohl sorgfältig ausgearbeitete Reden von einiger Länge im Druck erscheinen können. Brächten es doch unsere Volksvertreter so weit, wie leicht könnten sie es da verschmerzen, wenn ihnen der Schluß der Debatte das Wort abschneidet! Das sagt aber Fabullus nicht, sondern er beißt sich auf die Lippen und bemerkt mit schmerzlicher Trockenheit: „Ich bewundere diesen Einfall als eine Veränderung, zu der ihn die Noth gebracht; an und für sich aber hat er meinen Beifall nicht." Ich habe schon bei einer andern Gelegenheit bemerkt, daß Lessing keineswegs immer gegen die Häupter der Schulen, deren Richtung ihm verwerflich scheint, seine Angriffe richtet; er vermeidet dadurch die Gefahr, das Kind mit dem Bade auszuschütten und für seine eigene Person die Stelle des bellenden Spitzes in Göthes Parabel, wogegen mit einer Züchtigung der Schüler und Nachahmer, wenn sie nur gründlich war, der Zweck mit desto größerer Sicherheit erreicht werden konnte, je weniger das Publikum gegen die Mängel, welche sich bei diesen nachweisen ließen, durch blindes Vorurtheil verblendet sein mochte. Und so begnügt er sich denn auch hier damit, an verschiedenen literarischen Erscheinungen, welche durch Klopstock hervorgerufen waren, den Nachweis zu geben, wie wenig zuletzt bei dem ganzen Treiben herauskomme.

Johann Andreas Cramer, welcher von Klopstock, der mit ihm vor einem Jahrzehend in Leipzig der Gesellschaft der Bremer Beiträger angehört hatte, und sich ihm hier wegen ähnlicher theologischer Sinnesweise am nächsten an-

geschlossen haben mag, nach Kopenhagen gezogen worden war, fing jetzt an, hier eine moralische Wochenschrift, „der nordische Aufseher," herauszugeben, welche schon dadurch, daß sie den doppelten Druckort „Koppenhagen und Leipzig" trug, den Anspruch kund gab, ihren Wirkungskreis keineswegs auf ihren Entstehungsort zu beschränken, sondern wie einst die Bremer Beiträge in die deutsche Gesammtliteratur einzugreifen. Damit wäre sie von Haus aus in den Kreis der Besprechung der Literaturbriefe gefallen, aber sie forderte überdies durch ihren ganzen Charakter die Kritik derselben in mehr als einer Beziehung heraus.

Nichts scheint zufälliger zu sein, als die günstige oder ungünstige Aufnahme einer Zeitschrift, und ob sie sich vollends erhält oder nicht, beruht mehr oder minder darauf, in wie weit es dem Publikum schon zur lieben Gewohnheit geworden ist, sie zu bezahlen und vielleicht auch zu lesen, so daß in dieser Beziehung ihre Lebensfähigkeit sogar mit dem Alter steigen kann, und doch ist nichts charakteristischer für die allgemeine geistige Physiognomie einer Zeit, als die Gattung der Zeitschriften, welche in ihr entstehen und in lebensfrischen Kreisen gesucht werden. Es ist ungerecht, wenn man hier von Mode redet, vielmehr ist deutlich zu bemerken, wie die Zeit dieser oder jener Form nach und nach geradezu entwächst — wovon gegenwärtig die Literaturzeitungen ein Beispiel geben. Obgleich sie an den unpersönlichen Lesezirkeln von Landpredigern und Gymnasiallehrern den allerzähesten Boden haben, können sie sich doch nicht mehr halten; das universalistische Interesse an der Literatur, welches neben der gründlichen Fachkenntniß herging, macht einem politischen Platz, und wie es mit dem Recensiren geht, hat jeder auf die eine oder die andere Weise an seinem eigenen Leibe erfahren. Ein ähnlicher Fall fand um jene Zeit mit den moralischen Wochenschriften Statt. Ich habe schon an einem andern Orte darauf hingedeutet, wie wichtig dieselben für eine gewisse Periode gewesen, sie haben nach dem Ablauf der theologisirenden Zeit, welche auf das Reformationszeitalter folgte, wieder an eine unbefangene und nüchterne Auffassung des wirklichen Lebens gewöhnt, sie haben das Nachdenken über die Gegenstände desselben gebildet und dadurch in England und Deutschland, wo die moderne Prosa noch erst entstehen sollte, zur Ausbildung derselben viel beigetragen, endlich finden sich in ihnen gewisse Anfänge der ästhetischen Kritik. Eben diese letzteren hatten sich immer weiter ausgebildet, und die Kritik ist es, welche nunmehr, wenigstens in Deutschland, den Grundbestandtheil der Zeitschriften ausmachte und die moralischen Betrachtungen und Geschichtchen verdrängte. Dies hat seinen Grund nicht bloß darin, daß in Deutschland im ganzen Laufe des achtzehnten Jahrhunderts, die Gründung einer neuen Literatur die Hauptangelegenheit der Nation gewesen ist, sondern zugleich in dem ganz trivialen Umstande, daß man ein Bedürfniß nach einer kräftigern geistigen Nahrung empfand. Das bloße Moralisiren ist trotz aller bebänderten Anmuth seiner Einkleidung doch etwas so gar Unlebendiges, Abstraktes, Unbedeutendes, wogegen man es bei der Kritik doch immer mit einem bestimmten Substrat zu thun hat, und auch bestimmte Erfordernisse einer höheren Bildung vorausgesetzt werden. Freilich mochte das Publikum noch immer auf einer sehr niedrigen Stufe stehen, das geht daraus hervor, daß die moralischen Wochenschriften als Winkelliteratur immer noch eine Weile fortdauern, aber, als ganzes betrachtet, hatte es doch ungefähr den Standpunkt erreicht, auf welchem ein junger Mensch steht, welcher

von der Schule zur Universität übergeht. Er bedürfte es vielleicht noch gar sehr, daß man sich zu ihm herabließe, aber er nimmt es übel, wenn man es thut, denn er fühlt, daß Anforderungen an ihn gemacht werden müssen, wenn er weiter kommen soll. Und nun endlich den höchst concreten Interessen gegenüber, welche in Deutschland der Krieg ins Leben gerufen hattte, mußten jene farblosen Producte einer flachen Friedenszeit ganz und gar in ihr Nichts versinken. Die Literaturbriefe, das reinste Organ der Kritik, an dessen Entstehen die Erhebung der Gemüther, welche der Krieg herbeiführte, nach Nicolais eigener Angabe nicht ohne Antheil gewesen war, mußten jetzt das zeitgemäßeste Journal sein, und wenn sich eine jener altmodischen Unternehmungen neben ihnen aufthun wollte, und dieses etwa gar unter dem Schirm berühmter Namen, so mußte sie niedergedonnert werden, das versteht sich ganz von selbst.

„Der nordische Aufseher" hat vor seinen Vorgängern in derselben Gattung im Wesentlichen nichts voraus. Sogleich die Fiction, welche dem Ganzen zu Grunde liegt, ist überaus lahm; der englische Guardian war einem Nestor Ironside in den Mund gelegt worden, nun soll der Verfasser des nordischen Aufsehers, ein Sohn desselben, Namens Arthur Ironside, sein, der sein Vaterland vor längerer Zeit verlassen, und bei dieser kühnen Erdichtung hat Cramer denn doch so wenig Courage, daß er noch eine besondere Erklärung in Aussicht stellt, warum dieser verdiente Engländer nun weder englisch noch dänisch schreibe, sondern deutsch, auch fehlt es nicht an einem Briefe an den Aufseher, nun wisse man, wer er sei, ein gewisser schwarzer Mann, der Alles tadelnd auf den Straßen herumlaufe, aber dieser erweist sich als ein abgesetzter Polizeidiener — und was dergleichen kurzweilige Einfälle mehr sind. Von derselben Art ist der Inhalt; nur zwei Proben: S. 161 des ersten Bandes läßt sich der Aufseher von einer Dame schreiben, weshalb er noch nicht einmal einen Aufsatz über die Faulheit der Bedienten gebracht habe, und S. 190 findet man die Reflexion, was die neuern Freigeister vorbrächten, das finde sich Alles schon bei Julian dem Abtrünnigen — und dann wird, um nun die Sache ein für allemal abzumachen, dieser im erbärmlichsten Licht dargestellt, und sogar, zum Beweis, was für ein abgeschmackter Mensch er gewesen, eine lange Stelle über die Herrlichkeit der Zehnzahl übersetzt. Der Aufsatz wird im Inhaltsverzeichniß der Meta Klopstock beigelegt, aber wie konnte ein gelehrter Theologe, wie Cramer, der doch wissen mußte, wie solche Dinge aufzufassen sind, solche Mittel gut heißen!

Nur eins ist dem nordischen Aufseher eigenthümlich, was dann freilich gerade seine bedenklichste Seite bildet. Die moralischen Wochenschriften sind nach dem Beispiel ihrer englischen Vorgänger mit wenigen Ausnahmen nicht eben antitheologisch, denn die ganze Zeit war gläubig und religiös, hier aber benutzt der Oberhofprediger Cramer — wie wird er über den pfiffigen Einfall frohlockt haben! — die überlieferte Form, um eine specifisch christliche Gesinnung unvermerkt unter die Leute zu bringen. Gleich eins der ersten Stücke, das elfte, geht darauf aus, zu zeigen, daß Rechtschaffenheit ohne Religion nicht möglich sei, wodurch von vorn herein alle diese moralischen Wochenblätter zu Predigtauszügen gestempelt wurden. Noch früher finden sich ein Paar Nummern über die gemeinschaftliche (gegenseitige) Aufsicht — bei denen man, da sie natürlich nichts anders sind, als eine Beschreibung der Aufgaben, welche dieser „Aufseher" sich stellt, kaum weiß, worüber man sich mehr wun-

dern soll, über die Anmaßung oder über die Naivetät, mit welcher die letztere auftritt. Im fünften Stücke wird der vollkommene Aufseher beschrieben. „Wie sehr bessert nicht sein Umgang!" heißt es hier. „Dieser ist die gesunde Luft, in welchen man den moralischen Kranken bringen muß, seine Genesung zu beschleunigen. Die Rechtschaffenheit, die Menschenliebe und die Heiterkeit erscheinen mit ihm in allen Gesellschaften. Das Laster verbirgt sich, wenn es ihn sieht, in den innersten Winkel des Herzens, und auch in seinem geheimsten Aufenthalte fürchtet es von seinem verfolgenden Blicke entdeckt und beschämt zu werden. Alle seine Gespräche unterrichten, ohne die Miene des Unterrichts zu haben, und seine Scherze selbst beweisen, daß sein Witz so tugendhaft ist als sein Herz" u. s. w. Ein solcher Aufseher über andere solle nun jeder werden; wie herrlich muß es sein, wenn einer sagen könne: „Ich habe eine wankende Tugend befestigt, die Verläumdung hat vor meinem Blick verstummen müssen, ich habe einen Lasterhaften gezwungen, wieder über sich zu erröthen u. s. w., was muß der empfinden, der sich dieses Zeugniß geben kann und demüthig bleibt?" Also ganz und gar die Seelenretterei des guten Gellert — „Du hast die Seele mir gerettet, Du," soll ihm einst im Paradiese ein Seliger entgegenstammeln — in welcher ein gefaßter Mann, der das Leben in seiner unendlichen Mannichfaltigkeit erkannt hat, und wie unser Handeln immer nur ein einzelnes Glied in allem Geschehen ist, einen Vorwitz erblicken wird, der nur selten dem Schicksal der gutgemeinten Schritte des Mittler in Goethes Wahlverwandtschaften entgehen kann.

Und an einem Unternehmen von so ausgeprägter Gewöhnlichkeit konnte sich Klopstock betheiligen: er hat zu dem nordischen Aufseher mehrere Aufsätze von der besten Art über Gott zu denken, von der Sprache der Poesie, von der Bescheidenheit, von dem Fehler, andre nach sich zu beurtheilen u. s. w. beigesteuert. Doch warum nicht? War es doch gerade diese vorzugsweise so genannte Aufsicht, die er in jenem Schreiben an Goethe bei diesem und dem Herzog von Weimar über halb Deutschland auszuüben Miene machte.

„Sie sollen befriedigt werden," beginnt der 48. Literaturbrief — „die großen Lobsprüche, welche der nordische Aufseher in so manchen öffentlichen Blättern erhalten hat, haben auch meine Neugierde gereitzet. Ich habe ihn gelesen; ob ich mir es gleich sonst fast zum Gesetze gemacht habe, unsere wöchentlichen Moralisten ungelesen zu lassen." Das ist die Einleitung zu einer Reihe von Betrachtungen über den nordischen Aufseher, deren kurzer Sinn im Grunde ist: Ich hätte auch ihn, mit Ausnahme weniger Aufsätze — immerhin ungelesen lassen können. Nach einigen Erörterungen, von denen an einem andern Orte die Rede sein wird, hebt Lessing sogleich den Aufsatz über die Undenkbarkeit der Rechtschaffenheit ohne Religion heraus und deckt die Begriffsverwechselungen und Sophistereien auf, aus denen diese ganze Declamation zusammengesetzt ist. Wie hätte es nicht in dem Berufe des Mannes, in welchem mehr als in irgend einem seiner Zeitgenossen das reine menschliche Selbst erwacht war, liegen sollen, in diesem Hauptpunkte die Rechte der Menschennatur zu wahren? Und mit welcher hohen Besonnenheit er dies gethan, wird in einem spätern Zusammenhange einleuchten. „Vermuthen Sie übrigens ja nicht," schreibt Lessing, „daß der nordische Aufseher diese Behauptung, wer kein Christ sei, könne auch kein ehrlicher Mann sein, mit unsern Gottesgelehrten überhaupt gemein habe. Unsere Gottesgelehrten haben diese unbillige Strenge nie geäußert.

Aber so geht es dem nordischen Aufseher, er will etwas ganz Besonderes vorstellen und sinket unter das Durchschnittsmäßige herab."

Der nordische Aufseher will auch nicht sein wie andere Leute, wo dies doch das einzige Mittel war, in seinem Falle irgend etwas zu sein. Er nimmt sich im 20. Stücke vor, auf seiner Hut zu sein gegen den „gemeinen Fehler" moralischer Schriftsteller, daß sie original sein wollen und darüber die Einschärfung gemeinnütziger Wahrheiten versäumen. „Ja das Lob muß man ihm lassen," sagt Lessing, „er ist wider diesen Fehler sehr auf seiner Hut gewesen. Nur thut er Unrecht, daß er ihn einen gemeinen Fehler moralischer Schriftsteller nennt. Das Gegentheil desselben ist wenigstens ein eben so gemeiner Fehler. Und noch dazu, daß jenes meistentheils der Fehler guter, und dieß der Fehler *schlechter* Scribenten ist." Wenigstens sei noch ein Unterschied zwischen gemeinnützigen und trivialen Wahrheiten. Der schlechte Scribent, der das Bekannteste für das Nützlichste hält, hofft vergebens, sich einzig durch seine gute Absicht lesenswürdig zu machen. Ist er nun vollends gar so schlecht, daß auch nicht einmal seine Einkleidungen der abgedroschensten Wahrheiten original und neu sind, was hat er denn noch, meine Neubegierde im geringsten zu reizen?" Und das ist der Fall des nordischen Aufsehers: er steht seinen Vorgängern hierin geradezu nach. „Um diese Einkleidungen, in welchen die moralischen Wochenschriften der Engländer unerschöpflich sind, scheint sich der nordische Aufseher wenig gekümmert zu haben. Er moralisiret geradezu; und wenn er nicht noch dann und wann von erdichteten Personen Briefe an sich schreiben ließe, so würden seine Blätter ohne alle Abwechselung sein." Und nun der schwatzhafte Styl. „Viel Worte machen; einen kleinen Gedanken durch weitschweifende Redensarten aufschwellen; labyrinthische Perioden flechten, bei welchen man dreimal Athem holen muß, ehe man einen ganzen Sinn fassen kann: das ist überhaupt die vorzüglichste Geschicklichkeit desjenigen von den Mitarbeitern an dieser Wochenschrift, der die meisten Stücke geschrieben zu haben scheint. Sein Styl ist der schlechte Kanzelstyl eines seichten Homileten, der nur deswegen solche Pnevmata herpredigt, damit die Zuhörer, ehe sie ans Ende derselben kommen, den Anfang schon mögen vergessen haben, und ihn deutlich hören können, ohne ihn im geringsten zu verstehen."

So viel vom nordischen Aufseher. Wenn aber Lessing hinzusetzt: „Ich kenne nur einen einzigen geistlichen Redner jetzt in unserer Sprache, der noch tollere Perioden macht, vielleicht unterhalte ich Sie einmal von ihm" — ob damit nicht Johann Andreas Cramer gemeint war? Lessing erklärt später, im 105. Brief, er habe seine Predigten nicht gelesen,[1]) bedauert aber doch seine Zuhörer für den Fall, daß sie so beschaffen sein sollten. Bei den poetischen Stücken im nordischen Aufseher, (es finden sich im ersten Bande drei Oden von Cramer) macht er keine Umstände: „Herr Cramer ist der vortrefflichste Versificateur, dafür erkennen wir ihn beide. Daß aber sein poetisches Genie, wenn man ihm überhaupt noch ein poetisches Genie zugestehen kann, sehr einförmig ist, das haben wir oft beide bedauert. Wer eine oder zwei von seinen sogenannten Oden gelesen hat, der hat sie ziemlich alle gelesen. In allen findet sich viel poetische

[1]) So daß er ihn also im 13. Briefe nur von Hörensagen kennt und folglich die Anführung in dem dortigen Zusammenhange für eine besondere Verehrung, die er ihm gezollt, nichts beweist. H. IX, 193 bestreitet die Anspielung auf Cramer. (M. und B.)

Sprache, und die beneidenswürdigste Leichtigkeit zu reimen, aber auch allen mangelt der schöne versteckte Plan, der auch die kleinste Ode des Pindars und Horaz zu einem so sonderbaren Ganzen macht. Sein Feuer ist, wenn ich so reden darf, ein kaltes Feuer, das mit einer Menge Zeichen der Ausrufung und Frage blos in die Augen leuchtet."

Der Eindruck, welchen diese Kritik in dem Kopenhagener Kreise gemacht haben wird, läßt sich leicht ermessen; an Lessing scheint man zwar nicht gedacht zu haben, denn im zweiten Bande des nordischen Aufsehers findet sich von Cramers Hand eine lobende Anzeige von Lessings Fabeln,[1]) welche wirklich keinerlei Spuren an sich trägt, daß sie aus derjenigen christlichen Feindesliebe hervorgegangen sei, welche dem Feinde wohlthut, damit er vor Aerger berste, indessen hätten Cramer und Klopstock doch unbedeutendere Menschen sein müssen, als sie es in der That waren, um zu verkennen, daß sie es hier mit einem gefährlichen Feinde zu thun hätten. Daher drei Erwiderungen: die kürzeste und klügste von Cramer selbst als Vorrede zu dem so eben genannten zweiten Bande: es bedürfe eigentlich keiner Vorrede: „doch habe ich nicht unterlassen wollen, da eine neue Ausgabe des nordischen Aufsehers in kleinerem Formate und mit kleinerem Drucke veranstaltet wird, die Besitzer dieser größeren zu versichern, daß ich und meine Freunde, ungeachtet wir eine in den Briefen über die neueste Literatur befindliche Kritik über einige dieser Blätter mit aller Aufmerksamkeit gelesen und erwogen haben, Veränderungen darinnen zu machen nicht für nöthig halten." Die beiden Entgegnungen haben das Unglück, sich auf die Sache selbst einzulassen, und machen das Uebel daher natürlicherweise noch größer. Es sind ein Aufsatz in den Hamburgischen Anzeigen und Urtheilen von gelehrten Sachen, der davon ausgeht, daß an der Spitze dieser Leute ein Berliner Jude und ein Buchhändler ständen, was ihn jedoch nicht hindert, auf Lessings Fabeln zu sticheln, — er ist mit einer vorläufigen Abfertigung von Nicolai im 92. Literaturbriefe abgedruckt (V, 198 ff; der VI. Theil fängt aus Versehen gleichfalls mit einem 92. Briefe an); und ein eigenes Buch von Basedow: „Vergleichung der Lehren und Schreibart des Nordischen Aufsehers und besonders des Herrn Hofprediger Cramers, mit den merkwürdigen Beschuldigungen gegen denselben in den Briefen die neueste Literatur betreffend. Soroe. 1760". gr. 8. fünf Bogen.

Die zuletzt genannte Schrift veranlaßte Lessing, in einer längeren Entgegnungsschrift — sie erstreckt sich vom 102. bis zum 112. Literaturbriefe — die ihm hier gemachten Beschuldigungen zurückzuweisen und seine Behauptungen über den nordischen Aufseher zu rechtfertigen. Sie ist ein Meisterstück von Polemik, wie es die antiquarischen Briefe und die Dramaturgie nur immer sein mögen, und ein glänzendes Beispiel persönlicher Ueberlegenheit; man könnte ordentlich Ueberlegenheit an ihr studiren. Oder wenigstens, wie die Ueberlegen-

[1]) „Wer mit der neuen Literatur der Deutschen nicht ganz unbekannt ist, der wird sich mit Vergnügen erinnern, daß Herr Lessing unter ihren schönen Schriftstellern einen vorzüglichen Rang behauptet; ein Scribent, der Talente von verschiedener Art, die schon einzeln und zerstreut sehr schätzbar sind, mit einander vereinigt und mit einem erfindsamen Geiste einen sehr naiven Witz, viel philosophische Einsicht, viel Kritik und Gelehrsamkeit verbindet; der eine Belesenheit hat, wie sie ein Mann von Geschmack und Urtheil zu haben pflegt, der überdieß in der Prosa eine besondere Leichtigkeit und Anmuth besitzt" u. s. w.

heit sich zeigen muß, wenn sie wirklich als solche anerkannt sein will. Lessings polemische Schriften stellen sich alle dar wie die Rede eines gescheuten Menschen, der, nachdem er dem Unfug lange zugesehen, endlich einmal böse wird und kurz und gut die Krämer zum Tempel hinausjagt. Sie sind das auch wirklich, wie ich an einem spätern Beispiele noch besonders zeigen werde, aber sie sind es nicht so ohne Weiteres; sie sollen es auch sein. Lessing ist nicht schlechthin endlich böse geworden, sondern er übt das Bösesein als eine freie Kunst und mit Beobachtung aller Regeln aus, und daher macht es denn auch auf uns einen so reinen und gewaltigen Eindruck. Wir besitzen hierüber von ihm selbst eine Erklärung: er sagt in einem Brief an Nicolai (XII, 201. M. 238. H. XX, 1, 282), von den antiquarischen Briefen: „Ueber den Punkt der Heftigkeit werde ich mich in der Vorrede entschuldigen. Dergleichen Dinge müssen ein Wenig heftig gesagt werden, oder es hilft gar nichts!" Und in der Vorrede wendet er das vide quam sim antiquorum hominum des Cicero auf sich selbst an. Daher die berechnetste Kunst in diesen Schriften, die nichts als Ergüsse eines edlen Zorns zu sein scheinen und nicht nur die Kunst des wissenschaftlichen Schriftstellers, der seine Gründe und Gegengründe ins vortheilhafteste Licht zu setzen versteht, sondern auch eine gewisse mimetische Kunst, welche uns eine psychische Situation so drastisch vergegenwärtigt, daß sie ganz von selbst zu einer dramatischen Scene wird, die wir mit den Augen des Leibes zu sehen glauben, auf daß nämlich die psychische Situation selbst uns in desto siegreicherer Evidenz vor die Seele trete. Die berühmteste Stelle der Art sind die Worte im Vademecum: „Ein Glas frisches Brunnenwasser u. s. w. — noch eins, Herr Pastor. — — Nun lassen Sie uns anfangen." Es macht den Eindruck der glücklichsten Keckheit und des gesundesten Selbstgefühls, daß der Schriftsteller hier gleichsam die sichere Position auf seiner Studierstube freiwillig aufgiebt und sich dem Gegner persönlich entgegenstellt. Eine ähnliche Wendung nimmt Lessing hier, wo er es mit Basedow zu thun hat, nur daß er mit der gleichen Ruhe und Sicherheit nicht dem Gegner gegenübertritt, sondern dem Freunde, an welchen die Literaturbriefe gerichtet sein sollen, und in dessen Achtung er sich eine so sichere Stätte bereitet zu haben bewußt ist, daß er ihm die Beschuldigungen, welche Basedow gegen ihn ausstößt, mit dem besten Humor von der Welt mittheilen kann. „Was Herr Basedow auf dem Titel merkwürdige Beschuldigungen nennt, heißen einige Seiten weiter, offenbar falsche, grausame, bis zu einer seltnen Grausamkeit getriebene Beschuldigungen. Meine Kritik ist hart, bitter, lieblos, unbesonnen und zwar so liebloß und so unbesonnen, daß man ohne Traurigkeit an ihre Existenz zu unsern Zeiten nicht denken kann. Sie ist ein Phänomenon, dessen Wirklichkeit man ohne einigen Beweis auf ein bloßes Wort fast nicht glauben würde. Ich besitze eine schamlose Dreistigkeit. Ich verläumde. Ich habe abscheuliche Absichten. Ich habe das schwärzeste Laster begangen. Ich habe einen unglücklichen Charakter. Ich verdiene den Abscheu der Welt. Er wünschet aus Menschenliebe, daß ich mich den Augen der Welt verbergen könne" — und dann die ruhige Bemerkung: „Nun da! So einen Freund haben Sie!" Es ist unmöglich, daß diese großartige Ironie auf irgend Jemand ihre Wirkung verfehlen könnte, aber um diese Wirkung hervorzubringen war eine ungemeine

Objektivität und ein ganz einziges künstlerisches Verständniß der einmal gewählten Briefform erforderlich. Und, darf man hinzusetzen, um die letztere hier in Anwendung bringen zu können, eine ungewöhnliche Beherrschung des Gegenstandes. Lessing nennt es irgendwo die allerbequemste Art von Schriftstellerei, Literaturbriefchen zu schreiben. Wie er das betreibt, mag es zwar ihm persönlich leicht geworden sein, wird aber an sich, so wie jede Zurückführung der Ergebnisse einer vielverschlungenen Reflexion und eines gelehrten Studiums in die Form eines unmittelbaren Ergusses, für eine der höchsten Blüthen des Geistes gelten müssen. „Wie beredt ist die Menschenliebe des Herrn Basedow!" fährt Lessing fort. „Welch einen Spiegel hält sie mir vor! Er stehet hinter mir und zeiget mir ein Ungeheuer darin. Ich erschrecke und sehe mich um, welcher von uns beiden das Ungeheuer ist. Diese Bewegung ist natürlich." Und was erblickt Lessing hier nun? Er hütet sich wohl, es uns zu sagen, er läßt uns selbst hineinschauen. Basedow, der Vertheidiger Cramers, Cramer der Freund Basedows — Klopstock zwischen beiden. Zwar Basedow ist nicht, wie Lessing glaubte (VI, 224. M. 215. H. IX, 290), Mitarbeiter am nordischen Aufseher gewesen, und Cramer hat die Vertheidigungen seiner Blätter nicht selbst veranlaßt, wie Lessing zu vermuthen giebt (VI, 225. M. 216. H. IX, 291), doch kann der Spiegel wohl immer noch für treu genug gelten, wenn er uns einen dreifachen Cerberus zeigt, dem Lessing bald an diesem, bald an jenem Haupte eins versetzt, bis er ihn endlich mit einem einzigen Stoße völlig erlegt. „Einen solchen Theologen so anzugreifen!" meint Basedow, und es zeigt sich nachher, daß Cramer seine exegetische Gelehrsamkeit, als er den nordischen Aufseher schrieb, mindestens vergessen haben mußte, — „aber Seelen von einer gewissen Würde achten solche Angriffe nicht." — „Nicht doch!" sagt Lessing, „so ein großes Air hat Herr Cramer gewiß nicht affectiren wollen —" was er aber, wie wir gesehen haben, doch gethan hat — „und ziemte es sich für Herrn Basedow, dessen Lehrbuch der practischen Philosophie im nordischen Aufseher gelobt worden ist, denselben so eifrig zu vertheidigen?" Dies die persönlichen Vorfragen. Dann hat sich Basedow zuerst anLessings Behauptung gestoßen, Cramer sei ein vortrefflicher Versificateur, aber kein Dichter; Lessing zeigt ihm, daß Versificateur z. B. bei Diderot ein Kunstausdruck sei, der immer noch einen Verskünstler und keinen bloßen Versmacher bezeichne, und ertappt ihn darauf, daß er Cramers Dichterberuf gerade mit den mittelmäßigsten Stellen beweisen will. Hierauf kommt die Schwatzhaftigkeit und der schlechte Kanzelstyl eines seichten Homileten an die Reihe — diese Vorwürfe werden mit immer schlagenderen Beispielen bewiesen. Endlich der Aufsatz über die Unmöglichkeit, ohne Religion ein rechtschaffener Mann zu sein. Basedow sucht seinen Gedankengang in eine förmliche Beweisführung zusammenzufassen, und diese wird von Lessing nach aller Strenge der logischen Regeln widerlegt. Wie mag aber Cramer dazu gekommen sein, so verworrenes Zeug vorzubringen, wobei er denselben Ausdrücken immer andere Bedeutungen unterschiebt? „Herr Cramern muß es also hier gegangen sein, wie es allen gehet, die ihre Gedanken unter der Feder reif werden lassen. Man glaubt eine große Wahrheit erhascht zu haben; man will sie der Welt ins Licht setzen; indem man damit beschäftiget ist, fängt man selbst an, sie deutlicher und besser einzusehen; man sieht, daß sie das nicht ist, was sie in der Entfernung zu sein schien; unterdessen hat man sein Wort gegeben; das will man halten; man dreht sich itzt so, itzt anders; man geht unmerklich

von seinem Ziele ab; und schließt endlich damit, daß man etwas ganz anders beweiset, als man zu beweisen versprach; doch immer mit der Versicherung, daß man das Versprochene bewiesen habe." Und nachdem nun dem Denken und Dichten mit der bloßen Empfindung, welchem Klopstock fröhnte, noch ein kräftiger Denkzettel gegeben worden, deckt Lessing zuletzt auf, wie diese ganze theologische Clique, welche sich anmaße ein Censoramt über ein ganzes Land auszuüben, und ihn insbesondere mit gehässigen Beschuldigungen überhäufe, nun selbst der Sünde blos sei. Er führt einen fingirten Brief im nordischen Aufseher an, welchem man die Unterschrift eines in Berlin lebenden Künstlers, des Kupferstechers Kauke,[1]) der Gellerts Portrait vor der Bibliothek der schönen Wissenschaften gestochen, gegeben hatte, und fragt, ob ihm denn zu einem förmlichen Pasquille das Geringste fehle; dann schließt er mit den Worten: „Herr Basedow möchte gar zu gern meinen Namen wissen. Gut; er soll ihn erfahren, sobald einer von ihnen, entweder Herr Cramer, oder Herr Klopstock, oder Er selbst, das Herz hat, sich zu diesem Pasquille zu bekennen."

Wie mehrmals, so hat auch hier Lessing dem Gegner das letzte Wort willig überlassen. Im dritten Bande des nordischen Aufsehers (S. 129) wird dem Leser ein Gespräch zwischen Klopstock und Cramer mitgetheilt, deren Namen aber erst im Register genannt werden; das Ding ist nach Form und Inhalt für jenen Kreis charakteristisch. Es hatte einer, vermuthlich Klopstock, die crude Behauptung aufgestellt, es müßte, wenn eine Materie gesprächsweise abgehandelt werden sollte, solches am besten geschehen können, wofern die Unterredung nicht von Einem erdichtet, sondern wirklich von Personen, die über eine Sache verschiedener Meinung wären, gehalten würde, und wenn es Schwierigkeit habe, ein solches Gespräch festzuhalten, so dürfe ja nur jeder Unterredende das, was er sage, gleich selbst aufschreiben! In dieser Weise untersuchen nun Klopstock und Cramer die Frage, in wie weit ein Scribent verbunden sei, sich auf die Beantwortung einer zwar nicht gründlichen aber doch scheinbaren Kritik einzulassen. Sie vereinigen sich endlich darüber: man könne bei gewissen Angriffen allerdings nicht ganz schweigen, doch müsse die Antwort sehr kurz sein und den Leser durch die Berührung einiger Einwürfe zu Schlüssen auf die übrigen bloß veranlassen. Also fiat applicatio. Die Vorrede zum dritten Bande des nordischen Aufsehers vom 20. Jan. 1761 enthält eine Entgegnung auf Lessings Angriffe von Cramer. Diese geht davon aus, die eigentliche Veranlassung der langen Beurtheilung sei „eingestandenermaßen" der Brief mit der Unterschrift des Kauke, wodurch der Künstler und „sein Freund der Critikus" so sehr beleidigt worden zu sein scheinen — welches eine Auslegung der Worte Lessings ist (VI, 261. M. 249. H. IX, 326): „Beide Herren muß ein verborgenes Geschwür jucken, das sie mit aller Gewalt aufgestochen wissen wollen. Ihr Wille geschehe also. Ich wünsche, daß die Operation wohl bekommen möge." Nur wegen dieser Veranlassung, so wie um des Amtes willen, das er bekleidet, will Cramer einige Bemerkungen machen. Hier wird nun zuerst wegen des Satzes, daß Einer ohne Religion nicht rechtschaffen sein könne, sowie in Bezug auf die theologische Ansicht, deren Erörterung ich einem spätern Zusammenhange überlassen mußte, dasselbe vorgebracht, was schon von Basedow zu Cramers Recht-

[1]) Joh. Friedrich Kauke, Zeichner und Kupferstecher in Berlin; ein Schüler von Schleuen, starb 1777.

fertigung angeführt und also von Lessing in dem zweiten Aufsatze widerlegt worden war. Dann heißt es in Bezug auf Klopstocks geistliche Liederdichtung wörtlich, nachdem das empfindungsvolle Denken desselben nicht unglücklich vertheidigt worden: „Was den Ausspruch über seine geistlichen Lieder anbetrifft, so bitte ich den Herrn Verfasser der Briefe, nicht um meines Freundes willen, sondern seines eigenen Herzens wegen, da er doch ein Christ zu sein versichert, noch einmal mit einem ruhigen Gemüthe zu erwägen, ob sein Urtheil und die Einkleidung desselben mit der Ehrerbietung bestehen könne, welche Christen den darinnen fast durchgängig mit den Worten der Offenbarung selbst ausgedrückten göttlichen Wahrheiten schuldig sind." Endlich über den Kaukeschen Brief selbst heißt es, daß die einzige Absicht desselben gewesen, ein Kunsturtheil über die Porträts in der Bibliothek der schönen Wissenschaften zu fällen: der Schluß sei nichts als eine Nachahmung ähnlicher Scherze in den Blättern des englischen Zuschauers. Es habe Niemand Boileau für einen Pasquillanten gehalten, weil er unter dem Namen des Balzac und Voiture einige wider die Schreibart derselben gerichtete satyrische Briefe geschrieben; übrigens sei ihm der Brief von einem Ungenannten eingesendet und er habe nicht gewußt, daß wirklich ein Kupferstecher Kauke heiße. Der Vorwurf, auf dessen Mangel an Berechtigung dem Leser aus der siegreichen Zurückweisung der übrigen zu schließen überlassen wird, ist der der Nichtkenntniß des wahren Sinnes gewisser Bibelstellen. Warum hatte doch Einer es mit dem nur für das zu beaufsichtigende große Publikum bestimmten nordischen Aufseher so genau nehmen wollen!

So viel von dem nordischen Aufseher Johann Andreas Cramers und Friedrich Gottlieb Klopstocks, und von Lessings Fehde mit demselben. Die Geschichte hat gerichtet; nach dieser Zeitschrift ist kein moralisches Wochenblatt mehr zu einer literarischen Bedeutung gelangt, und sie selbst kennt man nur noch aus ihrer Abfertigung in den Literaturbriefen.

Eine positivere Bedeutung für den Gang der deutschen Literatur hat die Aufdeckung der Verirrung eines andern Schriftstellers gehabt, der ebenfalls einen Ausläufer der von Klopstock veranlaßten Entwickelungen bildet.

Es hat schon oben in den Kreis meiner Darstellung gezogen werden müssen, daß Bodmer sich Klopstocken sogleich nach dem Auftreten desselben unbedingt angeschlossen habe. Bodmer sagt selbst von sich (Critos Bekenntniß, Literarische Denkmale 1779 S. 169), er habe längst eine Abneigung gegen das jambische Sylbenmaß gehabt; der Hexameter habe ihn von einem Zwange errettet; er sei der Evangelist der Messiade geworden. Die Produkte, welche aus dieser Bewegung hervorgegangen, waren für Lessing seit Nicolais Briefen über den Zustand der schönen Literatur und seinen eigenen Kritiken in der Vossischen Zeitung eine abgemachte Sache. In den Literaturbriefen heißt es bloß einmal beiläufig, da von einer Uebersetzung in Prosa die Rede ist: „Aber sind Schweizerische Hexameter nicht auch Prosa?" (VI, 79. M. 78. H. IX, 130), und bei einer Gelegenheit, von der im folgenden Kapitel die Rede sein wird, nennt er Bodmer gar einen critischen Vejanius spectatum satis et donatum jam rude. Wenn nun aber diese Richtung bei Bodmer und seinen Genossen durch Klopstock hervorgerufen war, so genügte dieser selbst ihnen darin nach persönlicher Bekanntschaft nicht. „Sie waren fromme Dichter geworden," sagt Lessing bei derselben Gelegenheit, wo Bodmer sich zu einer keineswegs graziösen Produktion durch den Geist Capriccio will begeistern lassen, „ihr poetisches Interesse schien ein

ernstes, schwermüthiges System zu fordern. Sie hatten sich andächtige Patriarchen zu ihren Helden gewählt, sie glaubten sich in den Charakter ihrer Helden setzen zu müssen, sie wollten es die Welt wenigstens gern überreden, daß sie selbst in einer patriarchalischen Unschuld lebten; sie sagten also zu der Fröhlichkeit: was machst du, und zu dem Capriccio, du bist toll!" Allein so sagte Klopstock im Jahre 1750 wenigstens noch keineswegs; der sokratische Becher Hagedorns spielt in seinen Jugendgedichten eine große Rolle, und so kam es, daß Bodmer sich in Klopstock getäuscht zu haben glaubte. In dem Sänger der Messiade hatte er einen Heiligen, einen Gesalbeten des Herrn erwartet; nicht ohne eifersüchtige Unruhe sah er jetzt den jungen Seraph, wie er sich, seiner Meinung nach, allzugemein machte mit den Söhnen und Töchtern der Erde.[1]) Wirklich schien bald darauf die Seraphsstelle würdiger besetzt werden zu sollen, war doch auch der neue Bewerber jünger und gelehriger als der autochthonische Klopstock. Wieland, der sich freilich noch 1752 von Tübingen aus bei Gelegenheit einer Kritik über ein Gedicht in den Schriften der Bremer Beiträger der Klopstockschen Ode auf den Zürchersee, die ja gerade des Dichters anstößiges Leben in Zürich beschreibt, gegen Bodmer angenommen hatte,[2]) siedelte, nachdem ihn die Liebe und dann der Verlust seiner ersten Geliebten in die Empfindsamkeit und den Petrarchismus getrieben hatten, nach Zürich über, ward Bodmers Hausgenosse und pfropfte ein neues Reis auf den alternden Stamm der Bodmerschen christenthümelnden Poesie. Und welcher Art nun die Früchte seien, die dieses Reis trug, das zu untersuchen ist eins der Hauptgeschäfte Lessings in den Literaturbriefen, womit er denn auf Wieland und indirecter Weise auf Alles, was dieser später hervorgebracht und angeregt, den größten Einfluß ausgeübt hat.

Freilich ist auch hier noch ein wichtiger Unterschied zu machen. Es ist im Grunde ein triviales Ding, diese Entwickelungsgeschichte Wielands, der wie bekannt sich später vom Seraphenthum seines Bodmers wieder losgesagt hat und von nun an sein Lebelang eigentlich nicht darüber hinausgekommen ist, zu predigen, daß es damit nichts sei, aber sie erscheint in noch trivialerem Lichte, wenn man ins Auge faßt, wie unvollständig bei alledem diese Lossagung immer geblieben ist. In rein ästhetischer Beziehung hat Wieland den Standpunkt der Schweizer eigentlich nie überschritten. Worauf haben es die Schweizer abgesehen? Auf epische Dichtung, die erhabner sei durch Schilderung, Neuheit, d. h. Reiz, Wunderbares und lehrhafte Tendenz, die sich aber nicht in abstracten Betrachtungen ergeht, sondern durch den Eindruck wirkt. Eben dies sind die Ingredienzien, aus denen selbst Wielands vollendetstes Gedicht besteht, von welchem Goethe urtheilte, daß es Poesie heißen werde, so lange es eine Poesie giebt. Und wenn besonders die poetische Malerei als das eigenthümliche Merkmal der Schweizer Schule gilt, so muß es sich treffen, daß gerade von jener Stelle des Ariost, der Beschreibung der Schönheit der Alcine, an welcher Lessing im Laokoon das Verwerfliche derselben nachweist, im Oberon (Ges. III. Stanze 42 und 44) eine Nachahmung vorkommt. Freilich sind die Schilderungen andere, und die Tendenz ist hier und überall in Wielands späteren Schriften von derjenigen, welche sich in Bodmers Gedichten und auch in Wielands eigenen Jugend-

[1]) Ueber Bodmern. Von Leonhard Meister. Zürich, 1783. S. 38. — [2]) Wielands ausgewählte Briefe. Zürich 1815. I, 21 und 29.

werken findet, himmelweit verschieden, ja denselben zum Theil geradezu entgegengesetzt, aber dies thut hier nichts zur Sache, und epischer Natur sind Wielands Gedichte alle. Er hat im dramatischen Fache einen unglücklichen Versuch nach dem andern gemacht, und nach dem letzten, der Rosamunde, ausdrücklich gestanden, er habe für das Dramatische überhaupt keinen Sinn. Und das heißt denn also im Grunde nur mit ebenso vielen Worten: in rein ästhetischer Beziehung ist Lessings Thätigkeit für Wielands Entwickelung von durchgreifender Wichtigkeit nicht gewesen.

Dagegen bei seinem Erwachen zu einer besonneneren Denkungsart in Sachen der Religion und des Lebens dürfte Wieland Lessingen mehr verdanken, als sich bei einem Dinge, das so ganz innerlicher Natur ist, mit Beweisstellen und Parallelen belegen läßt.

Man kennt den wunderlichen und in Vergleich zu seiner späteren Richtung ungemein komischen Excess, zu welchem sich Wieland durch seine Verehrung für Bodmer hatte hinreißen lassen. Uz, welcher auf Hagedorns Wege fortging, hatte in seinem Siege des Liebesgottes öffentlich gethan, was dieser unter guten Freunden gewiß nicht unterlassen haben wird: er hatte sich über die Bodmersche Verstiegenheit lustig gemacht, und hierauf hatte Wieland sich auf den Inhalt der Bodmerschen Gedichte geklemmt und Uz und mehrere andere Dichter für unchristlich und sittenlos erklärt und sogar den Oberkonsistorialrath Sack aufgefordert, die Unordnung und das Aergerniß zu rügen, welche diese leichtsinnigen Witzlinge anrichteten.[1]) Natürlich erregte dieses Auftreten bei Allen, welche es mit der deutschen Literatur gut meinten, einen um so größern Unwillen, je weniger dieselbe bereits so weit erstarkt war, daß sie einem etwaigen Verdammungsurtheile von Seiten der Geistlichkeit mit Ruhe hätte entgegensehen können. Unter andern sprach sich die Bibliothek der schönen Wissenschaften (I, 2, 415 ff.) über solche Anmaßung mit großer Entschiedenheit aus, und Ramler schreibt bei Gelegenheit der „Sympathien" den 4. August 1756 an Gleim: „Ich weiß nicht, worauf die Herrn in Zürich warten, ob sie darauf warten, von klügeren Leuten, wie die Gottschede, härter gezüchtigt zu werden, wie Gottsched selbst von ihnen gezüchtigt worden ist? Soll Lessing aufwachen? Er, der Geschmack, Hitze, Gelehrsamkeit genug besitzt, sie auf ihren Werth herunter zu setzen und ihren Werth auf einmal zu entscheiden?" Daß Lessing nun wirklich zu dieser Seite hält, versteht sich von selbst, aber das Grundverhältniß der Literaturbriefe zur Bibliothek, von welchem ich oben ausgegangen bin, tritt hier noch einmal recht deutlich an den Tag. Lessing begnügt sich nicht mit dem, was, wie Merck sich einmal in Bezug auf Goethe ausdrückte, die Andern auch können; er stellt sich nicht so einer verkehrten Richtung schlechthin entgegen, um sich mit ihr herumzuzanken, er stellt sich über sie und weist ihre Leerheit und ihren inneren Widerspruch nach. Schon Nicolai hatte gar treffend bemerkt, daß Wielanden die ernsten Falten des hohenpriesterlichen Gewandes gar nicht zu Gesichte stehen wollten. „Die Muse des Herrn Bodmers," sagt er in den Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften (VII, 66), „ist eine betagte Matrone, die die Welt vergißt, weil die Welt sie vergessen hat, die beständig von der Kasteiung des Fleisches redet und auf die

[1]) Siehe die vollständige und urkundliche Erzählung des ganzen Herganges bei Jördens, V, 138 f. 142 f.

böse verderbte Zeit und die verschlimmerten Sitten schilt, die Muse des Herrn Wieland ist ein junges Mädchen, das auch die Betschwester spielen will und sich der alten Witwe zu Gefallen in ein altväterisches Käppchen einhüllet, welches ihr doch gar nicht kleiden will; sie bemühet sich eine verständige erfahrene Miene anzunehmen, unter der ihre jugendliche Unerfahrenheit nur gar zu leicht hervorleuchtet, und es wäre ein ewiger Spectakel, wenn diese junge Frömmigkeitslehrerin auch wieder zu einer muntern Modeschönheit würde." Eben diesen Gedanken führt Lessing im siebenten bis vierzehnten Literaturbriefe in wissenschaftlicher Weise aus: er polemisirt nicht gegen Christenthümelei und literarisches Schweizerthum, sondern er weist nach, daß Wieland zum Vertreter der Christlichkeit sowohl als auch zum Vorkämpfer der schweizerischen Literaturschule überhaupt gar nicht berufen sei, denn seine eignen Schriften seien weder dem Inhalt nach wahrhaft christlich, noch in der Form der Vorzüge theilhaftig, welche sich den Schweizern nicht absprechen lassen. Und endlich — doch ich will mir selbst nicht vorgreifen.

Die Schätzung der unübertrefflichen Form, in welche Lessing seine Untersuchungen einkleidet, kann dadurch nur gewinnen, wenn man das Gerippe derselben vor Augen legt. Also zuerst die Beleuchtung von Wielands Christlichkeit. Lessing geht davon aus, daß Wieland doch nicht gerade immer ein specifisch christlicher Schriftsteller gewesen. Er hatte schon den Namen eines deutschen Lucrez. Lucrez! ja er hatte ein Gedicht über die Natur der Dinge geschrieben, auch moralische Briefe, die gar nichts Christliches haben. „Wenige Gelehrte werden eine mehr doppelte Rolle gespielt haben," sagt Lessing, „als Wieland." Lessing mag nicht wieder erzählen, was Leute, die ihn in K(loster) B(ergen) gekannt haben, von ihm zu erzählen wissen.[1]) Woher nun diese Veränderung? Sie ist eben so gar groß auch nicht. „Auch mir sind unter den Wielandischen Schriften die Empfindungen des Christen das Anstößigste gewesen. Empfindungen des Christen heißen Empfindungen, die ein jeder Christ haben kann und soll. Und von dieser Art sind die Wielandischen nicht. Es können aufs Höchste Empfindungen eines Christen sein; eines Christen nämlich, der zu gleicher Zeit ein witziger Kopf ist und zwar ein witziger Kopf, der seine Religion ungemein zu ehren glaubt, wenn er ihre Geheimnisse zu Gegenständen des schönen Denkens macht. Gelingt es ihm nun hiermit, so wird er sich in seine verschönerte Geheimnisse verlieben, ein süßer Enthusiasmus wird sich seiner bemeistern und der erhitzte Kopf wird in allem Ernste anfangen zu glauben, daß dieser Enthusiasmus das wahre Gefühl der Religion sei.... So wie es tiefsinnige Geister gab und noch giebt, welche uns die ganze Religion platterdings wegphilosophiren, weil sie ihr philosophisches System darein verweben wollen: so giebt es nun auch schöne Geister, die uns eben diese Religion wegwitzeln, damit ihre geistlichen Schriften auch zugleich amüsiren können."... „Die christliche Religion," sagt Lessing weiter, sei bei Wieland immer das dritte Wort. „Man prahlt oft mit dem, was man gar nicht hat, damit man es wenigstens zu haben scheine." Wieland wolle offenbar von der Dogmatik nichts wissen; „dieses und seine wiederholte Anpreisung des Shaftesbury... werden hoffentlich

[1]) Dies ging ihn überhaupt nichts an, und auch diese Erwähnung hätte wohl wegbleiben dürfen. (M. und B.)

unſere Theologen nicht ermangeln, in Betrachtung zu ziehen, bevor ſie ſich in das poetiſche Intereſſe des Herrn Wielands verwickeln laſſen. Shaftesbury iſt der gefährlichſte Feind der Religion, weil er der feinſte iſt."

Der Erfolg hat beſtätigt, daß Leſſing hier richtig geſehen hatte. Leicht, wie er es angezogen, legte Wieland das geiſtliche Gewand wieder ab; und eben dieſen Shaftesbury hat er in ſeinen antitheologiſcheſten Schriften gerade erſt recht angeprieſen.

Ob ſich aber nicht Einiges von dem, was hier Leſſing gegen Wieland vorbringt, auch auf Bodmer und Klopſtock ſelbſt wenigſtens anwenden ließe? Jedenfalls fiel es ihnen zur Laſt, daß ſo etwas geſagt werden mußte; man konnte doch immer mit ſolchen Tendenzen ihr Schüler ſein, ſie waren doch immer im Stande, das Verderbliche derſelben, durch welches ſie ſich von den Ihrigen vielleicht noch unterſcheiden mochten, zu überſehen. Ein Unterſchied war nun allerdings vorhanden: Bodmern und Klopſtock war es mit der Religion Ernſt, und Wieland bildete ſich dies nur eine Zeit lang ein; jene glaubten darin die wahre Poeſie zu finden, daß ſie religiös wären, weshalb ſie gelegentlich vor Religion die Poeſie vergaßen, und Wieland faßte die Religion von vornherein nur inſofern auf, als ſie eines poetiſchen Gebrauches fähig wäre. Aber der Grundirrthum blieb bei beiden noch derſelbe — nämlich daß Religion und Poeſie überhaupt eine enge innere Verwandtſchaft hätten, oder daß es mit der einen auf die andere hinausliefe, und in dieſem Sinne kommt es ganz auf eins hinaus, wenn Leſſing an Klopſtocks geiſtlichen Liedern, die alſo Gedichte ſein ſollten, tadeln mußte, daß ſie vor lauter Empfindung keine Anſchauung mittheilten, die doch das Weſen der Kunſt iſt, oder an Wielands Empfindungen eines Chriſten, daß dieſe, welche ſich doch für religiöſe Ergüſſe ausgäben, nichts als Ausſchweifungen der Einbildungskraft ſeien (VI, 15. M. 16. H. IX, 51). Selbſt angewendet aber hat Leſſing jene gegen Wieland gerichteten Betrachtungen auf Cramer, denn wenn er von der Miene einer neumodiſchen Rechtgläubigkeit ſpricht, die ſich der nordiſche Aufſeher irgendwo gebe (VI, 125. M. 121 f. H. IX, 182) — ſie beſtehe darin, daß man ſich mit einer lieblichen Quinteſſenz begnüge, die man aus dem Chriſtenthume gezogen habe, und allem Verdachte des Freidenkens ausweiche, wenn man von der Religion überhaupt nur fein enthuſiaſtiſch zu ſchwatzen wiſſe — ſo deutet das doch ganz gewiß gerade auf die ſo eben angeführten Aeußerungen über Wieland zurück.

An die theologiſchen Bedenken gegen Wieland knüpft ſich der Vorwurf, er ſei zum Vorfechter in den ſchweizeriſchen literariſchen Händeln nicht berufen, unmittelbar an. Wieland rühmt die franzöſiſchen Kanzelredner, welche große Wohlredenheit zeigen — iſt das ein ſchweizeriſches Urtheil, in welchem ſonſt, wie auch von Wieland ſelbſt, die Engländer den Vorzug zu erhalten pflegen? Auch Wielands Sprache iſt unſchweizeriſch; während es ein Hauptverdienſt dieſer Schule iſt, gute alte Wörter von dem Untergange zu retten und in die Schriftſprache einzuführen, verlernt Wieland die eigenthümlichen Ausdrücke der Sprache und „läßt ſeinen Leſer alle Augenblicke über ein franzöſiſches Wort ſtolpern."

Es iſt unmöglich, in dieſen Kritiken den Ausdruck einer bloßen Meinungsverſchiedenheit zu ſehen, oder ihr Verdienſt lediglich darin zu finden, daß ſie von einem richtigeren Standpunkte ausgehen und daher der Materie nach Rich-

tigeres vorbringen; sie vermitteln den Sieg einer Auffassung der Dinge, welche in einem gefaßten männlichen Geiste gereift ist, über eine geistige Unreife, die zwar hier zunächst mit den Merkmalen des Jünglinghaften auftritt, aber in Wielands ganzer geistiger Organisation begründet gewesen sein dürfte, da Lessing viele Jahre nachher, wie seiner Zeit angeführt werden wird, Veranlassung findet, ihm noch einmal, wenn auch diesmal im entgegengesetzten Sinne und in einem Fragment, das sich unvollendet unter seinen Papieren gefunden, den Kopf zurecht zu setzen.

Für jetzt hatte Wieland Lessingen und seinen Freunden noch einen ganzen Jubel zubereitet: es ist ergötzlich zu sehen, wie der Zufall diesem dazu behilflich war, die Komödie, welche er mit ihm aufführte, zu einem lustigen Ende zuzuspitzen. „Freuen Sie sich mit mir!" schreibt Lessing im dreiundsechzigsten Literaturbriefe, „Herr Wieland hat die ätherischen Sphären verlassen, und wandelt wieder unter den Menschenkindern." Es ist die Rede von der Lady Johanna Gray; die Bibliothek der schönen Wissenschaften hatte in aller Unschuld an ihr gelobt und getadelt, was sie so geradehin zu loben und zu tadeln fand: Lessing zeigt, daß diese erste Menschlichkeit des Seraphikers aus dem Englischen des Nicholas Rowe — entlehnt sei, und zwar auf so unvorsichtige Weise, daß in der deutschen Tragödie einmal eine Person aus einer Episode der englischen genannt wird, die in jener ausgelassen ist.

Die Wirkung, welche diese Dinge auf Wieland hervorgebracht hatten, läßt sich schon aus der Vorrede zu einer spätern Ausgabe der Empfindungen des Christen ermessen, in welcher er dieselben in Psalmen umtauft, wie Lessing (IV, 15. M. 16. H. IX, 51) den Ton der Psalmen bisweilen in ihnen findet; er nennt sie hier noch mit dem alten Namen Empfindungen eines Christen, und führt selbst an, daß ein berühmter und strenger Theolog Heterodoxieen in ihnen gefunden — nach aller möglichen Bemühung, einen schicklicheren Namen für diese Kinder einer nicht immer gleich reinen religiösen Begeisterung zu finden, habe er bei den „Psalmen" bleiben müssen. Noch deutlichere Spuren finden sich in Wielands Correspondenz. Ich führe nur die erste derartige Stelle an. Wieland schreibt an Zimmermann den 15. Februar 1759: Man schreibt mir aus Berlin, daß ich Feinde habe, die auf eine grimmige Art gegen mich erbost sind. Ich kenne sie nicht, es scheint aber, sie seien mit den Verfassern der Bibliothek der schönen Wissenschaften in Verständniß. In zwei Blättern einer Wochenschrift, Briefe über das Neueste aus der deutschen Literatur betitelt, fallen diese Leute über mein Herz und meine Knabenjahre in Klosterbergen her und klagen das erstere der Irreligion, der Hypokrisie und die letzteren einer unmoralischen Conduite an. Ich war ungefähr drei Monate über fünfzehn Jahre alt, als ich von Klosterbergen wegzog, und so lange ich da war, passirte ich bei meinen Lehrern für einen Freidenker, den man nur deswegen duldete, weil seine Aufführung untadelig schien. Urtheilen Sie nun. So sehr ich mich bemühe in dem allgemeinen Schicksal der bravsten Leute, besonders unter den gens de lettres, Trost zu finden, so haben doch diese Nachrichten mich etwas düster und traurig gemacht. Was ist mit erbosten und niederträchtigen Leuten zu machen?" Von einer Erwiderung gegen Lessing scheint Wieland, auf Anrathen Sulzers, von Bodmer abgehalten zu sein (Briefe der Schweizer S. 267). Sulzer schreibt an Bodmer: „Sagen Sie ihm doch beim Abschied, daß er seinen Freunden in Bern" — wohin

er eben jetzt abging — „überlassen soll, ihn an Lessing zu rächen; denn ich fürchte, daß er ein gewisses Maß überschreiten möchte, wenn er es selbst thut.“ Aber es setzte sich bei Wieland ein Haß gegen die Literaturbriefe, und was man damals in der Schweiz die Nicolaiten nannte, fest, der sich z. B. noch in einem Briefe an Merck darin äußert, daß er von der literarischen Tyrannei spricht, die diese Zeitschrift ausgeübt. Es liegt wenigstens das Geständniß darin, daß man sich von ihr gedrückt gefühlt habe; und dieses Gefühl des Drucks war nahe daran, Wieland später in eine literarische Genossenschaft zu treiben, die ihm überaus übel hätte bekommen können; ich werde, wo von dieser die Rede sein wird, noch auf diesen Punkt zurückkommen.

Zweites Kapitel.

Die Darstellung ist im vorigen Kapitel unvermerkt in einen panegyrischen Ton gerathen; sie hat für Lessing gegen seine Gegner Partei genommen. Das ist der Fehler aller bisherigen Darstellungen von Lessings Leben und Wirken: überall Lob und Bewunderung und anpreisende Betheiligung bei seinen kritischen Händeln — nirgends die objective Behandlung, welche eine historische Aufgabe fordert, noch eine wissenschaftliche Einsicht in das Wesen und den Werth seiner Bestrebungen. Diese Bemerkung wird hier nicht zuerst gemacht, aber wenn ein Versuch, diese wissenschaftliche Einsicht zu vermitteln, selbst in diesen Ton verfällt, so wird er sich der Pflicht nicht entziehen können, davon, daß diese Angelegenheit von jeher eine solche Wendung genommen, mindestens eine Erklärung zu geben.

Ich habe es hier nur mit den Literaturbriefen zu thun, denn von diesen ist jetzt allein die Rede gewesen, auch wird es sich sogleich zeigen und im Verlaufe dieser ganzen Darstellung immer mehr ins Licht treten, daß dieselben von Lessings schriftstellerischer Thätigkeit, insoweit dieselben seinen reiferen Jahren angehört und auf diese Briefe folgt, gewissermaßen das Grundphänomen bilden — und für die Literaturbriefe wird die Erklärung des Tones, in welchem man von ihnen spricht, sogleich zu einer Rechtfertigung desselben. Es liegt geradezu im Wesen der Literaturbriefe selbst, daß das heutige Deutschland ihnen eine so besondere Verehrung schenkt. Wie das? Jedermann muß fühlen, daß die Bewunderung, welche er den Lessingischen Literaturbriefen zollt, nicht rein objectiver Natur ist. Was ist denn das für unsere Zeit so Großes, daß da Einer nachweist, daß es mit Klopstock und Wieland und Cramer und Basedow und Dusch nicht gar viel sei? das müßten wir doch, dächt' ich, nachgerade an den Kinderschuhen abgelaufen haben; es müßte uns, wenn es auch zuerst in den Literaturbriefen ausgesprochen ist, nachgerade etwas Altes sein. Es giebt ja noch viel anderes Verständige, wird denn das ebenso präconisirt? Viel thut freilich die Form, die ihres Gleichen nicht leicht findet, aber daß es bei der Bewunderung nicht auf ein bloßes ästhetisches Bereden abgesehen ist, geht daraus hervor, daß auch solche in dieselbe einstimmen, welche dieses selbst zuerst in Verruf gebracht haben. Und daß man nur nicht etwa damit auszureichen glaube, die Erörterungen in den Literaturbriefen seien

eben für jene Zeit vortrefflich, denn das könnte wohl den gelehrten Kenner zu einem altklugen Staunen, nicht aber den unbefangenen Leser zu jederzeit bereiter Anerkennung veranlassen. Es steckt etwas anderes dahinter, ein subjectives Element, die Sache geht uns selber näher an. Ich muß mir, um dies ins Licht zu setzen, selbst in etwas vorgreifen; doch handelt es sich hier nur um einen allgemein bekannten Umstand. Warum ist uns Allen die Hamburgische Dramaturgie ein so liebes Buch? Wir wissen doch auch hier so ziemlich, was darin steht oder glauben es doch zu wissen. Antwort: sie faßt im Gebiete der dramatischen Literatur dem französischen Wesen gegenüber in theoretischer Erörterung zuerst einen deutschen Standpunkt, und weil wir diesen sich hier in frischester Unmittelbarkeit aussprechen sehen, gehen wir als Deutsche immer gern auf das Buch zurück. Eben das ist das Sachverhältniß bei den Literaturbriefen, nur in noch allgemeinerem Sinne, und so, daß sie unter andern die Grundlage für die Dramaturgie selbst ausmachen. Die Literaturbriefe, insoweit sie Lessing angehören, sind, wenn man von einigen Gellertschen Fabeln absieht, welche in den Kinderbüchern stehen, die ältesten deutschen Schriftwerke, welche noch gelesen werden — was vor ihnen liegt, die Werke der Gottschedianer, der Schweizer und der vermittelnden Schule, sind, so wie Lessings eigene frühere Schriften, in den Schoß der Vergangenheit hinabgesunken und nur noch ein Gegenstand gelehrter Kenntnißnahme. Und warum werden sie jetzt nach 120 Jahren noch gelesen und zwar mit einer Beistimmung gelesen, wie sie die Schriften unseres eigenen Zeitalters wegen seiner vielfältigen Zerrissenheit so rein und allgemein niemals finden? Freilich Dusch und Cramer und Klopstock, die wir nicht mehr lesen und über welche uns ein Urtheil zu bilden wir daher gar nicht prätendiren — die gehen uns nicht an. Aber das Urtheil, welches wir hier über sie ausgesprochen sehen, ist dasjenige, welches wir, wenn wir uns um sie bekümmerten und nur sonst gebildet genug wären, selbst über sie fällen müßten — wir sehen hier auf einmal Fleisch von unserm Fleisch, und Blut von unserm Blute, womit wir, wie der alte Satiriker sagt, dergleichen mehr zu zeugen begehren. Die Grundanschauung der heutigen deutschen Literatur tritt hier auf einmal — hier wird durch das Verglichene selbst ein altes Gleichniß neu — wie Athene aus dem Haupte des Zeus in voller Ausrüstung vor uns hin, die Literaturbriefe schaffen diese Grundanschauung.

Das ist eine Thatsache, welche Niemand in Abrede stellen kann, welcher in der geistigen Atmosphäre der neuern Zeit in Deutschland lebt, und welche demjenigen, welcher ihr fremd ist, durch keine Parallelen anschaulich gemacht werden kann; wohl aber kann die Frage aufgeworfen werden, worin denn das liege, worin jenes plötzliche Erwachen des deutschen Geistes bestehe, und welches das unterscheidende Merkmal der deutschen Literatur seit den Literaturbriefen im Gegensatz zu der früheren und allenfalls auch zu den fremden Literaturen, zu denen die deutsche Beziehungen hat, bestehe.

Ich habe mit gutem Vorbedacht eine Anzahl von literarischen Productionen Lessings, welche mit den Literaturbriefen gleichzeitig sind und in allerlei Verhältnissen zu denselben stehen, bis jetzt unerwähnt gelassen. Man erinnere sich, was schon oben über den Gang von Lessings Geist gesagt worden: nämlich, daß er derjenige einer productiven Kritik sei, welche darauf ausgehe, einen Boden zu erarbeiten, aus welchem dann die Werke der Darstellung

emporwachsen müßten. Daß Lessing in dieser Zeit einen ganz neuen Boden gewonnen, ist gezeigt worden; um die Natur und die Kräfte desselben zu schildern, werden die Früchte, die er hervorgebracht, nicht am wenigsten in Betracht zu ziehen sein.

Die Werke der Darstellung, um die es sich hier zunächst handelt, sind die äsopischen Fabeln und der Philotas, beide 1759 erschienen; so verschiedenen Gattungen sie angehören, so liegt ihnen doch ein und derselbe Gedanke zu Grunde; die Vorrede zu den ersteren muß Lessingen auch gerade Gelegenheit geben, seine früheren Schriften als „jugendliche Vergehungen" zu bezeichnen, die er gern „durch bessere Dinge gut machen und endlich wohl gar in Vergessenheit bringen möchte" (V, 356. M. 397. H. X, 19).

Lessings Beschäftigung mit der äsopischen Fabel, die sich durch sein ganzes Leben verfolgen läßt, kann als ein literarisches Paradoxon betrachtet werden. Wie konnte dem Erneuerer der deutschen Literatur, dem Schöpfer des deutschen Dramas, diese Dichtungsart nur irgend einer Aufmerksamkeit würdig erscheinen? Die Verwunderung hierüber mindert sich, wenn man erfährt, daß zur Zeit seiner Jugend diese Dichtungsart in Deutschland einer ungemeinen Verbreitung genoß; es war also ein überkommenes Interesse, das er auf seine Art fortspann, wie denn schon oben erwähnt worden ist, daß seine gelehrten Studien über diesen Gegenstand an Christs Arbeiten über den Phädrus anknüpfen. Nur kann freilich auch dies paradox genug erscheinen, daß nur überhaupt jene Periode einer einseitigen Verstandescultur auf diese kindliche und einfache Gattung verfallen sei; man weiß ja wohl, was für ein albernes Ideal einer Literatur den Leuten vorschwebte; während der Natur der Sache nach bei einem Volke oder in einer bestimmten Periode seiner Geschichte nur eine Literaturgattung vorhanden ist, deren Werke nämlich nicht nur ihrem besonderen Inhalt und ihrer Behandlung im Einzelnen nach, sondern vermöge dieser allgemeinen Form selbst derselben angemessen sind, und also Alles einen individuellen Ursprung hat, hatte man jetzt, was sich auf diese Weise im Laufe der Zeiten nach und nach zusammengefunden hatte, wie in einem Requisitenbuch zusammengestellt, und glaubte von allen Gattungen die Lieferung zugleich ausschreiben zu können — aber wäre nun nicht zu erwarten, daß man dabei auf die Fabel, die ihrem Ursprunge nach kaum eine Literaturgattung genannt werden kann, gerade zu allerletzt verfallen wäre? Doch nicht; denn wie nun überhaupt in jener Periode die einzelnen Gattungen gleichwohl nicht schlechthin auf Bestellung wieder erfunden werden, sondern, ein lebendig vorhandenes Bedürfniß hier nur den Weg zu seiner Befriedigung einschlägt, daß es dieselbe nicht frei aus sich erschafft, sondern, von dem Glanze des bereits Vorhandenen geblendet, unter demselben zu wählen und es allenfalls zu modificiren sich begnügt, so ist auch die Fabeldichtung dieser Zeit in dem eigenen Geist derselben begründet. Zuerst zwar, insofern die Zeit die alte, verstandesmäßige war — welche Dichtungsgattung ist abstracter und didaktischer als die Fabel? — alsdann aber auch, insofern eben diese Zeit eine Befreiung von diesen Fesseln zu ahnen anfing. Es war ein wunderlich Ding um die Fabel; sie wurde wirklich ganz für voll angesehen, gehörte zum poetischen System und hatte ihr ordentliches Kapitel in Gottscheds kritischer Dichtkunst, und das alles natürlich nur, weil Lafontaine zu den Klassikern des Jahrhunderts Ludwigs des XIV. gehörte. Aber Lafontaine selbst gehörte ja eigent-

lich gar nicht in diesen Kreis; seine Erzählungen tragen in den Archaismen ihrer Stoffe und ihrer sprachlichen Form einen volksthümlichen Charakter, von dem jene Literatur sonst nichts weiß, und so drängt sich denn überhaupt in der Fabeldichtung ein dem Volke angehöriges Element in die Literatur der gelehrten Bildung ein. In der Literatur des Alterthums, welche man doch reproduciren wollte, hat die Fabel eine solche Rolle niemals gespielt; dagegen ist noch das sechzehnte Jahrhundert der Fabeldichtung, wie aller kernigen und derben Ausdrucksweise günstig. Dies ist am meisten in Deutschland der Fall gewesen und aus einer Reminiscenz aus dieser Zeit möchte die Vorliebe für die Fabel am Anfange des 18. Jahrhunderts wenigstens zur Hälfte zu erklären sein: es wird bereits eine gewisse schüchterne Sehnsucht nach einer volksthümlicheren Literatur bemerkbar, die also hier, ohne selbst recht zu wissen wie, vorläufig eine gelinde und die Schranken des einmal angenommenen ästhetischen Gesetzes nicht überschreitende Befriedigung finden konnte. Und damit wäre denn das allgemeine literarhistorische Paradoxon aufgelöst; was aber Lessing insbesondere anbetrifft, so kann bei ihm um so weniger noch weiter von einem solchen die Rede sein, da es ihm bei der Fabeldichtung nicht einmal allein um sie selbst zu thun ist, sondern dieselbe ihm nur zum Mittel dienet, viel allgemeinere Gesichtspunkte geltend zu machen.

Es ist interessant, den Gang zu verfolgen, den Lessings Ausbildung in diesem Punkte nimmt; denn freilich hat er nicht sogleich mittels seiner Behandlung dieser Gattung und durch dasjenige, was er in den Abhandlungen über die Fabel, welche 1759 zugleich mit den Fabeln selbst erschienen, auseinandergesetzt, epochemachend eingewirkt, sondern sich selbst zu demjenigen, was sich hier allein auf die Fabel als solche bezieht, erst aus dem früheren Standpunkte herausarbeiten müssen.

Daß Lessingen die erste nachhaltige Anregung zur theoretischen und praktischen Beschäftigung mit der Fabeldichtung durch Christ zu Theil geworden, ist oben bewiesen worden, und Christ versificirte prosaische Fabeln, das ist hier genug gesagt. Außer diesem wird Hagedorn in dieser Beziehung am meisten auf ihn eingewirkt haben; das ist nicht nur daraus zu schließen, daß dieser überhaupt einerseits die Fabel vorzüglich beliebt gemacht hat und auf der andern Seite der geistige Stammvater der Halleschen Dichterschule gewesen ist, in deren Fußstapfen Lessing damals trat, sondern auch aus dem bestimmteren Grunde, daß sich bei ihm vorzüglich die literarischen Nutzanwendungen finden (z. B. II, 25 Ausgabe von Eschenburg), zu denen Lessing so sehr hinneigt und die ihm auch den Begriff der zusammengesetzten Fabel gegeben haben dürften, über den er sich in den Abhandlungen über die Fabel vor allen Dingen orientiren zu müssen glaubt; er führt hier selbst als Beispiel eine solche Hagedornsche literarische Fabel an. Und wie Gellert in Abrede stellt, den Lafontaine gekannt zu haben, so will Hagedorn (I, 148. Eschenb.) zwar von keinem La Motte wissen, zu dem Lafontaine aber bekennt er sich (Ebend. II, 11). So ist denn also auch Lessing zuerst ein Lafontainescher Fabeldichter gewesen, wenn auch nicht in aller Strenge; wenn er seine kleinen erzählenden Gedichte „Fabeln und Erzählungen" nannte, so geschah dies zwar nach dem Beispiel des Hagedorn, und er sagt in Bezug auf diesen Punkt in der Vorrede zum ersten Bande der Schriften 1754, Lafontaine habe freilich Ursache gehabt, seine Fabeln, welche der Unterweisung ge-

widmet seien, von den Erzählungen zu sondern, aber er hat ja selbst Erzählungen in Lafontaineſcher Manier gemacht, die er von den Fabeln gesondert zu halten für gut befinden mußte. Der Eremit, welcher besonders gedruckt worden war, und die kranke Pulcheria in den Ermunterungen, welche gar eine Ueberſetzung aus dem Lafontaine ist, beweisen sein Studium dieſes Dichters hinlänglich und in den Ermunterungen finden sich auch einige Fabeln, die an Geſchwätzigkeit alles übertreffen, was Lafontaine jemals geſchrieben hat. Später lenkte er hierin ein. So wie Gellert seine früher in den Beluſtigungen abgedruckten Fabeln jetzt abzukürzen ſuchte, und Gleim ſchon von vorn herein in einem knapperen Kleide auftrat, wurden, als er seine Schriften herausgab, jene Fabeln in den Ermunterungen zum Theil (I, 104. M. 132. H. 231 f.) abgekürzt, zum Theil ganz verworfen (I, 124—129. M. 154—159. H. 248—252), und wir leſen in der Vorrede: „Ich hätte der Art des nur gedachten franzöſiſchen Dichters folgen müſſen, wenn ich die Mode hätte mitmachen wollen; allein ich fand, daß unzählige, weil sie ihm ohne Geſchicklichkeit nachgeahmt haben, so läppiſch geworden ſind, daß man sie eher für alte Weiber, als für Sittenlehrer halten konnte; ich ſah, daß es nur einem Gellert gegeben ſei, in seine Fußſtapfen glücklich zu treten; ich band mich alſo lieber an nichts und ſchrieb sie so auf, wie es mir jedesmal am beſten gefiel.“ Allein da gefiel es ihm wenigſtens doch noch in den meiſten Fällen, sie in Verſen zu ſchreiben; nur zufälligerweiſe ſind einige in Proſa geſchrieben. „Daher kommt es, „fährt er fort, „daß einige niedrig genug ſind, andere aber ein wenig zu poetiſch; daher kommt es ſogar, daß ich verſchiedene lieber in Proſa habe erzählen wollen als in Verſen, zu welchen ich damals nicht aufgelegt war,“ und ſelbſt von den proſaiſchen fallen einige ſo ſchlecht aus — die letzte Damon und Theodor iſt nichts als ein ſentimentales Hiſtörchen — daß ſie 1759 ganz in Wegfall kommen mußten.

Nach einer Pauſe von einigen Jahren ſehen wir Leſſing aufs Neue mit der Fabel beſchäftigt; es iſt ſchon oben darauf hingedeutet worden, wie ſich der kräftige Geiſt, nachdem ſich die Hoffnungen, welche er auf die Reiſe mit Winkler gebaut hatte, zerſchlagen hatten, nun mit deſto größerer Lebhaftigkeit und deſto entſchiedenerem Glücke in die mannichfaltigſten Studien geworfen habe. Zu dieſen gehört auch das Studium der äſopiſchen Fabel, aus welchem die Fabeln und die Abhandlungen über dieſelben, die zwei Jahre darauf erſchienen, entſprungen ſind. Die Veranlaſſung zur Wiederaufnahme dieſes Intereſſes mag ihm jetzt die Anfertigung der Ueberſetzung von Richardſons Fabeln geweſen ſein, deren Vorrede vom 17. März 1757 datirt iſt. Dies mag urſprünglich nur eine Buchhändlerſpeculation ſein — hatte man doch auch ſchon eine eigene Sammlung der Sittenſprüche, welche ſich in der Pamela, der Clariſſa und dem Grandiſon finden, angefertigt — aber die Beſchaffenheit des Buches mußte Leſſing, der ſchon in ſeinen früheren Fabeln kein gedankenloſer Nachahmer war — über Holbergs Fabeln fällt er in der Voſſiſchen Zeitung (III 162. M. 165. H. XII, 447) ein ſehr entſchiedenes Urtheil — zu gründlichen Unterſuchungen über das Weſen derſelben anregen. Dieſelben ſind nämlich, wie Leſſing ſelbſt in der Vorrede anführt, aus der umfangreichen Sammlung eines gewiſſen Roger Leſtrange entſtanden, an welcher man getadelt hatte, daß in ihr freiheitsfeindliche und papiſtiſche, alſo mit einem Wort jacobitiſche Grundſätze geprediget worden. Dieſem Fehler hatte

Richardson abzuhelfen und daher die Fabeln, welchen Lestrange eine politische Deutung gegeben, auf allgemeinere Lehren zurückzubringen und, wo keine andere als eine politische Anwendung möglich war, diese mit der größten Lauterkeit der Absicht zu bearbeiten gesucht; außerdem hatte er ausgesondert, was mehr ein lächerliches Mährchen, als eine äsopische Fabel war und an vielen Orten umgedeutet, verkürzt, geändert, hinzugesetzt; so daß eine Vergleichung dieser Sammlung mit der älteren, die ihr zu Grunde lag, als eine ganze Schule der äsopischen Fabeldichtung angesehen werden konnte. Außerdem sind diese Fabeln in Prosa geschrieben; im Uebrigen darf man freilich nicht annehmen, daß sie Lessing zum Muster gedient. Jede Fabel besteht aus drei Theilen, der Erzählung, der Lehre und dann noch einer langen moralischen Betrachtung, in welcher sich die weitläufige Langweiligkeit, zu der Richardson schon in seinen Romanen hinneigt, ganz ungescheut ergeht. Die Erzählung hat bisweilen abgeschmackte Auswüchse, z. B. Fabel II., der Fuchs und der Hahn, schließt mit den Worten: „hiermit versetzte er ihm einen Biß und machte damit dem Hahn und der Geschichte ein Ende;" die Lehren sind zum Theil bloße Klugheitsregeln. Für das Entstehen von Lessings Bemerkung, daß die Handlung der Fabel sich nicht dürfe in einem Bilde malen lassen, dürfte der Umstand von Bedeutung sein, daß einer jeden von diesen 240 Fabeln ein Kupferchen — immer 6 auf einer Octavseite — beigegeben ist; so erblickt man z. B. einen kreißenden Berg, dessen sich eröffnender Schoß in unsern Tagen in einer Sammlung von Fabeln für Kinder für sehr bedenklich gelten würde. Ein halbes Jahr nach der Beendigung der Uebersetzung des Richardson spricht Lessing schon in einem Brief an Mendelssohn (XII, 92. M. 111. H. XX, 1, 125) von seinen eigenen Fabeln, die ihm dieser nicht hätte zurücksenden sollen, ohne ein Urtheil hinzuzufügen; es müssen die prosaischen gewesen sein, denn Nicolai macht eine solche, da er (XIII, 82. H. XX, 2, 109) eine in demselben Geschmack machen will. Im Allgemeinen dürften Lessings Fabeln etwas früher als die Abhandlungen über die Gattung entstanden sein, wie denn auch einige wenige in der Sammlung von 1759 schon in den Schriften 1754 gestanden haben, sonst würden beide einander wohl noch genauer entsprechen, als es in der That der Fall ist. Er bittet zwar die Leser, die einen nicht ohne die andern zu beurtheilen (V, 357. M. 398. H. X, 20), „denn ob ich gleich," sagt er, „weder diese jenen, noch jenen diese zum Besten geschrieben habe, so entlehnen doch beide, als Dinge, die zu Einer Zeit in einem Kopfe entsprungen, allzuviel von einander, als daß sie einzeln und abgesondert noch eben dieselben bleiben könnten; sollte er (der Leser) auch schon dabei entdecken, daß meine Regeln mit meiner Ausübung nicht allezeit übereinstimmen, was ist es mehr? er weiß von selbst, daß das Genie seinen Eigensinn hat; daß es den Regeln selten mit Vorsatz folget, und daß diese seine wollüstigen Auswüchse zwar beschneiden aber nicht hemmen sollen," — indessen so kann man doch im Grunde nur theoretischer Weise über etwas, was schon vorliegt, reden. Daß, nachdem die Regeln ihm klar vor die Seele getreten, sein „Genie" dieselben eigenmächtig überwuchert habe, wird man bei Lessing am wenigsten erwarten; auch liegt das Verhältniß klar vor: um dieselbe Zeit, als mindestens ein Theil der Fabeln den Berliner Freunden bereits mitgetheilt werden konnte, ging Lessing mit der Recension der Gleimschen Fabeln um, die nur darum so lange hinausgeschoben sein dürfte, weil sich ihm hier nun alle die

Gesichtspunkte aufdrängten, die er dann in den Abhandlungen über die Fabel verarbeitet hat, und von der ich schon oben wahrscheinlich zu machen gesucht habe, daß sie nur darum etwas dürftig ausgefallen, weil Lessing hier doch nicht den Ort gefunden zu haben glaubte, um das Alles auszusprechen. Die Ausarbeitung der Abhandlungen selbst, so wie auch ohne Zweifel der Abschluß der Fabelsammlung fällt erst in die Berliner Zeit; dies geht daraus hervor, daß eine der Vorarbeiten — die Anmerkungen über den Phädrus, aus denen einiges wörtlich in die Abhandlungen über die Fabel übergegangen ist — in Berlin gemacht sein muß (XI, 108. M. 1, 129. H. XI, 2. 1019). Wenn Lessing in der Kritik von Gleims Fabeln bemerkt, dieser mache es besser als Gay, so sagt er im dritten Literaturbriefe mit offenbarer Rücksichtnahme auf seine eigene Theorie, die ihm gerade im Sinne liegen mochte: „Ein guter Fabeldichter ist Gay überhaupt nicht, wenn man seine Fabeln nämlich nach den Regeln beurtheilt, welche die Kunstrichter aus den besten Fabeln des Aesops abstrahirt haben," — und zu den Abfällen, die sich bei einem solchen umfassenden Studium für einen fleißigen Schriftsteller zu ergeben pflegen, gehört die Notiz über die Fabeln des Rabbi Berachja Hanakdan im dreißigsten Literaturbriefe, die, insofern sie, wie so vieles Andre, die Bibliothek der schönen Wissenschaften zu ihrer Basis hat und hauptsächlich darauf berechnet zu sein scheint, Gottscheden eins zu versetzen, auch außerdem noch beziehungsreich genug ist.

Wenn man nun fragt, was über und in den einzelnen Bemerkungen und Vorschriften, welche die Abhandlungen über die Fabel aussprechen, und denen Lessings Fabeln selbst gemäß sind, als der eigenthümliche Standpunkt bezeichnet werden könne, den Lessing hier einnehme, so ist, was die Gattung der Fabel insbesondere anbetrifft, die Antwort nicht schwer: es kommt im Grunde nur darauf an, den Gesichtspunkt, der sich von jeher jedem Leser aufgedrängt haben muß, in einen Begriff zu fassen. Wenn Lessing in seinen früheren Fabeln Einen Weg mit Lafontaine ging oder allenfalls nur ganz unbefangener Weise eine eigene Richtung einschlug, so stellt er sich hier zu demselben in entschiedenen Gegensatz; es heißt zwar auch hier noch, gegen Lafontaine selbst habe er nichts, sondern nur gegen seine blinden Verehrer, denn er selbst erkenne an, was die Seele der Fabel sei, nämlich die Kürze — aber eben diese, heißt es dann weiter, beobachte er nun nicht, er suche sie durch eine gewisse Munterkeit zu beleben, er mache sie zu einem angenehmen poetischen Spielwerk und werde dadurch Veranlassung, daß man die äsopische Fabel von einer ganz andern Seite betrachte, als sie die Alten betrachtet haben. Also auf Kürze dringt Lessing hier, aber das ist eben nur in der IV. Abhandlung über den Vortrag der Fabel und bezieht sich nur auf diesen, es bedarf hier für das Ganze einer allgemeineren Bestimmung. Wenn man nun in Erwägung zieht, daß er außerdem die Prosaform gar nicht als die allein richtige hinstellt, aber sich selbst ihrer doch ausschließlich bedient, und selbst seine eigenen früheren versificirten Fabeln in Prosa auflösen möchte (V, 357. M. 398. H. X, 20), die Fabel auf die Darstellung eines allgemeinen moralischen Satzes beschränkt, den Gebrauch der Thiere durch die allgemein anerkannte Bestandheit ihrer Charaktere erklärt, die alle weiteren Umschweife erspare, und endlich von einer sorgfältig festgestellten Definition der Fabel ausgeht, so wird man mir beistimmen, wenn ich die Tendenz, die sich hier

bei Leſſing kund giebt, überhaupt als eine ſimplificirende bezeichne. Und dieſe führt er nun nach ſeiner Weiſe, die ſchon früher charakteriſirt worden iſt, durch einen Anſchluß ans Alterthum aus, das heißt dadurch, daß er das, was er für das Richtige hält, als das Weſen einer Erſcheinung des Alterthums zu entwickeln ſucht, ſo daß das Ganze zugleich eine philologiſche Bedeutung erhält, wie denn an dieſe Abhandlungen ſich eine Ausgabe des Phädrus (V, 418. M. 457. H. X, 85) anſchließen ſollte, und zwar einer Erſcheinung, die dem griechiſchen Alterthum angehört. Er will auf den Aeſop, als den älteſten und urſprünglichſten Fabeldichter ſelbſt zurückgehen. Eine ganze Reihe von ſeinen Fabeln iſt im Zuſammenhange gewiſſer Anmerkungen über die ſogenannten äſopiſchen Fabeln, deren Zeit eben aus dieſem Umſtande erhellt, zuerſt aufgezeichnet worden, und ſowohl in den Anmerkungen über den Phädrus, als auch in der Abhandlung ſelbſt wird die Darſtellung der äſopiſchen Fabeln dem ſo eben genannten Dichter ſowohl als den Neueren gegenüber insgemein als die allein richtige dargeſtellt. Mit welchem Allen er denn, was nicht zu überſehen iſt, auch mit ſeinem früheren Lehrer Chriſt, von deſſen Kritik des Phädrus übrigens ſeine eigenen Ausſtellungen gegen dieſen Dichter eine Weiterführung ſein mögen, für jetzt in geraden Gegenſatz geräth: denn dieſer ſagt in der Vorrede zu ſeinen Fabulae aesopiae vielleicht mit einem Seitenblick auf Leſtrange, man werde mit ſeiner Behandlung einverſtanden ſein, nisi quaevis undique congesta eaque narrata pure verbisque quam fieri potest, paucissimis, fabulam esse protinus Aesopiam quae probari debeat, existimes. Hoc propositum fuit illis ingenio ac virtute primariis viris, adstricta insigni brevitate argumenta fabularum quam plurima tradere. Sed narratio mollis et iucunda, quae illis rebus, tanquam animae corpus suum, circumdatur, copiam nonnullam festivam poscit, non istam tenuitatem paene siccam .... Illi plerumque scriptores velut ossa ingenii Aesopei, carnes ac nervos repraesentare non sunt ausi.

In welcher ſcharf ausgeprägten Individualität Leſſings Fabeln und ſeine Abhandlungen über die Fabel, die für uns an und für ſich immer nur ein untergeordnetes Intereſſe haben können, in die Zeit hineintraten, erhellt deutlich, wenn man ihre Aufnahme bei den Parteien, welche hier gegenwärtig den Ton angaben, ins Auge faßt.

Es iſt allgemein bekannt, daß die beſondere Wichtigkeit, welche der Fabeldichtung zu jener Zeit beigelegt wurde, zum großen Theile aus der Bedeutung herzuleiten iſt, welche dieſelbe für die Schweizer, zufolge ihrer ganzen Anſicht von der Dichtkunſt, haben mußte; es fehlte ihnen nicht an Sinn für die volksthümliche Seite der letzteren, und zugleich ſuchten ſie das eigentlich Poetiſche im Wunderbaren, und in der Fabel fanden ſie den populärſten Inhalt in eine Form eingekleidet, die auf ſchlechterdings außernatürlichen Vorausſetzungen beruhte. Wirklich iſt Breitinger der einzige deutſche Kritiker, bei welchem Leſſing Erörterungen über die Fabel fand, die er der nähern Prüfung werth halten konnte. Er ſpricht von demſelben mit der größten Achtung. „Ich würde von dieſem großen Kunſtrichter," ſagt er, „nur wenig gelernt haben, wenn er in meinen Gedanken noch überall Recht hätte" (V, 372. M. 416. H. X, 40). Auch Bodmern, welcher in den kritiſchen Briefen und in der Vorrede zu den Fabeln des Meyer von Knonau im Sinne der Breitingerſchen Fabeltheorie geredet hatte, widerſpricht er im gemäßigtſten

Tone (V, 394 f. M. 435 f. H. X, 61 f.); denn das Wunderbare konnte nun freilich Leſſing ſeiner ganzen Sinnesweiſe zufolge — ich erinnere nur an das oben bei Gelegenheit der Tragödien des Seneca Bemerkte — für das Weſentliche in der Poeſie nirgend gelten laſſen. Nichts deſtoweniger nahm Bodmer die Sache ganz gewaltig übel. Er richtete gegen Leſſing eine eigene Schrift: „Leſſingiſche unäſopiſche Fabeln. Enthaltend die ſinnreichen Einfälle und weiſen Sprüche der Thiere. Nebſt dahin einſchlagender Unterſuchung der Abhandlung Hrn. Leſſings von der Kunſt Fabeln zu verfertigen. Zürich 1760" (zweite Aufl. 1767), von welcher Leſſing nicht zu viel ſagt, wenn er im 127. Literaturbriefe ſchreibt, er hätte wiſſen ſollen, daß die Schweizer den geringſten Widerſpruch mit der plumpeſten Schmähſchrift zu rächen gewohnt ſeien. Bodmer hatte ſichs bei Gottſched und den Gottſchedianern nun einmal angewöhnt, diejenigen, welche ihm entgegentraten, als Dunſe zu betrachten, und gegen Leſſing ſcheint er hier nun gar auszulaſſen, was er ihm ſeit lange zugedacht hatte. „Ich kann mich nicht enthalten zu bekennen," ſpottet er, „daß ſchwere Gedanken über das Verderben der menſchlichen Natur bei mir aufgeſtiegen ſind, als ich las, daß Duſch einen Mann, wie dieſer iſt, mißhandelt habe, indem er den Menſchen von dem Schriftſteller nicht unterſchieden hat. Welcher Gedanke, daß der Menſch mit dem Schriftſteller etwas zu thun habe; daß der Menſch es ſei, der ſchreibe! Man ſollte es lange bemerkt haben, daß in einer witzigen, nichts als witzigen Schrift nicht der Menſch die Empfindungen ſeines Herzens redet oder den Witz ſeines eigenen Kopfes denkt, ſondern daß es Reden, Gedanken, Herz, Witz des Autors ſind. Wer kann einen Augenblick zweifeln, daß nicht der Menſch, ſondern der Poet in den Kleinigkeiten geſagt habe:

Es donnert, trink und ſieh auf mich.
Sollt' Zeus in ſeinen Nectar ſchlagen?

(Bodmer führt noch einige ähnliche Verſe an). Wer wollte dieſe profane Sprache dem Menſchen zur Laſt legen? Die Religion, Tugend, Sitten, ſind zu heilig, als daß ſie von einem Geiſte vom erſten Range ſo unehrerbietig ſollten behandelt werden, ſie ſind zu groß, als daß ſie nicht auf das Herz eines Genie wirken ſollten. Man muß denn wiſſen, daß die Flaſche, die Mädchen, die Küſſe nichts wirkliches ſind; es ſind nur Hirngeſpinnſte, Phantaſien, Schwindel, die der Poet für das Seinige anſpricht; der Menſch hat ſie weder mit den Augen geſehen noch mit den Händen gefühlet, noch mit den Lippen gedrücket." Hierbei muß man ſich erinnern, daß Leſſing ſich in der Vorrede zu den Fabeln beklagt, Duſch habe ihn als Menſchen durch ſeine Freunde mißhandeln laſſen, „daß es ſeiner ſiegreichen Kritik gefallen hat, mich, als Schriftſteller, in die Pfanne zu hauen, würde ich mit keinem Worte rügen," — daß er in den Rettungen des Horaz die Anſicht ausſpricht, was ein Dichter von ſich ſelbſt erzähle, müſſe man nicht eben Alles ſo wörtlich für wahr halten, und daß er ſich in den Literaturbriefen gegen Wieland für Uz erklärt, ſo wie er denn durch die Kleinigkeiten von vorn herein zu den Dichtern gehörte, die jener ſo heftig verdammt. Und in der Erwiederung hierauf iſts denn nun eben auch, wo Leſſing das im vorigen Kapitel Angeführte über den Capriccio, den die Schweizer erſt adoptirt und dann verworfen hätten, ausſpricht (VI, 268. M. 257. H. IX, 335): „Da

war es mit den Schweizern noch auszuhalten, als Capriccio ihr Freund war. Da durfte Lemene ungescheut vor ihnen singen:

Vorrei esser nell' Inferno,
Ma con Tantalo nel rio,
Ma che'l rio fosse Falerno,
Ma non fugisse mai dal labro mio.

Es war ein allerliebster Einfall! Denn der Einfall kam vom Capriccio. Seitdem kam der Einfall:

Es donnert! Trink und sieh auf mich!
— —
Zeus ist gerecht; er straft das Meer:
Sollt' er in seinen Nectar schlagen?

Allem Ansehen nach zwar auch vom Capriccio; allein Capriccio steht nicht mehr bei ihnen in Gnaden, und Lessing ist ein profaner Bösewicht." Doch dies wäre nur ein Vorpostengefecht, das für die Sache von wenig Bedeutung ist; was diese selbst anbetrifft, so muß allerdings zunächst zugegeben werden, daß sich das, was in den Abhandlungen, welche den Lessingischen entgegengesetzt wurden, vorgebracht wird, zum Theil ganz wohl hören läßt und nur durch eine nähere Erläuterung von Lessings Meinung abgewiesen werden kann. Ich will hier nur das anführen, was über den Cardinalpunkt der Breitingerschen Poetik, die Lehre vom Wunderbaren, gesagt wird. Lessing bestreitet die Behauptung, daß die Einführung der Thiere in der Fabel wunderbar sei und hierin seine Erklärung und Rechtfertigung finde, mit folgenden Reflexionen. Einmal hätten die Alten die Fabeln am liebsten mit dem φασὶ angefangen, um den Anschein, als erzähle man etwas Unmögliches, zu vermindern (V, 390. M. 432. H. X, 58); sie hätten also die Sache gerade nicht als etwas Wunderbares hinstellen wollen — und dann sage ja Breitinger, das Wunderbare sei der höchste Grad des Neuen — und da würde also die Einführung der Thiere uns nur allenfalls in den ersten Fabeln, die wir lasen, wunderbar vorkommen, später wären wir daran gewöhnt. Und als etwas Gewöhnliches hätten die Alten das Reden der Thiere auch aufgefaßt wissen wollen; „wenn ich bei dem Aesopus lese: damals als die Thiere noch redeten, soll das Schaf zu seinem Hirten gesagt haben, so ist es ja wohl offenbar, daß mir der Fabulist nichts Wunderbares erzählen will, sondern vielmehr etwas, das zu der Zeit, die er mit Erlaubniß seines Lesers annimmt, dem gemeinen Laufe der Natur vollkommen gemäß war." Darauf antwortet nun Bodmer (S. 260), mit dieser Erörterung begehe Lessing zweimal den gleichen Paralogismus. „Wenn die Einführung der Fabel auf den Grund einer alten Sage zum Zweck hat, den Anschein des Unmöglichen zu vermindern, so muß ja das Wunderbare, das den Schein des Unmöglichen hat, in einem hohen Grade in der Fabel vorhanden sein, sonst würde es eines solchen mildernden Correctifs nicht bedürfen; und wenn dieser Anschein des Unmöglichen dadurch nur gemindert wird, daß man sich auf eine alte Sage, oder auf eine andere Einrichtung der Natur beruft, so wird das Wunderbare nicht aufgehoben, sondern nur insoweit gemildert, daß man es nicht als etwas wirklich Unmögliches und Abentheuerliches geradezu verwirft." Allerdings, etwas Wunderbares ist da, und Lessing hätte das Stehen und Fallen der Breitingerschen Theorie nicht davon abhängig machen sollen

„ob die Einführung der Thiere in der Fabel wirklich wunderbar sei.“ Er beweist nur durch das Beispiel der Alten, daß es darauf nicht abgesehen sei, daß man das Wunderbare nicht suche, denn da müßte man es ja zu verstärken bedacht sein, statt es zu schwächen, aber weiter bedurfte er auch Breitingern gegenüber nichts, denn dieser hatte gerade dieses behauptet, es sei überhaupt in der Poesie auf das Wunderbare abgesehen, und um dieses zu realisiren, führe man in der Fabel die denkenden und redenden Thiere ein, und also wird er hier der Sache nach von Lessing in der That widerlegt. In andern Punkten wird Bodmer auch in der Sache Recht behalten müssen. Lessing führt (V, 387. M. 429. H. X, 54) eine Stelle aus Aristoteles' Rhetorik an, wo dieser sagt, aus der Geschichte gezogene Beispiele seien überzeugender, als erdichtete, und will dies in Abrede stellen, weil ich doch an die Wirklichkeit eines Falles nur vermöge seiner innern Wahrscheinlichkeit glaube, und diese ein erdichteter Fall ebensowohl haben könne, wogegen Bodmer mit einem Seitenblick auf die Anführungen aus Wolff, die sich in den Abhandlungen über die Fabel finden, die naheliegende Bemerkung macht (S. 322. 325), die innere Wahrscheinlichkeit könne uns allein davon überzeugen, daß eine Begebenheit nicht unmöglich sei, das Wahrscheinliche stehe aber hinter dem historisch Wahren gerade darin zurück, daß es kein genugsames Zeugniß der Wirklichkeit habe, und dieses complementum possibilitatis übe eben bei dem historischen Beispiel in Gestalt der Berufung auf Erfahrung oder Autorität eine überzeugende Kraft aus — wo denn aber Lessings Irrthum wieder insofern wenigstens tiefer liegt, als er bei der Stelle des Aristoteles an moralische Lehren dachte, bei denen ein historisches Beispiel allerdings gar nicht als solches, sondern nur nach seinem einfachen geistigen Inhalt gefaßt wird, und also das um diesen Inhalt in sich aufzunehmen eigens zubereitete Erdichtete immer vorzuziehen sein wird, während Bodmer richtig erkennt, daß es sich hier von praktischen Berathschlagungen handelt — das Wort bei Aristoteles ist *βουλεύσασθαι*. Allein abgesehen davon, daß Lessing, wenn er sich auch in Bezug auf die Fabel als besondere Dichtungsgattung gänzlich geirrt hätte, immer noch wegen der allgemeineren Bedeutung der Principien, die er hier bei Gelegenheit derselben erörtert, ein bedeutendes Buch geschrieben zu haben hätte behaupten können, tritt ihm hier sein berühmter Gegner, welcher keine Ahnung davon hat — sie ist ihm auch später niemals aufgegangen — mit was für einem Manne er es zu thun habe, in einer so frivolen Weise entgegen, daß hier gar nicht mehr von einer Vertheidigung oder Widerlegung, sondern lediglich von einer derben Abfertigung die Rede sein konnte. In den Abhandlungen spricht Bodmer fast immer im Tone nicht der Ironie, sondern eines unanständigen Hohnes. In der damaligen Literatur war kein Name so allgemein verachtet, wie der des Fabeldichters Stoppe, und mit diesem stellt Bodmer Lessing mehrere Male zusammen. Er sagt in der ironischen Vorrede: „Meine Fabeltheorie ist diejenige, die Lessing aus den Stoppischen Fabeln abgezogen hat.“ Ja noch mehr. Anderthalb Jahrzehende früher hatte Bodmer eine kleine Schrift herausgegeben: „Aufrichtiger Unterricht von den geheimsten Handgriffen in der Kunst Fabeln zu verfertigen. Dem Herrn Johann Wursten in Königsberg mitgetheilt von Herrn Daniel Stoppen aus Hirschberg in Schlesien, Mitgliede der deutschen Gesellschaft in Leipzig, Breslau 1745.“ Die Satire geht

größtentheils darauf, daß Stoppe alle Arten von Dingen — Instrumente u. s. w. — reden läßt. Es wird dies persiflirt mit einer Fabel, der Papst und der Kräuterbündel; worauf sich denn Herr Wurst auf das Fabelschreiben legt und in kurzer Zeit CCC verfertigt, die er in Königsberg unter dem Titel „des deutschen Aesops" in wöchentlichen Blättern drucken läßt — ohne seinen Namen zwar, aber den Herrn Wurst konnte jeder erkennen. Und nun heißt es am Anfange der gegen Lessing gerichteten Abhandlungen (S. 193): „Ich schmeichle mir, die Menge von Freunden und Jüngern dieses neuen Aesopus der Deutschen, die sich täglich vermehrt, werde es mit Dank und Lobpreisung erkennen, wenn ich die wichtigsten Kunstgriffe zusammenlese, durch welche die Verfertigung der Fabeln nach dieser neuen Theorie so sehr erleichtert wird; man wird sich freuen, sie wie in einer kleinen Tabelle, die man auf einmal übersehen kann, vor dem Gesicht zu haben. Die Fabeln aber, welche den Abhandlungen vorausgehen, sind eine Parodie der Lessingschen. Freilich steht es um diese Parodie etwas schief, denn es sind hier einige Fabeln aufgenommen, die Bodmer schon früher und ehe Lessing auftrat, hatte drucken lassen; entsprechen nun diese wirklich der nach seiner Ansicht verkehrten Theorie, wie durfte er überhaupt gegen sie polemisiren? Aber damit wird es so genau nicht genommen, diese Bodmerschen Fabeln sind gar nicht absichtlich fehlerhaft, es werden nur in einer Anzahl von ihnen eine Reihe von Lessingschen Fabeln nicht sowohl der künstlerischen Behandlung als der nach Bodmers Ansicht schiefen oder verderblichen Moral wegen parodirt; andere enthalten persönliche Invectiven auf Lessing[1]) oder andere Schriftsteller, z. B. Zachariä, einige beziehen sich auch auf die Fabeltheorie selbst, wie die von Lessing selbst (VI, 265. M. 254. H. IX, 332) angeführte, und die erste des dritten Buches, in welcher von zwei Spiegeln erzählt wird, die Vulcan der Minerva geschenkt habe. Einer von denselben war so gemacht, daß er den Menschen, der ihn mit gewaschenen Händen und reinem Herzen betrachtete, die Natur und die Folgen einer Handlung, die er entworfen oder verrichtet hatte, in einer gleichgestimmten symbolischen Handlung einer andern Person vor Augen malete, und mehrentheils war diese andere Person aus dem Reiche der Thiere. Der andere verwandelte den, der hineinsah, wie man nur wollte u. s. w. Minerva gab den ersten dem guten alten Aesop, den andern, als sie sich selbst darinnen in einem Fratzengesichte sah, warf sie im Unwillen wider den Boden, daß er in tausend Stücke brach. Eines von diesen Stücken ward lange hernach von Stoppen gefunden, und itzt besitzt es Lessing, der es von Stoppen um drei Paralogismen erhandelte." Die Wendung, welche Lessing, der übrigens, wie er am 3. April 1760 an den Vater schreibt, bald darauf schon auf eine neue Auflage seiner Fabeln dachte, die er in verschiedenen Stücken zu ändern und sonst ansehnlich zu vermehren beabsichtigte, seiner Abfertigung im 127. Literaturbriefe giebt, ist wieder so ungemein geschickt, daß es allein, um sie vollkommen schätzen zu können, schon der Mühe werth wäre, sich um diese Dinge des

[1]) Z. B. S. 133. Die Flüge der Dichter von Kleinigkeiten. Ein Sänger von unanakreontischen Liedern sah den Vogel Merops fliegen und sagte: Wie fliegst du so verkehrt, mit dem Schwanze voraus, den Kopf gegen die Erde? Der Merops versetzte: Ich fliege doch mit den Schwingen, und mit meinen eigenen. In deinen verliebten Wendungen fliegest du mit dem Kiel einer todten Gans.

Näheren zu bekümmern. Bodmer hatte, was er bis dahin über die Fabel und an eigenen Fabeln veröffentlicht hatte, größtentheils unter der Einkleidung bekannt gemacht, daß er es einem gewissen Hermann Axel — an einigen Stellen heißt er auch Axels — beilegte. Zuerst findet sich in den freimüthigen Nachrichten 1745, Stück 46, eine Schilderung von einem Fabulisten, dem dieser Name beigelegt wird, und in Bezug hierauf wird in dem neunten der kritischen Briefe 1746 einem Freunde auf die Frage, ob derselbe wirklich existire, die Antwort ertheilt: ja, nur nicht in Hamburg, wohin er in den freimüthigen Nachrichten versetzt worden war, und im zehnten eine Theorie mitgetheilt, welche der Briefsteller von ihm gehört haben will. Dieselbe Erzählung wird wieder aufgenommen in den neuen kritischen Briefen 1749. „Alle meine Freunde," heißt es hier, „haben eine große Hochachtung für ihren Mitbürger Hermann Axels," und es seien ihm Aufgaben gestellt worden, deren Lösung im 23. Briefe mitgetheilt wird. Endlich in der Vorrede zu den Fabeln des Meyer von Knonau, welche besonders den Punkt erörtert, daß man den Thieren keine Handlungen beilegen müsse, die für sie zu hoch seien, so daß sie nur Acteurs wären, wird die ganze „Erdichtung," wie sie hier heißt, noch einmal zusammengefaßt. Es war aber von Anfang an eine abgeschmackte Erdichtung gewesen, so eine abstracte, matte, gar nicht ernstlich gemeinte Prosopopöie in der Manier des Ironside im nordischen Aufseher und wie sie überhaupt in den moralischen Wochenschriften gebräuchlich waren — und überdies stellt sich auch der Axel als eine ganz lächerliche Figur dar; er spricht gar nicht anders als in Fabeln und zieht auf dieses Geschäft, wie ein Quacksalber auf seine Kunst, in der Stadt herum. Dies benutzt nun Lessing. Er thut, als hielte er diesen Hermann Axel für eine wirkliche Person: „Sie kennen doch den äsopischen Zahnschreier Hermann Axel, den die schweizerischen Kunstrichter vor einigen Jahren mit so vieler zujauchzenden Bewunderung austrommelten?" u. s. w. — und macht darauf die gelehrte Entdeckung — auch in Bezug auf Gottsched macht er eine ähnliche im 91. Literaturbriefe — daß die „Unäsopischen Fabeln" ebenfalls von ihm herrühren müßten, denn siehe, hier finden sich einige von den Axelschen Fabeln in den kritischen Briefen wieder, so daß man sich denn freilich nicht darüber wundern kann, wenn das Buch in einem rechten Zahnschreiertone geschrieben ist: und endlich führt Lessing nebenbei als ein on dit an, Hermann Axel sei Niemand anders als „unser berühmter Bodmer selbst."[1])

Doch wie könnte man noch zweifeln, daß Lessings Fabelbuch die deutschen Literatoren in Bewegung gebracht? Hätte es doch beinahe das Wunder gewirkt, daß Schweizer und Gottschedianer sich wieder verbündet hätten, um nur diesen Eindringling nicht aufkommen zu lassen. Im Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit 1760 S. 748 findet sich eine Anzeige der „Unäsopischen Fabeln" — sie kann übrigens der Schreibart nach zu urtheilen von Gottsched selbst nicht herrühren — die davon anhebt, es gehe neuen Schrift-

[1]) Die Erwiderung in den freimüthigen Nachrichten 1761 S. 147 ist ohne Bedeutung. Uebrigens hatte Lessing gleich jetzt die Absicht, seine Fabeln zu verbessern, wie Ramler in einem Briefe an Gleim schreibt, wo er diesem zugleich Lessings Abreise nach Breslau meldet, und XII, 165. M. 197. H. XX, 1, 232 wünscht Lessing, Anthelmy, welcher sein Fabelbuch übersetzen wollte und auch wirklich übersetzt hat, möge das Erscheinen der zweiten Auflage abwarten.

stellern wie den jüngsten Kindern gewisser Aeltern. „Was die ältern Brüder und Schwestern Kluges oder Artiges sagen oder thun, wird gar nicht mehr in Betracht gezogen — sie sind schon so und so alt und so groß, das ist also kein Wunder, daß sie klug sind, man ist es von ihnen nicht anders gewohnt, und kurz es ist ihre Schuldigkeit. Dagegen was das jüngste Söhnchen zu lallen anfängt, das ist ganz etwas Besonderes. Allein nun werden die kleinen Kinder auch groß, und es kommen wohl gar noch jüngere Brüder hinzu — da ists nun mit der Herrlichkeit aus: man fängt an, dem Kleinen seine bisherigen Unarten und die Frechheit seines Muthwillens zu verweisen, ja ihm wohl gar ernstlich auf die Finger zu klopfen, wenn er sich gar zu viel herausnimmt. Und daran geschieht ihm eben recht, denn so kann noch allmählig etwas aus ihm werden." Genau so gehe es mit Lessing. Er sei lange von den Lesern verzogen worden, nun aber ist er der jüngste Bruder nicht mehr: es kommen noch jüngere, die ihm gehörig die Wahrheit sagen. Unter diese gehöre auch der treuherzige Schweizer, der in diesen unäsopischen Fabeln über ihn gerathen sei. „Seine Vorrede ist aus eben dem Tone geschrieben, wie Herr Lessing seine Leute zu kritisiren pflegt. Es wird ihn, als einen Liebhaber der republikanischen Freiheit im Reiche der Gelehrsamkeit, nicht befremden, daß andere Mitbürger, zumal alpinische, dieselbe Sprache reden. Wir wollen uns als unparteiische Zuhörer betragen, und den Theil der deutschen Welt (in Berlin heißt das Ding itzt das Publikum), der ihn bisher bewundert hat, den Ausspruch thun lassen;" worauf denn die Vorrede zu den unäsopischen Fabeln abgedruckt wird, deren Schluß doch folgendermaßen lautet: „Er (Lessing) hat in den Zusammenkünften artiger Leute so sehr die Oberhand, daß er nicht nöthig hat die Schriften seiner Gegner in den Journalen auszutilgen oder sich anzustellen, daß sie nicht in der Natur vorhanden wären. Das überläßt er seinem berühmten Rival, der glaubt, wenn er die Augen zumacht, daß seine Gegner blind gemacht seien" — was offenbar auf Gottsched geht.

Friedlicher als mit den Schweizern lief die Sache mit einem andern Dichter ab, der Lessingen gegenüber wohl eher hätte Recht behalten können, aber dasselbe freilich schwerlich zu behaupten gewußt haben würde. Es ist nicht schwer zu sehen, daß Lessings Theorie und Ausübung in der Fabeldichtung in geradem Gegensatze zu Gellert steht, welcher seit jener Zeit den Rang des Fabeldichters par excellence behauptet hat. Nicht als ob ich zu verstehen geben wollte, Lessing habe ihn im Grunde im Sinne gehabt und auf ihn gezielt; er erwähnt seiner gar nicht, und dies erklärt sich leicht daraus, daß Gellerts Abhandlung de poesi apologorum eorumque scriptoribus 1744 — es war seine Magisterdisputation, und auf dem Titel ist Joh. Andreas Cramer als Respondent genannt, wie denn auch die Kritik von Lessings Fabeln im nordischen Aufseher auf Gellerts Ansichten zurückgeht — wenig oder nichts Eigenthümliches enthält, und Lessing hatte ja (V, 381. M. 424. H. X, 49) von vornherein nicht die Absicht, sich um alle seine Vorgänger zu bekümmern. Aber Gellert war nun einmal ein Fabeldichter im Styl des Lafontaine und adoptirte die Begriffsbestimmungen der früheren, und so mußte, was gegen diese gesagt wurde, von selbst auf ihn fallen. Ich habe schon früher darauf hingewiesen, daß Lessing es verschmäht, dadurch, daß er gegen berühmte Zeitgenossen einen Widerspruch erhebt, seine eigene Bedeutsamkeit zu steigern,

worauf wir andern kleinen Geister angewiesen sind, wo sich denn ein fleißiger Recensent wohl rühmen darf, die gesammte Unsterblichkeit seiner berühmten Zeitgenossen auf die glücklichste Weise in sich zu vereinigen — Lessing ging lieber auf die entfernten Quellen der Verirrungen seiner Zeitgenossen zurück. Man kann das Verhältniß nicht besser bezeichnen, als mit den Worten Bodmers über den Ursprung der Fabel: „Aesop hatte seine Fabeln immer auf Veranlassung eines wirklichen Falles gedichtet; derjenige, den er durch die Fabel bestrafen oder bessern wollte, nahm keinen Anstand, über die Begegniß, welche die Fabel erzählte, als über eine ganz fremde Begegniß, ein unparteiisches Urtheil zu fällen, und erst nach einer nachgehenden Betrachtung und Vergleichung des in der Fabel abgebildeten Falles mit seinen eigenen Umständen merkte er, daß er über sich selbst ein Urtheil gefället hätte: mutato nomine etc." Insofern war also für Gellert keine unmittelbare Veranlassung zu einer Verantwortung gegen Lessing vorhanden, und er ist auch nicht selbst gegen Lessing aufgetreten, aber in der Bibliothek der schönen Wissenschaften (V, 1, 32) findet sich doch eine Kritik von Lessings Fabelbuch, die Gellerts Praxis gegen des Letztern Theorie zu vertreten sucht und sogar eine Stelle aus Gellerts Dissertation geradezu übersetzt. Was hier gesagt wird, ist denn nun wohl nicht sehr erheblich. Daß aber nicht Lessings Fabeln, welchen die byzantinischen Abkürzungen unseres sogenannten Aesop zum Muster gedient haben, sondern die Gellertschen im Volke lebendig geblieben sind, die schon vermöge des Einflusses von Lafontaine, wie oben angedeutet wurde, ein alterthümliches Element in sich tragen mußten, ganz abgesehen davon, daß Gellert auch die ältern deutschen Fabeln studirt hat, bedarf keiner weitern Erklärung.

Dem sei nun, wie ihm wolle: Lessings Ansicht von dem Wesen der Fabel ist, so wie sie ist, von weitgreifender Bedeutung und jedenfalls eine für ihn überaus charakteristische Erscheinung gewesen. Es gehört zu seinem eigensten Wesen, daß er über sie geschrieben und so über sie schreiben mußte; er hat sich erst dadurch eines Theils von seinem Selbst mit Bewußtsein versichert. Mögen Lessings Fabeln als Gedichte verfehlt sein; die Beschäftigung mit denselben ist seinem Prosastyl zu Gute gekommen, so wie er selbst (V, 412. M. 451 f. H. X, 80) bemerkt, bei den Alten sei die Theorie der Fabel in der Rhetorik behandelt worden. Es ist allgemein anerkannt, daß Lessings Schreibart etwas Epigrammatisches habe, aber ebensowohl spielt der Apolog in ihr eine bedeutende Rolle. Bei der Charakteristik des Styles und der ganzen Auffassungsweise eines Schriftstellers kommt die Färbung des metaphorischen Elements, dessen er sich bedient, gar sehr in Betracht. Auch in dieser Beziehung zeigt Lessing eine scharf ausgeprägte Eigenthümlichkeit. Man vergleiche einmal seine Metaphern mit den Goetheschen. Goethe zeichnet sich in diesem Punkte durch überraschende Neuheit und die concreteste Individualität aus; dies tritt am frischesten in einigen seiner Gleichnisse hervor, die uns von Andern überliefert worden sind: Wieland schreibt einmal an Merck: Goethe habe von Allwills Papieren gesagt, sie kämen ihm vor, wie wenn ein Mann auf seinem Landgute einen herrlichen Marmorbruch entdeckt hätte, und um den nun seinen Freunden zu zeigen, ließe er Alles in kleine Stücke schlagen und führte es ihnen schubkarrenweise vor die Füße. Und über seinen Werther hatte er, nach einem Briefe seiner Mutter an Bettina,

bemerkt: „Der Mensch wird begraben in geweihter Erde, so soll man auch große und seltene Begebenheiten begraben in einen schönen Sarg der Erinnerung, an den ein Jeder hintreten kann und dessen Andenken feiern.“ Es war Goethes Anschauungsweise angemessen, auf diese Weise ins volle Leben hineinzugreifen, denn er geht ja in allen Dingen fast allzusehr auf das individuelle Erleben aus, dagegen ist Lessings ganzer Sinn auf Auffindung allgemein gültiger Gesichtspunkte und ihre Darstellung in möglichst schlagender Form gerichtet, und so liegt bei dem metaphorischen Elemente in seiner Schreibart die Intention zu Grunde, seine Gedanken auf allgemein gültige Typen zurückzuführen. Als solche betrachtet er nun die Fabeln, und daher bei ihm oft geradezu eine Anspielung auf solche, wie sie sich ein anderer Schriftsteller, bei dem die Deutlichkeit des Ausdrucks nicht zur Genialität gesteigert wäre, nicht erlauben dürfte, aus Furcht zu deutlich, nämlich platt zu werden. Schon in der Vorrede zu den Schriften (1753) liest man, es hätten ihn einige bereden wollen, seine „Kleinigkeiten“ hätten den Beifall der Kenner erlangt, „daß ich es glaube, weil ich meine Rechnung dabei finde, ist natürlich. Und daß ich mich jetzt der Gefahr aussetze, dasjenige alphabetweise zu verlieren, was ich bogenweise gewonnen habe, ist zwar auch natürlich, ob es aber eben so gar klug sei, das ist eine andere Frage. Wann der Hund, der in der Fabel nach dem Schatten schnappt, auch zu meinem Vorbilde wird, so mag ich es haben.“ So spielt er gern als letzten Trumpf eine Fabel aus: „Und doch wird mir Herr Klotz erlauben, den Abstand, der sich zwischen einem Geheimderathe, wie er, und zwischen einem Magister findet, für so unermeßlich eben nicht zu halten. Ich meine, er sei gerade nicht unermeßlicher als der Abstand von der Raupe zum Schmetterlinge, und es zieme dem Schmetterling schlecht, eine Spanne über den Dornenstrauch erhaben, so verächtlich nach der demuthigen Raupe auf dem Blatte herabzublicken“ (VIII, 209. M. 194. H. XIII, 2. 224). Oder im zwölften Literaturbriefe, wo er sagt, daß die Theologen, ehe sie sich in das poetisch-christenthümelnde Interesse Wielands verwickeln ließen, doch ja seine Anpreisung Shaftesburys nicht übersehen möchten: „Shaftesbury ist der gefährlichste Feind der Religion, weil er der feinste ist. Und wenn er sonst auch noch so viel Gutes hätte; Jupiter verschmähte die Rose in dem Munde der Schlange.“ Natürlich braucht es nun nicht eine bekannte Fabel zu sein, auf die er nur anspielt; er erzählt den Leuten gleich eine neue, so gut wie Stesichorus den Himerensern — man denke nur an die „Parabel“ in dem Götzischen Streite — oder gleich mehrere auf einmal, wie in der Dramaturgie (VII, 358. M. 334. H. 387). Ein Drama, sagt er, sei wenig werth, wenn die Dichtung durch dasselbe weiter nichts als solche Wirkungen hervorbringen wolle, die durch eine leichtere und weniger Anstalten erfordernde Gattung ebensowohl zu erhalten wären. „Ein Bund Stroh aufzuheben, muß man keine Maschinen in Bewegung setzen; was ich mit dem Fuße umstoßen kann, muß ich nicht mit einer Miene sprengen wollen; ich muß keinen Scheiterhaufen anzünden, um eine Mücke zu verbrennen.“ Hier besteht nun eins der siegreichsten Kunstmittel von Lessings Styl darin, daß er selbst ausübt, was er, nach einem Vorschlage des Camerarius, wie ihm in der Recension in der Bibliothek der schönen Wissenschaften aufgemutzt wird, zur Uebung in Schulen vornehmen räth, nämlich daß man durch Umbildung bekannter Fabeln neue erfinde, indem man die Geschichte derselben

bald eher abbreche, bald weiter fortführe, bald dieſen, bald jenen Umſtand derſelben ſo verändere, daß ſich eine andere Moral darin erkennen laſſe — wie er denn einen Theil ſeiner eigenen Fabeln auf dieſe Weiſe aus älteren herleitet (V, 420. M. 459. H. X, 88). Das ſchlagendſte Beiſpiel davon findet ſich ſogleich in den Abhandlungen über die Fabel: „Freilich geht es dem Lafontaine und allen ſeinen Nachahmern wie dem Manne mit dem Bogen (ſ. die erſte Fabel des dritten Buches); der Mann wollte, daß ſein Bogen mehr als glatt ſei; er ließ Zierathen darauf ſchnitzen; und der Künſtler verſtand ſehr wohl, was für Zierathen auf einen Bogen gehörten; er ſchnitzte eine Jagd darauf; nun will der Mann den Bogen verſuchen, und er zerbricht.“ So weit die Fabel. Aber Leſſing fährt fort: „Aber war das die Schuld des Künſtlers? Wer hieß den Mann ſo wie zuvor damit zu ſchießen? Er hätte den geſchnitzten Bogen nunmehr fein in ſeiner Rüſtkammer aufhängen und ſeine Augen daran weiden ſollen! Mit einem ſolchen Bogen ſchießen zu wollen!“ — Aehnlich (VIII, 191. M. 178. H. XIII, 2, 204), wo Leſſing ſein Verhältniß zu den Dichtern und Malern erörtert: „Ich ſchreibe über ſie, nicht für ſie. Sie können mich, ich aber nicht ſie entbehren. Um mich in einem Gleichniſſe auszudrücken: ich wickele das Geſpinnſte der Seidenwürmer ab, nicht um die Seidenwürmer ſpinnen zu lehren, ſondern aus der Seide für mich und meines Gleichen Beutel zu machen; Beutel, um das Gleichniß fortzuſetzen, in welchen ich die kleine Münze einzelner Empfindungen ſo lange ſammle, bis ich ſie in gute wichtige Goldſtücke allgemeiner Anmerkungen umſetzen und dieſe zu dem Kapitale ſelbſtgedachter Wahrheiten ſchlagen kann.“ Aber das glänzendſte Beiſpiel, obgleich es ſich hier nicht um eine eigentliche Fabel handelt, dürfte folgende Stelle ſein, die überhaupt zu den prachtvollſten Stücken in aller Literatur gehört: Klotz hatte geglaubt, ſich an die Spitze der Oppoſition gegen eine vermeintliche Berliner Literaturſchule ſtellen zu müſſen. „Viel Glück zu dieſen Erſcheinungen und zu allen daraus folgenden Ritterthaten! Aber möchte ein freundlicher Genius die Augen dieſer Helden, wenigſtens nur in Abſicht auf mich, erleuchten. Ich bin wahrlich nur eine Mühle und kein Rieſe. Da ſtehe ich auf meinem Platze, ganz außer dem Dorfe, auf einem Sandhügel allein und komme zu Niemanden, und helfe Niemanden und laſſe mir von Niemanden helfen. Wenn ich meinen Steinen etwas aufzuſchütten habe, ſo mahle ich es ab, es mag ſein mit welchem Winde es will. Alle zwei und dreißig Winde ſind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmoſphäre verlange ich nicht einen Fingerbreit mehr, als gerade meine Flügel zu ihrem Umlauf brauchen. Nur dieſen Umlauf laſſe man ihnen frei. Mücken können dazwiſchen hinſchwärmen, aber muthwillige Buben müſſen nicht alle Augenblicke ſich darunter durchjagen wollen; noch weniger muß ſie eine Hand hemmen wollen, die nicht ſtärker iſt als der Wind, der ſie umtreibt. Wen meine Flügel mit in die Luft ſchleudern, der hat es ſich ſelbſt zuzuſchreiben: auch kann ich ihn nicht ſanfter niederſetzen, als er fällt.“ — Man wird es nach dieſer Anwendung der Fabel bei Leſſing nicht mehr paradox finden, daß er ſeine Abhandlungen über ſie mit Erwähnung der zuſammengeſetzten, d. h. angewandten Fabel beginnt. Uebrigens dürfte Leſſing dieſen Kunſtgriff, der denn freilich in dieſer Weiſe „in Schulen“ nicht wohl zu erlernen ſein wird, — auf eine Aehnlichkeit, die Leſſing in dieſem Punkte mit Plautus

hat, habe ich schon im zweiten Kapitel des ersten Buches hingewiesen — dem Horaz abgesehen haben, dessen Satiren und Episteln ihren ungemeinen Reiz nach Wielands in solchen Dingen gewiß sachverständiger Erörterung großentheils einer ähnlichen Benutzung der äsopischen Fabel verdanken. Bei einer der ältesten Stellen in Lessings Schriften, wo eine Fabel vorkommt, in den Fragmenten eines reflectirenden Gedichtes über die Glückseligkeit hat ihm dieser Dichter ganz unverkennbar vorgeschwebt:

Die Wahrheit wird manchmal in Fabeln gern gehört;
So höre, was mich einst ein frommer Mönch gelehrt:
Zur gütigen Natur, kroch mit Verdruß und Klage
Der Gärten fleiß'ger Feind, der ird'sche Feind vom Tage.
„Natur, dem Maulwurf nur warst Du stiefmütterlich!
„Für alle sorgtest Du? und sorgtest nicht für mich?"
„„Was klagst Du?"" — „O Natur! das solltest Du nicht wissen?
„Warum soll ich allein das Glück, zu sehen, missen?
„Der Mensch sieht, ich bin blind. Mein Leben hängt daran;
„Der Falle zu entgehn, gieb, daß ich sehen kann."
„„Sei sehend, daß auch ich bei Dir entschuldigt werde!""
Er sah, und grub sich gleich in die geliebte Erde.
Hier wo kein Strahl des Lichts die Finsterniß verjagt,
Was nützt ihm hier sein Glück? daß er von Neuem klagt:
„Natur," schrie er zurück, „das sind unmöglich Augen."
„Sie sinds, nur daß sie nicht für einen Maulwurf taugen.""

Diese subjective Beziehung von Lessings Abhandlungen über die Fabel wird von der objectiven Bedeutung derselben noch bei Weitem überwogen. Ich habe schon früher einmal auf den Schluß des elften Literaturbriefes, als auf eine Stelle hingedeutet, in welcher Lessing das innerste Getriebe seines Geistes aufdecke. „Was that Sokrates anders, als daß er alle wesentlichen Stücke, die zu einer Definition gehören, durch Fragen und Antworten herauszubringen und endlich auf eben die Weise aus der Definition Schlußfolgen zu ziehen suchte? Zu unsern Zeiten kann die Sokratische Lehrart mit der Strenge der jetzigen Urtheile auf eine so geschickte Art verbunden werden, daß man die allertiefsinnigsten Wahrheiten herausbringt, indem man nur richtige Definitionen aufzusuchen scheinet. — Ich will geschwind schließen. Sie möchten mich um die Muster in dieser Art des Vortrages fragen." Es ist nicht nur für Lessings Richtung auf das Thun, den Vorgang im Menschen, höchst bezeichnend und überhaupt vielleicht einer der glänzendsten Siege seines Geistes, daß er, der in den Platon doch nur gelegentlich auf Mendelssohns Veranlassung einmal hineingesehen haben wird, während dieser später einen einzelnen Dialog, und der dem Stoffe nach der populärste von allen war, ins Breite zog, sogleich die einfache geistige Operation, welche hier überall zu Grunde lag, erkannt, in ihrer Gleichartigkeit mit seiner eigenen Weise aufgefaßt und dem Wesen nach auszuüben gewußt hat. Denn das Muster, auf welches Lessing hier hindeutet, ist nichts anderes als sein Fabelbuch. Wie seltsam kommt es heraus, daß er hier nach alter Methode eine Definition der Fabel aufsucht, das heißt, das Wesen der Sache, den Inhalt des Begriffs, dadurch aufzufinden sucht, daß er aus dem Umfange desselben Instanzen herbeibringt, aus welchen hervorgeht, wie dies dazu gehöre und jenes nicht, und dies mit bloßer Weglassung der dialogischen Form, in derselben Weise wie Platon, indem er eine Reihe von Definitionen an diesen Instanzen durchprüft: wie seltsam kommt dies heraus, und wie un-

fruchtbar scheint uns dieses Beginnen, denn was ist am Ende gewonnen mit der formalen Definition eines Dinges, von welchem wir doch gar nicht wissen, wo die Berechtigung zu seiner Existenz gelegen sei? Aber es ist hier eben, gerade so wie bei Platon, nicht bloß eine formale Definition, sondern ein reifer Blick in das Wesen der Dinge gefunden, ein lebendiger Zweig des Daseins in seiner Verbindung mit dem alles erhaltenden Stamme aufgedeckt; so wie dieser im Laufe seiner antihedonistischen Untersuchungen, die uns doch wohl wirklich nachgerade langweilen dürfen, etwa gelegentlich einmal auf den Gegensatz von πέρας und ἄπειρον kommt, so springen aus Lessings Untersuchungen über das Wesen und die beste Form der äsopischen Fabel, die in Bezug auf ihren nächsten Gegenstand von irrigen Voraussetzungen ausgehen und zu einem ungenügenden Ergebnisse führen, ganz eigentliche Grundanschauungen für die Lehre von der Dichtkunst hervor.

Wie hat sich doch Lessing so viel mit der Fabel abgeben können, da sie ja keine reine Dichtungsart ist, sondern vielmehr ein ganz prosaisches Ding, das seinen Zweck außer sich trägt? — so haben wir Alle einmal gefragt, wenn uns auch die Lebendigkeit seiner Darstellung das lebhafteste Interesse für die Sache abnöthigte. Die Antwort ist dieselbe wie in mehreren andern Fällen, er gab sich mit der Sache ab, um sie an ihren Ort zu stellen, er behandelte sie als die Normalform eines gewissen Elementes, die man ein für allemal absondern müsse, damit Einem das letztere bei der Hauptsache nicht mehr im Wege sei. Es ist gerade in Lessings Abhandlungen von der Fabel zuerst ausgesprochen worden, daß das wahre Gedicht seinen Zweck in sich selbst haben, als solches Selbstzweck sein müsse: es ist schon früher darauf hingewiesen, wie Lessing sich von der moralischen Theorie der Dichtkunst loszumachen sucht, dabei aber ein gewisses Schwanken nicht überwindet. Es würde nicht schwer sein, dieses Schwanken zu entschuldigen, denn die moralische Theorie selbst wird mit Unrecht für eine so arge Abgeschmacktheit verschrieen, wie es gewöhnlich geschieht; sie ist nichts als ein fehlgeschlagener Versuch, das geistige Element in der Kunst, das man neben dem Sinnlichen niemals wird wegleugnen können, irgendwo einzurangiren und ihm einen Namen zu geben — ein Versuch, der vielleicht noch gar nicht einmal so gänzlich fehlgeschlagen ist, als wenn man sich in dieser Beziehung an den „Gedanken" angeklammert hat, wie ich denn einen der bedeutendsten und kunstsinnigsten Kenner des Alterthums habe sagen hören, es sei dummes Zeug, daß die griechischen Tragödien keine Absicht gehabt hätten, und unser erleuchtetes Jahrhundert jetzt auf einmal gar keine andere Poesie kennt als Tendenzpoesie. Indessen hier macht sich Lessing nun von dieser Anschauungsweise allerdings los, wenn auch keineswegs in der Form, an die wir in diesem Falle gewöhnt sind. In der Abhandlung von der Eintheilung der Fabeln begnügt er sich, die Unmöglichkeit des Vorhandenseins eines moralischen Lehrsatzes in andern Gedichten als in der Fabel nachzuweisen. Der Pater Bossu hatte behauptet, man könne die äsopische Fabel zur Länge eines Heldengedichtes ausdehnen. Dies, sagt Lessing nun, ist zu bestreiten aus dem Wesen der anschauenden Erkenntniß und aus der Einheit des moralischen Lehrsatzes in der Fabel, denn die anschauende Erkenntniß erfordere, daß wir den einzelnen Fall auf einmal übersehen können; können wir es nicht, weil er entweder allzuviele Theile habe, oder seine Theile allzuweit auseinander liegen, so könne auch die Intuition des Allgemeinen nicht erfolgen. „Und nur dieses,

[illegible] sehr irre," fährt er fort, „ist der wahre Grund, warum man [illegible] Dichter, noch williger aber dem Epopöendichter, erlassen [illegible] Werke eine einzige Hauptlehre zu legen. Denn was hilft es, wenn [illegible] hineinlegen? Wir können sie doch nicht darinn erkennen, weil [illegible] zu weitläuftig sind, als daß wir sie auf einmal zu übersehen [illegible] In dem Skelette derselben müßte sie sich wohl endlich zeigen, aber [illegible] Anderer dem kalten Kunstrichter, und wenn dieser einmal glaubt, [illegible] Hauptlehre darinn liegen müsse, so wird er sie gewiß heraus- [illegible] wenn sie der Dichter auch gleich nicht hineingelegt hat." Und ohne [illegible] gerade besonders darauf ankäme, stellt Lessing die Sache mit seinem [illegible] und Beispiel — eines wirklichen äsopischen Heldengedichtes in das [illegible] Licht. Zu einem solchen „müßte der allgemeine moralische Satz in [illegible] einzelnen Begriffe aufgelöst werden; jeder von diesen einzelnen Begriffen [illegible] einer besondern Fabel zur Intuition gebracht werden, und alle diese [illegible] Fabeln müßten zusammen nur eine einzige Fabel ausmachen" — [illegible] auf die reinen Dichtungsarten angewendet, wenn ein umfassendes Ganze [illegible] Begreifliches darstellen sollte, so wäre dies nicht anders möglich als [illegible] daß seine einzelnen Theile einen begrifflichen Zusammenhang hätten, [illegible] die Einheit des Kunstwerkes als eines solchen, als eines Werkes [illegible] Anschauung, zerstört wäre, wie denn auch Lessings Vorschlag in Betreff der [illegible] nicht probehaltig ist, weil diese in der That noch weit mehr ein [illegible] Werk ist, als sie es nach seiner Auffassung sein müßte. Positiver [illegible] Lessing in der ersten von seinen Abhandlungen, derjenigen von dem Wesen [illegible] Fabel, zu Werke; ich muß die Stelle hier ganz vor Augen legen, denn sie [illegible] zu den nicht wenigen in Lessings Schriften, über die man häufig, wenn [illegible] darum handelte, seinen ästhetischen Standpunkt zu charakterisiren, ganz [illegible] zu haben scheint. „Ueberhaupt," sagt Lessing geradezu, „hat [illegible] die Handlung der äsopischen Fabel mit der Handlung der Epopöe [illegible] des Drama viel zu sehr verwirrt. Die Handlung der beiden letztern muß [illegible] der Absicht, welche der Dichter damit verbindet, auch eine innere, ihr [illegible] zukommende Absicht haben. Die Handlung der erstern braucht diese innere Absicht nicht, und sie ist vollkommen genug, wenn nur der Dichter seine Absicht damit erreichet. Der heroische und dramatische Dichter machet die Erregung der Leidenschaften zu ihrem vornehmsten Endzwecke. Er kann sie aber nicht anders erregen als durch nachgeahmte Leidenschaften; und nachahmen kann er die Leidenschaften nicht anders, als wenn er ihnen gewisse Ziele setzet, welchen sie sich zu nähern, oder von welchen sie sich zu entfernen streben. Er muß also in die Handlung selbst Absichten legen, und diese Absichten unter eine Hauptabsicht so zu bringen wissen, daß verschiedene Leidenschaften neben einander bestehen können. Der Fabulist hingegen hat mit unsern Leidenschaften nichts zu thun, sondern allein mit unserer Erkenntniß. Er will uns von irgend einer einzelnen moralischen Wahrheit lebendig überzeugen. Das ist seine Absicht, und diese sucht er, nach Maßgebung der Wahrheit, durch die sinnliche Vorstellung einer Handlung bald mit, bald ohne Absichten, zu erhalten. Sobald er sie erhalten hat, ist es ihm gleich viel, ob die von ihm erdichtete Handlung ihre innere Endschaft erreicht hat oder nicht. Er läßt seine Personen oft mitten auf dem Wege stehen und denket im Geringsten nicht daran, unserer Neugierde ihretwegen ein Genüge zu thun. „Der Wolf beschuldiget den Fuchs eines

Diebstahls. Der Fuchs läugnet die That. Der Affe soll Richter sein. Kläger und Beklagter bringen ihre Gründe und Gegengründe vor. Endlich schreitet der Affe zum Urtheil: Phaedr. I. fab. 10.

Tu non videris perdidisse, quod petis;
Te credo surripuisse, quod pulere negas.

Die Fabel ist aus; denn in dem Urtheil des Affen lieget die Moral, die der Fabulist zum Augenmerke gehabt hat. Ist aber das Unternehmen aus, das uns der Anfang derselben verspricht? Man bringe die Geschichte in Gedanken auf die komische Bühne, und man wird sogleich sehen, daß sie durch einen sinnreichen Einfall *abgeschnitten*, nicht *geendigt* ist." Dann führt Lessing noch die äsopische Fabel vom Greis und dem Tode an: „Der Fabulist ist glücklich und zu unserm Vergnügen an seinem Ziele. Aber auch die Geschichte? Wie ging es dem Greise? Ließ ihn der Tod leben, oder nahm er ihn mit? Um alle solche Fragen bekümmert sich der Fabulist nicht; der dramatische Dichter aber muß ihnen vorbauen." Es kann auch heute noch kaum etwas Deutlicheres geben, wenn man nur statt des Ausdruckes Absichten, der bei uns eine ganz subjective Bedeutung angenommen hat, *Zwecke*, und insbesondere statt Absichten der Handlung und der Leidenschaften, *innere Zwecke* derselben setzt, deren Erreichung dann mit der „inneren Endschaft der Handlung" zusammenfällt, und sobald man sich erinnert, daß, wie ich im zweiten Kapitel des vorigen Buches erörtert habe, die Erregung der Leidenschaften bei Lessing nur im Sinne eines freien Spieles, eines autonomen Verlaufes derselben zu nehmen ist, die in diesem Sinne erregten Leidenschaften in ihrer Ganzheit also mit der ihrer inneren Endschaft zueilenden Handlung identisch sind.

Wenn nun auf diese Weise die Fabel von der reinen Dichtung durchaus gesondert ist, so hat nichtsdestoweniger Lessing zugleich an ihrem dichterischen Elemente einen Hauptgesichtspunkt für die Erkenntniß des Wesens der letzteren entwickelt.

Die simplificirende Tendenz, auf welche wir das, was Lessing in Bezug auf die Fabel geleistet, zurückführen mußten, scheint im Wesentlichen einen negativen Charakter tragen zu müssen; sie erstrebt eine Reduction auf das Minimum von Umfang und dichterischem Schmuck und steht in wesentlichem Gegensatze zu derjenigen Auffassung der Dichtungsart, bei welcher der letztere die Hauptrolle spielt. Allein dies ist nur die Außenseite; man würde die Eigenthümlichkeit von Lessings Fabelbuch nur sehr ungenügend auffassen, wenn man sein Verdienst nur darin finden wollte, daß er auf *Kürze* dringe. Das thut z. B. auch Gottsched ganz entschieden, und Lafontaine selbst giebt, wie wir gesehen haben, diese Forderung zu, nur daß diese Alle mit der Sache nicht Ernst machen, sondern sie nur allenfalls insoweit im Sinne behalten, als sie sich vor gar zu großer Breite hüten; die Forderung der Kürze ist bei ihnen nicht principiell, und wie könnte sie es sein, da Kürze an und für sich nur etwas Relatives sein, nur etwa den möglichsten Grad von Kürze bedeuten kann? Was Lessing im Auge hat, ist nicht ein quantitatives Mehr oder Minder, dessen Gleichgültigkeit für ihn daraus hervorgeht, daß seine eigenen Fabeln zum Theil in der That so ganz schmucklos gar nicht sind, und er auch den Gebrauch der Versification gar nicht absolut von sich weist, sondern das innere Maß der Sache. Er will, daß die Fabel auf das Wesentliche zurückgeführt werde, und insofern dies geschieht, wird sie denn auch ganz von selbst kurz

und schmucklos werden, so wie es ihr immerhin gestattet sein mag, sich in eine reichere Umfänglichkeit auszudehnen, sobald nur das Wesentliche in ihr Energie genug besitzt, sich dieselbe dienstbar zu erhalten. Lessing charakterisirt (V, 409. M. 449. H. X, 77) den sogenannten Aesopus, den er für sein Muster hält, mit dem la Motte dahin, sein Vortrag sei von der äußersten Präcision, er halte sich nie bei Beschreibungen auf, er komme sogleich zur Sache und eile mit jedem Worte näher zum Ende; er kenne kein Mittel zwischen dem Nothwendigen und Unnützen, und setzt hinzu: „diese Präcision und Kürze, worinn er ein so großes Muster war, fanden die Alten der Natur der Fabel auch so angemessen, daß sie eine allgemeine Regel daraus machten.“ Und dieses Wesentliche, diese Natur der Fabel — worin bestehen sie nun nach Lessings Ansicht? „Ein jedes Gleichniß, ein jedes Emblema,“ sagt er S. 370 (M. 413. H. X, 38), „würde eine Fabel sein, wenn sie nicht eine Mannichfaltigkeit von Bildern, und zwar zu Einem Zwecke übereinstimmenden Bildern; wenn sie, mit einem Worte, nicht das nothwendig erforderte, was wir durch das Wort Handlung ausdrücken.“ Und diese Handlung bestimmt er dann in folgenden Worten weiter: eine Handlung nenne er eine Folge von Veränderungen, die zusammen ein Ganzes ausmachen — diese Einheit des Ganzen beruhe auf der Uebereinstimmung aller Theile zu einem Endzweck — wo dann übrigens der Endzweck der Fabel in einem moralischen Lehrsatze liege. Also damit die Handlung rein und unverfälscht heraustrete, darum soll die Fabel kurz sein, was sie dann freilich um so mehr sein muß, weil ihr Endzweck eine einfache Lehre ist (V, 413. M. 453. H. X, 81). Wenn dies bei einer reicheren Fülle von Einzelheiten keine Schwierigkeit hat, mag auch diese gestattet sein; und wem wären auch die Lessingschen Fabeln und die byzantinischen Abkürzungen, die wir unter dem Namen der äsopischen besitzen, eher zu vergleichen, als den kurzen Inhaltsanzeigen der Dramen, wie sie uns aus dem spätern Alterthum aufbehalten sind?

Und hier haben wir nun auf einmal gefunden, was Lessingen die Fabel, wie er sie aufgefaßt und bearbeitet haben will, zuletzt bedeutet: sie stellt ihm, von der moralischen Nutzanwendung abgesehen, die er aber von dem erzählenden Theile streng gesondert gehalten wissen will, gerade das dar, worauf es ihm bei aller Poesie, deren Mittelpunkt und Wahrheit ihm überall das Drama ist, am meisten ankommt: daß in den Abhandlungen von der Fabel der wahre Begriff der Handlung aufgestellt wird, darin liegt ihre hohe Bedeutung in der Geschichte von Lessings Geistesentwickelung und schriftstellerischer Thätigkeit. Nämlich Lessing weiß sehr wohl, daß man gemeiniglich unter dem Worte Handlung etwas anderes versteht: „dem Sprachgebrauche nach,“ sagt er (V, 380. M. 423. H. X, 48), „heißt gemeiniglich das eine Handlung, was einem gewissen Vorsatze zu Folge unternommen wird; dem Sprachgebrauche nach muß dieser Vorsatz ganz erreicht sein, wenn man soll sagen können, daß die Handlung zu Ende sei.“ Demgemäß sage auch Batteux, die Handlung sei eine Unternehmung, die mit Wahl und Absicht geschehe; die Handlung setze, außer dem Leben und der Wirksamkeit, auch Wahl und Endzweck voraus und komme nur vernünftigen Wesen zu. Das ist ein Begriff von der Handlung im Drama, welcher sich — man sollte es kaum glauben — bis auf den heutigen Tag fortgeerbt hat, nämlich in dem unsinnigen Raisonnement, es sei jetzt die Zeit der That gekommen, und darum sei das Drama die einzig zeitgemäße Dichtungsart, oder die Zeit der Literatur habe geschlossen mit dem Drama, damit wir durch dasselbe

in die Zeit der That übergeleitet würden. Lessing zeigt, daß davon gar nicht die Rede sein könne, und weist dies in der Fabel nach. Zwei Hähne kämpfen mit einander, der Besiegte verkriecht sich, der Sieger fliegt auf das Dach, schlägt stolz mit den Flügeln und krähet. Plötzlich schießt ein Adler auf den Sieger herab und zerfleischt ihn. Das habe er immer für eine sehr glückliche Fabel gehalten, und doch würde ihr, nach dem Batteux, die Handlung fehlen, denn wo sei hier eine Unternehmung, die mit Wahl und Absicht geschähe? — Der Hirsch betrachtet sich in einer spiegelnden Quelle, er schämt sich seiner dürren Läufte, und freut sich seines stolzen Geweihes. Aber nicht lange! Hinter ihm ertönet die Jagd; seine dürren Läufte bringen ihn glücklich ins Gehölze; da verstrickt ihn sein stolzes Geweihe, er wird erreicht. Auch hier sehe er keine Unternehmung, keine Absicht, die Jagd sei zwar eine Unternehmung, und der Hirsch habe die Absicht sich zu retten, aber beide Umstände gehörten eigentlich nicht zur Fabel, weil man sie, ohne Nachtheil derselben, weglassen und verändern könne. Und dennoch fehle es ihr nicht an Handlung. Denn die Handlung liege in dem falsch befundenen Urtheil des Hirsches; der Hirsch urtheile falsch und lerne gleich darauf aus der Erfahrung, daß er falsch geurtheilt habe — und diese Handlung sei nun nichts, als eine Folge von Veränderungen, die hier einen einzigen Begriff in uns erweckten. Wollte aber Jemand zweifeln, ob Lessing hierbei auch noch an etwas anderes gedacht habe als an die Fabel, so höre man, wie er diesen Begriff von Handlung mit seiner Lehre vom Trauerspiel, wonach dieses in einem Spiel von Leidenschaften besteht, in Verbindung setzt. „Giebt es aber doch wohl Kunstrichter" — es ist Bodmer in der Vorrede zu den Fabeln des M. v. K. gemeint, wenn ich mich recht entsinne — „welche einen noch engern und zwar so materiellen Begriff mit dem Worte Handlung verbinden, daß sie nirgends Handlung sehen, als wo die Körper so thätig sind, daß sie eine gewisse Veränderung des Raumes erfordern! Sie finden in keinem Trauerspiele Handlung, als wo der Liebhaber zu Füßen fällt, die Prinzessin ohnmächtig wird, die Helden sich balgen; und in keiner Fabel, als wo der Fuchs springt, der Wolf zerreißet, und der Frosch die Maus sich an das Bein bindet; es hat ihnen nie beifallen wollen, daß auch jeder innere Kampf von Leidenschaften, jede Folge von verschiedenen Gedanken, wo eine die andere aufhebt, eine Handlung sei; vielleicht weil sie viel zu mechanisch denken und fühlen, als daß sie sich irgend einer Thätigkeit dabei bewußt wären." Und in dieser Anschauungsweise wurzelt Lessing so fest, daß er (V, 380. M. 423. H. X, 48) hinzusetzt, wem der Sprachgebrauch so gar heilig sei, daß er ihn auf keine Weise zu verletzen wage, der möge sich denn des Wortes Handlung, insofern es eine wesentliche Eigenschaft der Fabel ausdrücken solle, ganz und gar enthalten — wobei man sich, obgleich Lessing hier allerdings nur von der äsopischen Fabel redet, wohl an die Anfangsworte der Abhandlungen über die Fabel, die auch nur durch diese allgemeinere Beziehung derselben vor dem Vorwurfe der Herbeiziehung eines fremdartigen Gegenstandes geschützt werden können, erinnern darf: „Jede Erdichtung, womit der Poet eine gewisse Absicht verbindet, heißt seine Fabel. So heißt die Erdichtung, welche er durch die Epopöe, durch das Drama herrschen läßt, die Fabel seiner Epopöe, die Fabel seines Drama." Nun fragt es sich aber: wie kommt Lessing dessen ungeachtet dazu, den Vorgang, welchen uns die Epopöe oder das Drama vorführt, gerade Handlung zu nennen, oder vielmehr die hergebrachte Benennung

in seinem Sinne umzudeuten? Das ist nicht schwer zu sagen: man erinnere sich nur, zu welcher Zeit, nach den obigen Untersuchungen, seine Ansicht von dem Wesen der Fabel und also dasjenige, was er in den Abhandlungen über dieselbe ausgesprochen hat, in ihm entstanden sein muß — am Ende seines jüngsten Aufenthaltes in Leipzig 1757—1758. Zu dieser Zeit aber sahen wir ihn mit Nicolai und Mendelssohn in einem lebhaften Briefwechsel über die Poetik des Aristoteles begriffen, in welchem er, wie oben dargestellt ist, über verschiedene Punkte richtigere Gesichtspunkte aufstellt; hier wird ihm denn also auch klar geworden sein, daß das aristotelische πρᾶξις keineswegs ein bloßes Thun bedeute, sondern Thun und Leiden gleichmäßig in sich schließe, und also durch eine Folge von Veränderungen, oder wie wir etwa sagen könnten, einen menschlichen Vorgang zu umschreiben sei. Und so dürfte denn von dem Inhalte, welchen, nach dem letzten der auf jene Verhandlungen bezüglichen Briefe, Lessing in einem „ganzen Buche" für Mendelssohn verarbeiten wollte, nicht weniges in die Abhandlungen von der Fabel übergegangen sein, wenn nicht etwa diese ganz und gar nur eine bequemere Form sind, dasjenige abzuhandeln, was dort der Hauptpunkt hätte sein sollen.

Bei so umfassender Bedeutung der theoretischen Erörterungen in Lessings Abhandlungen von der Fabel wird es nicht allzu paradox erscheinen, wenn ich als die praktische Verwirklichung derselben auch noch Anderes, als die drei Bücher Fabeln betrachten zu dürfen glaube.

Ich meine den Philotas — und es wird, nachdem derselbe hier einmal genannt worden, eines weitern Beweises kaum bedürfen.

Es liegt schon in dem Obigen ein neuer Beleg, wie bei Lessing Alles immer auf das Drama hinausläuft oder demselben doch mehr oder weniger zu Gute kommt. Eben jetzt war in Deutschland ein neuer Versuch hervorgetreten, sich von den Fesseln der französischen Observanz loszumachen und ein originelles Drama zu gründen: Klopstock hatte den „Tod Adams" veröffentlicht. Freilich war dies ein durchaus verunglückter Versuch, wie Mendelssohn in der Bibliothek der schönen Wissenschaften I, Stück 2, sehr gut nachweist; weil man Klopstocken eingebildet hatte, mit biblischer Geschichte und überschwänglichen Gefühlen habe er ein neues Epos geschaffen, sollte das nun auch im Drama ausreichen. Wenn Lessing mit irgend einer Kritik der Bibliothek ganz einverstanden gewesen ist, so dürfte es diese gewesen sein, wenigstens hat sie ihm nicht zur Basis eines Literaturbriefs gedient, und man wird also fragen, was hier die Erwähnung von Klopstocks Adam überhaupt bedeuten solle: und überdies hatte ja Lessing mit der Miß Sara Sampson einen eigenen Weg der Lossagung von dem französischen Theater eingeschlagen. Allein daß er nun zuvörderst diesen letzteren nicht mehr für genügend erkennen konnte, geht aus dem so eben Erörterten deutlich hervor. Die Sara ist nicht nur ein Stück von übermäßiger Länge, es herrscht in ihr nicht nur eine gewisse Geschwätzigkeit und ein weiches Gehenlassen in Gefühlen — lauter Eigenschaften, die der Verfasser der Abhandlungen von der Fabel jetzt nur mit großer Inconsequenz noch hätte in einem Trauerspiele als musterhaft betrachten können — sondern sie ist auch ein Versuch, eine Kunstgattung durch Anlehnung an zufällige Ausläufer einer hochgetriebenen Kunstbildung zu erneuern, nicht durch Zurückgehen auf ihre einfache Wesenheit, wie sie etwa in den älteren Meisterwerken derselben verkörpert sein mag, was doch Lessing in eben diesen Abhandlungen als das einzig Richtige

zu betrachten scheint. Daß Lessing nun diesen Weg auch für das Drama eingeschlagen, darin scheint mir die Bedeutung des Philotas zu liegen, der sich ohne eine solche Bezeichnung als eine ziemlich räthselhafte Composition darstellt. Die Form der einactigen Dramen fand er in England vor, aber mit dem Philotas ist es offenbar darauf abgesehen, einmal eine Tragödie zu geben, welche schlechterdings nur das allerwesentlichste vorführte, die reine Handlung in der knappsten Durchführung, und daher auch namentlich ohne Liebesepisoden, die Lessingen an den Bearbeitungen antiker Stoffe so anstößig sind, so wie in ungebundener Rede. Also ganz die analoge Aufgabe, wie er sie sich bei der äsopischen Fabel gestellt hatte: wie er bei dieser auf die alte griechische Fabelsammlung zurückgegangen war, dürfte er hier den Sophokles vor Augen gehabt haben, denn in eben diese Zeit fällt die Ausarbeitung des Lebens des Sophokles, so weit es von Lessing vollendet worden ist,[1]) und der Anfang einer Uebersetzung des Aias in Prosa. Aber Sophokles! wird man sagen, was haben Sophokles' Tragödien mit dem Philotas gemein? An und für sich gewiß sehr wenig, aber wenn sie nun Lessing gerade nur von der Seite aufgefaßt hätte, deren Verarbeitung ihn jetzt zu einer solchen Kunstform führen konnte? Man bedenke, das Sophokles vom Aristoteles als das höchste Muster hingestellt wird, daß er sich wirklich durch eine ungemeine Klarheit und Einfachheit der Composition und edle Einfalt der Sprache auszeichnet, und daß Lessing sich über die Versification des Philotas, von der sogleich die Rede sein wird, in folgenden Worten ausläßt, er habe wohl gewußt, daß ihr Verfasser viel zu viel Dichter sei, als daß er sich zu der tragischen Einfalt ganz herablassen werde: „Seine Sprache ist zu voll, seine Einbildungskraft zu hitzig, sein Ausdruck oft zu kühn und oft zu neu; der Affekt steht bei ihm auf einmal in Flammen; kurz, er hat alles, um unser Aeschylus zu werden, und wir müssen zu unserm ersten tragischen Muster keinen Aeschylus haben." Den Sophokles aber suchte Lessing eben jetzt in Deutschland heimisch zu machen, und von einem Stücke, das zu dem Philotas in sehr naher Beziehung steht, wie wir sogleich sehen werden, heißt es in der Hamburger Zeitung 1768 St. 48 — deren Verfasser, wie später gezeigt werden wird, eine Art von Lessingischer Schule bildeten — kein Dichter sei dem Colorit und der Einfalt des Sophokles näher gekommen, als Kleist in seinem Entwurfe zum Seneca; und in einer Kritik des Philotas in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, die später erwähnt werden wird, sehen wir den Philotas selbst mit den Tragödien des Sophokles verglichen. Und hiermit ist nun auch zugleich die Stelle angegeben, an der ein Lessings ganzer Anschauungsweise so fremdartiges Element, wie Klopstocks dramatische Dichtung, gleichwohl in Lessings Entwickelungsgang hat eingreifen können. Dies hängt so zusammen: Kleist, von dessen vertrautem Umgange mit Lessing in Leipzig schon oben die Rede gewesen ist, war zu jenem Seneca durch das Klopstockische Drama angeregt worden, wie aus einigen Stellen aus Briefen desselben an Gleim hervor-

[1]) XII, 139 f. M. 166 f. H. XX, 1, 189 f. Aus der letzteren Stelle möchte man schließen, daß Lessing ein noch umfangreicheres Werk über Griechische Literatur beabsichtigt habe, von dem das Leben des Sophokles nur ein Theil gewesen wäre; dann hätte vielleicht die Ausgabe des Anakreon (XII, 130. M. 155. H. XX, 1, 177) mit dazu gehört, auch wird sich hier vielleicht eine Aeußerung von Ramler in einem Briefe an Gleim vom 11. April 1759 unterbringen lassen: „Machen Sie doch Ihren Anakreon zu Herrn Lessings großem Projecte fertig."

geht, nämlich d. 19. Jan. 1757: „In beikommender Ode von Leſſing an mich (I, 205. M. 245. H. 114) werden Sie nicht verſtehen, was er vom Seneca ſagt. Leſſing will nämlich, daß ich ein Trauerſpiel Seneca machen ſoll, und glaubt, ich könnte es machen, und will mich dadurch aufmuntern. — — — Ich habe Ihnen noch nie etwas von Klopſtocks Tod Adams geſagt. Das iſt ein wahres Meiſterſtück, ohnerachtet es von allen Regeln abgeht. Weil es mir ſo ungemein gefallen, ſo habe ich eine franzöſiſche Ueberſetzung davon veranſtaltet. — — — Die Franzoſen werden zwar vieles tadeln, z. B. daß es nicht kann aufgeführt werden u. ſ. w., allein die Narren werden doch geſtehen müſſen, daß es ſchön iſt, und daß ſie zwar beſſer gereimte, aber nicht beſſer gedachte und rührendere Trauerſpiele haben;" und den 19. Jan. 1758: „Heute habe ich meinen Seneca zu Ende gebracht, und bin vergnügt wie ein Sultan. Herr Leſſing ſagt, es ſei gut, und will abſolut, daß ich ihn ſoll drucken laſſen. Ich habe mich niemals um das Trauerſpiel bekümmert, nicht drei Tragödien geleſen und dabei gar nicht auf den Plan, ſondern nur auf die Gedanken geſehen; das Genus war mir alſo ſo neu, als wenn ich es zuerſt erfunden hätte. Herr Leſſing lacht mich daher auch aus, und wie er vor ein paar Stunden las, daß ich dabei geſchrieben hatte, am 19. Jan. zu Ende gebracht, ſagt er, es müſſe heißen, am 19. neu erfunden." Und Kleiſts Seneca hat dann wieder Leſſings Philotas hervorgerufen, dem er in der knappen Form vorangeht; und wenn Kleiſt ſein Stück nur einen Entwurf zu einem Trauerſpiele nennt, und in allem Ernſte an eine weitere Ausführung denkt, hat denn freilich Leſſing ſeinen Philotas als ein vollſtändiges Trauerſpiel in die Welt geſchickt, um auf dasjenige Gewicht zu legen, was auch der Entwurf ſchon enthalten kann; hat man doch nach den Göttinger gelehrten Anzeigen (1760 d. 18. Febr.) Kleiſt auch für den Verfaſſer des Philotas gehalten.

Wenn es darauf ankommen könnte, den Geiſt der Simplification, des männlichen Zurückgehens auf das Weſentliche, aus welchem bei Leſſing das Fabelbuch und der Philotas hervorgegangen ſind, aus einer äußern Einwirkung zu erklären, ſo müßte man hier an ſeinen Umgang mit dem zuletzt genannten Dichter denken; doch wird man zum Mindeſten annehmen dürfen, daß Leſſing ſich zu dem, was ſich in ihm ſelbſt entwickelte, ganz beſonders an Kleiſts Perſönlichkeit auferbaut habe; hatte er doch an ihn gedacht, wenn er für die Literaturbriefe, den Mittelpunkt ſeiner literariſchen Thätigkeit in dieſem Zeitraume, die Fiction in Vorſchlag brachte, ſie ſollten an einen verwundeten Offizier gerichtet ſein. Der Dichter des Frühlings war ein ganz anderer Mann, als man gemeiniglich wegen der Verwandtſchaft dieſes Gedichtes, deſſen ſchwache Seite er, wie Leſſing im Laokoon bemerkt, ſpäter ſelbſt einſah, mit der weichen Thomſonſchen beſchreibenden Poeſie anzunehmen geneigt ſein möchte. Gleich einige ſeiner früheſten Aeußerungen in dem handſchriftlichen Briefwechſel mit Gleim zeigen den männlichen Ernſt ſeines Charakters; über die „freundſchaftlichen Briefe," in welchen übrigens auch Briefe von ihm ſelbſt ſtehen, ſagt er mit ſichtbarer Beiſtimmung, man urtheile in Berlin von ihnen, „ſo rede kein Mann". — und ein andermal äußert er, „ſcherzen dürfe er nicht, denn alsdann verfalle er ſogleich in Affectation." Ich brauche nicht darauf hinzuweiſen, wie darin ſchon eine Losſagung von der Manier der Halleſchen Dichterſchule lag. Auch Leſſing hatte ſich von derſelben freigemacht, und hier-

über dürfte unter den beiden Männern Gleim gegenüber, mit dem übrigens Kleist in vertrauter Freundschaft verbunden blieb, und mit welchem Lessing gerade durch ihn in nähere Verbindung trat, von vorn herein ein stillschweigendes Einverständniß bestanden haben. Kleist war in seiner militärischen Laufbahn nicht glücklich, und vielleicht hat irgend ein Gerücht von seiner literarischen Thätigkeit, die er freilich vor den Augen seiner Standesgenossen sorgfältig zu verbergen suchte, dazu beigetragen; aber wenn er vielleicht der einzige Offizier der preußischen Armee war, der seine Mußestunden der deutschen Poesie widmete, so hat davon jedenfalls die Poesie mehr Vortheil, als der Dienst Nachtheil gehabt. Seine Briefe an Gleim, von denen nur ein kleiner Theil von Körte im Auszuge mitgetheilt ist, sind die Briefe eines wackeren Soldaten, der die Pflichten seines Standes mit Treue erfüllt. Es kommt ihm hier auf nichts weniger an, als auf die berüchtigte „poetische Bilderjagd," die von Kleist ihren Namen hat (Körte I, 53; vergl. Goethe, Hempels Ausg. XXI, 61): Kroaten und Kosaken will er jagen; er klagt beständig, daß er nichts zu thun habe, daß ihm jede Gelegenheit, sich auszuzeichnen und emporzuarbeiten, entzogen werde; wo sich nur irgend eine Aussicht dazu darbietet, fühlt er sich ermuthigt und verjüngt, und wenn er sogleich in der ersten Schlacht, der er beizuwohnen Gelegenheit hatte, gefallen ist, so darf man dies durchaus nicht als zufällig betrachten. Wenn er auch nicht eben hat sterben wollen, wie Lessing im ersten Schmerze ihm vorwirft (XII, 136. M. 162. H. XX, 1. 185), so hat ihn doch die so lange unbefriedigte Begierde dazu gebracht, seine Anstrengungen bis zur äußersten Ueberbietung seiner Kräfte zu steigern. Eben dieser Geist der Thatkraft ist es nun, der auch in seinen Gedichten zum Vorschein kommt. Ich will nicht davon reden, daß das letzte von diesen, Cissides und Paches, ganz kriegerischen Inhalts ist, wie denn auch Gleim vornehmlich durch Kleists Briefe zu den Kriegsliedern angeregt sein dürfte, und das Gedicht auf die Kriegsmuse im Styl des Cissides und Paches geschrieben ist, und Lessings positive Auffassung des Soldatenstandes im Philotas und in der „Minna von Barnhelm" gewiß zum großen Theil auf die Anschauungen, die er in Kleists Umgange gewonnen, zurückzuführen sein wird: die Hauptsache ist, daß sie der Form nach in unverkünstelter Gedrängtheit und kerniger Kraft in ihrer Art damals dieselbe Stelle einnehmen, wie Lessings Prosa in der ihrigen. [1]) Kein andrer Dichter hätte es wagen können, ein so langes Gedicht wie Cissides und Paches [2]) im blanc-verse zu schreiben,

[1]) Kleist schreibt an Gleim 4. Dec. 57: „Ich habe Sie einmal recht angeführt, mein Liebster." Nämlich er habe immer geglaubt, er habe keinen recht eigenen Styl, und um dies zu erproben, habe er Lessing gebeten, die Gärtneridylle abzuschreiben und in seinem Briefe an Gleim zu schicken — die Abschrift findet sich in dem Briefwechsel zwischen Gleim und Lessing — und Gleim ging in die Falle. Auch noch einige andre von Kleists Gedichten finden sich in Gleims Nachlasse in Lessings Handschrift. — [2]) Es ist von Lessing zum Druck befördert worden. „Der Major ist nicht zufrieden, daß Herr Lessing mehr Zeit braucht den Cissides drucken zu lassen, als er gebraucht hat, ihn zu machen. Er hätte gern gesehen, daß er vor dem Beschluß der Campagne wäre gedruckt worden, denn er hat doch auch noch Vanité, der gute alte Major." Kleist an Gleim den 10. December 1758. S. auch Lessing XII, 124. M. 148 f. H. XX, 1, 169. Lessing hatte von Anfang an viel Antheil an dem Entstehen des Gedichtes gehabt: er hatte Kleist daran arbeiten sehen und sprengte nun aus, er arbeite an einem Heldengedichte Cissides und Paches, „wovor mich doch," schreibt Kleist am 14. Juli 1758, „der Himmel wohl bewahren soll."

der, wenn nicht in Bezug auf Gewichtigkeit des Inhaltes und Strenge der metrischen Form die Zügel sehr straff angezogen werden, im Deutschen leicht in das Wäßrige versinkt, und Kleist hat hier gerade die strengste und herbste Form desselben gewählt: er hält die Zehnsylbigkeit mit männlichem Ausgang fest. Es würde nicht schwer sein, diese Art von Vollendung, die nicht aus dem Talent allein, sondern nur aus der Tüchtigkeit der ganzen Persönlichkeit hervorgehen kann, auch in den übrigen Gedichten von Kleist nachzuweisen; man denke nur an den Schlußvers des „Liebesliedes an die Weinflasche:"

Und sterb ich einst, so wein auf meine Asche,
Und schluchz betrübt:
Hier ruhet der, der mich gekränkte Flasche
Getreu geliebt.

Aber Kleist ist eben kein reicher Kanonikus Gleim, der nichts zu thun hatte als Verschen zu machen, noch ein mit fünfundzwanzig Jahren pensionirter Klopstock, der keinen andern Lebenslauf vor sich hatte als eine Schraube ohne Ende aus sich zu bereiten, um sich, da er sich nun doch einmal nicht höher schrauben konnte, wenigstens auf gleichmäßiger Höhe der Verschrobenheit zu erhalten: der Mann mußte sich die Zeit zu seinen dichterischen Arbeiten abstehlen. Er hatte als ein Mann des Säbels einen Widerwillen gegen die Feder und konnte sich z. B. niemals entschließen, seine Gedichte für seine Freunde abzuschreiben, während er sie doch auch andern nicht gern zum Abschreiben gab, um nicht verrathen zu werden, woher vielleicht zum Theil die Gedrängtheit seines Styles zu erklären ist, wie bei Gefangenen, denen das Schreibmaterial versagt war. Wie sollte nicht die Freundschaft mit einem solchen Manne Lessingen, so sehr er Lessing sein mochte, da er nun doch einmal auf ein Literatenleben angewiesen war, das beim Mangel der äußern Regel eine desto strengere innere Regelung erfordert, bei dieser letzteren in jeder Beziehung behilflich gewesen sein?

Wenn übrigens der „Philotas" auf solche Weise mit den Fabeln in Eine Kategorie fällt, so ist er auch dem gleichen Verdammungsurtheil mit ihnen anheimgefallen. Nämlich bei den Schweizern, deren Stärke das Drama und die Theorie desselben niemals gewesen ist. Gleichwie für die Fabeln in den Kritischen Briefen zur Hauptsache der Charakter gemacht wird, so geschieht dies auch in derselben Schrift in Bezug auf das Drama. Im 32. Briefe wird ausdrücklich bestritten, daß die Handlung die Hauptsache sei; eine jede Geschichte, heißt es hier, welche bequem ist, etliche Charaktere zu liefern, so der Ausführung werth sind, ist schon genugsam, einen tragischen Poeten zum Schreiben zu vermögen; und daher begnügt sich auch Wieland in seinem dem Rowe entwendeten Trauerspiel Lady Johanna Gray mit der Darstellung von moralisch guten Charakteren. Nun findet sich im fünften Bande der Bibliothek der schönen Wissenschaften eine sehr anerkennende Beurtheilung des Philotas, welche davon ausgeht, das deutsche Theater werde bei den Ausländern nie in Ansehen kommen, wenn wir den dramatischen Werken nicht einen eigenthümlichen Charakter anerschüfen, weder die dramatische Form der Alten noch die der Franzosen oder Engländer lasse sich ohne Weiteres zu uns verpflanzen — „sollte es nicht ein Genie unter den Deutschen geben, das noch ein viertes deutsches Werk hervorbrächte, oder aus den drei benannten Originalwerken ein neues herauszöge, das zu unserer Denkungsart das beste Verhältniß hätte?"

— Und ein solches Werk sei eben der Philotas. Dies gab Bodmern Veranlassung in den Lessingischen unäsopischen Fabeln auch den Philotas sogleich auf das lebhafteste zu verhöhnen; man liest S. 41 folgende Fabel: „Der kindische Held. — Ein blühender Knabe, voller Gesundheit, wohlgebildet, Sohn eines Königs, rief den Tod, daß er ihn aus diesen Gegenden des Lichtes und Lebens hinwegnehmen sollte; er versprach, daß er ihm mit offenen Augen ins Angesicht sehen, und seinen kalten Mund küssen wollte. Der Tod kam und sagte, daß es ihm verboten wäre, ihn umzubringen, er wäre gewidmet auf den königlichen Stuhl seines Vaters zu sitzen und ein Reich von Glücklichen zu machen. Der junge Mensch bat ihn, daß er ihm doch einen von seinen Pfeilen geben wollte, daß er damit spielen könnte. Die Pfeile in meinem Köcher sind nicht zum Spielen gemacht, sagte der Tod; Du bittest, was Du nicht kennest. Doch gab er ihm einen. Der Prinz betrachtete ihn mit tiefsinniger Aufmerksamkeit; ein Pfeil des Todes, rief er, in meinen Händen! Er zitterte vor Freuden, er redete den Pfeil an, und setzte sich in eine Stellung, als ob er ihn gegen den Tod schwingen wollte. Aber plötzlich stieß er ihn in seine eigene Brust, und sagte höhnisch zu dem Tode: Wußtest Du nicht, daß ich den Muth hätte, Dein Amt an mir selber zu verrichten? Wenn die Menschen herzhaft wären, so hättest Du wenig Arbeit. Ich sterbe vergnügt, nachdem ich meiner Nation einen Original-Charakter gegeben, der zu ihrer Denkungsart das beste Verhältniß hat."

„Der Tod versetzte: Wenn Deine That zu loben ist, so ist es darum, Daß Du Dir selbst Dein Recht gethan hast. Der ist nicht werth zu leben, der das Leben verschmähet."

Und damit war Bodmer noch nicht zufrieden: er glaubte noch eine eigene Widerlegung des Philotas herausgeben zu müssen. Dieses ist:

Polytimet. Ein Trauerspiel. Durch Lessings Philotas oder ungerathenen Helden veranlasset. Zürich, bei Conrad Orell und Comp. 1760. Das Stück beruht auf der Fiction, daß auch Polytimet, der Sohn des Aridäus vom Polemo gefangen genommen sei — dieser Polytimet ist nun ein sehr besonnener junger Mann: Sein erster Monolog fängt gleich an mit den Worten: „Was ist es denn für ein großes Unglück, daß ich ein Gefangener bin" — und da Polemo das Lösegeld für Polytimet nun obendrein ausschlägt, so hat der Tod des Philotas nicht einmal einen realen Nutzen. Uebrigens wird über denselben viel moralisirt, und derselbe als die That eines Unbesonnenen, Ueberspannten hingestellt. Dasselbe wird in der Vorrede ausgesprochen. „Eine Uebereilung seines feurigen Geistes bringt Philotas zu dem Entschlusse, sich selbst zu erstechen. Darin liegt das Kind, aber wo bleibt der Held? Man könnte denken: Eine solche That habe keine Größe, wenn nicht die Belegursachen dazu hinlänglich sind. Sind sie es hier, und können sie es jemals zu einem Selbstmorde sein? Seine Umstände sind nicht so verzweifelt, daß der Tod allein übrig blieb. War es nicht unedler Eigennutz, ein paar Provinzen zu gewinnen, der ihm den Dolch in die Brust stach?"

Dann findet sich hier auch noch ein „Urtheil eines Kunstrichters über Lessings Philotas."[1]) Es fängt an: „Das ernsthafte Drama ist eine Klippe, an welcher muthwillige und brausende Genien allzuleicht scheitern". . . . „Ge-

[1]) Es stand zuerst in den freimüthigen Nachrichten. Zürich, 1759. S. 298.

wisse Dichter," heißt es weiter, „müssen eine sehr kleine Meinung von unserm Weltalter haben, die sich schmeicheln mit schwindlichten Charakteren und Gedanken einzunehmen, mit Bravaden, wo alle Wahrheit der Natur und der Sitte verstellt ist. Sie haben es noch nicht so weit gebracht, daß man außer ihren Cirkeln und Trinkstuben ein Stück hoch achte, das gegen Tugend und Sitte anstößt. Mich wundert nicht sehr, daß sie die Regel, welche Ordnung, Wahrheit und Sitten in einem Drama fordert, aus der Acht lassen, diese Sachen mögen nicht nach ihrem Sinne sein; mich wundert mehr, daß sie das Lächerliche vertragen können, welches von diesem Unsittlichen, diesem Falschen entstehet. Warum fürchten sie nicht, daß wir lachen, wenn sie nicht fürchten, daß wir uns ärgern? Sie haben sonst überall mehr Furcht gehabt lächerlich als böse zu sein. Der Miß Sara Anhänglichkeit an einen Bösewicht, die elende Schwachheit, womit sie sich von einem Betrüger und Räuber betrügen läßt, die Widersprüche zwischen ihrem Kopfe und Herzen — — des Philotas Leichtsinnigkeit, seine Niederträchtigkeit, sein schwindlichter Kopf, fallen ins Komische und Abenteuerliche u. s. w. Aber das Schlimmste ist, daß der Verfasser sein Bestes thut, uns diese Person für groß und edelmüthig zu geben" u. s. w. Es bedarf in unsern Tagen keiner Hinweisung mehr darauf, welch eine Verkennung des Wesens der Kunst darin liegt, wenn man dem dramatischen Dichter unterschiebt, er billige, was er geschehen lasse, und die Bibliothek der schönen Wissenschaften ist in dieser Beziehung auch schon viel weiter, wenn sie sagt, Philotas wäre ja frei geworden, wenn er nur wollte, seine Würde, seine Gefangenschaft seien ihm nicht unrühmlich gewesen — warum erstach er sich? „Freilich! er war aber fast noch ein Kind und ein Held!" Daß aber für Lessing geradezu nur das ein tragisches Motiv ist, wobei vermöge einer einseitigen Schroffheit des Charakters, einer durch den Drang der Ereignisse hervorgerufenen leidenschaftlichen Auffassung der Situation ein unglücklicher Ausgang herbeigeführt wird, werde ich später bei Gelegenheit eines Beispieles, über welches man sich, wie es scheint, bis auf den heutigen Tag nicht hat zurechtfinden können, ausführlicher nachzuweisen suchen.

Neben diesem Feinde Lessings — denn das wurde Bodmer aus Widerspruchsgeist und Eigensinn, den einmal gefaßten Begriff von ihm nicht aufgeben zu wollen, immer mehr, wovon noch später die seltsamsten Beispiele anzuführen sein werden — hatte auch ein nah Befreundeter das Unglück, sich bei Gelegenheit des Philotas gründlich lächerlich zu machen. Lessing schickt Gleimen am 18. März 1759 den Philotas mit den Worten: „Noch folgt hierbei ein Exemplar von einem kleinen Trauerspiele (Philotas), welches Ihnen der Verfasser, der sich nicht genannt hat, mit ergebenster Empfehlung zuschickt. Er möchte gern durch mich erfahren, was Sie davon hielten." Gleimen mußte das Gedicht, insofern es, wie ich oben dargestellt habe, der kriegerischen Richtung angehörte, die in Kleists Werken und seinen eigenen Kriegsliedern eingeschlagen war, gar sehr gefallen; er mochte auch, insofern es sich in demselben um eine Provinz handelt, die Philotas seinem Vater nicht will verloren gehen lassen, eine Anspielung auf Friedrich II. in demselben erblicken, ja vielleicht gar eine Hindeutung auf die Thatsache, daß der König für den Fall der Gefangennehmung Gift bei sich führte [1]) — genug, er entschloß sich,

[1]) Woher der Stoff zu dem Stücke genommen sein möge, ist nicht ganz klar;

das Stück unter dem Namen des Grenadiers, mit einigen Umänderungen zu verſificiren und ſchickte ſogar zuerſt eine Probe, dann das Ganze in aller Naivität an Leſſing ſelbſt, der auch Bonhommie und guten Humor genug beſaß, es ſpäter drucken zu laſſen; er verwandelte, nach Körtes Leben Gleims S. 114, in dem Exemplare, das er Gleimen ſchickte, das Wort verſificirt auf dem Titelblatte in verificirt. Der Titel heißt: Philotas. Ein Trauerſpiel. Von dem Verfaſſer der preußiſchen Kriegslieder verificirt. Berlin, bei Voß 1760.[1]) An des regierenden Herzogen von Braunſchweig königliche Hoheit. Der Anfang lautet:

Gefangen? Ich gefangen? Götter! Ach!
Mein Vater! — Fang' ich ſo zu lernen an?
Ein Kind, träumt' ich Feldläger, Schlachten, Sturm!
O träumt' ich itzt, ein Jüngling, Wunde, Tod,
Und das viel ärgre die Gefangenſchaft!
Allein ich wache, denke, ſehe mich,
Und eine leichte Wund', ach! eine nur;
Durch die der blut'gen Hand das Schwert entſank,
Schmerzt; aber iſt nicht tödtlich, ſagt der Arzt! — —
Nichtswürdiger, ſie ſollte tödtlich ſein!
Grauſam-barmherzig war der Feind, als er
Befahl, mich zu verbinden; liſtig war
Er mehr als grauſam. Leben wollt' ich nicht!

---

eine beſtimmte hiſtoriſche Thatſache ſcheint hier nicht dramatiſirt zu ſein. In der mehrere Male angeführten Kritik in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften wird geſagt, der Charakter des „Prinzen Alexander" liege bei dem des Philotas zu Grunde, und in Leſſings Kollectaneen lieſt man: „Der Zug wegen des kurzen Schwertes iſt nicht ſowohl aus dem Lohenſtein (im Arminius), als aus dem Plutarch: Lacaena dicenti filio, parvum gladium sibi esse, adde, inquit, gradum. [Vgl. Schnorr v. Carolsfeld, Archiv für Literaturgeſchichte, IV, 272 f.] — Solch ein junger Held wie Philotas war Archidamus, der Sohn des Zeuxidamus, welchem ſein Vater, als er ihn zu wild auf die Athenienſer einbrechen ſah, zurief: ἢ τῇ, δυνάμει πρόσθες, ἢ τοῦ φρονήματος ὕστες; entweder mehr Kräfte oder weniger Muth! Plutarch. in Laconicis. — Desgleichen der junge Lacedämonier, von dem Seneca in ſeinen Briefen meldet: Lacon quidam adhuc impubes captus clamabat: pugnans quidem captus sum, servire tamen nolo. Verum cum paulo post juberetur servili fungi ministerio, illisum parieti caput rapit. (Ep. 77)." Man könnte auch an Spargapiſes, den Sohn der Tomyris, denken. Vgl. Baumgarten, Allgemeine Welthiſtorie, IV, 168, welche Leſſing ſpäter in Breslau zum Behuf ſeines „Alcibiades" ſtudierte; H. XI, 2, 651. (M. und B.) Hölſcher meint in dem bereits angeführten Programme, S. 11, Leſſing könne zum Philotas durch das gleichnamige Stück des Samuel Daniel, den Nicolai in ſeiner Geſchichte der engliſchen Bühne (IV, 323. H. XI, 1, 704) anführt, angeregt ſein, aber dies iſt gänzlich aus der Luft gegriffen, denn dieſes Stück ſowie ein gleichnamiges von Philipp Frowde behandelt nach dem Companion to the playhouse die Geſchichte jenes Philotas, eines Sohnes des Parmenio, der mit dem Vater auf Befehl des Alexander hingerichtet wurde, als dieſer von Mißtrauen gegen ſeine eigenen Kampfgenoſſen ergriffen wurde; eben ſo wenig haben eine alte Tragödie Philotas, die 1612 zu Edinburg gedruckt worden, und das lateiniſche Drama des Jeſuiten Noel mit dem Leſſingſchen Stücke etwas gemein.

[1]) So berichtet Danzel nach Körte; der genaue Titel des Originaldruckes (S. von Maltzahns Bücherſchatz S. 455, Nr. 1195) aber lautet: „Philotas. Ein Trauerſpiel. Von dem Verfaſſer der preußiſchen Kriegslieder verificirt. Berlin, bey Chriſtian Friedrich Voß 1760." 8. Danzel wird wahrſcheinlich den Originaldruck gekannt haben, da er den Anfang deſſelben mittheilt, oder eine ungenaue handſchriftliche Aufzeichnung hiervon, wonach er in den Titel „verificirt" aufnahm. Auf dem Titelblatte der Gleimſchen Originalhandſchrift wird der Zuſatz „verſificirt" gelautet haben. (M.)

Denn, überunden, war für mich kein Troſt
Als: Sterben. Welch' ein Anblick war ich mir!
In Feindes Händen lebend mich zu ſehn!
Und — o! in welch' verflucht Geſicht ſah ich
Dem alten Krieger, der auf ſeinem Arm
Den leichten Jüngling vor dem Pferde wog!
Kind, ſagt er, Kind! Er und ſein König hält
Mich für ein Kind! — Man ſehe nur einmal
Was für ein Zelt! Bin ich gefangen? ich?
Was ſollen Schwanenbett und Polſterſtuhl?
Hohnſprechende verfluchte Höflichkeit!

Aber bald hatten ihm Leſſings Hindeutungen, die ein Muſter von ſeiner Perſiflage ſind, die Augen geöffnet. „Ich kann Ihnen nicht beſchreiben," ſchreibt dieſer den letzten März 1759, „welch' eine Freude Sie dem Verfaſſer des Philotas durch die angefangene Ueberſetzung gemacht haben. Er ſchließt daraus, daß er doch einigermaßen Ihren Beifall haben müſſe. Ich ſetze hinzu, daß Ihre Ueberſetzung, wenn Sie ſo fortfahren, vortrefflich und die beſte Kritik für den Verfaſſer werden wird. Schenken Sie ihm immer das Muſter, das ihm bis jetzt noch mangelt; das Muſter, meine ich, einer edlen tragiſchen Sprache, ohne Schwulſt und ohne die zierlichen kleinen Redensarten, die meinem Bedünken nach das ganze Verdienſt der franzöſiſchen tragiſchen Poeſie ausmachen. Der Einfall, den Namen des Grenadiers dazu zu borgen, iſt vortrefflich, nur beſorge ich, daß das Publikum in einem etwas verdrießlichen Tone fragen möchte: aber warum macht uns denn der Grenadier nicht ſelbſt ein Trauerſpiel? — Geduld, er wird es ſchon noch machen!" Da ſchreibt denn nun Gleim, nachdem er am 25. März vermuthet hatte, Leſſing ſei der Verfaſſer, in etwas gedrückter Gemüthsſtimmung [1]) den 16. April 1759 an Kleiſt: „Ich habe die Poeſie eigentlich ins Kurze gezogen, auch viel Aenderungen gemacht, z. B. des Parmenio Charakter, der dort ziemlich komiſch iſt, iſt hier ganz tragiſch geworden, viel unerhebliche Umſtände ſind ausgelaſſen, überhaupt habe ich mich bemüht, die tragiſche Sprache und Horazens „Eile zu Ende" zu beobachten, welche beide Stücke in keiner einzigen unſerer Tragödien in Verſen genug beobachtet ſind. Wäre ich gewiß geweſen, daß ich mit unſeres Leſſing Arbeit zu thun hätte, ſo wäre ich ohne Zweifel etwas furchtſamer zu Werke gegangen, denn wer iſt ein ſo großer Kenner des Theaters als er? Ich muß aber geſtehen, daß, je mehr ich mich dem Ende der Arbeit genähert habe, deſto mehr Einwürfe habe ich wider die Muthmaßung, daß Herr Leſſing der Verfaſſer ſei, zu machen Gelegenheit gefunden, ſo daß ich zuletzt Hrn. Moſes oder Hrn. Nicolai davor hielt. Es iſt nun nicht mehr zu ändern, er mag die kühnen Jamben ins Feuer werfen, wenn ſie ihm nicht gefallen. . . . Ich fürchte, daß man ſie für eine Kritik anſehen wird, und in der That ward der erſte Verſuch nur in kritiſcher Abſicht gemacht;" ſo wie ſchon am Tage vorher an Leſſing ſelbſt (XIII, 105. H. XX, 2, 141): „Allerdings hat er (der

[1]) Die durch Kleiſts begütigende Antwort noch mehr ins Licht tritt: „Den Philotas haben Sie ſehr verſchönert, Leſſing hat mir dies ſelber ſchon geſagt. Ich habe bei dem Ihrigen geweint und bin durchgehens ſehr gerührt geweſen, welches ich bei dem proſaiſchen nicht gethan habe. Sie haben den Charakter des Philotas durch die Liebe zum Vaterlande viel edler gemacht. Indeſſen werden Sie wohl thun, mein Liebſter, wenn Sie keine fremden Arbeiten mehr verſificiren, ſondern eigene machen. Ihr Plan wird vielleicht natürlicher und beſſer werden als fremde" u. ſ. w.

Grenadier) sich zu viel herausgenommen. Wenigstens hätte er erst den Verfasser des Philotas wissen sollen. Warum aber wollen Sie ihm denselben nicht namhaft machen? Durch den Beifall, den Sie dem ersten kleinen Versuche gaben, hat sich der gutherzige Grenadier verführen lassen, allzu dreist mit fremder Arbeit umzugehen. Wüßte er, daß er mit einem billigen Schriftsteller zu thun hat, so dürfte er darüber sich keine Nachsorge machen. Sie könnten ihn derselben wohl überheben" — worauf er denn, nach Art wohlhabender alter Junggesellen, zu völliger Abwaschung seiner Schande Lessingen einen Anker des besten Rheinweins aus den Halberstädter Domkellern übersendet. Aber daß Gleim hier einem Schriftsteller sein eigenes Werk in einer verbesserten Umarbeitung zusandte, und daß dieser Schriftsteller eben Lessing sein mußte, das ist noch die mindeste Lächerlichkeit bei der Sache: die größere und durchaus colossale liegt darin, daß dieses Werk, welches er versificirte und zum Theil erweiterte, gerade der Philotas war, welcher nun eben nicht versificirt und ganz und gar ins Enge gezogen sein sollte, — weshalb denn auch Lessing am 12. Mai schreibt: „Sie haben ihn zu dem Ihrigen gemacht, und der ungenannte prosaische Verfasser kann sich wenig oder nichts davon zueignen," worauf denn die eben angeführte Stelle kommt, daß der Grenadier zu sehr Aeschylus sei, und sich zur wahren tragischen Einfalt nicht herablassen könne; — und daß der, welcher es that, eben Gleim war, dem Lessing seine Fabeln mit den Worten übersendet (XII, 137. M. 163. H. XX, 1, 186): er könne es voraussehen, daß weder seine Fabeln noch seine Abhandlungen den Beifall eines Dichters und folglich auch Gleims nicht erhalten könnten, denn er habe freilich einen andern und schlechtern Weg nehmen müssen, um sich der Gefahr einer nachtheiligen Parallele mit den Gleims und Lafontainen nicht auszusetzen, — dem Ramler im Verlaufe eines Briefes, den ich später anführen werde, schreiben kann: „Antworten Sie ihm also doch nur immer auf das Geschenk von seinen Fabeln," und der dann Lessingen so geschrieben hatte, daß dieser nicht anders zu antworten weiß, als folgende Worte: „Ihr Urtheil von meinen Fabeln ist allzugütig. Ich danke Ihnen für Ihren freundschaftlichen Beifall. Für einen freundschaftlichen Tadel würde ich Ihnen noch mehr danken, denn dieser könnte mich besser machen, und von jenem besorge ich, daß er mich stolz machen wird" (XII, 139. M. 165. H. XX, 1, 189). Und wirklich folgt nun von Seiten Lessings nur noch Ein Brief und dann sechs Jahre lang keiner.

Diese Streitigkeiten und Mißverständnisse können nun freilich in ihrer Vereinzelung auf ein bedeutendes Interesse keinen Anspruch machen; sie fallen einigermaßen unter die Kategorie der literarischen Anekdoten und Curiositäten; doch wird man sie auch von einem höheren Standpunkte aus für nicht ganz unwichtig erklären können, denn es spricht sich in ihnen deutlich aus, daß Lessing bereits in die Periode eingetreten war, in welcher er vollständig weder von Freund noch Feind mehr verstanden wurde, und auf „seinem Hügel außer dem Dorfe allein stand." Nicht als ob nicht, was er gefunden, in eminentem Grade eben das gewesen wäre, was Allen noth that und daher auch sogleich ganz wie von selbst das Gemeingut Aller geworden ist, aber die Andern brachen doch nur die Frucht; den Entwickelungsproceß und die geistige That, aus welcher derselbe hervorging, hatte nur er allein.

Es könnte scheinen, als hätten wir mit den vorhergehenden Erörterungen die Literaturbriefe, welche doch für den Mittelpunkt von Lessings Thätigkeit

in diesem Zeitraum erklärt wurden, ganz aus den Augen verloren, was hat es zunächst mit dem neuen Boden, welchen diese für die deutsche Literatur erobert haben sollten, zu thun, daß Lessing für die Fabel und allenfalls auch für das Drama auf das innerste Wesen dieser Dichtungsarten oder etwa auch der Dichtung überhaupt zurückging? Gleichwohl ist, was hier den durchgreifenden Gesichtspunkt bildet, nichts anderes als eben das, woraus jene dem Anschein nach nur partiale Reform der Dichtung hervorging, jener Geist der Simplification, insofern derselbe kein negativer war, sondern den positiven Kern der Dinge ans Licht zu ziehen suchte, in seiner größten Allgemeinheit und umfassendsten Aeußerung aufgefaßt.

Lessing ist der erste, welcher in Deutschland die Forderung einer nationalen Literatur aufgestellt hat, wie denn auch die Literaturbriefe sich der ursprünglichen Anlage nach auf Besprechung deutscher Schriften beschränken sollten. Nicht als ob vor ihm Niemand eine deutsche Literatur mit Bewußtsein und umfassender Energie hervorzurufen bestrebt gewesen wäre. Ich habe an einem andern Orte gezeigt, daß dies die Idee von Gottscheds Leben gewesen, an deren Verwirklichung dieser mit unermüdlicher Thätigkeit und nicht zu verachtender Einsicht gearbeitet habe; und schon vor ihm hatten die schlesischen Dichter, mit Opitz an der Spitze auf der einen und Chr. Thomasius auf der andern Seite, wenigstens die Theile dieser großen Aufgabe auf das Entschiedenste ins Auge gefaßt. Aber was für eine deutsche Literatur war es, welche diese Männer ins Leben rufen wollten und zum Theil wirklich ins Leben gerufen haben? — Das läßt sich mit einem einzigen Worte ganz erschöpfend bezeichnen: sie wollten nur eine eigene deutsche Literatur, d. h. eine deutsche Literatur, die doch neben den fremden auch eine Literatur wäre, und also in Folge des beständigen Rückblicks auf die fremden Literaturen, denen sie in jedem einzelnen Punkte ein Paroli biegen zu können wünschten, ganz natürlicherweise eine Literatur nach dem Muster der letzteren — dagegen hatten sie von einer eigenthümlichen deutschen Literatur, die sich unabhängig aus dem eigenen Innern der Nation entwickelt hätte und dieses in sich abspiegelte, so wenig einen Begriff, daß sie die vorhandenen Reste einer früheren deutschen Literatur der Art verächtlich von sich warfen oder höchstens zu gelehrter Notiznahme anmerkten. Von dem letzteren Verfahren ist der „nöthige Vorrath zur Geschichte der dramatischen Dichtkunst" von Gottsched das hervorstechendste Beispiel. Gottsched sammelt hier mit einem Fleiße, gegen den Lessing ein wenig ungerecht ist, wenn er ihm auch hier am Zeuge zu flicken sucht und ihn einen patriotischen κοπροφόρος nennt,[1]) alle Titel von dramatischen Stücken,

[1]) Der sechzehnte Literaturbrief schließt mit den Worten: „Und vor allen Dingen, warum fehlt denn — in dem „Nöthigen Vorrath" — Anne Dore, oder die Einquartirung, ein Schäferspiel in einem Aufzuge? Dieses Mensch kennet der Herr Professor doch ganz gewiß, und es ist gar nicht dankbar, daß er ihrer wenigstens nicht bei Gelegenheit seiner Schaubühne erwähnt hat." Daß in diesen Worten eine Verhöhnung Gottscheds liegen solle, wird von jeher jeder Leser erkannt haben, aber wie hängt es damit zusammen? Im Jahre 1746 erschien zu Zürich eine Schrift, welche man bei Jördens (I, 138) Bodmern beigelegt findet: Vom Natürlichen in Schäfergedichten, wider die Verfasser der Bremischen neuen Beiträge, verfertigt von Nisus, einem Schäfer in den Kohlgärten, einem Dorfe vor Leipzig, besorget und mit Anmerkungen vermehrt von Hans Görgen, ebenfalls einem Schäfer daselbst. Der Verfasser desselben ist Johann

die er nur auftreiben kann, aber lediglich um sie als Masse dem Auslande entgegenhalten zu können, so wie ein Kind sich begnügt, einen Gegenstand zu haben, wenn es auch gar keinen Gebrauch davon zu machen weiß — ein Interesse nimmt er an allen diesen Dingen im Grunde gar nicht, denn dem allergrößten Theile nach sind ja dies Werke, die er, wegen ihrer gänzlichen Mißachtung der aristotelischen Regeln u. s. w., im Grunde des Herzens lieber von Henkershand würde verbrennen sehen. Dies wußte Lessing sehr wohl und daher kam hier der Gegensatz zur älteren Ansicht und die Anschauung von dem Wesen und der Nothwendigkeit einer eigenthümlichen deutschen Literatur zum Durchbruch. Die Stelle ist unzähligemal angeführt worden, aber meistens nur in dem Sinne, daß dem Gottsched hier eins versetzt werde. „Niemand," hatte die Bibliothek der schönen Wissenschaften (III, 1, 35) gesagt, „wird leugnen, daß die deutsche Schaubühne einen großen Theil ihrer ersten Verbesserungen dem Herrn Professor Gottsched zu danken habe." „Ich bin dieser Niemand," setzt Lessing hinzu; „ich leugne es geradezu. Es wäre zu wünschen, daß sich Herr Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine vermeinten Verbesserungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten oder sind wahre Verschlimmerungen." Denn was habe er gethan? Er habe nicht sowohl unser altes Theater verbessern als der Schöpfer eines ganz neuen sein wollen. Und was für eines neuen? Eines französirenden — ohne zu untersuchen, ob dieses französirende Theater der deutschen Denkungsart angemessen sei oder nicht. Dies ist der Hauptpunkt: danach hatte bisher noch Niemand gefragt, kaum hatte Elias Schlegel die Bemerkung niederzuschreiben gewagt, daß das französische und englische Theater gar wohl nebeneinander bestehen könnten, weil ein jedes dem Nationalcharakter angemessen sei. In Bezug auf die deutsche Literatur war man noch nicht darüber hinausgekommen, irgend etwas ganz allgemein und an und für sich Richtiges zu suchen, welches, von Ort und Zeit abgesehen, vermöge des Wesens der Dichtkunst und der Gesetze des menschlichen Geistes ein für allemal bestimmt sein müsse, und das denn in der That von andern Nationen, deren Literatur schon seit längerer Zeit einen Bestand gewonnen hatte, ohne Zweifel bereits festgestellt sei.

Adolph Schlegel (vgl. H. IX, 78, Anm. 21), der sich unter den Pseudonymen „Orontes" und „Pottelwitz" verbarg. Er parodiert das in Gottscheds „Deutscher Schaubühne" (V, 449—536) gedruckte Schäferspiel Uhlichs „Elisie," sowie einzelne Stellen aus Gottscheds deutscher „Iphigenie" und „Atalante." (Pottelwitz, Literarische Pamphlete, Zürich 1781 S. 73 ff.) Von eben diesem Verfasser und von derselben Tendenz ist nun jene Anne Dore, die Gottsched also mit gutem Vorbedacht um die Unsterblichkeit zu bringen gesucht haben wird. In Bodmers Gedicht „Untergang der berühmten Namen" kommen (a. a. O. S. 171) die Verse vor:

Ach! mir blutet das Herz, daß in dem Kohlfeld vor Leipzig
Anne Dore nicht mehr die Schafe hütet, und Pelten
Nicht anspeit und ihren Kuß zu dem süßen Furier lenkt.

und dazu die Anmerkung: Anne Dore in des Nisus Schäferspiel, die Einquartierung:

Geh' Pelten, schier dich fort, geh', sonst spei ich dich an, u. s. w.

Auch schreibt Schlegel unter dem Namen Pottelwitz am 30. Juli 1746 an Bodmer: „Anne Dore ward vor vierzehn Tagen von der Neuberin aufgeführt; aber wie sie es gemacht hat, ist die Satyre sehr unverständlich gewesen!" Vielleicht macht das Schäferspiel einen Theil von jenem Pamphlete selbst aus. Die Geschichte fällt in die Zeit von Lessings Aufenthalt in Leipzig und war ihm daher erinnerlich.

Bei dieser Gelegenheit thut Lessing zuerst Shakespeares Erwähnung: „Wenn man die Meisterstücke des Shakespeare, mit einigen bescheidenen Veränderungen, unsern Deutschen übersetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von bessern Folgen gewesen sein, als daß man sie mit dem Corneille und Racine so bekannt gemacht hat. Erstlich würde das Volk an Jenem weit mehr Geschmack gefunden haben, als es an Diesen nicht finden kann; und zweitens würde Jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von Diesen zu rühmen weiß. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden, und am leichtesten von so einem, das Alles bloß der Natur zu danken zu haben scheinet, und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschrecket. Auch nach den Mustern der Alten die Sache zu entscheiden, ist Shakespeare ein weit größerer tragischer Dichter als Corneille; obgleich dieser die Alten sehr wohl und jener fast gar nicht gekannt hat. Corneille kommt ihnen in der mechanischen Einrichtung und Shakespeare in dem Wesentlichen näher" u. s. w. (VI, 42. M. 41 f. H. IX, 82). Auch diese Stelle gehört zu den bekanntesten aus Lessings Werken, sie ist eins der Ur- und Grundworte der modernen deutschen Literatur, denn es kann gar kein Zweifel sein, daß durch sie, namentlich als Herder in seinen Fragmenten die Hauptstellen in den Literaturbriefen gesammelt und mit dem erforderlichen Enthusiasmus übergossen hatte, die Begeisterung für Shakespeare und der Wetteifer, ihm nachzufolgen, vornehmlich ins Leben gerufen worden sind. Es ist hiervon die natürliche Folge, daß man ihre literarhistorische Bedeutung überschätzt und ihre nächste Beziehung verkannt hat, ganz ebenso wie die Worte der Bibel von den gläubigen Christen keineswegs immer am unbefangensten ausgelegt und in dem richtigen Zusammenhange aufgefaßt, und die Werke der antiken Kunst von denen, welche sie unbedingt verehren, oft lediglich nach ihren eigenen Bedürfnissen ausgedeutet worden sind. Man verräth Unwissenheit, wenn man niederschreibt, daß in dieser Stelle zuerst in Deutschland auf Shakespeare aufmerksam gemacht worden sei; daß Lessing selbst ihn schon frühe gekannt und nachgeahmt, habe ich oben bewiesen. Außerdem sagt Nicolai im elften der Briefe über den gegenwärtigen Zustand der schönen Wissenschaften, nachdem er bemerkt, es komme im Lustspiel auf die Charaktere an: „Shakespeare, ein Mann ohne Kenntniß der Regeln, ohne Geschmack, ohne Ordnung, hat der Mannichfaltigkeit und der Stärke seiner Charaktere den größten Theil des Ruhms zu verdanken, den ihm seine und alle andern Nationen noch bis diese Stunde geben;" und im 39. Stück der Neuen Erweiterungen der Erkenntniß und des Vergnügens 1756 findet sich: „Versuch einer Uebersetzung einiger Stellen aus Shakespeares Richard III." mit folgender Einleitung: „Der Name des Shakespeare kann unsern Lesern nicht unbekannt sein. Die kurze Nachricht, die sich von dem Leben dieses großen Dichters in dem ersten Bande dieser Monatsschrift befindet" — 1753, der Aufsatz ist eine Zusammenstellung des damals Bekannten und geht die einzelnen Stücke mit nicht mißliebigem Urtheil durch; ein vollständiges Verzeichniß derselben nach Popes Ausgabe 1728 wird englisch und deutsch angehängt — „wird ihnen vielleicht nicht mißfällig gewesen sein. Die Uebersetzung einiger Stellen aus einem seiner vornehmsten Stücke, die ihnen hier vorgelegt wird, würde ohnfehlbar ihnen eben so wenig mißfallen, wenn es möglich wäre, daß der Uebersetzer mit eben demselben Geiste hätte übersetzen können, mit dem Shakespeare selbst gedichtet

hat. Allein wer kann auf dergleichen Genie einigen Anspruch machen? Eine Uebersetzung von einem ganzen Stücke des Shakespeare würde vielleicht sehr wenig Beifall von dem deutschen Geschmack erhalten. Warum? Weil wir lieber das elendeste Stück, darinnen alle Regeln der drei Einheiten mit allen Unvollkommenheiten der tragischen Schaubühne genau verbunden werden, zu lesen gewohnt sind, als daß wir die Kühnheit eines erhabenen Genies, das keinen als seinen eigenen Vorschriften folgt, in allen seinen schönen Unvollkommenheiten bewundern sollten. Shakespeare war zu groß, sich unter die Sclaverei der Regeln zu demüthigen. Er brachte dasjenige, was Andere der Kunst und der Nachahmung zu danken haben, aus dem Ueberflusse seines eigenen Geistes hervor. Man muß ihn unter die Anzahl derjenigen von den Dichtern rechnen, welche man Erfinder nennt, und deren es vielleicht in allen Weltaltern und aus allen Völkern zusammengenommen nicht viel über ein halbes Dutzend wird gegeben haben. Diejenigen also, welche nicht Gelegenheit haben sich mit den Schönheiten des Originals bekannt zu machen, werden sich von der erhabenen Art, mit der Shakespeare seine Helden aufzuführen gewohnt ist, aus folgenden Stellen einen geringen Begriff machen können." Es wird dann Act I, Sc. 2, Act IV, Sc. 4 u. 5, Act V, Sc. 4 in Prosa übersetzt. [1]) Und ebensowenig, wie eine erste Hervorhebung Shakespeares, liegt in der angeführten Stelle aus dem siebzehnten Literaturbriefe eine Anpreisung desselben in dem Sinne, wie diese später in der Sturm- und Drangperiode und unter den Romantikern gäng und gebe geworden ist. Lessing hätte nicht Lessing sein müssen, wenn es damit auf eins hinauslaufen könnte. Zuvörderst ist von einer Nachahmung Shakespeares bei Lessing nicht die Rede, und schon darin zeigt sichs, daß er mit Besonnenheit und Beherrschung des Gegenstandes gelobt hat. Fänden wir nicht in der Bibliothek der schönen Wissenschaften die Aeußerung, man müsse freilich dem Voltaire in dem Tadel der komischen Scenen im Hamlet beistimmen, aber nicht weil wir es für unleidlich halten, daß man in der Tragödie scherzt, sondern weil die Personen, die Shakespeare scherzen läßt, allzuklein sind, allzusehr mit den Helden contrastiren, als daß dieses der tragischen Wirkung nicht Abbruch thun sollte: „warum aber sollten ein Paar Krieger wie Philotas und ein Parmenio in einer Situation, die für sie keine traurigen Aussichten hatte, nicht einen kleinen anständigen Scherz vorbringen, besonders wenn er von so wahrhaftig heroischen Gesinnungen begleitet wird?" [2]) — so würde uns sein Philotas, der doch gerade um die Zeit entstand, als Lessing sich solche Einsichten erarbeitete, gewiß nicht an den Shakespeare erinnern. Alsdann hatte Lessing bei seiner Hinweisung

[1]) Ein gewisser J. F. C. übersetzt bald darauf in der Zeitschrift Thomson's Coriolan in Prosa. Vielleicht rührt von ihm jener Aufsatz her. Wer könnte er sein? Diese Zeitschrift enthält noch mehre Uebersetzungen von englischen Trauerspielen, den Tamerlan von Rowe, Don Carlos von Otway. — Uebrigens dürfte durch die dort übersetzten Stellen aus dem Richard das gleichnamige Stück Weißes angeregt sein, bei welchem er das Shakespearesche nicht gekannt haben wollte — ein Vorgeben, das, wenn er nicht so eine Hinterthür hat, ganz und gar erlogen sein muß. (Danzel.) Dies will Guhrauer von dem „ehrlichen Weiße" nicht glauben. Vgl. J. Minor, Weiße, S. 211. (M. und B.)

— [2]) Gleim nahm auch an dem kleinen anständigen Scherz Anstoß und machte den Parmenio ganz ernst — s. oben. Lessing fand später noch eine andere Entschuldigung für den antiken Ton dieser Scene in der Xenophontischen Cyropädie (XI, 695. M. 2, 342. H. XIII, 1, 292). (M. und B.)

auf Shakespeare ganz scharfbegrenzte Gesichtspunkte vor Augen; wenn er sagt, Shakespeare komme den Alten im Wesentlichen der Tragödie näher als Corneille, so werden wir dabei geradezu an die Handlung zu denken haben, und ich werde noch darauf zurückkommen, in welcher Beziehung diese bei den Franzosen allerdings zurücktrat und Lessingen bei dem neuen Literaturprincip, welches er aufstellte, die Hauptsache sein mußte. Besonders aber liegt der Grund, überhaupt auf Shakespeare hinzuweisen, für Lessing nicht, wie bei den späteren, bloß in einer unklaren schlechthinigen Vortrefflichkeit, die er ihm zuschreiben zu dürfen glaubte, sondern in einer bestimmten Beziehung zu der deutschen Literatur, in welcher er ihn erblickte. Er fährt nämlich nach jenem Tadel, den er über Gottsched ausgesprochen, daß er uns ein französirendes Drama habe aufdringen wollen, folgendermaßen fort: „Er hätte aus unsern alten dramatischen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmerken können, daß wir mehr in den Geschmack der Engländer als der Franzosen einschlagen,[1]) daß wir in unsern Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als uns das furchtsame französische Trauerspiel zu sehen und zu denken giebt; daß das Große, das Schreckliche, das Melancholische besser auf uns wirkt als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte; daß uns die zu große Einfalt mehr ermüdet als die zu große Verwickelung u. s. w. Er hätte also auf dieser Spur bleiben sollen und sie würde ihn geraden Weges auf das englische Theater geführt haben. Sagen Sie ja nicht, daß er auch dieses zu nutzen gesucht, wie sein Cato es beweise. Denn eben dieses, daß er den Addisonschen Cato für das beste Trauerspiel hält, zeigt deutlich, daß er hier nur mit den Augen der Franzosen gesehen, und damals keinen Shakespeare, keinen Jonson, keinen Beaumont und Fletcher u. s. w. gekannt hat, die er hernach aus Stolz auch nicht hat wollen kennen lernen" — worauf denn die oben angeführte Stelle über Shakespeare folgt. Also gar nicht allein und mit exclusiver Bewunderung führt Lessing den Shakespeare an, sondern nur als den besten unter seinen Zeitgenossen, und auf diese überhaupt will er darum zurückgegangen wissen, weil er in ihnen eine Entwickelung erblickt, welche die unterbrochene der deutschen Nationalbühne gewissermaßen fortsetze, und an welche daher bei der Wiederaufnahme des Fadens zunächst hätte angeknüpft werden sollen; eine Ansicht, mit welcher er den Standpunkt, auf welchem er selbst gestanden hatte, als er in der Miß Sara Sampson eine ganz andre Anlehnung an die englische Literatur versuchte, offenbar zunächst für irrthümlich erklärt, denn hier hatte er ohne Rücksicht auf die Vergangenheit der deutschen Literatur und eine innere Verwandtschaft der englischen mit derselben, an gewisse englische Literaturprodukte der Gegenwart und jüngster Vergangenheit lediglich aus dem subjectiven Grunde angeknüpft, weil sie ihm gefielen, weil sie ihm auch den Andern gefallen zu können schienen, und weil sie eben den allgemeinen literarischen Principien, die er für die richtigen hielt, am besten entsprachen.

[1]) Lessing besaß nach Nicolais Reise IV, 566 eine ganze Sammlung von Haupt- und Staatsactionen, deren Verlust man um so mehr bedauern muß, je weniger von diesen Werken auf uns gekommen ist und je verschiedenartiger noch die Ansichten über ihre Natur sind. S. Prutz, Geschichte des deutschen Theaters S. 176 ff. und die Anmerkungen.

Es ist im Allgemeinen meine Aufgabe nicht, was Lessing aufgestellt oder hervorgebracht, einer Kritik zu unterwerfen — worauf sollte sich diese basiren und wie sollte damit nicht einem unendlichen Hin- und Herreden Thür und Thor geöffnet sein? — allein an gegenwärtiger Stelle ist es für die Auffassung der geschichtlichen Verhältnisse selbst von großer Wichtigkeit, daß man sich über die Gültigkeit der Ansicht, die wir ihn so eben haben aussprechen hören, einigermaßen orientire. Sie ist ganz irrthümlich, diese Ansicht, deren Aeußerung doch für die deutsche Literatur so wichtige und zum Theil segensreiche Folgen gehabt hat. Lessing hat Recht darin, daß die ältere dramatische Poesie in Deutschland — sowie überhaupt in ganz Europa — der englischen verwandt ist, er hat Recht darin, daß die französirende ein fremdartiges Reis ist, das ihr mit Gewalt aufgepfropft worden, er hat endlich auch Recht darin, daß er nunmehr auf das englische Drama zurückzugehen anräth — aber wie überhaupt derjenige immer Unrecht behalten wird, der von irgend etwas, was sich nun einmal als bedeutendes Glied der Entwickelung geltend gemacht hat, behaupten will, es hätte gar nicht sein sollen, so hat er auch keineswegs Recht, wenn er hier einen englischen Einfluß an der Stelle des französischen zu erblicken, und den letztern in der Geschichte der deutschen dramatischen Literatur gar nicht vorhanden zu sehen wünscht. Das deutsche Drama hätte durch bloße Einwirkung des englischen und ohne die Interception des französischen Dramas zu einer ersprießlichen Entwickelung gar nicht kommen können — Beweis: es hat eine solche Einwirkung im Anfange des 17. Jahrhunderts stattgefunden, es findet sich unter den „englischen Schauspielen" sogar ein Stück des Shakespeare, der Titus Andronikus — und das deutsche Theater ist dadurch zu einer kunstgemäßen Ausbildung nicht gelangt. Dies ist den allgemeinen geistigen Entwickelungsgesetzen auch ganz gemäß: wenn einmal das deutsche Drama und die deutsche Literatur überhaupt nicht aus und durch sich selbst zu einer höheren Ausbildung hatten gelangen können, so konnten sie es auch durch die Einwirkung der englischen gerade darum nicht, weil diese eine homogene war. Denn wie im Moralischen dem, welcher nicht gut thun will, nicht die mütterliche Pflege des Glückes noth thut, sondern die harte Schule der Widerwärtigkeit, so muß sich auch im Geistigen, was in sich selber nicht zu einer bedeutenden Erscheinung erstarken konnte, wenn doch noch etwas aus ihm werden soll, zunächst an einer schroffen Heterogeneität hinaufranken. Erst wenn es hier ernst und streng zu sein gelernt hat, wird ihm auch wieder das Verwandte entgegengetragen werden können, weil sich nun von ihm wird erwarten lassen, daß es dasselbe nicht im Sinne eines schlaffen Gehenlassens, sondern mit kräftiger Application auf das Wesentliche in ihm ergreifen wird. Es ist für die Erkenntniß von Lessings literarhistorischem Standpunkt sehr wichtig, daß man darüber im Klaren sei, daß er dieses Element, welches in der Entwickelung des deutschen Dramas die französirende Richtung vertritt, in seiner Nothwendigkeit nicht begriffen und in seiner Wirklichkeit in der Geschichte der deutschen Literatur nicht erkannt hat; denn dies erklärt namentlich sein Auftreten gegen Gottsched, welcher, wie ich anderswo bewiesen habe, gerade dieses Element repräsentirt, und den er überall und so auch hier schlechthin verächtlich behandelt. Es ging ihm hier eben einmal, wie es uns Allen geht: je bedeutender an sich ein Princip ist, das der nächsten Vergangenheit angehört, und

je wirkungsreicher es sich geltend gemacht hat, um so mehr werden wir geneigt sein, seine Resultate als etwas zu betrachten, was sich ganz von selbst verstehe, was ohne alles Verdienst sei, und was eigentlich nur dazu da sei, um den Vorwurf zu hören, daß es nichts weiter sei — und es ist gut, daß es so ist, denn wehe zwar dem Menschen, durch den das Uebel kommt, aber das Uebel muß sein. Könnten wir die Leistungen unserer Vorgänger mit vollkommener historischer Gerechtigkeit, wie sie die Folgezeit ausübt, anerkennen, so kämen wir vor lauter Gerechtigkeit und Anerkennung nicht vom Flecke, und das fiat justitia pereat mundus träfe im eigentlichen Sinne des Wortes ein.

Bei der Erwähnung Shakespeares und der Ausführung, weshalb man zum Behufe der Erneuerung des deutschen Dramas auf ihn zurückgehen sollte, spinnt Lessing zugleich noch einen andern Faden an, der sich später zu einem reichen Gewebe ausgebreitet hat. Er fährt fort: „Daß aber unsre alten Stücke wirklich sehr viel Englisches gehabt haben, könnte ich Ihnen mit geringer Mühe weitläufig beweisen. Nur das bekannteste derselben zu nennen: Doctor Faust hat eine Menge Scenen, die nur ein Shakespearesches Genie zu denken vermögend gewesen. Und wie verliebt war Deutschland, und ist es zum Theil noch, in seinen Doctor Faust! Einer von meinen Freunden verwahret einen alten Entwurf dieses Trauerspiels, und er hat mir einen Auftritt daraus mitgetheilt, in welchem gewiß ungemein viel Großes liegt. Sind Sie begierig ihn zu lesen? Hier ist er!" — worauf denn Lessing eine Scene aus einer eigenen Bearbeitung dieses Stoffes einrückt.

Wie Goethe, so hat auch Lessing beinahe vom Anfange bis zum Ende seiner literarischen Laufbahn die Geschichte des Faust im Auge behalten und an einem oder mehreren Fausten gearbeitet. Es läßt sich ein Tag angeben, an welchem ihm dieser Gegenstand vielleicht zuerst bekannt geworden ist: „am 14. Juni 1753 ward auf der Schuchschen Schaubühne in Berlin Faust vom Teufel geholet" heißt es in einer Nachricht von der Schuchschen Schauspielergesellschaft in den „Erweiterungen", [1]) und daß Lessing diese Bühne

[1]) In den Neuen Erweiterungen der Erkenntniß und des Vergnügens finden sich mehrere Berichte über die Vorstellungen der Schuchschen Gesellschaft in Berlin und in Breslau. In den ersteren heißt es, in den Trauerspielen sei die Schuchsche Gesellschaft gar nicht geschickt. Dann Auszüge aus einer Pantomime die Geburt des Harlequin — die Hanswurstiaden sind unter den angeführten Stücken bei Weitem vorwiegend zum Aerger des Gottschedschen Berichterstatters, der sich J. F. He***rt unterschreibt. Der Breslauische Bericht giebt eine deutliche Anschauung davon, wie Lessing gerade hier mit dem Volksschauspiele bekannt werden konnte, und nennt ihn selbst schon als Autorität in diesen Dingen; er bezieht sich auf den Berlinschen. Dieser hatte mit einer „Erörterung über Schauspielkunst überhaupt" angefangen. Der Breslauer sagt, das werde er nicht thun. „Es haben die geschickten Herren Verfasser der Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters uns hierüber schon sehr glückliche Proben geliefert, und es ist nicht zu zweifeln, daß der jetzige Fortsetzer dieser angenehmen und nutzbaren Schrift in seiner theatralischen Bibliothek nicht noch das Rückständige auf eben so anmuthige Weise ergänzen werde. Die deutschen Patrioten sind diesem schönen Geiste für ein so lobenswerthes Unternehmen gewiß besonderen Dank schuldig; denn zu der Verbesserung und größern Vollkommenheit des deutschen Theaters wird er ungemein Vieles beitragen. Ich überlasse daher der vorzüglichen Feinheit des Herrn Lessing dergleichen Abhandlungen" u. s. w. — doch wird auch hier getadelt, daß zu oft unregelmäßige Stücke auf die Bühne gebracht würden — „wie vielen Vorzug hat auch hierin die Kochsche und Schönemannsche Gesellschaft!" Dann heißt es, nachdem die Schauspieler einzeln besprochen

damals fleißig besuchte, und wohl auch mit der Gesellschaft in Verbindung gestanden habe, erhellt daraus, daß er einen von der Mad. Schuch 1754 gesprochenen Epilog geschrieben (I, 209. M. 250. H. XIX, 639). Wirklich hat Lessing jetzt alsbald einen Faust zu schreiben angefangen. „Wo sind Sie, liebster Lessing," schreibt ihm Mendelssohn d. 19. November 1755, „mit Ihrem bürgerlichen Trauerspiele? Ich möchte es nicht gern bei dem Namen nennen, denn ich zweifle, ob Sie ihm den Namen Faust lassen werden. Eine einzige Exclamation — o Faustus! Faustus! könnte das ganze Parterre lachen machen." Dann findet sich erst wieder im Jahr 1758 eine weitere Notiz: Lessing schreibt am 8. Juli aus Berlin an Gleim: „Ich schreibe Tag und Nacht, und mein kleinster Vorsatz ist jetzo, wenigstens noch dreimal so viele Schauspiele zu machen als Lope de Vega. Ehstens werde ich meinen Doctor Faust hier spielen lassen," und aus dem Stücke, wie es jetzt doch wenigstens im Entwurf vollständig vorhanden gewesen sein muß, wird denn auch die im folgenden Jahre in den Literaturbriefen veröffentlichte Scene entnommen sein. Allein wenn jetzt auch das Stück vollständig ausgearbeitet worden sein sollte, so ist wenigstens bald wieder eine Umschmelzung mit demselben vorgenommen worden, denn in dem Briefe des Rector Klose, der die Hauptquelle für Lessings Breslauer Aufenthalt bildet, wird gesagt, er habe auch bisweilen an seinen Doctor Faust gedacht, und einige Scenen aus Noels „Satan" benutzen wollen [1]) — wobei wir an des schlesischen Jesuiten Franz Noel Tragödie „Lucifer" werden denken müssen, die sich in desselben opera poetica Frankfurt 1717 findet. In Breslau wollte auch einer seiner Freunde,

worden, „das Beste kommt zuletzt: Herr Schuch als Hanswurst und Director der Gesellschaft. Er ist von gutem Ansehen, kann aber keine andern Rollen als die erwähnten gut spielen. Bei der Würde dieses Charakters will ich mich nicht aufhalten und nur von den lustigen Gedanken des Hanswursts meine Meinung sagen. Man kann nicht läugnen, daß er zuweilen gute und lächerliche Einfälle hat, welche er mit eben so belachenswerthen Gebärden begleitet. Doch wird man sie sehr bald gewohnt, und einen außerordentlichen Reichthum besitzt er daran nicht. Wie leicht wird aber nicht die Wiederholung in solchen Fällen verdrießlich! Er könnte dieses einigermaßen verhüten, wenn er nicht alle Tage im lustigen Nachspiel glänzen wollte und mit sinnreichen und artigen Nachspielen abwechselte. Deren haben wir aber erst seit zween Monaten ungefähr vier gesehen: Herzog Michel, die sehenden Blinden, die Matrone von Ephesus und ein Schäferstück. Die übrigen Tage hat stäts Hanswurst „vor heute eine angenehme und wohlschlafende Nachtruhe gewünschet." Noch einen Fehler merke ich an, den er, wie mich dünket, bis zum Ekel treibet: Er hat die Gewohnheit, einige seiner Acteurs mit ihren etwa tadelnswürdigen Neigungen öffentlich aufzuziehen, und diese müssen ihm den meisten Stoff zu seinen gelegentlichen Einfällen geben. Ich will jetzt nicht untersuchen, ob sich das überhaupt schicket; so viel ist aber gewiß, daß er diesen Spaß so oft wiederholet, daß er endlich wirklich abgeschmackt und absurd genannt werden kann. Doch übrig genug vom Hanswurst!" Nicolai ist denn wieder mit diesen Aufsätzen nicht zufrieden. Er sagt — Briefe S. 127 — „So sehr ein deutscher Patriot wünschen muß, daß man die Geschicklichkeit und die Fehler der Schauspieler einer mehreren Aufmerksamkeit würdigte, so sehr wird man Ursache haben, die Nachrichten von verschiedenen deutschen Schaubühnen, die die Herren Verfasser der Erweiterungen des Erkenntnisses und des Vergnügens versprochen haben, zu verbitten. Zwei Beurtheilungen der Schuchischen Schaubühne, die sie in ihre Monatsschrift eingerücket haben, erwecken kein Verlangen nach mehreren." Dürfen wir uns nun Nicolais Urtheil auch hier, wie nach den früheren Erörterungen in den meisten Punkten, mittelbar oder unmittelbar von Lessing bestimmt denken, so wäre dieser schon damals der lebhafteste Vertheidiger der Volksbühne gewesen.

[1]) Leben von K. Lessing I, 243.

wie er Karl Leſſingen verſicherte (K. Leſſing in der Vorrede zum zweiten Theil des Theatraliſchen Nachlaſſes S. XXXIX), zwölf Bogen dieſes Trauerſpiels im Manuſcript durchgeleſen haben. Weiter erſucht Leſſing ſelbſt am 21. Sept. 1767 von Hamburg aus ſeinen Bruder Karl, ihm die Clavicula Salomonis zu ſchicken, denn er brauche ſie zu ſeinem Fauſt, an dem er aus allen Kräften arbeite, und den er noch dieſen Winter wolle ſpielen laſſen, und damals muß er auch ſeinen Hamburger Freunden von dem Stück erzählt haben. Ebert erinnert ihn mehreremale daran, daſſelbe doch endlich zu vollenden (XIII, 151. 165. H. XX, 2, 255. 280). Bei ſeiner erſten Anweſenheit in Braunſchweig 1770 hat Leſſing jedenfalls ausführliche Mittheilungen über das Stück gemacht (XIII, 207—209. H. XX, 2, 332—334). Wenn nun das Alles nur ganz äußerliche Notizen ſind, ſo haben wir erſt aus der Zeit der italieniſchen Reiſe ein paar Ueberlieferungen, wie das Ding eigentlich ausgeſehen haben möge. Der Brief von Engel und der Bericht von Blankenburg, die Lachmann beide aufgenommen hat, ſind auf dieſe Zeit zurückzuführen, da Engel erſt 1765 nach Leipzig, 1776 nach Berlin, Blankenburg 1777 nach Leipzig gekommen iſt. Sie ſtimmen mit einander im Weſentlichen überein, ſowie auch mit dem Anfange eines Entwurfes von Leſſing ſelbſt, der aus dieſem Grunde in dieſelbe Zeit geſetzt werden zu müſſen ſcheint, und laſſen den äußern Gang des Stückes allenfalls erkennen, wobei beſonders ein Vorſpiel in die Augen fällt, in welchem die Teufel den Anſchlag auf Fauſt faſſen, von welchem es heißt, daß ihm ſo leicht nichts anzuhaben ſein werde. Aber über das, worauf man am begierigſten ſein muß, das geiſtige Intereſſe, von welchem aus Leſſing dieſen Stoff behandelt, den Gedanken, welchen er demſelben untergelegt habe, läßt ſich aus ihnen nichts Genügendes erſchließen. Das Unterſcheidende dieſer Bearbeitung der Fauſtſage iſt, daß die Teufel es nur mit einem Phantom zu thun haben, gar nicht mit dem wahren Fauſt, welcher von vorn herein ihren Anfechtungen entzogen iſt, aber hier iſts ſogleich nicht klar, wie dies aufgefaßt und durchgeführt worden ſei. Was Engel erzählt: „Alles was mit dieſem Phantome vorgeht, iſt Traumgeſicht für den ſchlafenden wirklichen Fauſt, dieſer erwacht, da ſchon die Teufel ſich ſchamvoll und wüthend entfernt haben" — weil nämlich das Phantom gerade in dem Augenblicke verſchwunden iſt, da ſie ſich ſeiner bemächtigen wollen — „und dankt der Vorſehung für die Warnung; er iſt jetzt feſter in Wahrheit und Tugend als jemals" — iſt eine ſo entſchiedene Plattheit, daß man ſie Leſſingen unmöglich zutrauen kann. Etwas anders ſtellt nun freilich Blankenburg die Sache dar. Die hölliſchen Heerſchaaren glauben ihre Arbeit vollbracht zu haben, ſie ſtimmen im fünften Acte Triumphlieder an, bis eine Erſcheinung aus der Oberwelt ſie unterbricht: „Triumphirt nicht, ruft ihnen der Engel zu, ihr habt nicht über Menſchheit und Wiſſenſchaft geſiegt, die Gottheit hat dem Menſchen nicht den edelſten der Triebe gegeben, um ihn ewig unglücklich zu machen; was ihr ſahet und jetzt zu beſitzen glaubt, war nichts als ein Phantom." Darin ſcheint denn doch ſo etwas zu liegen, wie das Goetheſche

Wer immer ſtrebend ſich bemüht,
Den können wir erlöſen,

wenn es nur irgend begreiflich wäre, wie Fauſt ſolcher Erlöſung nun fähig ſein ſollte, wenn er gar nicht dabei geweſen iſt und die Teufel nur mit einem Phantom zu thun gehabt haben, wie ferner überhaupt mit einem ſolchen

Phantom etwas vorgehen könne, was ein sittliches Interesse hätte, und was endlich, falls etwas Derartiges mit ihm vorgeht, in ihm also wirklich eine menschliche Persönlichkeit dem Bösen in die Hände fällt, nun damit gewonnen sein solle, daß das Faust nicht selbst sei, denn Faust selbst interessirt uns doch hier nur als eine sittliche Persönlichkeit überhaupt. Ich habe vergebens gehofft, daß die Vergleichung von Lessings Plan mit der Tragödie des Noel einen Aufschluß gewähren würde. Dieses Stück ist eine Dramatisirung des Falls der Engel, wo Lucifer sich besonders wegen der bevorstehenden Menschwerdung Gottes empört und demzufolge seine Forderung auf unionem hypostaticam mit demselben stellt; und hier kommen denn namentlich unter den bösen Engeln allerlei Auftritte vor, die in einem Faust wohl eine Stelle hätten finden können, aber eine nähere Beziehung habe ich nicht aufzufinden vermocht. Indessen vielleicht würde sich der Fund der Mühe nicht einmal verlohnen, wenn wir auch den Grundgedanken von Lessings Faust ausfindig machten; wir haben uns in Folge der endlosen Erörterungen über Goethes Faust wohl zu sehr daran gewöhnt, vorauszusetzen, daß ein jeder Dichter in einem Werke dieses Inhaltes immer gerade das Allertiefste, was er zu geben haben mochte, niedergelegt habe. Wenigstens was Lessing selbst in dem auf uns gekommenen Entwurfe den Teufel, welcher Fausts Verführung übernommen hat, sagen läßt: „Zu viel Wißbegierde ist ein Fehler; und aus einem Fehler können alle Laster entspringen, wenn man ihm zu sehr nachhängt," klingt gar nicht danach, als wenn hier nur irgend eine bedeutende Anschauung über Welt und Menschenschicksal niedergelegt sein könnte.[1]) Neu dürfte es übrigens sein, daß Lessing zwei Fauste zu schreiben angefangen hat, was wenigstens daraus, daß K. Lessing von zwei Entwürfen spricht, noch nicht geschlossen werden konnte, und vielleicht auch damit gar nicht gesagt sein soll. In einem Briefe von Gebler in Wien an Nicolai vom 9. Dec. 1775 finden sich die Worte: „Ich wünsche, daß Ew. Hochedelgeboren Hoffnung wegen der Erscheinung des Lessingschen Dr. Fausts zutreffen möge. Mir hat unser großer, aber zu wenig gegen das Publikum freigebiger Freund auf mein Befragen mündlich anvertraut, daß er das Sujet zweimal bearbeitet habe, einmal nach der gemeinen Fabel, dann wiederum ohne alle Teufelei, wo ein Erzböseswicht gegen einen Unschuldigen die Rolle des schwarzen Verführers vertritt. Beide Ausarbeitungen erwarten nur die letzte Hand." Durch diese Notiz wird es erklärt, wenn Lessing in den Kollectaneen (XI, 275. M. 1, 376. H. XIX, 338), nachdem er von dem Cyniker Menedemus angeführt, er sei in seiner Schwärmerei so weit gegangen, daß er sich als eine Furie gekleidet habe und so herumgezogen sei, mit dem Vorgeben, er komme aus der Hölle, um auf die Sünder Acht zu haben und den Geistern daselbst Nachricht zu bringen, hinzusetzt: „dies kann vielleicht dienen, den Charakter des Verführers in meinem zweiten Faust wahrscheinlich zu machen." Und aus dieser Erwähnung folgt denn wieder, zu welcher Zeit er sich mit diesem zweiten Faust beschäftigt habe, denn die Kollectaneen sind 1768—1774 geschrieben worden; (vgl. H. XIX, 232 f.) man müßte ohnehin vermuthen, daß dieser zweite Faust durch Brawes Freigeist veranlaßt sein

[1]) Man sollte doch meinen, diese Auffassung sei eine so großartige, daß sie der Goetheschen getrost zur Seite gestellt werden könne. (M. und B.)

möge, den Leſſing in den Werken deſſelben in dieſer Periode aufs Neue in Druck geben wollte. Daher iſt auch vielleicht die Annahme nicht zu gewagt, daß es dieſer Fauſt geweſen, von welchem Ebert Kunde gehabt hat. Denn in dem oben angeführten Briefe, in welchem hauptſächlich von dem Stücke die Rede iſt, wählt Ebert, wo er Leſſing, wie öfter, mit ſeiner angeblichen Spielſucht aufzieht, die Wendung: „Sie müßten es denn auch durch Zauberei dahin bringen, daß ich mich den Teufel reiten ließe und einmal ſpielte. Doch mich dünkt, das traurige Exempel meines Verführers iſt allein ſchon hinreichend, mir eine ewige Warnung zu ſein.“ Mag nun aber dieſer und der erſte Fauſt bereits vollſtändig ausgearbeitet geweſen ſein oder nicht: wenn ſie überhaupt, wenigſtens ſo lange Leſſing lebte, ſchwerlich ans Licht getreten ſein würden, da er, wie Blankenburg ſagt, mit der Herausgabe bis zum Erſcheinen der übrigen Fauſte warten wollte, die zu dieſer Zeit aus allen Ecken Deutſchlands angekündigt waren, und von dem Goetheſchen wenigſtens hat er nichts mehr geſehen — ſo iſt für uns das Manuſcript im Jahr 1775, als Leſſing die Reiſe angetreten hatte, die ihn ſpäter nach Italien führte, mit einer Kiſte, welche der Buchhändler Gebler von Leipzig nach Braunſchweig beſorgen ſollte, gänzlich verloren gegangen (II, 495. M. 518. H. XI, 2. 591). [1])

Wenn Leſſings ſpätere Beſchäftigung mit einer erneuerten poetiſchen Bearbeitung der Fauſtſage auf dieſe Weiſe zu den Erſcheinungen einer Periode in Beziehung tritt, für welche alle ſeine Bemühungen im Fache der deutſchen Literatur überhaupt beinahe nur als eine Vorbereitung erſcheinen, ſo hat zugleich jene erſte und einzige öffentliche Erwähnung dieſes Projectes, die von ihm ſelbſt ausgegangen, diejenige Richtung, welche er durch die an daſſelbe geknüpften Betrachtungen ein für allemal beſeitigen wollte und in dem Auge der Geſchichte wirklich beſeitigt hat, noch zu einer letzten Kraftanſtrengung veranlaßt, die in mehr als Einer Beziehung merkwürdig iſt. Es ließ ſich vorausſehen, daß Gottſched, ſo gern er auch ſonſt ſeine Gegner durch Ignoriren unſchädlich zu machen ſuchte, einem Angriff gegenüber, der ihm alles und jedes Verdienſt um das deutſche Theater abſprach, ſich doch nicht werde haben ruhig verhalten können. Er veröffentlicht im zweiten Theil des nöthigen Vorraths (1765) das Schauſpiel von der Päpſtin Johanna von Scherenberg (Schernberk), nicht ohne ſich deshalb unter verſchiedenen Geſichtspunkten ziemlich ängſtlich zu entſchuldigen, bei welcher Gelegenheit er denn ſagt, er wiſſe gar wohl, daß die theatraliſchen Regeln von unſerem guten Scherenberg nicht beobachtet würden, die er nicht einmal gewußt haben werde. „Allein,“ ſetzt er recht giftig hinzu, „habe ich nicht berühmte heutige Schriftſteller und eingebildete große Kunſtrichter vor mir, die den brittiſchen Abgott Shakeſpeare und andere dramatiſche Helden dieſes Volkes aus viel neuern Zeiten verehren und anbeten, ob ſie gleich eben ſo wenig Regel und Ordnung auf ihrer Schaubühne beobachtet haben? eben ſo viel Geſpenſter, Teufel, Tod, Himmel und Hölle aufs Theater bringen? Wer weiß, wo noch ein heutiger brittenzender Shakeſpeare darüber kommt, der nächſt der verſprochenen Komödie von

[1]) Neuerdings iſt der Herausgeber deutſcher Puppenſpiele, Concertmeiſter Engel in Dresden, durch eine gewagte Combination dazu gekommen, einen anonymen „Fauſt“ vom Jahre 1775 für den Leſſingſchen (!!) zu halten und als ſolchen herauszugeben; vgl. Schnorr v. Carolsfeld, Archiv für Literaturgeſchichte, VII, 146 f. (M. und B.)

Dr. Faust auch das Trauerspiel unsers Scherenberg vom Papst Jutten erneuert und umschmelzet, um ein recht erstaunlich rührendes Stück trotz dem Kaufmann zu London oder Miß Sara Sampson daraus zu machen?" Das wäre denn nun freilich ein bloßer Ausbruch ohnmächtigen Zornes, aber Gottsched weist hier zugleich auf eine in Frankfurt und Leipzig 1760 in 8. erschienene kleine Schrift hin, „Briefe die Einführung des engländischen Geschmacks in Schauspielen betreffend, wo zugleich auf den XVII. der Briefe, die neueste Literatur betreffend, geantwortet wird," die schon im Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit 1759 (S. 916) angepriesen wird,[1]) und dieses Büchlein verdient der Vergessenheit entrissen zu werden. Dasselbe macht sich, indem es die Identität des Verfassers der Sara und des 17. Literaturbriefes voraussetzt und von der Bekämpfung des Letztern ausgeht — gleich den Anfang bildet ein Schreiben an „Niemand" — besonders mit dem Faust zu thun, welcher in ächt Gottschedscher Weise damit parodirt werden soll, daß ein Stück aus Miltons verlornem Paradiese in ähnlicher Weise behandelt wird. Dann heißt es: „Ihr Freund theilt uns einen Auftritt aus dem Faust mit, um unsere engländische Denkungsart ganz außer Streit zu setzen. Es kommt mir beinahe ebenso vor, als wenn man ehedem die Sibyllen von Sachen, die vor einigen Jahrhunderten geschehen, prophezeien ließ. Ohnfehlbar begeht Herr Niemand hier auch einen heiligen Betrug. Doch wenn ich mich irren sollte, so ist es ewig Schade, daß man den guten Doctor Faust auch nicht schon vor 20 Jahren aus dieser herrlichen Ausgabe gehabt . . . . . Ich habe den Doctor Faust wohl auch spielen sehen, doch da war freilich Alles weit anders: Faust predigte weder, noch spottete er, und kein Teufel drohte. Ueberhaupt ging alles sehr kurz zu, wie bei Staatsvisiten gewöhnlich. Faust machte seine Beschwörungen und forderte einen Geist zu seiner Bedienung. Es erschien einer; Faust fragte, wie schnell er wäre. Wie der Wind, antwortete ihm der. Er citirte einen andern und wiederholte seine Frage: Wie schnell bist du? Wie der Blitz. Auch der ist ihm nicht schnell genug und muß abtreten wie der erste. Ein dritter erschien. Wie schnell bist du? hieß es wieder. „Wie der Menschen Gedanken." Und das schien meinem Doctor Faust schnell genug. Der neue Faust läßt sieben Teufel auf einmal kommen, um die Assemblée ansehnlicher und, weil es Teufel sind, tragischer zu machen; zugleich aber das witzige Nein! und das Bin ich, und Ein Wunder, daß unter sieben Teufeln nur sechs Lügner sind, anbringen zu können . . . . . Dort gehen die Teufel wieder, wenn sie nichts mehr auf der Bühne zu thun hatten. Hier müssen sie warten, damit sie der witzige Faust kann Schnecken des Orkus nennen. Jener weniger subtile Faust hält den Teufel für den schnellsten oder wenigstens für den brauchbarsten für ihn, der so schnell ist wie seine Gedanken, der Alles ins Werk setzen kann, sobald er es wünscht. Dieser aber macht sich darüber einen Scrupel, daß die Gedanken

[1]) Es wird hier von Gottsched seine alte Taktik wieder in Anwendung gebracht, er seis ja gar nicht gewesen, der zuerst auf das französische Theater verwiesen habe, wir hätten eine lange Reihe von Uebersetzungen seit 1650; es hätte also Herr Niemand erst diese alten Liebhaber und Fortpflanzer des französischen Geschmackes, worunter er gewiß auch einige Durchl. Herzöge von Braunschweig, Herrn Anton Ulrichen und Ludwig Rudolphen angetroffen haben würde, seine kritische Zuchtruthe fühlen lassen müssen, ehe die Reihe an Herrn Professor Gottscheden gekommen wäre u. s. w.

der Menschen nicht immer schnell sind. Mit was für Rechte, sehe ich nicht ein." Und am Schluß: „Was sagen Sie zu dieser Scene?" Antwort in einer Anmerkung: „daß Faust und die Teufel einander zum Trutz witzig sind, und unter diesem ewigen Witz das wahrhafte Große ersticken; daß solche ganz epigrammatisch und ganz unnatürlich ist; und daß, wenn dieses Englisch ist, man nicht Unrecht thäte, wenn man mit in die Litanei setzte: Vor dem Englischen Geschmack. Daß ich aber auch weiß, daß die Engländer lange nicht so Engländisch denken, als der Verfasser dieser Scene mitten in Deutschland." Wenn wir von dieser letzten Bemerkung absehen — denn wirklich dürfte das Witzelnde des Dialogs hier zum Theil auf Nachahmung älterer englischer Muster zurückzuführen sein, wenigstens aus den Schnecken des Orkus blickt der klare Euphuismus heraus — was kann treffender sein, als dieser Tadel gegen Lessing im Munde eines verachteten Gottschedianers: auch Simrock tadelt in seiner Ausgabe des Puppenspiels den Zusatz Lessings, so wie denn auch in dem Stücke, wie es Sommer noch 1844 in Berlin aufführen sehen, Mephistopheles, der so schnell ist wie die Gedanken der Menschen, als der schnellste unter den Teufeln erscheint. Allein noch merkwürdiger als durch den Inhalt, dürfte die Schrift durch die Verfasserin sein, denn ich glaube nicht zu kühn zu sein, wenn ich annehme, daß die Frau Gottsched selbst hier am Ende ihrer Laufbahn für ihren jetzt bereits überall aus den Schranken verjagten Gemahl noch einmal eine Lanze bricht. Von ihm kann die Schrift nicht herrühren, dazu ist sie zu geistreich und zu lebendig geschrieben; auf der andern Seite kommen Specialitäten in ihr vor, die außer ihm und seiner Frau nicht wohl Jemand wissen konnte,[1]) die ganze Manier und namentlich die Art des Witzes erinnert durchaus an die „Horazische Predigt" und ähnliche parodistische Versuche der Frau Gottsched, und wer außer ihr, die eine so reiche Belesenheit in altdeutschen Schriften aller Art besaß, hätte Lessingen mit der Andeutung: das sei der wahre altdeutsche Geist gar nicht, eine Widerlegung angedeihen lassen können, wie sie ihm sonst bei seinen Lebzeiten so leicht nicht dürfte widerfahren sein?

Es ist gewiß merkwürdig genug, daß Lessingen so etwas hat begegnen können; und der Umstand wäre im Stande, allerlei wunderliche Gedanken rege zu machen, welche auch wohl seine größten und am allgemeinsten aner-

[1]) Eine Anmerkung, welche Lessings Bemerkung über Gottscheds unvollständige Kenntniß des Französischen (VI, 41. M. 41. H. IX, 80) widerlegen will, lautet wie folgt: „Er verstand ein wenig Französisch. Wer muß das Ihrem Freunde gesagt haben? Wer Hrn. Prof. Gottscheden kennt und selbst ein wenig mehr als ein wenig versteht, wird ihm das Recht widerfahren lassen, daß er es ohne diese verkleinernde Einschränkung versteht. Auch damals, als er an die Verbesserung der Schaubühne dachte, verstand er wohl soviel davon als ein Deutscher in Leipzig, weswegen ihn auch der Hr. Hofrath Menke bei der neuen Ausgabe seiner Charlataneriae eruditorum, der er die Anmerkungen des französischen Uebersetzers beifügen wollte, die Uebersetzung dieser ins Lateinische auftrug. Und hatte ihm denn nicht seine Verdeutschung der Fontenelleschen Abhandlung von mehr als einer Welt, der Gespräche der Todten und von den Orakeln schon gleichfalls dieses Zeugniß gegeben? Hrn. Fontenelle, dem er diese Schriften mit einem französischen Briefe überschickte, gab ihm das Zeugniß, daß er auch gut französisch schreibe." — Siehe Gottsched und seine Zeit S. 87. 88, wo der Brief von Fontenelle abgedruckt ist. — Uebrigens ist die Schrift der Frau Gottsched in den Literaturbriefen selbst von Nicolai im 74. Briefe, wo er die Angriffe, die er und seine Mitarbeiter erfahren, zurückweist, oberflächlich besprochen worden.

kannten Verdienste nicht unangetastet ließen. Wie? könnte man sagen, Lessing geht im Dringen auf Eigenthümlichkeit und Nationalität auf die älteren deutschen Dichtungen zurück, diesen, sagt er, hätte man sich anschließen, was sie gegeben, hätte man weiter ausbilden, was ihnen Analoges anderwärts zu finden war, hätte man zur Kräftigung der eigenen Entwicklung auf deutschen Boden verpflanzen sollen — und nun findet es sich, daß er den Geist jener älteren deutschen Dichtung nicht rein und richtig auffaßte: wird nun nicht all sein Streben nach einer nationalen deutschen Literatur eitel gewesen sein und ohne Frucht?

Wir wissen Alle, wie es sich damit verhält, aber um den Aporemen vorzubeugen, die aus einer solchen Schlußfolgerung hervorgehen könnten, werden wir uns über den wahren Sinn des Obersatzes verständigen müssen — die Natur von Lessings Hervorhebung der Aelteren wird eine andere sein, als wir so ohne weiteres vorauszusetzen geneigt sind: es wird hier, so wie oben bei Shakespeare, darauf ankommen, daß wir uns bei der Auffassung seines Verfahrens von der Einmengung moderner Gesichtspunkte frei zu erhalten wissen.

Lessings Zurückgehen auf die Vergangenheit der deutschen dramatischen Literatur ist ganz harmloser Natur. In späteren Jahrzehenden haben sich auf dem Gebiete der Literatur, wie auf andern Gebieten, Theorien geltend gemacht — ich brauche sie nicht mit Namen zu nennen, wir haben noch heute genug mit ihren Folgen zu kämpfen — welche entweder mit seltsamer Verwechslung des zeitlichen prius mit dem begrifflichen prius der Wesenheit, in der Nachahmung bestimmter Erscheinungsformen einer gewissen Zeit den Anforderungen der Gegenwart, welche eine wahrhaft nationale Entwicklung verlangt, entsprechen zu können glaubten, oder in einer künstlich bewerkstelligten allmähligen Weiterentwicklung dessen, was sich von selbst nun doch einmal nicht entwickelt hatte, das alleinige Heil erblickten. Regte sich so etwas schon bei Lessing, er würde mit der Form des ältren deutschen Dramas geliebelt und kokettirt haben, wie etwa Tieck mit der alten englischen Bühneneinrichtung, oder Fr. Schlegel und Andere mit dem spanischen Theater. Aber wenn jene Zeit für solche Conditoreiwaarenfabrikation überhaupt noch einen viel zu gesunden Magen und hausbacknen Geschmack hatte — wer würde rascher bei der Hand gewesen sein als eben Lessing, solche romantische Geistesdämmerung dergestalt zu durchleuchten, daß sie sich zuletzt selbst nicht mehr zu finden gewußt hätte? Lessing wünscht, daß das deutsche Drama sich geradlinig fortentwickelt haben möchte, wie es etwa das englische gethan, und allenfalls mit Hilfe dieses letzteren, und wer sollte nicht mit ihm wünschen, daß es so gekommen wäre? Da es nun aber nicht so gekommen ist, verlangt er nicht, daß man das, was an der Stelle dessen, was man gewünscht hatte, eingetreten ist, als ungeschehen betrachte, wie die sogenannte „historische" Theorie sehr unhistorischer Weise häufig gethan hat, sondern indem sich die Gegenwart nun helfen mag, wie sie kann, und mit Benutzung aller derjenigen Elemente, welche ihr die von außen hereingebrachte Entwickelung zugeführt hat, soll nur darauf hingewiesen werden, daß aus der älteren Zeit auch noch gewisse einheimische Elemente vorhanden seien, die man doch nicht ganz ungenützt lassen möge. Und so hat denn Lessing, nachdem er selbst von einem französirenden Drama ausgegangen war, weiterhin eine Form erschaffen, die von

dem älteren deutschen Drama eben so wenig und eben so viel hat, wie von den pseudoantiken Gebilden der letzten Jahrhunderte, und hat er damit, wie wir alle zugeben müssen, seine Aufgabe gelöst, so ist es dabei vollkommen gleichgültig, wenn er vielleicht das ältere deutsche Drama von vorn ein wenig durch eine moderne Brille angesehen haben sollte.

Ueberhaupt kann man sich den ganzen Proceß der modernen deutschen Literatur, die wir eine wahrhaft nationale zu nennen so wohl berechtigt sind, wie er jetzt in Lessings Geiste vor sich ging, nicht unbefangen, nicht verschwiegen, ich möchte sagen, nicht keusch genug vorstellen. Schon das Wort national kann hier eine falsche Vorstellung erwecken, indem es nämlich den Schein einer Absicht in den Vorgang hineinträgt. Die Erfahrung lehrt, daß auch im Gebiete des Geistigen ein jedes Gewächs die Natur des Bodens, aus dem es entsprossen ist, an sich trägt, und dies muß von der Poesie und der im engeren Sinne sogenannten Literatur, der schönen Literatur und den ihr verwandten Erscheinungen in erhöhtem Grade gelten, weil diese die Darstellung entweder des Menschenlebens selbst oder äußerer Gegenstände in der Färbung einer menschlichen Stimmung zum Gegenstande haben, und also zuletzt nichts sind, als Abspiegelungen von einem Stück Leben. Das Leben aber wird nach seinen allgemeinen Charakterzügen bestimmt durch die Eigenthümlichkeit der engern oder weitern Gemeinschaft von Menschen, deren Leben es ist, und hier wird zuletzt Alles auf die Natur jener auf gemeinsamer Abstammung, Sprache u. s. w. beruhenden Gemeinschaft zurückzuführen sein, welche wir ein Volk nennen. Aus dieser Wahrnehmung, die jedoch übrigens immer in einem gewissen liberalen Sinne aufzufassen ist, weil nämlich theils der Begriff einer Nationalität ein elastischer ist, theils manche Charakterzüge, namentlich im modernen Europa, auch mehreren Nationen gemeinsam sind, haben nun neuere Literaturrichtungen eine Theorie gemacht: die einzelnen Literaturerscheinungen sollen einen nationalen Charakter tragen, die Production soll sich geflissentlich auf die Grundzüge der Nationalität verlegen und diese in möglichst erschöpfender Darstellung herausbilden — es soll eine specifisch nationale Literatur geschaffen werden — wie man dies in den Werken der deutschthümelnden Periode am entschiedensten durchzuführen versucht hat. Es ist nicht schwer zu zeigen, daß es kein unfehlbareres Mittel giebt, das Entstehen einer wahrhaft nationalen Literatur zu hintertreiben, als ein solches Verfahren. Es wird hier nämlich der Nationalität, welche den Character der Literatur bestimmen soll, etwas ganz anderes untergeschoben: der Begriff, welchen sich die Nation, oder vielleicht gar nur ein Theil derselben, von ihrer Nationalität macht — und dieser kann niemals vollkommen erschöpfend sein, weil er eben nur eine einzelne Ausgeburt der Nationalität ist. So wie es ein Charakterzug einer Nation ist, welche Vorstellungsart von diesen oder jenen einzelnen Gegenständen, z. B. den Lebensverhältnissen der Liebe und Ehe sich bei ihr findet, so ist auch der Begriff, den sie sich von sich selbst zu machen beliebt, indem sich z. B. die Franzosen für eine äußerst gebildete, die Deutschen für eine äußerst biedere Nation erklären, worüber die außen Stehenden dann bisweilen ganz anders denken, nur ein solcher einzelner Charakterzug und nichts weiter; die Nation sieht, wie Alles andere, so auch sich selbst nur durch die gefärbte Brille ihrer Eigenthümlichkeit, und folglich wird eine Darstellung ihres Lebens, die hierdurch bestimmt wird, nicht sie selbst abspiegeln, wie sie in

ihrer Totalität ist, sondern eine Darstellung davon geben, wie sie — vielleicht vermöge einer ganz absonderlichen und obendrein in Kurzem vorübergehenden Grille — gern sein möchte oder wofür sie gern gelten wollte. Ich kann hier wiederum kein schlagenderes Beispiel nennen als die deutschthümelnde Literatur, die von Klopstock an die Deutschen als eichenabknickende Omophagen darzustellen suchte, während aus dem Schooße der deutschen Nation zugleich Wielands Erzählungen und Kotzebues Dramen hervorgingen. Sonst könnte man auch an die bekannten Verse des Virgil denken, wo als der Beruf der Römer das regere imperio populos dargestellt, und ihnen das Kunstleben abgesprochen wird, wo zwar der Dichter mit dem ersteren ganz Recht hat, aber doch nicht ohne daß seinem Volke gleich durch das Vorhandensein des Gedichtes selbst, in welchem diese Aeußerung sich findet, der Anspruch auf den Besitz einer recht sehr anerkennenswerthen Kunstbildung gewahrt wird. Aus welchem allen denn für die Bedingungen einer wahrhaft nationalen Literatur die Folge zu ziehen ist, daß es der Nation genau so geht, wie dem Individuum, welches, wie Jedermann weiß, der nur einigermaßen Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat, nur dann ganz es selbst sein wird, wenn es gar nichts, weder es selbst, noch sonst etwas zu sein prätendirt. Und dieser und kein anderer ist gerade der Sinn, in welchem Lessing eine wahrhaft nationale Literatur hervorgerufen hat; er fordert nur ganz im Allgemeinen auf, der nationalen Eigenthümlichkeit Rechnung zu tragen; übrigens reflectirt er auch nicht im Entferntesten darauf, worin dieselbe denn nun bestehe, und was sie etwa ihrem Wesen nach Alles von uns fordere — er weiß sie eben nur schlechthin zu veranlassen, daß sie sich äußere, er setzt sie in Gang — wie wir denn selbst hinterher in Bezug auf seine Literaturbriefe zwar Alle darin einig sind, daß sie ein so reiner und kerniger Ausdruck unseres nationalen Bewußtseins seien, wie er nur irgend vorhanden sei, worin aber dies liege, im Einzelnen nachzuweisen keineswegs im Stande sind.

Ein Beweis dafür, daß eine Literaturrichtung die Bedingungen einer wahrhaft nationalen erfülle, oder daß sie wirklich nichts sei als eine reine Abspiegelung des frischen Lebens ohne alle Prätension und Reflexion, wird darin liegen, wenn sie zunächst gar nichts anders auszusprechen scheint, als den Geist der jüngsten Gegenwart und eines gewissen engern Lebenskreises, denen es dann die Nation vielleicht eben erst durch den Ausdruck, den sie hier gefunden haben, abmerkt, daß sie unter den Phasen ihrer Entwickelung die Stelle eines Urphänomens einnehmen. Wenn jemals irgend etwas diese Probe bestanden hat, so ist es das, was jetzt von Lessing ausging. Man entsinnt sich der Aeußerung, welche Goethe in seinem Leben über „Minna von Barnhelm" thut; es ist nichts dazu noch davon zu thun. Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt, sagt er, sei durch „Friedrich den Großen" und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie gekommen; die Kriegslieder, von Gleim angestimmt, behaupten deswegen einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der That entsprungen seien, und noch überdies, weil an ihnen die glückliche Form, als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenste Wirksamkeit empfinden lasse. Die wahrste Ausgeburt des siebenjährigen Krieges aber sei Minna von Barnhelm,

die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction von specifisch temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung gethan habe. Nun denke man sich aber, daß man zu jener Zeit schon gefragt hätte: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ und daß es also wie heutigen Tages das ganze Deutschland hätte sein sollen — und es wäre aus der ganzen nationalen Anregung ungefähr eben so viel geworden, wie etwa aus der Heirath von ein Paar jungen Leutchen werden würde, die statt einander eben schlechthin zu lieben, weil sie nicht anders können, und das innerlich zu durchleben und die Verhältnisse sich entwickeln zu lassen, mit der Reflexion auf die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Begründung eines standesmäßigen Hausstandes den Anfang machen wollten.

Ich habe hiermit das Werk genannt, welches den Gipfel von dem Allen bildet, was in diesem Buche bisher besprochen worden ist, und den Standpunkt, den Lessing jetzt errungen hatte, vollständig ausspricht; es wird nun die nächste Aufgabe sein, darzustellen, in welcher Weise und vermöge welcher Vermittlungen dasselbe in der deutschen Literatur eine solche Stelle habe einnehmen können, und welches letztlich der Charakter der Umwandlung gewesen sei, den diese letztere in dieser Periode erfahren hat. Daher hier nur noch die Eine, das Bisherige unter einen Gesichtspunkt zusammenfassende Reflexion. Wenn es, wie ich früher erörtert habe, die Lessing auszeichnende Grundtendenz seines Geistes war, der geistigen Thätigkeit als solcher, als geistigen Lebens inne zu werden — wie er denn gerade in den hier besprochenen Abhandlungen über die Fabel es an gewissen Kritikern tadelt, daß es ihnen nie habe beifallen wollen, daß auch jeder innere Kampf von Leidenschaften, jede Folge von verschiedenen Gedanken, wo eine die andere aufhebe, eine Handlung sei, vielleicht weil sie viel zu mechanisch dächten und fühlten, als daß sie sich irgend einer Thätigkeit dabei bewußt wären — wie sollte er nicht, sobald er einmal nicht mehr „als Schäfer an der Pleiße,“ wie Goethe von sich selbst gerade im Gegensatz zu der Richtung sagt, aus welcher die Minna von Barnhelm hervorging, den kleinen Interessen jugendlicher Herzen nachging, sondern sein Ich wenigstens zu einem guten Stück Menschheit erweitert hatte, gerade am deutlichsten unter allen seinen Zeitgenossen den Herzschlag der Zeit verspürt haben, der es ja am Ende allein ist, was uns Allen unsere Lebenssäfte zuführt? Und eben so: wenn man Lessingen den überlegensten Verstand zuschreibt, den wir ihn denn namentlich hier in den Literaturbriefen auf die siegreichste Weise haben ausüben sehen, und wenn dieser Verstand dazu ein positiver ist, der die Dinge dadurch simplificirt, daß er ihr Wesen herausstellt — wird nicht von diesem um so mehr gelten, was Hegel von dem bloßen gesunden Menschenverstande sagt, er sei eben nichts als ein besonderer Verstand, der Ausdruck der geistigen Gesundheit einer bestimmten geistigen Gemeinschaft, so daß auch hier wieder das Nationale herauskommt? Nur daß, insofern hier bei Lessing das letztere Element gerade das vorherrschende gewesen war, damit die Minna von Barnhelm entstehen konnte, noch eine gewisse Ergänzung erforderlich war. Wenn die Bibliothek der schönen Wissenschaften schon vom Philotas gesagt hatte, er habe das beste Verhältniß zur Denkungsart der Nation, so wird ihr das schwerlich Jemand glauben:[1]) hier ist aber

[1]) Warum nicht? Man denke an Gleims: „Berlin sei Sparta!“ (M. und B.)

nur erst das Wesentliche und Wesentlichste aufgestellt; das Gerippe einer nicht mehr in ausländischem Sinne aufgefaßten dramatischen Handlung — es ist gewissermaßen nur erst das Princip ausgesprochen, daß die Poesie und das Drama insbesondere zur Denkungsart der Nation ein Verhältniß haben solle — die Verwirklichung fehlt noch. Diese Verwirklichung konnte Lessing nur dadurch finden, daß er sich selbst in die Mitte des frischesten Lebens der Gegenwart stürzte, wo ihm zu Theil werden konnte, was dem analog wäre, was Gleim in einem Briefe an Kleist sagt: es komme in allen seinen Kriegsliedern kein Umstand vor, den er nicht aus Briefen oder aus Erzählungen vom Heere selbst genommen habe: das Siegeslied nach der Schlacht bei Roßbach sei in der That nichts anderes, als der Brief eines Grenadiers in Verse gebracht. Und dies ward Lessingen zu Theil durch eine abermalige Veränderung seines Aufenthalts, zu der ihn zwar ganz andere Beweggründe veranlaßt haben mögen, in welcher wir aber doch die Leitung seines Genius und der Mächte, welche über das Schicksal der deutschen Literatur walteten, erblicken müssen.

Drittes Kapitel.

Die in Berlin verlebten Jahre, in denen bei Lessing die in den letzten beiden Kapiteln besprochenen Werke entstanden waren, können wohl als die goldene Zeit in seinem Leben betrachtet werden, so wie überhaupt, wie auch die äußeren Lebensverhältnisse beschaffen sein mögen, die schönste Zeit in dem Leben eines jeden zu einem höhern Dasein erwachten Menschen immer die gewesen sein wird, wo dem frischen Jugendmuthe ein Bewußtsein erlangter Reife zur Seite trat. Wenigstens die geistige Anregung und Mittheilung, welche doch der beste Theil vom Leben ist, dürfte er zu keiner andern Zeit in so reichem Maße erfahren und ausgeübt haben. Der tägliche vertraute Umgang mit Mendelssohn und Nicolai, dessen diese sich zu erinnern nicht satt werden können, fällt der Hauptsache nach in diese Zeit, und es sind hier, von allem dem Guten abgesehen, wovon schon die Rede gewesen ist, noch gar manche Keime gelegt worden, die erst in späterer Zeit aufgegangen sind. Auch Lessings Verhältniß zu Ramler müssen wir uns als ganz cordial vorstellen; wenn mit diesem außer grammatischen und metrischen Fragen auch nicht viel zu verhandeln sein mochte, so war er doch ein allzeit bereiter Cumpan — „Ich kann mich hier mit Herrn Lessing abrufen oder wenigstens absehen," schreibt er den 11. April 1759 an Gleim, „wenn ich mit ihm Ihre Gesundheit bei Willens trinken will. Wir hängen alsdann einen rothen Band aus, das ist das Signal zur Ausflucht in die Baumannshöhle, denn Sie müssen wissen, der Kieper heißt Baumann." — und was sonst in Berlin, von der französischen Hofumgebung abgesehen, mit welcher Lessing auch jetzt nichts zu thun gehabt hat, an bedeutenden Männern versammelt war, fand sich in dem bekannten Montagsclub zusammen, dessen Mitglied Lessing, nach dem Kalender[1]) desselben, welcher 1798 als Manu-

[1]) Herausgeber war der Geh. Rath Karl Ludwig von Oesfeld in Berlin. Eine Fortsetzung von einem anderen Verfasser erschien unter dem Titel: „Kalender des Montags-Klubbs in Berlin. 1828." 16°. (M.)

ſcript gedruckt worden, von 1752—1761 geweſen iſt. Und bei dem Allen muß man in Anſchlag bringen, daß die glücklichen Erfolge im Anfange des ſiebenjährigen Krieges in Berlin allen geiſtigen Intereſſen einen belebenden Aufſchwung mittheilten.

Nichts deſtoweniger fehlt es an Gründen nicht, welche Leſſingen das Leben in Berlin auf die Länge verleiden mußten, und dieſe Gründe entwickelten ſich zum Theil gerade aus jenen perſönlichen Verhältniſſen, die an und für ſich ſo zufriedenſtellender Art zu ſein ſchienen.

Zuerſt mochte er ſich die allgemein geiſtigen Anregungen, welche aus dem erhöhten Nationalgefühle der Preußen hervorgingen, wohl gefallen laſſen, aber ſich ſelbſt in den preußiſchen Patriotismus kopfüber hineinzuſtürzen, war ſeine Sache nicht, und manche Aeußerungen deſſelben mißfielen ihm ſelbſt bei ſeinen Freunden ganz entſchieden. Ich habe oben die Geſchichte mit dem Philotas erzählt, die Leſſings Entfremdung von Gleim veranlaßt haben mag; ihr ging ein anderes Abenteuer voran, welches, obgleich es zu beiderſeitiger Zufriedenheit ablief, das Verhältniß im Grunde wohl bereits zu lockern begonnen hatte. Nachdem Leſſing bereits die Sammlung der Kriegslieder herausgegeben hatte, war ihm von Gleim noch das in dem Versmaße des „Ciſſides und Paches“ geſchriebene Gedicht an die Kriegsmuſe zugeſchickt worden, um es, ſo wie es früher mit den Kriegsliedern geſchehen war, einzeln drucken zu laſſen. Hier fanden ſich einige ſehr heftige Stellen gegen die ruſſiſche Kaiſerin, welche Leſſing nicht glaubte drucken laſſen zu dürfen, und um deren willen er, zumal da dem Gedichte die Druckerlaubniß verweigert wurde, daſſelbe nur mit Auslaſſung des Anſtößigen in den funfzehnten Literaturbrief aufnahm. Er ſchreibt darüber an Gleim (den 16. Dec. 1758), er möchte dieſe Stellen nicht noch einmal leſen, und wenn er noch ſo viel damit gewinnen könnte. „Ja, geſetzt es wird über kurz oder lang Friede, geſetzt, die itzt ſo feindſelig gegeneinander geſinnten Mächte ſöhnen ſich aus, ein Fall, der ganz gewiß erfolgen muß — was meinen Sie, daß alsdann die kälteren Leſer, und vielleicht der Grenadier ſelbſt, zu ſo mancher Uebertreibung ſagen werden, die ſie jetzt in der Hitze des Affectes für ungezweifelte Wahrheit halten? Der Patriot überſchreiet den Dichter zu ſehr, und noch dazu ein ſoldatiſcher Patriot, der ſich auf Beſchuldigungen ſtützt, die nichts weniger als erwieſen ſind!“ Das Lob aber eines eifrigen Patrioten, nämlich eines ſolchen, welcher vergeſſen ſollte, daß er Weltbürger wäre, ſei gerade das allerletzte, wonach er geizen würde. Gleim war über dieſe Bemerkungen nicht wenig empfindlich und ſchrieb eine weitläuftige Verantwortung — ſie findet ſich noch in ſeinem handſchriftlichen Briefwechſel mit Ramler — doch beſinnt er ſich und ändert die angefochtenen Stellen, worauf denn Leſſing ſeine früheren Aeußerungen dahin erläutert (XII, 127. M. 152. H. XX, 1, 173): „Was ich von dem übertriebenen Patriotismus einfließen laſſen, war weiter nichts als eine allgemeine Betrachtung, die nicht ſowohl der Grenadier als tauſend ausſchweifende Reden, die ich hier alle Tage hören muß, bei mir rege gemacht hatten.“ Bei dieſer Gelegenheit thut Leſſing die Aeußerung, welche man ihm in neuerer Zeit gar ſehr verdacht hat: „Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes (es thut mir leid, daß ich Ihnen vielleicht meine Schande geſtehen muß) keinen Begriff, und ſie ſcheint mir aufs Höchſte eine heroiſche Schwachheit, die ich recht gern entbehre“ — eine Aeußerung, zu deren Entſchuldigung und ſogar Rechtfertigung es nichts weiter bedarf als einer Hin-

weisung auf diesen Zusammenhang und einer Hindeutung auf das rein dynastische Interesse des siebenjährigen Krieges und die Natur des „vaterländischen" Heeres, das zum Theil nicht nur aus umgekleideten Sachsen, sondern auch aus österreichischen Gefangenen, überhaupt aber aus lauter geworbenen Leuten bestand. Aber mit solchen Ansichten fand Lessing bei seinen Freunden in Berlin keinen Anklang. Es mochte ihm zur Behauptung eines solchen unbefangenen Standpunktes immerhin behilflich gewesen sein, daß er von Geburt nicht Preuße war, allein seine Freunde meinten, das sei Alles, und mußten ihm diesen Umstand auf. „Der Abschied, den Ihr guter Freund, der brave Grenadier, von seiner Muse nimmt," schreibt Ramler an Gleim den 9. Dec. 1758, „hat mir Patrioten nothwendig außerordentlich gefallen, und ich muß unserm sächsischen Freunde die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er die vielen großen und pathetischen Züge ebenfalls bewundert, es aber doch lieber sehen würde, wenn die Flüche auf die Türken und Persianer gingen, als auf seinen Prinzen und seines Prinzen alliirte Kaiserin. Ich weiß nicht, ob er Ihnen schon hierauf geantwortet hat; Sie müssen dergleichen antisächsische Stücke künftig lieber an mich adressiren, ich werde gewiß geneigter sein, sie, publici juris zu machen, als er nach der Natur der Sachen vielleicht sein kann. Der Zug, daß der König die große Thräne in Cüstrin geweint habe, ist für mich ein sehr merkwürdiger Umstand, unser Freund meint aber, er werde bei Hofe nicht wohl aufgenommen werden. Ich bitte Sie indessen auf seine eigene Erklärung zu warten, und es ihm nicht zu verrathen, daß ich Ihnen etwas ausgeplaudert habe." Zwar Gleim ist verständig genug, sich darauf nicht einzulassen; er antwortet Ramlern: er habe gänzlich vergessen, das beschwöre er, daß Lessing ein Sachse sei, er sei ein Philosoph und darum unparteiisch; daß indessen auch früher schon solche Hindeutungen, und nicht bloß im Scherz vorgekommen, geht aus Lessings Bemerkung gleich in dem ersten von den Briefen, die diese Angelegenheit betreffen, hervor: vielleicht sei es freilich eine bloße Collision des Patriotismus, die ihn diesmal mit dem Grenadier weniger zufrieden mache, und dann bitte er um Entschuldigung. Man muß selbst erfahren haben, was es sagen will, in einem Kreise, dem man übrigens ebenbürtig zu sein glaubt, und in welchem man gern volles Genüge finden und gewähren möchte, durch solche Hindeutungen auf verschiedene Abstammung, selbst wenn sie gar nicht böse gemeint sind, doch im Grunde immer für einen homo novus und Eindringling erklärt zu werden, um einzusehen, daß dies einem Manne, der solche Ansprüche zu machen berechtigt war, wie Lessing, zuletzt doch im Ernste habe verdrießlich fallen müssen.

Ein zweiter Grund der Entfremdung von den Berliner Verhältnissen lag in dem Mittelpunkt seiner literarischen Thätigkeit selbst und der schon erörterten geistigen Stellung zu seinen nächsten Freunden. Wenn dasjenige, was Nicolai und Mendelssohn äußerten und leisteten, Lessingen im Allgemeinen nur zur Basis zu dienen geeignet war — wir haben oben gesehen, daß er selbst mit diesem Worte das Verhältniß der zum Theil gleichzeitig erscheinenden Bibliothek der schönen Wissenschaften zu den Literaturbriefen bezeichnet hat — so lag freilich gerade darin, daß ihm ihr Umgang ein reicher Quell der mannichfaltigsten Anregung sein mußte; nach und nach aber mußte sich doch der höhere Standpunkt auf eine solche Weise in sich abrunden, daß was ihm entstammte, den Erzeugnissen des niedrigeren incommensurabel wurde, und also der geistige

Verkehr auf Hinderniſſe ſtieß, das gemeinſame Wirken aber zur Unmöglichkeit wurde. Wir werden bei Leſſings fernerer Thätigkeit, welche von jetzt an zu beſprechen ſein wird, noch mancherlei Anknüpfungen an das Wirken dieſer Freunde und vielfältige Verhandlungen mit denſelben antreffen, in den meiſten Fällen aber werden wir die Bemerkung machen müſſen, daß er von ihnen nicht mehr verſtanden wird.

Eine andere freundſchaftliche Verbindung, die dieſer Zeit angehört, lockerte ſich durch den Unverſtand, mit welchem eins der Hauptwerke aus dieſer Periode von der andern Seite aufgenommen wurde. „Schreiben Sie doch auch an Hrn. Leſſing," — leſen wir in einem Briefe Ramlers an Gleim vom 29. Dec. 1759 — „ob er gleich der iſt, der alle Welt, und alſo auch mich angreift, ſo ſchreiben Sie ihm doch nur. Ja eben deswegen ſchreiben Sie ihm, weil er Alle angreift. Was ſagen Sie zu der Abhandlung von Fabeln, die er ſeinen Fabeln beigefügt hat? Hier ſagen einige meiner Freunde, daß er, da er doch nicht dazu gepeitſcht worden wäre, den Batteux herunter zu machen, aus Liebe zu ſeinem Ueberſetzer ihn wohl hätte verſchonen können; daß er recht giftig auf den Batteux zu ſein ſcheine, daß er — — doch was geht michs an. Ich weiß, daß Hr. Leſſing ſeine Meinung ſagen und durch Unterdrückung ſich Luft ſchaffen und Platz machen will. Dieſe Natur iſt nicht auszutreiben. Er kann ohnmöglich in Schriften derjenige gelinde, nachgebende, luſtige Geſellſchafter ſein, der er doch im Leben iſt. Es iſt freilich ſchlimm! Aber wir wollen uns ſeiner guten Seite bedienen, da er zu alt iſt, als daß wir ihm ſeine ſchlimme abgewöhnen könnten. Antworten Sie ihm alſo doch nur immer auf das Geſchenk von ſeinen Fabeln." Weil Ramler den Batteux überſetzt hatte, ſollte Leſſing dieſen nicht widerlegen! Freilich ganz nach Melodie gepfiffen, die in dieſem Briefe auch anklingt, daß er, weil Gleim Fabeln gedichtet, die im Allgemeinen der Lafontaineſchen Manier huldigen, ſeine Abhandlungen über die Fabel nicht hätte ſchreiben ſollen. Wenn es auch ſonſt nichts geweſen wäre, allein die Zumuthung, einem ſolchen literariſchen Cliquenweſen zu fröhnen, hätte Leſſing zum Dorfe hinaus und auf ſeinen einſamen Windmühlenberg treiben müſſen, um dort mit Niemandem als mit den 32 Winden Zwieſprache zu pflegen.

Das Verhältniß Leſſings zu Ramler und Gleim mußte ſchon durch den Tod Kleiſts eine Lockerung erfahren, denn wenn dieſer überhaupt ein gewiſſes ideales Band zwiſchen den Teilmehmern des ganzen Freundeskreiſes bildete, wie denn der Umſtand, daß bei dem verwundeten Officier, an den die Literaturbriefe gerichtet ſein ſollten, an ihn zu denken war, klar genug vor Augen führt, wie man hier Alles gern auf ihn bezog, ſo ſind jene beiden, welche Kleiſts älteſte Bekannte und Herzensfreunde waren, hauptſächlich durch ſeine Vermittelung mit Leſſing in nähere Verbindung getreten, und vor Kleiſt würden ſich ſolche Urtheile über den letztern, wie das ſo eben mitgetheilte, nicht haben hören laſſen dürfen; ſucht er doch in dem Streite über das Lied an die Kriegsmuſe ſogleich vermittelnd einzuſchreiten: „Wie können Sie auf den ehrlichen, braven Leſſing ſo böſe ſein," ſchreibt er den 21. Jan. 1759, „daß er die Wahrheit ſagt? Er iſt Ihr Freund, wie ein Menſch, ſoll er aber deswegen nicht ſchwarz ſchwarz und weiß weiß nennen?" (S. auch XIII, 103. H. XX, 2, 135.)[1])

[1]) Vgl. Anzeiger für deutſches Alterthum VI, 181. (M. und B.)

In dem zuletzt mitgetheilten Brieffragment von Ramler muß noch Etwas einen befremdenden Eindruck machen, nämlich ein wunderliches altkluges Kopfschütteln über Lessings Auftreten und ein schlechtverhehlter Wunsch, ihn jetzt noch um erziehen zu können. Etwas Aehnliches trafen wir in einem andern Briefe von Ramler an, welcher sich auf den Logau bezieht — und wie ein solches Benehmen in dem Kreise der Berliner Freunde allgemein eingerissen gewesen sei und sich nicht bloß, wie hier bei Ramler, auf Lessings literarische Thätigkeit bezogen habe, wird ein bald anzuführendes auffallendes Beispiel belegen, es scheint, als stammte schon aus dieser Zeit Nicolais und Mendelssohns Manier her, Lessing auf eine gewisse Weise von oben herab zu betrachten und in diesem Sinne denn auch über ihn zu berichten. Gewiß hat Lessing im Vergleich zu diesen höchst sedaten und durch allerlei Lebensverhältnisse ringsum fest eingesponnenen Berliner Philistern mancherlei Extravaganzen begangen, und sich fein bürgerlich in allen Dingen einer musterhaften Ordnung zu befleißigen, ist wohl nie seine Sache gewesen, wie es ja z. B. Weiße in einem bereits angeführten Briefe rein lächerlich findet, daß er ihm vier Recensionen in die Bibliothek versprochen — aber selbst wenn man das Positive bei diesem scheinbaren Mangel, den innern Reichthum, welcher den einzelnen Plan nicht zur Vollendung gelangen zu lassen, den Kleinlichkeiten des Lebens nicht die gehörige Beachtung zu schenken erlaubte, nicht zu schätzen wußte, so hätte man doch einsehen sollen, daß hier der Ort gewesen wäre, was man denn einmal nur schlechthin für Schwäche hält, als solche wenigstens zu übersehen.

Oder sollte man alle diese Umstände nicht für wichtig und eingreifend genug halten wollen, daß sie Lessings Entfernung von Berlin hätten veranlassen können, so zeigen sie wenigstens, daß seine Verhältnisse zu seinen dortigen Freunden immerhin nicht eng und vertraut genug gewesen, um dieselbe unbedingt zu verhindern. Er suchte vielleicht nur eine sorgenfreie Lage, um sich ungehindert weiter und tiefer ausbilden zu können, so wie Diderot am Ende seiner Abhandlung über die dramatische Poesie, welche Lessing so eben übersetzt hatte, und deren Bedeutung für seine Entwickelungsgeschichte alsbald erhellen wird, von demjenigen, welcher sich zum tüchtigen Kritiker bilden wolle, verlangt, er möge sich vorerst einmal für ein Jahrzehend in das Studium der Philosophie versenken. Oder er suchte auch zunächst nur überhaupt eine sorgenfreiere Lage. Es müssen schon früher Gerüchte verbreitet gewesen sein, daß er eine Anstellung suche. „Von einer Regimentsquartiermeisterstelle," schreibt Ramler an Gleim den 19. Jan. 1759, „bei dem Hausenschen Regiment für unsern Lessing weiß ich noch kein Wort. Er würde eine solche Stelle auch nicht annehmen. Er will und muß ein Gelehrter bleiben. Einen Bibliothekarius könnte man wohl aus ihm machen, aber keinen Rechnungsführer. Bücher würde er noch wohl einbinden, aber keine Sättel und Ränzel machen lassen. Man hat ihn in Leipzig gar zu einem Lieutenant bei einem unserer Freibataillons gemacht."

Am Ende des Jahres 1790 nahm Lessing die Stelle eines Secretärs bei dem Gouverneur von Breslau, dem Generallieutenant von Tauentzien, an, zu welcher ihm wahrscheinlich Regimentsquartiermeister Naumann aus Bautzen verholfen hatte [1]); wie gewöhnlich hatte Lessing seinen Freunden davon nichts gesagt, sondern war nur eben schlechthin aus Berlin verschwunden (XII, 142.

[1]) Vgl. Ueber die Anstellung Lessings bei Tauentzien: Pröhle, „Lessing, Wieland, Heinse." Berlin, 1877. S. 175 ff.

144. M. 169. 172. H. XX, 1, 194. 196). Da Tauentzien die Operationen im Münzwesen, zu denen Friedrich II. sich herablassen mußte, zu leiten hatte, gehörte es zu Lessings Geschäften, die Contracte mit dem Münzunternehmer zu schließen (Nicolai in der D. A. B. CV, 2, 135).[1]) Als der Generallieutenant im April 1762 die Blokade von Schweidnitz zu commandiren beauftragt wurde, mußte Lessing ihn begleiten,[2]) so wie 1763 nach dem Frieden auf einer Reise nach Potsdam zum Könige, von wo aus er dann seine Berliner Freunde besuchte (XII, 157 ff. M. 186 ff. H. XX, 1, 218 ff.). Bei der Stellung, welche er nun in Breslau einnahm, hätte er sich gar wohl einen dauernden Wohlstand gründen können. Man soll ihm dies einmal im Vertrauen zu verstehen gegeben haben; er mußte von den neuen Münzverschlechterungen immer die erste Nachricht haben, und da liegt es auf der Hand, wie leicht er aus ihnen Vortheil hätte ziehen können. Er soll geantwortet haben: er habe es anfangs nicht verstanden, und als er es verstanden, sei es zu spät gewesen. Um so weniger dürfen wir daran zweifeln, daß er aus einer Sache, mit welcher Mendelssohn, als ihn die damaligen Münzunternehmer zu ihrem Disponenten machen wollten, durchaus nichts zu thun haben mochte, wenigstens für seine Person rein hervorgegangen sei.[3]) „Den Tag vor seiner Abreise nach Breslau" — so schreibt Ramler an Gleim — „war ihm noch eine wunderliche Ehre zu Theil geworden; er war zum auswärtigen Mitgliede der Akademie gemacht." Lessing erfuhr es erst aus der Berliner Zeitung vom 11. November 1760 (XII, 145. M. 172. H. XX, 1, 196); es lag ihm wenig daran, ja daß es in der Zeitung hieß: es sei „auf sein Ansuchen" geschehen,[4]) verdroß ihn so sehr, daß er der Sache nicht einmal gegen seinen Vater erwähnte, dem sie doch gewiß Freude gemacht haben wird. K. Lessing weiß von dieser Ernennung eine Geschichte zu erzählen, wie sie auch sonst wohl vorkommt: der Probst Süßmilch hatte ihn vorgeschlagen; Sulzer hatte sich dagegengesetzt, weil man nicht wisse, unter welchem Titel man ihn aufnehmen solle — das heißt, wenn ich den Sprachgebrauch dieser Zeit richtig verstehe, weil er in zu viel verschiedenen Fächern und entweder in keinem mit hinreichender Meisterschaft, oder überhaupt in solchen, die hier nicht für voll anzusehen seien, thätig gewesen sei. Es ist oben schon darauf hingewiesen, daß Sulzer Lessing protegiren wollte, ihm aber seine Polemik gegen die Schweizer nicht verzeihen konnte; Lessing will dessen Betragen bei dieser Gelegenheit nicht für falsch, sondern nur für inconsequent halten (XII, 145. M. 172. H. XX, 1, 196); auch ists ihm zuzutrauen, daß, wie K. Lessing meint, wenn Sulzers Wörterbuch und seine abgeschmackte Bearbeitung von Shakespeares Cymbeline, die Lessings Kritik geradezu herausfordern mußten, von diesem auffallenderweise nirgends auch nur erwähnt worden sei, der Grund davon darin liegen möge, daß Lessing auch den Schein habe vermeiden wollen, als beabsichtigte er sich wegen dieser kleinlichen Angelegenheit an Sulzer zu rächen.[5])

---

[1]) Ein Brief von Lessing in solchen Angelegenheiten steht XII, 167. M. 199. H. XX, 1, 235. — [2]) XII, 154. M. 178—182. H. XX, 204—215 stehen Briefe aus dem Lager. — [3]) Mendelssohn warnte Lessing ausdrücklich und dieser dankt ihm dafür XII, 145. M. 172. H. XX, 1, 197; s. auch daselbst Nicolais Anmerkung. — [4]) Siehe den Zeitungsartikel in Nicolais Anmerkung zu XIII, 115. H. XX, 2, 157. — [5]) Ein alter Feind Lessings, v. Schönaich, versäumte die Gelegenheit nicht, ihm eins zu versetzen; es scheint fast, als hätte er von den Sulzerschen Bedenklichkeiten etwas gehört. In den „Oden, Satyren, Briefen und Nachahmungen von C. O. F. v. Sch. o. O. 1761 findet sich folgendes Epigramm:

Lessings Entfernung von Berlin fällt zusammen mit seinem Rücktritt von der regelmäßigen Mitarbeit an den Literaturbriefen. Es mag hier als ein Beweis mehr für die Stelle, welche er bei diesem Unternehmen einnahm, nachgetragen werden, daß, nachdem seine längern Aufsätze für diese Zeitschrift am 20. Juni 1760 abgeschlossen worden, Nicolai den 12. Juli 1760 an Uz schreibt: „Ob die Briefe über die Literatur noch lange werden fortgesetzt werden, weiß ich nicht; die Herren, so bisher daran gearbeitet, sind des Schreibens überdrüssig, und mir ist unmöglich, die Fortsetzung zu übernehmen, ob ich schon hin und wieder ein Stück machen müssen." Es fragt sich nun, in welchem Zusammenhange diese Umstände stehen: ob Lessing nur darum seine Thätigkeit nach dieser Seite hin eingestellt habe, weil er Berlin in Kurzem zu verlassen gedachte, oder ob er dazu anderweitige Gründe gehabt, die vielleicht gar zu dem letzteren Entschluß etwas beigetragen haben könnten. Das Letztere ist schon damals vermuthet worden. Da Mendelssohn Hamannen, mit welchem er in den Briefen eine Controverse geführt, auf die ich hier nicht eingehen kann, am 2. März 1762 die Mittheilung macht, daß der brave Fabullus schon längst Abschied genommen habe, „um seine glänzenden Waffen weit von uns im Staube bürgerlicher Arbeiten verrosten zu lassen," antwortet Hamann, er hätte das merken sollen, und setzt hinzu: „doch pflegt man Gelegenheit zu machen, wenn man nicht mehr buhlen will." Ganz ohne Grund ist diese Auffassung schwerlich; das eigenthümliche Verhältniß, in welchem Lessing zu Mendelssohn und Nicolai stand, mußte sich der Natur der Sache nach hier am ersten geltend machen. Das Benehmen, welches diese beiden gegen Lessings Nachfolger in den Literaturbriefen, Abbt,[1]) beobachten (s. ihren Briefwechsel mit ihm), läßt darauf schließen, daß sie auch ihm gegenüber gelegentlich schon etwas Clique gemacht haben werden, und in Nicolai, dem die Verpflichtung, welche ihm als Verleger oblag, für das regelmäßige Erscheinen des Blattes zu sorgen, Lessingen gegenüber, dessen Sache die strenge Ordnung nicht war, manche Rechte in die Hände gespielt haben dürfte, mag sich der spätere Redacteur der Allgemeinen deutschen Bibliothek bereits geregt haben. Indessen, wie dem auch sein mag, jedenfalls hat Lessing den offenen Bruch vermieden und das Verhältniß nur mit leiser Hand gelöst, wie daraus hervorgeht, daß er nicht nur noch ferner einige Beiträge einsendet und andere verspricht, sondern auch offenbar auf ausdrückliche Veranlassung der nunmehrigen Redacteure die ganze Zeitschrift, so wie er sie eingeleitet hatte, mit dem dreihundertund-

---

Auf einen neuen Akademisten.

Wenn ich Dich fragen darf, doch nicht Dich zu entrüsten!
Warum wird Gnissel, Freund! wohl ein Akademist?
Beyn Alten hieß ein Weiser ein Sophist.
Da die Akademie zertheilt in Klassen ist:
So fehlte noch vielleicht die eine von Sophisten:
Drum ward es der Sophist.

[1]) Mit Ende des 7. Theiles hört Lessings Thätigkeit im Ganzen auf, im 9. Theile tritt dann Abbt ein, der 8. zeigt deutliche Spuren, daß Nicolai und Mendelssohn allein der Aufgabe nicht gewachsen waren; wie sie auch in den Briefen an Lessing aus dieser Zeit selbst eingestehen. Vgl. R. Haym, Herder. Berlin 1880. I, 118—127, und über Abbt insbesondere: Richard Thiele, Thomas Abbts Antheil an den Briefen, die neueste Literatur betreffend. Eine literarhistorische Studie. Halle a. S. 1879. (M. und B.)

zweiunddreißigsten Briefe abschließt. Es ist eben eins ins andere zu rechnen: er arbeitet nicht mehr mit, weil er Berlin verläßt, und daß er das thut, dazu wirken Gründe mit, die ihm auch die fernere Mitarbeit an den Literaturbriefen verleiden mochten.[1])

Aber wenn nun auch dieser Faden damit abgerissen war, und Lessing überhaupt während der Zeit seines Breslauer Aufenthaltes weiter nichts in Druck gegeben hat, so ist diese Periode deshalb doch um nichts weniger für ihn gerade die Zeit des vielseitigsten Ausgreifens nach allen Richtungen hin gewesen, wie sich dies bei einem Manne wie er, und in diesem Lebensalter, auch nicht wohl anders erwarten läßt. Lessing hat während dieses halben Jahrzehends in fast allen Zweigen seiner Thätigkeit die tiefsten Gesichtspunkte gefaßt, wie sie selbst ihm nur in Folge buntverschlungener Studien und Gedankenwege aufgehen konnten, und sie nach mehr als einer Seite hin in ihren verschiedenen Gebieten zur vollständigen Durchführung gebracht. Hier in Breslau ists, wo er durch näheres Eingehen auf Spinoza die Grundlage für den philosophischen Standpunkt gewann, der ihn später über alle seine Zeitgenossen mit Ausnahme Kants erhob; hier beginnen auch bereits die patristischen Studien, die sich im letzten Abschnitte seines Lebens mit den philosophischen auf eine so eigenthümliche Weise verbinden sollten: in Breslau ist der erste Band des Laokoon entworfen und ausgearbeitet, worüber ich, wie über seine weiteren gelehrten Arbeiten und die persönlichen Bekanntschaften, zu welchen diese Interessen bei Lessing Veranlassung gaben, im folgenden Buche Bericht erstatten werde. Er sei hier vor der Krankheit, die ihn im Sommer 1764 befiel, in einem Train zu arbeiten gewesen, schreibt er (XII, 166. M. 198. H. XX, 1, 233), in dem er selten gewesen sei, auch hat er hier eine bedeutende Bibliothek gesammelt. In Breslau endlich entstand der Hauptsache nach — nur die letzte Hand sei noch anzulegen, sagt er in demselben Briefe — die Minna von Barnhelm, die für die Geschichte der deutschen Poesie um nichts weniger wichtig ist, als der Laokoon und die Erziehung des Menschengeschlechts für die Geschichte der Kritik und Aesthetik und für die Entwickelung der speculativen Philosophie und einer freien und besonnenen Denkungsart in religiösen Dingen gewesen sind.

Dies ist nicht immer so aufgefaßt worden, und namentlich scheinen die Berliner Freunde die ganze Zeit nicht aus ihrem altklugen Kopfschütteln herausgekommen zu sein. Lessing kam hier, als Begleiter des Generallieutenants

[1]) K. Lessing giebt in dem Leben des Bruders (I, 207) einen unklaren Bericht über ein Verbot, welches die Literaturbriefe betroffen; Nicolai hat ihn in der Neuen Berlinischen Monatsschrift 1807 December berichtigt. Das Verbot bezog sich nicht auf Lessing, sondern auf Mendelssohn. Ein gewisser v. Justi hatte 1759 einen politischen Roman, die Geschichte des Königs Psammetich, herausgegeben. Abbt hatte dieses Product XII, 155 nach Verdienst gewürdigt. Um sich zu rächen, gab der v. Justi beim Staatsrathe in Abwesenheit des Königs eine Denunciation ein: Es erscheine in Berlin eine schändliche Schrift, betitelt Briefe die neue Literatur betr., worin ein Jude in einem Aufsatze wider den Herrn Hofprediger Cramer zu Kopenhagen die Gottheit Christi bestritten — s. Lessings Aufsatz III, 58 ff., wo aber gerade im Gegentheil Cramers Vorstellung als Socinianisch getadelt wird — auch die Ehrfurcht gegen des Königs allerhöchste Person durch ein freches Urtheil über die poésies diverses aus den Augen gesetzt habe. Letzteres bezog sich auf eine Recension der poésies diverses von Mendelssohn, VI, 257, die auf edle Weise freimüthig, aber durchaus anständig ist. Nachdem die Briefe, was damals meistens unterlassen wurde, sich das imprimatur verschafft hatten, ward das Verbot nach einigen Erörterungen zurückgenommen.

von Tauentzien, mit welchem er auf sehr gutem Fuße gestanden zu haben scheint — wäre der König so unglücklich geworden, soll er gesagt haben, seine Armee unter einem Baume versammeln zu können, General Tauentzien hätte gewiß unter diesem Baume gestanden — natürlicherweise in ganz militärische Kreise und lernte nach und nach fast alle höheren Offiziere der preußischen Armee kennen. Schon in Leipzig hatte er gelernt mit Offizieren umzugehen und ihren Umgang mit Vorliebe aufzusuchen; hier, wo seine günstigere äußere Lage ihm mitzumachen gestattete, mag er manchem rauschenden Gelage beigewohnt haben, ja zu Zeiten in eine ziemlich lockere Lebensart hineingerathen sein, wie denn der Schulmann Klose über ihn berichtet (K. Lessing I, 248): „Fast täglich ging er nach sechs gegen sieben Uhr ins Theater, und von da mehrentheils, ohne das Stück ausgehört zu haben, in die Spielgesellschaft, von wo er spät nach Hause zurückkehrte und den andern Tag nicht vor acht oder neun Uhr aufstand. Ich habe ihn sogar noch gegen zehn Uhr im Bette gefunden.“[1]) Besonders dem Spiel ergab er sich mit Leidenschaft, so daß ihm sogar, wie er selbst erzählt haben soll, sein General sein hohes Spielen vorgehalten hat. Moses Mendelssohn gab es ihm sehr deutlich zu verstehen, daß er ihm darüber wichtigere Dinge zu versäumen scheine; er ließ, als er (1761) seine philosophischen Schriften herausgab, mit Anspielung auf eine Lichtwersche Fabel, wie Nicolai zu XIII, 455. H. XX, 2, 681 nachträgt, dem für Lessing bestimmten Exemplar und einigen andern für Freunde bestimmten eine eigene gedruckte Dedication an „einen seltsamen Menschen“ vorsetzen.[2]) Lessing erwidert Mendelssohn am

[1]) „In Breslau haben sich Traditionen von Lessings Aufenthalte in einigen Stücken bis heute erhalten. Man zeigt z. B. das Haus, wo er die Abende in froher Gesellschaft und beim Spiele zubrachte (Schuhbrücke, im Posthorn); das Haus, wo er lange gewohnt (Schweidnitzer Straße) bei einem Pfefferküchler. Dieser sein Wirth, unmuthig über Lessings häufiges nächtliches Nachhausekommen, rächte sich durch eine Pfefferkuchenform mit einer Mißgestalt und der Unterschrift Gotthold Ephraim Lessing. Es leben hier Personen, welche Pfefferkuchen aus dieser Form gesehen und gegessen haben. Namentlich erzählt man, daß gewisse witzige Aeußerungen, welche dem General Tauentzin als Commandanten von Breslau in den Mund gelegt werden, von Lessing ihren Ursprung nahmen; das Einzelne hierüber, obschon es sogar auf Lessings Bruder zurückgeführt wird, bietet jedoch chronologische Schwierigkeiten dar, daher ich es besser übergehe.“ Guhrauer in den Blättern für lit. Unterhaltung 1843 S. 978. Nach einer andern mir mitgetheilten Notiz hätte Lessing in dem Hause Junkerstraße Nr. 2 gewohnt, worin seit 25 Jahren die Perinische Conditorei ist. Dieses Haus war bis zum Tode des Gouverneurs Tauentzin (1791) das Gouvernementsgebäude.

[2]) Sie lautete: „Zueignungsschrift an einen seltsamen Menschen.“

„Die Schriftsteller, die das Publikum anbeten, beklagen sich, es sei eine taube Gottheit; es lasse sich verehren und anflehen; man rufe vom Morgen bis an den Mittag, und da wäre keine Stimme noch Antwort. Ich lege meine Blätter zu den Füßen eines Götzen, der den Eigensinn hat, ebenso harthörig zu sein. Ich habe gerufen und er antwortet nicht. Jetzo verklage ich ihn vor dem tauben Richter, dem Publico, das sehr oft gerechte Urtheile fällt, ohne zu hören.“

„Die Spötter sagen: Rufe laut! Er dichtet, hat zu schaffen, ist über Feld oder schläft vielleicht, daß er erwache! — O nein! Dichten kann er, aber, leider! will ja nicht; Reisen möchte er, aber das kann er nicht. Zum Schlafen ist sein Geist zu munter, und zu Geschäften zu faul. Sonst war sein Ernst das Orakel der Weisen, und sein Spott eine Ruthe auf dem Rücken der Thoren; aber jetzt ist das Orakel verstummt, und die Narren trotzen ungezüchtiget. Er hat seine Geißel andern übergeben, aber sie streichen zu sanft, denn sie fürchten Blut zu sehen. — Und er,

Wenn er nicht hört, noch spricht, nicht fühlt,
Noch sieht; was thut er denn? — Er spielt.“

17. April 1763, wenn er einmal Zeit bekomme ihm seine Anmerkungen über die philosophischen Schriften mitzutheilen, so werde er sich auch des seltsamen Menschen darin annehmen; er habe eine Menge Sophistereien über das Spiel auszukramen. Zum Theil mag K. Lessing uns diese überliefert haben. Einer von Lessings Freunden, erzählt er, sah einmal, wie ihm die Schweißtropfen vom Gesicht herunterliefen. Er sah auch, daß er nicht im Unglück war, sondern vielmehr diesen Abend sehr glücklich spielte. Als sie miteinander nach Hause gingen, tadelte er ihn, daß er so nicht bloß seine Börse, sondern noch etwas Wichtigeres, seine Gesundheit ruiniren würde. Gerade das Gegentheil, antwortete Lessing. Wenn ich kaltblütig spielte, würde ich gar nicht spielen; ich spiele aber aus Grunde so leidenschaftlich. Die heftige Bewegung setzt meine stockende Maschine in Thätigkeit und bringt die Säfte in Umlauf; sie befreit mich von einer körperlichen Angst, die ich zuweilen leide. Mendelssohn erwidert auf Lessings briefliche Aeußerung (XIII, 126. H. XX, 2, 173): „Sie wollen sich des seltsamen Menschen annehmen? Mein Freund! ich verspreche Ihrer Vertheidigung wenig Glück. Er kann unmöglich über das Spiel nachgedacht haben, sonst wäre ihm gewiß die wichtigste Betrachtung nicht entgangen, die man über das Spiel zu machen hat: diese, daß man gar nicht spielen müsse." Wenn Lessing es nun nicht unterließ! Er hat es aber wirklich nicht unterlassen; das Spiel ist von dieser Zeit an immer seine Hauptleidenschaft geblieben und, so viel man weiß, der einzige Punkt, in welchem er zu Ausschweifungen geneigt war, obgleich er auch über ihn, wie wir später noch sehen werden, mindestens einer Falstaffischen Selbstironie fähig blieb. Daß übrigens jenes Gefühl von körperlicher Beängstigung keine Täuschung war, aber freilich auch, daß das von ihm angewandte Mittel die Sache eher verschlimmert haben dürfte, erhellt aus dem Umstande, daß er um diese Zeit in ein hitziges Fieber verfiel, von dem er denn selbst hinterher (XII, 164. M. 196. H. XX, 1, 231) an Ramler schreibt: „Ich beginne ein Mann zu werden und schmeichle mir, daß ich in diesem hitzigen Fiber den letzten Rest meiner jugendlichen Thorheiten verrasset habe. Glückliche Krankheit! Ihre Liebe wünschet mich gesund; aber sollten sich wohl Dichter eine athletische Gesundheit wünschen? Sollte der Phantasie, der Empfindung nicht ein gewisser Grad von Unpäßlichkeit weit zuträglicher sein? Die Horaze und Ramler wohnen in schwächlichen Körpern. Die gesunden Theophile [Doebbelin] und Lessinge werden Spieler und Säufer."[1])

Uebrigens hat Lessing selbst gelegentlich seine Lebensart in Breslau bitter verwünscht. „Nein, das hätte ich mir nicht vorgestellt!" — schreibt er an Mendelssohn (XII, 146. M. 173. H. XX, 1, 199) — „aus diesem Tone klagen alle Narren. Ich hätte mir es vorstellen sollen und können, daß unbedeutende Beschäftigungen mehr ermüden müßten als das anstrengendste Studiren; daß in dem Zirkel, in welchen ich mich hineinzaubern lassen, erlogene Vergnügen und Zerstreuungen über Zerstreuungen die stumpf gewordene Seele zerrütten würden; daß — Ach bester Freund, Ihr Lessing ist verloren! In Jahr und Tag werden Sie ihn nicht mehr kennen, er sich selbst nicht mehr. O meine Zeit, meine Zeit, mein Alles, was ich habe — sie so, ich weiß nicht, was

[1]) In der Krankheit quälten Lessing, wie Klose in seinem Briefe an K. Lessing (Leben I, 243) erzählt, besonders die Unterhaltungen seines Arztes, eines alten Dr. Morgenbesser, weil ihr Hauptthema Gottsched war.

für Absichten aufzuopfern!" u. s. w. Nichts destoweniger hat gerade dieser Zweig seines Daseins hier die reifste Frucht getragen; es ist das Vorrecht großer Männer, daß bei ihnen, wie im Haushalte der Schöpfung nichts verloren geht, sondern auch alle Abfälle noch eine angemessene Verwendung finden. Es giebt eine gar charakteristische Geschichte aus Lessings Krankheit. Als sie aufs Höchste gestiegen war, lag er ganz ruhig mit einer bedeutenden Miene da. Diese fiel einem seiner Freunde so auf, daß er vertraulich fragte, was er denn jetzt dächte? Eben bin ich begierig, zu erfahren, was in meiner Seele beim Sterben vorgehen wird. Da ihm nun gezeigt wurde, daß das unmöglich sei, so versetzte er ganz abgebrochen: Sie intriguiren mich. Wie er hier im Tode nicht aufhörte, dem Grundprincip seiner geistigen Organisation zufolge die geistige Thatsache zu belauschen, so hat er auch das rauschendste Leben nicht nur schlechthin gelebt, sondern es zugleich in einem goldenen Spiegel dichterischer Reflexion einzufangen gewußt; es ist zu zweifeln, sagt der Biograph von der Sekretärstelle in Breslau, ob wir eine Minna von Barnhelm von ihm hätten, wenn er nicht diesen Posten angenommen hätte.

Nicht als ob er eben das Einzelne in diesem Stücke alles aus dem Leben entnommen hätte, obgleich sich allerdings das Entstehen seines Werkes auch in dieser Beziehung näher verfolgen läßt als in andern Fällen. Zwar der Spieler Riccaut wäre, nach dem Taschenbuch für das Theater 1775 S. 70, die Copie eines betrüglichen Spielers in Pyrmont, wohin Lessing erst, nachdem er Breslau verlassen, eine Reise machte; dagegen gab es im siebenjährigen Kriege einen Oberstlieutenant und nachherigen Generallieutenant Paul Werner, [1]) ja nach einer Erzählung von Garves Mutter in Dittmars „Erinnerungen aus meinem Umgange mit Garve 1801," hatte diese aus Lessings eigenem Munde gehört, daß sich die Geschichte in Breslau in der goldenen Gans in der Junkergasse, noch heute einem der ersten Gasthäuser Breslaus, wirklich zugetragen habe. [2]) Dazu war kurz nach dem Frieden das Schicksal der preußischen Freibataillone ein Gegenstand des allgemeinen Interesses. Wenn diese Truppe im Allgemeinen aus dem Abschaum der europäischen

[1]) Es heißt von ihm in einer Geschichte des königl. preußischen vierten Husarenregiments in Hoffmanns Monatsschrift von und für Schlesien 1829 I, 268: „Bekanntlich war Werner einer von den preußischen Reiterbefehlshabern, dessen Name neben denen von Seidlitz und Zieten mit Ehre genannt wurde. Wer hat nicht schon zahlreiche Anekdoten, den alten Paul Werner betreffend, gelesen? Nach einer sehr verbreiteten Sage verdankte er der Schlacht bei Mollwitz (10. April 1741) die ausgezeichnete Wendung seines Schicksals. Dort nämlich war Friedrich der Große bereits in der Gewalt eines ungarischen Husaren, der auf den Zuruf: „ich bin der König, komm mit mir!" dem großen Gefangenen folgte, der ungarische Husar war Werner." — Vgl. Nicolai, Anekdoten von König Friedrich dem Zweiten. Berlin und Stettin 1788—1792. Heft I, 185 f. Das Vorbild des Tellheim soll ein Major v. Biberstein gewesen sein, welcher wegen seiner Geschicklichkeit im Pistolenschießen von seinen Kameraden den Beinamen „Tell" bekommen habe. Vgl. noch: Ueber Lessings Minna von Barnhelm. Vortrag von R. Noetel. Cottbus 1880. — Riccaut de la Marlinière, ein Beitrag zur Erklärung von Lessings Minna von Barnhelm, Programm des Schleizer Gymnasiums 1879, von Dr. Schuchardt, der diesen Charakter als den Parasiten der alten Komödie und das Stück als die von Lessing versprochene Nachahmung der Plautinischen „Gefangenen" auffaßt. — R. Borberger, die politische Bedeutung von Lessings Minna von Barnhelm, in „Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik," 1878, II. Abth. S. 600 ff. — [2]) Man findet diese Notiz auch in einem Aufsatze der Schlesischen Provinzialblätter 1823 II, 528. Hier wird auch die Benennung des Gartens auf dem Bürger-

Menschheit bestand, so hatte sich doch eine Menge edler Menschen, die an der Seite der würdigsten preußischen Krieger zu stehen verdienten, aus Ehrgeiz, Lernbegierde oder schuldlosem Leichtsinn unter sie begeben. Diese Alle mochten nun sehen, was aus ihnen würde; es waren wunderliche Geschichten über ihre Schicksale im Umlauf.

Die Hauptsache ist, daß Lessing hier den Geist des Lebens fassen gelernt hat. Nämlich nicht bloß des besondern Lebens um ihn, gerade dieser militärischen Umgebung — in Bezug worauf K. Lessing übrigens treffend darauf hinweist, daß man bis dahin die Soldaten kaum anders auf die Bühne gebracht, als in Nachahmungen des Pyrgopolinices oder des Thraso, und, kann man hinzusetzen, als liederliches Volk, wie in dem namensverwandten Stück von Wycherley, the soldier's fortune, das Lessing in Leipzig excerpirt hatte — sondern hier, wo er sich ins volle Leben selbst gestürzt hatte, ist ihm auch wirklich das volle Aperçu des Lebens überhaupt aufgegangen; weshalb es denn auch wirklich deutsche Männer, deutsche Frauen und deutsche Verhältnisse sind, die er hier zur Darstellung bringt.

Nicht wenig behilflich mag ihm dabei der Geist der Schauspielergesellschaft gewesen sein, deren Vorstellungen er in Breslau beizuwohnen Gelegenheit hatte. Es war diejenige des bekannten Franz Schuch, welche sich dadurch auszeichnete, daß sie die ganze Gottschedsche Periode hindurch die alten volksthümlichen Stücke mit dem Harlekin beibehielt, wie denn Lessing durch sie auch früher den Faust kennen gelernt hatte. Es ist eine der bekanntesten Notizen aus Lessings Leben, daß er diese Kost keineswegs verschmähte. Brandes, welcher damals bei Schuch stand, sagt in seiner Selbstbiographie (II. 51): Lessing äußerte mehr als einmal, er sähe lieber eine gesunde rasche Posse als ein lahmes oder krankes Lust- oder Trauerspiel. „Dies bewies er auch in der That; denn nur selten wurden die Vorstellungen guter Burlesken, besonders zu des verstorbenen ältern Schuchs Zeiten von ihm verabsäumt." In wie nahe Verhältnisse er auch hier zu den Schauspielern trat, geht aus einer andern Angabe des Brandes hervor: „Er gab sich viele Mühe, mich durch seinen Unterricht zu einem beifallswürdigen Schauspieler zu bilden; weil er aber zu diesem Fache mehr guten Willen als wahres Talent bei mir bemerkte, so lenkte er mich zugleich auf die meinen Fähigkeiten mehr angemessene Laufbahn eines dramatischen Dichters, und gab mir dazu die ersten richtigen Fingerzeige."[1])

werder berichtigt, in welchem Lessing in heitern Frühlingsmorgenstunden den Plan der Minna geschrieben; nicht ein vormals Neldnerscher, sondern ein Göldnerscher Garten wäre es gewesen, bekannt unter dem Namen: der gelehrte Garten. Der Besitzer Göldner, seinem Gewerbe nach ein Ziergärtner, verkaufte ihn an die Kaufmannschaft und diese wandelte ihn in eine Zuckerraffinerie um. — Vgl. J. Kutzen, G. E. Lessing in seinem Welt- und Kriegsleben, seinem Wirken und Streben zu Breslau, in: Abhandlungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur. Philosophisch-historische Abtheilung. Breslau 1861. H. I, 19.

[1]) A. a. O. I, 288. Weiterhin finden sich mehrfältige Beweise eines nahen Verhältnisses mit ihm; Lessing geleitet ihn und seine Frau zum Altare, vermittelt eheliche Zwistigkeiten, die durch die Eifersucht von Brandes' Frau entstanden, und ist später in Berlin, wo sie wieder zusammentreffen, der Pathe von Brandes' Tochter, Minna, die späterhin als Schauspielerin eine so bedeutende Stelle eingenommen hat. Uebrigens hielt Lessing auch von Brandes als Schauspieldichter nicht gar viel. Brandes selbst erzählt II, 53, daß ihm Lessings Urtheil über sein Lustspiel Miß Fanny, das auf der Bühne großen

Allein die bedeutendste Anregung zur Erschaffung einer neuen Kunstgestaltung erfuhr doch auch hier Lessing auf literarischem Wege; er verdankte sie einem Manne, von dessen Bedeutung für seine Geistesgeschichte schon dies einen Begriff geben kann, daß Lessing in der Vorrede zu einer Uebersetzung der dramatischen und dramaturgischen Werke desselben geradezu sagt, *ihn* muß man hören, „wenn auch wir einst zu den gesitteten Völkern gehören sollen, deren jedes *seine* Bühne hatte;" und zwanzig Jahre später in einer zweiten Auflage: „die französischen Stücke, welche auf unserem Theater gespielt wurden, stellten doch nur lauter fremde Sitten vor, und fremde Sitten, in welchen wir weder die allgemeine menschliche Natur, noch die besondere Volksnatur erkennen, sind bald verdrängt — — wir sehnten uns aber längst nach etwas Besserem, ohne zu wissen, wo dieses Bessere herkommen sollte: als der Hausvater erschien." Man sieht, ich rede von Diderot.

Vielleicht werden sich meine Leser wundern, daß von diesem nicht schon vorlängst die Rede gewesen ist. Lessing sagt nämlich in der genannten spätern Vorrede von ihm ferner, er habe großen Antheil an der Bildung seines Geschmackes, ja er setzt hinzu, er sei sich wohl bewußt, daß dieser ohne Diderots Muster und Lehren eine ganz andere Richtung würde bekommen haben — und dies hat man in gewissen bekannten Büchern, denen es übrigens an Vorzügen nicht fehlt, auf Lessings Vorliebe für das bürgerliche Trauerspiel bezogen und namentlich die Miß Sara Sampson ausdrücklich zum Theil auf Anregung Diderots entstehen lassen.

Das wäre denn nun freilich ein großer literarhistorischer Irrthum, den ich bei Gelegenheit des zuletzt genannten Stückes auch nicht einmal habe widerlegen mögen, um dasselbe und Diderots Namen durchaus auf gar keine Weise mit einander in Berührung kommen zu lassen. Die Sara ist, wie oben gezeigt worden, 1754 geschrieben und 1755 gedruckt, der fils naturel des Diderot mit den entretiens 1757 erschienen, der Père de famille mit der an Grimm gerichteten Schrift über die dramatische Poesie im Jahr darauf. Und wenn nun Lessings Uebersetzung dieser Stücke und ihrer Beilagen im Jahr 1760 erschienen ist, so hat auf der andern Seite Diderot fast gleichzeitig von der Miß Sara Notiz genommen. Im Decemberhefte des Journal étranger 1761 findet sich eine Kritik des Stückes, von der Lessing, der sich doch gründlich darüber unterrichtet haben wird, im 4. Stücke der Dramaturgie (VII, 62. M. 61 f. H. 116 f.) versichert, sie rühre von Diderot her;[1]) ich theile sie bei der großen Seltenheit dieser Zeitschrift in Deutschland, von der ich erst nach langem Suchen in Gotha diesen Jahrgang aufgefunden habe, in ihren Hauptzügen hier mit:

Miss Sara Sampson, *tragédie bourgeoise de M. Lessing.*

Ce titre n'annonce rien d'héroïque, et en effet le sujet de cette pièce n'est pas un de ces évènemens qui fixent les yeux de la terre et qui ne

Beifall gefunden, das Wohlbehagen an diesem sehr verkümmert habe. „Der Buchhändler Voß," setzt er hinzu, „ein Mann von Geschmack, dessen Urtheil ich ebenfalls einziehen wollte, machte mir, anstatt desselben, ein Geschenk mit Lessings *theatralischer Bibliothek* und dessen Uebersetzung von *Diderots Theater* mit den wenigen Worten: „Lesen Sie darin mit Bedacht, Freund, und Sie werden Zurechtweisung finden."

[1]) Guhrauer faßt die betreffende Stelle anders auf und bezweifelt Diderots Urheberschaft. Cosack, Materialien zur Dramaturgie, Paderborn 1876, stimmt ihm bei (S. 86). Vgl. jedoch H. XX, 1, 227, Anm. 1. Schröter und Thiele, Commentar zur Dramaturgie I, S. 82, Anm. 2.

nous touchent que de loin. Les noms des Rois et des Héros sont imposans sur le théâtre; mais tout ce qui impose n'intéresse pas. En fait de revers, il est vrai, l'élévation des personnages contribue au pathétique. Belizaire mendiant excitera la pitié bien plus qu'un homme de la lie du peuple; mais en général, plus les personnages sont près de nous, plus leur situation nous intéresse.

Il est dans l'homme de ne s'affecter que de ce qui arrive à ses semblables: or les rois ne sont nos semblables que par les sentimens de la nature et par ce mélange de biens et de maux qui confondent toutes les conditions en une seule, qui est celle de l'homme. Que ceux qui méprisent la tragédie bourgeoise pensent donc que dans les sujets les plus héroïques il n'y a que les affections communes qui nous émeuvent fortement. Ce n'est point parcequ' Iphigénie est fille d'Agamemnon et Clitemnestre fille de Tindare que leur situation nous attendrit; c'est parceque l'une est la fille et l'autre la mère. Il en est ainsi de tout ce que le théâtre héroïque a de terrible et de touchant.

La tragédie bourgeoise est donc le vrai spectacle pathétique; ce qui l'élève au-dessus de nous l'en éloigne et par conséquent l'affoiblit.

Les Grecs, qui n'avoient considéré la tragédie que comme un spectacle politique, n'y ont admis que des personnages illustres et des évènemens publics. Les Modernes en ont fait un spectacle moral, et rien ne convient mieux à la fin qu'ils se proposent que des caractères familiers et des évènemens domestiques.

On nous opposera des autorités, mais 1° il en est peu qui balancent celle du grand Corneille. La tragédie doit exciter, dit-il, de la pitié et de la crainte... Or, s'il est vrai que ce dernier sentiment ne s'excite en nous que quand nous voyons souffrir nos semblables, et que leurs infortunes nous en font appréhendir de pareilles; n'est-il pas vrai aussi qu'il y pourroit être excité plus fortement par la vue des malheurs arrivés aux personnes de notre condition, à qui nous ressemblons tout à fait etc. 2.° Lorsqu' Aristote examine lui-même les qualités nécessaires au héros de la tragédie, observe le même poète, il ne touche point du tout à la naissance et ne s'attache qu'aux incidens de sa vie et à ses moeurs; il demande un homme qui ne soit ni tout méchant ni tout bon; il le demande persécuté par quelqu'un de ses proches; il demande qu'il tombe en danger de mourir par une main obligée à le conserver: et je ne vois point, dit Corneille, que cela ne puisse arriver qu'à un prince. Voilà précisément l'apologie de la pièce dont nous allons donner un extrait. Dieſer wird nun gegeben, unterbrochen von Ueberſetzung einiger Stellen und eingeſtreuten Urtheilen, z. B. nach der erſten Scene: rien de plus vrai, de plus naturel que ces moeurs; c'est l'ame d'un père toute nue. Zu dem Mebeenſpiel, das er übrigens für Ernſt zu nehmen ſcheint, bemerkt er: Ce morceau plein de rage nous paroît porter atteinte à la vraisemblance de tout le reste de la pièce — es ſei unbegreiflich, wie Mellefont der Marwood nun noch habe trauen und ſie gar der Sara vorſtellen können. Der Dichter hätte bei dem Motiv des Anfangs der Scene ſtehen bleiben ſollen: la rage de Marwood ne devoit s'exhaler qu'après que son amant est sorti et avec sa confidente. Von den Schwierigkeiten, welche Sara macht, den Brief des

Vaters zu lesen (Act III.) heißt es: Ce sentiment est rempli de délicatesse et de vérité, mais le poète l'a affoibli en l'exagérant. Le refus que fait Sara de lire la lettre de son père, engage Waitwell à user d'un détour qui prolonge encore la scène et qui la refroidit. Les premiers mouvemens de son ame doivent être la confusion, la crainte, le reproche d'ingratitude et le plus vif attendrissement; mais ces mouvemens doivent être rapides, et l'impatience de lire sa grâce, écrite de la main de son père, de baiser, d'arroser de ses larmes les caractères de cette main chérie, doit l'emporter l'instant après. Cette scène a tout ce qu'il faut pour être excellente; il n'y a que l'excès à retrancher. Ferner urtheilt Diderot, in der Aeußerung Mellefonts (Act IV.), derzufolge es ihm ein schrecklicher Gedanke ist, daß Sara seine Gattin werden solle, liege doch que Mellefont est encore un libertin — et cette idée affoiblit beaucoup l'interêt de la pièce. On ne sait pourquoi le poète lui a laissé cette tache; il n'en avoit pas besoin; pour être aussi coupable que la moralité l'exige, le crime de l'enlèvement suffisoit: et c'est une adresse qu'avoient les poètes Grecs, d'attribuer à des causes étrangères ou de placer dans l'éloignement le crime qui justifioit le malheur de leurs héros. Par-là ils concilioient la morale avec le pathétique, et le coupable étoit intéressant. Die Unbedachtsamkeit Mellefonts, die Marwood nun gar mit der Sara allein zu lassen, wird scharf getadelt: indessen il faut avouer que ce moyen, tout défectueux qu'il est, amène des scènes très-pathétiques. Den Schluß übersetzt Diderot großentheils — er findet darin zwar auch einige Längen, und dann sei die Situation am Ende aus Ines de Castro entlehnt, et quoiqu'elle ait dans l'allemand des beautés de détail qui lui sont propres, elle ne laisse pas d'être inférieure à l'original, en ce qu'elle n'offre point, comme le tableau du poète français, les enfans aux genoux de leur mère expirante: situation sublime en fait de pathétique. schließt dann aber wie folgt: Du reste on ne peut disputer à M. Lessing le vrai génie de la poésie dramatique, c'est à dire, le don de se pénétrer des sentimens les plus intimes de la nature, et de les exprimer avec beaucoup de chaleur, d'énergie et de vérité. Nous ne désirons dans sa pièce que plus de précision et de rapidité dans le dialogue, des scènes moins alongées et par conséquent plus vives, en un mot, un tissu plus serré dans l'intrigue et dans l'action, mais surtout moins de négligence dans la manière de préparer et d'amener les évènemens. Par exemple, nous ne saurions pardonner à un homme de génie d'avoir donné à Marwood, pour raison de vouloir être présentée à Sara, la curiosité de savoir si elle est digne de fixer Mellefont. Il est hors de toute vraisemblance qu'il prenne ce prétexte pour le véritable motif d'une femme qu'il doit si bien connaître, et il est évident que dans la situation où elle est, une vaine curiosité n'est pas ce qui l'occupe: au lieu que le poète avoit un motif très-naturel, très-sérieux, très-imposant à lui donner pour demander à voir sa rivale. Marwood a une fille de Mellefont, celui-ci veut la lui ôter et l'élever auprès de lui: que Marwood eût feint d'y consentir, mais de vouloir recommander sa fille à sa rivale, sans toutefois s'en faire connaître, et comme par un mouvement d'humanité pour cette enfant, dont elle auroit pris soin jusqu'alors. Il étoit vraisemblable que Mellefont se prêtât à la foiblesse d'une mère, et que

trompé par cet artifice, il consentit à cette entrevue, en supposant toutefois que Marwood eût dissimulé sa rage aux yeux de Mellefont, comme dans la première scène: car dès qu'elle l'a menacé de se venger sur sa propre fille, et qu'elle a levé le poignard sur lui, il ne doit plus que la détester et la craindre; et il n'y a plus aucune raison qui l'autorise à la laisser tête-à-tête avec Sara.

Il se peut que l'art ait encore des progrès à faire chez les Allemands, mais le génie y a pris la grande route de la nature, et l'on ne sauroit trop les exhorter à la suivre. La vérité même négligée intéressera toujours beaucoup plus que l'artifice le plus étudié.[1])

Diese Kritik verschaffte Lessingen in Frankreich eine gewisse Berühmtheit; Grimm spricht in seiner Correspondenz unterm 15. December davon; nachdem er von Lessings Fabelbuche geredet, das jetzt ins Französische übersetzt worden war — Mr. Lessing a beaucoup d'esprit, de génie et d'invention; les dissertations dont ses fables sont suivies prouvent encore qu'il est excellent critique — fährt er fort: Ce poète a de la réputation en France depuis plusieurs années; l'idée qu'on a donnée dans le Journal étranger de sa tragédie de *Miss Sara Sampson*, l'a fait regarder comme un homme de génie. Mr. Trudaine de Montigny, intendant des finances, a traduit cette pièce, qui a eu un grand succès à Paris, quoique le traducteur ne l'ait communiquée qu'en manuscrit et n'ait pas voulu qu'elle fût imprimée. Elle vient d'être jouée à St. Germain-en-Laye sur le théâtre particulier de Mr. le duc d'Ayen, par une troupe choisie. On dit que Madame la comtesse de Tessé, fille de Mr. le duc d'Ayen, a joué le rôle de Miss Sara d'une manière ravissante, et c'est bien aisé à croire. Son frère, Mr. le comte d'Ayen, joint à des qualités plus essentielles et plus distinguées celle d'un excellent comédien: il a joué le rôle de l'amant de Sara. Cette pièce, représentée devant la plus grande compagnie de France, a reçu de grands applaudissemens, et produit les plus fortes impressions. Elle a déjà été jouée trois fois. Ja Nicolai will im 256. Literaturbriefe, wo er über jenes Heft des Journal étranger berichtet, sogar aus guter Hand wissen, die Sara werde noch denselben Winter auf dem théâtre français aufgeführt werden, eine Ehre, setzt er hinzu, die vielleicht noch keinem Stücke, das nicht ursprünglich französisch sei, widerfahren sein möge — woraus aber auch meines Wissens nichts geworden ist. Vorzüglich interessant aber ist eine weitere Notiz, die wir hier, so wie in der Allgemeinen deutschen Bibliothek (1765) I, 2, 308 finden. Nachdem hier bemerkt worden, das Stück sei Ende 1764 zu St. Germain bei dem Herzoge von Noailles von dem

[1]) Lessing mußte den Lesern des Journal étranger im frischen Andenken stehen, denn in einem Essai sur la poésie allemande im September desselben Jahrganges wird er enthusiastisch gelobt: Lessing, génie original dont nos derniers neveux seront encore fiers u. s. w. Derselbe Artikel hält den Franzosen eine gewaltige Strafrede wegen ihrer Tragödie, wie sie nur ein Freund Diderots konnte veröffentlichen wollen. Uebrigens wird das Journal étranger in seinem auf deutsche Literatur bezüglichen Theile zu dieser Zeit überhaupt von einem entschiedenen Anhänger, man möchte fast vermuthen einem Mitgliede des Berliner Kreises, beherrscht: unter den wenigen auf deutsche Literatur bezüglichen Aufsätzen finden sich Uebersetzungen von Kleists Cissides und Paches und einem Theil von Moses Abhandlung über das Schöne und seinen Briefen über die Empfindungen.

Herzoge von Choiseul und den vornehmsten Herren und Damen vom Hofe mit dem größten Beifall aufgeführt, wird hinzugesetzt, Herr Trudaine de Montigny habe darin zwar einige kleine Veränderungen gemacht, allein Diderot werde das Stück ganz herausgeben und zwar mit dem engländischen Spieler und dem Kaufmann von London, auch werde er Anmerkungen über die Natur dieser drei Stücke hinzuthun — welches zugleich eine Belehrung über die Bestimmung der Uebersetzung des Spielers, die sich in seinen Werken findet (éd. de 1818 Suppl. p. 88), enthält, welche die französischen Herausgeber nicht zu geben wußten.

Wenn nun also hier, in Bezug auf das bürgerliche Drama und die Miß Sara Sampson, Lessing und Diderot vollkommen unabhängig von einander auf ähnliche Ergebnisse gekommen sind, und später in der gegenseitigen Anerkennung Lessing sogar das Prävenire gespielt hat, so hat dagegen allerdings der Letztere sowohl lange vorher, ehe dem Diderot sein Name nur bekannt sein konnte, eine der bedeutendsten Anregungen von diesem erfahren, als auch in der Periode, mit welcher wir hier zu thun haben, aus den auf das Theater bezüglichen Bemühungen desselben, insofern sie von seinen eigenen bisherigen abwichen, einen Gewinn gezogen, den er dem Franzosen, welcher ihn von jetzt an wieder aus den Angen verloren zu haben scheint, nicht zurückgezahlt hat.

Was nun zuerst jene frühe und bedeutende Anregung anbetrifft, so denke ich bei dieser nicht etwa an die Bijoux indiscrets, insofern hier im 38. Cap. (p. 118 der éd. de 1818) das alte französische tragische System angegriffen wird, denn wenn auch Lessing diesen scheußlichen Roman in der Dramaturgie wegen dieser Stelle anführt, so ist doch keine Spur vorhanden, daß derselbe, welcher anonym ans Licht trat, ihm schon bei seinem Erscheinen bekannt geworden wäre. Vielmehr möchte ich hier auf den Brief über die Taubstummen hingedeutet haben, den er 1751 im Neuesten aus dem Reiche des Witzes mit dem größten Interesse bespricht, und auf welchen wir weiterhin in mehreren Punkten die Grundzüge seiner allgemeinen ästhetischen, ja seiner metaphysischen Ansichten werden zurückführen müssen.

Bleibt also dieser Gesichtspunkt späteren Erörterungen überlassen, so wird, um Diderots Einfluß auf Lessings dramatische Ausübung so wie Theorie, und insbesondere auf die Minna v. Barnhelm ins Licht stellen zu können, eine Verständigung über den Standpunkt, welchen der Franzose in dramatischen Dingen einnimmt, vorangehen müssen.

Ich muß auf die Gefahr hin, daß man es für anmaßend erklären wird, auf solche Weise über eine fremde Literatur abzusprechen, die Behauptung aufstellen, daß Diderot in dieser Beziehung noch niemals vollkommen richtig gewürdigt worden ist. Man hält sein rührendes Drama gemeiniglich für eine bloße Fortsetzung der comédie larmoyante, selbst Villemain nimmt hier in seinem Tableau du dix-huitième siècle, das doch an fruchtbaren Gesichtspunkten gerade in Bezug auf Diderot so reich ist, die gehörige Sonderung nicht vor. Es versteht sich von selbst, daß Diderots Werke ebensowohl, wie die der weinerlichen Komödie, der alten französischen Tragödie auf eine gewisse Weise entgegentreten, und überhaupt wie diese, zu der Gattung gehören, — sie sei so alt, wie die Welt, sagt Villemain — in welcher ohne die künstliche Zersetzung in Ernst und Scherz das ganze Leben dargestellt sein soll;

aber daß sich hier noch gar manche Arten und Entwickelungsstufen unterscheiden lassen, werden schon die obigen Erörterungen bei Gelegenheit der Sara gezeigt haben; schon in der ersten Hindeutung auf die Nothwendigkeit einer Umgestaltung der dramatischen Poesie, Bijoux indiscrets cap. 38 (p. 118 der éd. de 1818), werden Gesichtspunkte geltend gemacht, bei denen die comédie larmoyante gänzlich bei Seite liegen bleibt; es wird gesagt, die modernen Tragödien kämen den antiken bei weitem nicht gleich, das rühre aber nicht daher, daß die Regeln in ihnen weniger gut beobachtet würden, sondern daß keine Natur in ihnen sei; das Drama müßte eine so natürliche Darstellung des Vorfalls sein, daß der Zuschauer diesem selbst beizuwohnen glauben müsse, es wird an den französischen Tragödien die complicirte Anlage, der unnatürliche Ton des Dialogs getadelt, weshalb es z. B. heißt: Messieurs. au lieu de donner à tout propos de l'esprit à vos personnages, placez-les en des conjonctions qui leur en donnent: und in der Grimmschen Correspondenz liest man schon 1753 bei Gelegenheit des Todes des Nivelle de la Chaussée: J'imagine un genre de comédie bien plus tragique, si l'on peut parler ainsi, que le larmoyant. Pourquoi empêcherois-je par exemple, mon Joueur et mon Dissipateur de se tuer à la fin de ma pièce dans les accès de désespoir qui sont ordinairement les suites de ces égaremens? Une telle comédie, bien conduite, seroit plus dans la nature que la plupart de nos tragédies, et j'ai dans la tête qu'elle produirait des effets étonnans.

Diderot ist mit seinem fils naturel und seinem père de famille gerade ebensowenig ein Fortsetzer der französischen comédie larmoyante, wie Lessing mit seiner Sara, denn um es nur kurz heraus zu sagen — die Grundlagen sind bei ihm genau dieselben, wie bei dem Deutschen. Nämlich er knüpft, wie schon die soeben angeführte Stelle beweist (s. auch éd. de 1818, VI, 383), unmittelbar an die Engländer an, und zwar mit so gründlichem Verständniß, daß er später die Benennung „bürgerliche Tragödie" selbst nicht gelten lassen will; man liest, was von Diderot wo nicht geschrieben, so doch eingegeben ist, da Saurin einen Beverley geschrieben hatte, in der Grimmschen Correspondenz den 15. Mai 1768 überaus treffend: Si Béverley est une tragédie, pourquoi est-elle bourgeoise? S'agit-il ici des malheurs qui ne peuvent arriver qu'à des bourgeois? ou bien ce qui est tragique pour des bourgeois, est-il comique pour des princes? Il fallait dire tout simplement tragédie, et laisser la mauvaise epithète de bourgeoise aux critiques bourgeois du coin qui ont aussi inventé le terme de comédie larmoyante, et qui ont écrit sur l'une et sur l'autre de grandes pauvretés.[1]) Und zwar knüpfte er an die Familienromane, an Richardson an. Es findet sich unter seinen Schriften (I, 600) eine Lobrede auf diesen, welche eine unbedingte Verehrung athmet; was er hier von den Romanen desselben sagt: Le monde où nous vivons est le lieu de la scène; le fond de son drame est vrai: ses personnages ont toute la réalité possible: ses caractères sont pris du milieu de la société; ses incidens sont dans les moeurs de toutes les nations policées; les passions qu'il peint sont telles que je les éprouve en moi; ce

[1]) So wird es auch Diderot sein, der über einige Schönheiten des Lillo'schen Stückes bei Gelegenheit einer Art von Heroide von Dorat, eines Briefes von Barnwell aus dem Gefängniß an einen Freund, enthusiastische Betrachtungen anstellt. Man muß ihn sogleich an dem barocken Ausruf erkennen: Je conseille à celui que ces mots ne déchirent pas, d'aller se faire rejeter par dessus l'épaule de Deucalion ou de Pyrrha, car il est resté pierre!

sont les mêmes objets qui les émeuvent, elles ont l'énergie que je leur connais; les traverses et les afflictions de ses personnages sont de la nature de celles qui me menacent sans cesse u. s. w., klingt wie eine Beschreibung seines eigenen Dramas; auch entlehnt er wirklich in der Abhandlung de la poésie dram. seine Beispiele für den dramatischen Dialog aus ihm (IV, 671). Auch in Bezug auf die „pantomime," die bei Diderot ein so wichtiger Punkt ist, beruft er sich auf ihn (a. a. O. S. 683: Lettre à Mme. Riccoboni). Und so ist denn auch wirklich sein Drama nach seiner eigenen Benennung ein Drame domestique, ebenso wie sich für Lessing aus jenem Familienromane ein Familiendrama entwickelt hatte.

Allein auf dieser Grundlage schlug er nun eine andre Richtung als Lessing ein, und zwar vermöge einer Eigenschaft, die dann auch wieder den Letzteren, je mehr sie in ihm selbst durch Diderots Beispiel erweckt wurde, um so entschiedener von demselben unabhängig machte — und dies ist der Punkt, wo Lessing wirklich eine unberechenbar folgenreiche Einwirkung von Diderot erfahren hat.

Lessings Sara ist so sehr ein Kind der englischen Familienromane, daß sie ein deutsches Familiendrama mit englischen Sitten ist. Ich werde am Ende dieses Kapitels zu erörtern Gelegenheit haben, welch eine welthistorische Unklarheit darin lag. Bei Diderot konnte davon nicht die Rede sein. Was diesen vor allen charakterisirt, ist ein ganz ungemein resoluter Naturalismus, über den ich noch bei einer andern Gelegenheit einiges werde sagen müssen.[1]) Von diesem mußte die nächste Folge sein, daß in seinen Dramen die Sitten und Charaktere, ohne daß er es ausdrücklich beabsichtigte, ächt national-französisch ausfielen, wie denn namentlich der père de famille eine so ächt französische Individualität ist, wie sie nur gedacht werden kann, mögen auch die Franzosen diesen Zug in sich selbst gewissermaßen erst durch Diderot entdeckt haben. Lessing zeigt in seinen spätern Werken nicht nur denselben Naturalismus, er zeigt mehr, nämlich Natur; wenn Villemain sagt — ich lasse hier absichtlich zwei Franzosen sprechen —: Diderot, comme critique, a quelque chose de la liberté de l'école allemande, quelque chose aussi de ses affectations. Ce qu'il veut, de qu'il admire, c'est le naturel, le spontané, le simple, un homme enfin et non pas un auteur. Ce qu'il est dans ces jugemens, c'est un homme passionné et original, qui ne juge ni par règles ni avec méthode, mais sous les impressions qu'il reçoit ou par des vues d'esprit qui lui sont propres. Mais ce qu'il est naturellement, il affecte encore plus de l'être: so meint die Frau von Staël: Lessing en général pensait comme Diderot sur l'art dramatique..... Mais Diderot, dans ses pièces, mettait l'affectation du naturel à la place de l'affectation de convention, tandis que le talent de Lessing est vraiment simple et sincère. Und so versteht es sich denn von selbst, daß seine reiferen Werke selbst national, also deutsch-national sind, und eben deshalb im Einzelnen eine Nachahmung des Diderot nicht enthalten können, aber eben dazu, zu solcher unbefangenen Abspiegelung des Lebens und seines eigenen Innern dürfte Lessing gerade zum Theil durch Diderots aufregenden Ungestüm aufgerüttelt sein, und so möchte

[1]) Er äußert sich bisweilen durch seltsam subjective Ausbrüche, z. B. wenn Diderot in der Encyclopädie, dem objectiv wissenschaftlichen Werke, im Artikel Sokrates bei Erwähnung der Deutschen im Andenken an seine eignen einstigen Verhältnisse ausruft: Ah. Socrate, je te ressemble peu, mais au moins tu me fais pleurer d'admiration et de joie.

ich es verstehen, wenn er sagt, ohne diesen hätte sein Geschmack vielleicht eine eigenthümlichere Richtung genommen, aber keine, mit der sein Verstand auf die Länge zufriedener gewesen wäre; er hätte vielleicht in der etwas wunderlichen und gemachten Manier des Philotas, „der Denkungsart seiner Nation gemäß," wie die Bibliothek der schönen Wissenschaften meinte, fortzudichten versucht, wie wir denn noch später sehen werden, daß es ihm wirklich einmal begegnen konnte, sich bei einer sehr unpraktischen Absonderlichkeit zu betheiligen, nun aber war sein nächstes Gedicht die Minna, welche ganz und gar aus dem vollen frischen Leben gegriffen ist.

Und wirklich läßt sich bei dieser auch im Einzelnen verfolgen, wie sie ihrer Kunstform nach aus der allertiefsten Erwägung der Diderotschen Betrachtungen hervorgegangen ist.

Es kann keinem Kenner der Literatur verborgen geblieben sein, daß die Minna, wenn es sich darum handelt, ihren ästhetischen Ort, ihre Klasse zu bezeichnen, in keine von den bis dahin gebräuchlichen Gattungen von Lustspielen hineinpassen will. An das haut comique ist bei ihr nicht zu denken, weinerliche Komödie ist sie nicht, eben so wenig hat Lessing in ihr die wilde Komödie der Engländer auf den deutschen Boden verpflanzt, seine eigene frühere Marivaux'sche Bedientenkomödie gar nicht zu erwähnen, — was kann ihm denn also bei ihr vorgeschwebt haben? Antwort: das Diderotsche comique sérieux. Man erinnert sich, welche Bewandtniß es mit diesem hat. Diderot stellt in seiner dritten Unterredung über den fils naturel folgende Stufenleiter der dramatischen Gattungen auf: le burlesque, le genre comique, le genre sérieux, le genre tragique, le merveilleux, und gebraucht als Beispiel des genre sérieux die Hecyra des Terenz, von welcher er sagt: Je demande dans quel genre est cette pièce? Dans le genre comique? il n'y a pas le mot pour rire. Dans le genre tragique? La terreur, la commisération et les autres grandes passions n'y sont point excitées. Cependant il y a de l'intérêt: et il y en aura, sans ridicule qui fasse rire, sans danger qui fasse frémir, dans toute composition dramatique où le sujet sera important, où le poète prendra le ton que nous avons dans les affaires sérieuses, et où l'action s'avancera par la perplexité et par l'embarras. Dieses genre sérieux könne nun wegen seiner Stellung zwischen dem Komischen und Tragischen bald von diesem bald von jenem eine stärkere Beimischung annehmen, und daher des comédies dans le genre sérieux, und des tragédies domestiques. Als Beispiel der letzteren Gattung hatte er selbst Lessings Sara begrüßt; die Minna ist eins von der ersteren. Es trifft auch genau bei ihr ein, was Diderot noch sonst von dem genre sérieux fordert. In der Abhandlung über die dramatische Poesie bezeichnet er als den Gegenstand des genre sérieux die Pflichten und Tugenden der Menschen: les devoirs des hommes sont au fond aussi riches pour le poète dramatique que leurs ridicules et leurs vices — und weiterhin heißt es: Je le répète donc: l'honnête, l'honnête. Il nous touche d'une manière plus intime et plus douce que ce qui excite notre mépris et nos ris: poète, êtes-vous sensible et délicat? pincez cette corde, et vous l'entendrez résonner ou frémir dans toutes les âmes. „Man hätte es die Großmüthigen betiteln sollen," sagten die Göttingischen gelehrten Anzeigen den 19. October 1767 von Lessings Stück, „denn selbst der Reitknecht ist so edel gesinnt, daß er sich zum Schuldner seines Herrn macht, und die beiden

Hauptperſonen beſtreiten ſich aus lauter feinen Empfindungen, da der abgedankte und mittelloſe Liebhaber ſeine reiche Braut nicht unglücklich machen will, dieſe aber ſich recht aufdringt und endlich ihren Zweck dadurch erhält, daß ſie ſich ſelbſt als verunglückt darſtellt.“[1]) Man darf ſich hierbei wohl erinnern, daß Diderot eine Tragödie des Corneille, er meint, es ſei der Nicomedes, in welchem alle großmüthig ſeien, als Beleg anführt, daß es der Contraſte im Drama nicht bedürfe. Überdies mag zwar Leſſing, nach einer Bemerkung von Tieck, beim Tellheim an den Manly im Plain-dealer gedacht haben, ſo wie ohnehin, wie ſchon angedeutet, an ſeinen Freund Kleiſt und an ſich ſelbſt, aber ein gewiſſes, wenn ich ſo ſagen darf, Profeſſionmachen aus dem Edelmuth und der Entſagung, das beſonders in der Scene mit der Wittwe Marloff auffällt, erinnert doch ſehr an Diderots Dorval. Endlich iſt auch ein eigenthümlicher Gedanke von Diderot, daß er dem Drama dadurch aufzuhelfen hofft, wenn er, da die Charaktere verbraucht ſeien, die conditions, unter denen er ſowohl die Stände in der bürgerlichen Geſellſchaft, z. B. den des Richters, als auch die Lebensverhältniſſe, wie das des Hausvaters, verſteht, aufs Theater zu bringen anräth, und eben dieſes thut Leſſing anerkanntermaßen mit dieſem „Soldatenglück“ auf die glücklichſte Weiſe, was um ſo weniger auffallen kann, da er jedenfalls nahe daran geweſen iſt, ganz aus ſich ſelbſt auf dieſen Geſichtspunkt zu verfallen, denn wenn er ſich früher gegen ſolche Stücke erklärt hatte, in denen ganze Stände verſpottet wurden, ſo iſt dagegen ein Luſtſpiel, in welchem „das Honette“

[1]) Ins Franzöſiſche wurde das Stück ſogar unter eben dieſem Titel übertragen. Siehe über dieſe Bearbeitung: Deutſches Muſeum 1780 II, 476. „In Paris fährt man fort des Rochon de Chabannes unter dem Titel les amans généreux nachgeahmte Minna von Barnhelm ſehr gern zu ſehen. Das Parterre ſagt, nachdem es geklatſcht hat, et cependant cela est imité de l'allemand. Der franzöſiſche Verfaſſer hat faſt nur weggelaſſen. Juſt und der Wirth haben nur ein Paar Worte zu ſagen, die Dame in Trauer erſcheint gar nicht, und die Rollen von Tellheim und Minna ſind bis auf die Hälfte verkürzt; auch iſt der ganze Handel mit dem Ringe weggeblieben. Die größte Veränderung iſt mit dem Grafen von Bruchſal vorgegangen, aus dem ein Edelmann, der beſtändig von ſeinen 16 Ahnen und den deutſchen Stiftern ſpricht, und faſt die Hauptperſon geworden iſt.“ — Auch die letzte Scene wurde umgeſtaltet. Weil es durchaus gegen die feine Sitte ſei, ſagt der Bearbeiter in der Vorrede, daß ſich ein Mädchen ſelbſt einem Manne zur Frau antrage, ſo muß hier Paul Werner den Antrag machen. Vgl. auch K. Leſſings Brief vom 7. Januar 1775, XIII, 521. H. XX, 2, 775. (M. und B.) — — „Weil viel in dem Stücke von dem Könige von Preußen geſchwatzt wird, ſo mußte der preußiſche Miniſter erſt um Erlaubniß gefragt werden, ehe man es aufführen durfte, er ertheilte ſie ohne Bedenken.“ — Eine franzöſiſche Ueberſetzung des Stückes hatte auch der Schauſpieler Großmann gemacht: Taſchenbuch für das Theater 1770 S. 70. Leſſings Freund Weiße fand in der Minna des Edelmuths noch nicht genug. Er ſchreibt an Garve am 30. Dec. 1767: „Wir haben ſeit Kurzem die Minna von Leſſing auf unſerm Theater geſehen. Sie nimmt ſich vortrefflich aus. Aber ich habe dabei eine Anmerkung gemacht, wodurch Leſſing ſeine Minna und zugleich das ganze Stück hätte veredeln können. Warum läßt er ſie nicht ihren geliebten Officier aus dem edlen Bewegungsgrunde aufſuchen, weil ſie hört, daß er alles das Seinige verloren, abgedankt und in Ungnade gefallen ſei? Dieſe Nachricht würde ihr gleich die Urſache von ſeinem langen Stillſchweigen errathen laſſen. Jetzt aber, da ſie ihm nachläuft, blos weil ſie ihn liebt, da er ihr doch ſeit dem Frieden kein Wort von ſich gemeldet, und dies ſie auf die ſichere Vermuthung bringen konnte, daß er ſie vergeſſen und vielleicht ein Paar andere Weiber wieder geheirathet, jetzt ſieht ſie einem verbuhlten Mädchen ähnlich, das blos durch ſeinen Beſitz ihre ſinnliche Luſt (!!) zu befriedigen denket.“

eines gewissen Standes, nämlich des geistlichen, dargestellt wird, schon der Freigeist.

Mendelssohn bemerkt im dreihundert und zwölften Literaturbriefe bei Gelegenheit der Stücke des E. Schlegel sehr treffend, daß das sogenannte hohe Komische dem deutschen Charakter nicht angemessen sei, und der seltene Eigensinn der Dichter, ihm gleichwohl nachlaufen zu wollen, ein Hauptgrund sei, weshalb man sich fast ausschließlich auf die Nachahmung angewiesen gesehen habe, nur in der Posse verständen sie allenfalls originell zu sein. Mit der Minna von Barnhelm hat Lessing, wenn er in ihr eine ernste Komödie erschuf, wie Diderot sie wohl ausdenken aber nicht machen konnte, zugleich für das deutsche Lustspiel den rechten Ton getroffen. Mit dem ernsten Lustspiel konnte es nur in Deutschland recht Ernst werden, — der Père de famille des Diderot ist immer noch mehr ein pathetisches Lustspiel — und nur dieses konnte den Deutschen genügen, denn nur dieses ist eine freie Abspiegelung des wirklichen Lebens. Und hierin gerade liegt die epochemachende Wichtigkeit der Minna von Barnhelm und der übrigen Schriften Lessings, welche mit ihr in dieselbe Periode fallen.

Es ist hier der Ort, endlich einmal darüber ins Reine zu kommen, welches denn die Eigenthümlichkeit so recht eigentlich sei, zu welcher sich hier die deutsche Poesie erhoben habe — worin der volksthümliche Charakter, den sie jetzt erreicht habe, bestehe und sich von dem volksthümlichen Charakter anderer Literaturen unterscheide, was wir doch vermöge der bloßen Anerkennung, daß solche Eigen- und Volksthümlichkeit erreicht sei, eben so wenig schon wissen, wie wir überhaupt damit, daß wir uns bei uns selbst zu Hause fühlen, das Wesen dieser Heimath wissenschaftlich begriffen haben.

Es wird den Lesern der Geschichtschreiber der deutschen Literatur des vorigen Jahrhunderts schon längst verdrießlich geworden sein, immer von dem Zurückgehen auf die Natur und wieder von dem Zurückgehen auf die Natur reden zu hören, welches in dieser Periode stattgefunden habe. Was ist denn das am Ende, Natur? werden sie fragen. Giebt es denn nicht so viele Naturen, wie es — eben Naturen giebt — wie es etwa Volksthümlichkeiten giebt? Ist nicht auch das ein Zurückgehen auf die Natur gewesen, wenn sich gerade dieselbe Literaturform, von welcher die Deutschen sich jetzt emancipirten, die antikisirende und insbesondere die französische, etwa in Frankreich, wo sie doch die wahrhaft nationale Literaturform gewesen ist, consolidirte? Will denn dies Zurückgehen auf die Natur etwas anderes aussprechen als überhaupt einen solchen Proceß nationaler Erstarkung, wie er dem Zustandekommen einer jeden Literatur zu Grunde liegen muß? Und wenn dies der Fall ist, muß denn nicht ein solcher Proceß überall stattfinden, wo es nur überhaupt zu einer Literatur gekommen ist, die ja gar nicht anders als auf nationaler Grundlage existiren kann, so daß ein gewisses Zurückgehen auf die Natur auch schon in der vorlessingischen, französirenden Periode vollbracht gewesen sein müßte, deren Beseitigung doch gerade durch jenen Ausdruck bezeichnet werden soll — wie denn ja in der That in jener Zeit nicht bloß die Literatur, sondern auch das Leben mit fremdländischen Elementen versetzt gewesen ist. Oder wenn hier in diesem Ausdruck doch noch etwas Weiteres liegen sollte, wäre das nicht gerade das Allerbedenklichste? Schiene das nicht zu verrathen, daß er von einer ästhetischen Anschauungsweise ein-

gegeben sei, die in unsern Tagen längst für abgethan gilt; von der Theorie der Naturnachahmung, welche eben so wenig die wahren Bedingungen einer Kunstübung, die diesen Namen verdient, zu begreifen weiß, wie bei einem Ausgehen von ihr eine solche jemals möglich sein wird?

Das läßt sich nun Alles wohl hören, und ist sogar in thesi vollkommen richtig, nichts desto weniger dürfte es schwer halten, einen angemesseneren Ausdruck als den allgemein gebräuchlichen für das hier obwaltende Verhältniß ausfindig zu machen, denn die Deutschen konnten freilich, wie alle Leute, nur auf ihre eigene Natur zurückgehen, aber es lag eben in der Natur der Deutschen, auf eine andere Weise auf die Natur zurückzugehen, als andere Leute.

Man begnügt sich für die Literaturperiode, welche dem Auftreten Lessings voranging, und im Gegensatz zu welcher dieser die neue Zeit begründete, gemeiniglich mit dem Gesichtspunkte, ihre Erzeugnisse seien eben schlecht, sie sei eine Zeit der Entkräftung und des Verfalls. Es wird freilich so leicht Niemand besondern Geschmack an diesen Opitz und Gottsched finden können, aber ein solches Urtheil ziemt sich doch höchstens für die gemeine Anschauungsweise, die in gesunder Unmittelbarkeit nur auf Genuß oder geistige Nahrung bedacht, sich in der heutigen Literatur, die ja eben darum die heutige ist, befriedigt fühlt, und um das, was dieser als ein Andres entgegensteht, nun nicht weiter bekümmert und es als ein Fremdartiges von sich weist; der Literarhistoriker dagegen sollte immer von dem Grundsatze des Spinoza ausgehen: actiones humanas neque ridere neque lugere neque detestari, sed intelligere. Zwar will sich nun jene Anschauungsweise in allerlei anzüglichem Spotte ergehen, der Literarhistoriker sei gegen den Unterschied von gut und schlecht abgestumpft und es stehe ihm eigentlich Alles an Werthe gleich, ja die Blüthe und Frucht gelte ihm wohl gar weniger als das Holz des Stammes und das schmutzige Faserwesen der Wurzel, denn jene kämen ja aus diesem, und sie selbst seien in ihrer Prätension auf unser subjectives Wohlgefallen ganz unbequem, am theuersten aber sei ihm der Mist, denn der biete den reichsten Stoff zu genetischer Darstellung — aber „sie reden, was sie wollen, mögen sie doch reden," sagt der Goethesche Wieland. Man wird niemals aus den Augen setzen dürfen, daß die Früheren an das, was sie trieben und wollten, ebensowohl ihre ganze Seele gesetzt haben, wie wir nur immer bei unsern Bestrebungen thun mögen, und das hieße doch wenig Glauben an die Menschennatur haben, sich vorstellen zu können, wenn das ein Mensch thut, daß da so gar nichts Positives — ob zwar vielleicht mit vielem Mißverständniß und in falscher Anwendung — zu Grunde liegen sollte. Im gegenwärtigen Falle aber wird es ganz besonders wichtig sein, das Positive, was sonach auch bei Lessings Vorgängern vorhanden gewesen sein dürfte, zu ermitteln, denn ist das, was sie gegeben haben, bloß schlecht, so wird, was er aufstellt, am Ende bloß gut genannt werden können, und daran wird sich denn doch in diesem Falle auch nur jene oben genannte Anschauungsweise kaum genügen lassen.

Allerdings ist über die deutsche Literatur des siebenzehnten und der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts noch eine fernere allgemeine Bemerkung gemacht worden, die man in ihrer Art wohl gelten lassen muß: nämlich, sie sei im Gegensatz zu der volksthümlichen Literatur des Mittelalters, nur die Literatur der Bildung, der Gelehrsamkeit. Aber der Gesichtspunkt, von welchem

dabei ausgegangen wird, ist nicht geeignet uns die Aufschlüsse zu gewähren, deren wir hier bedürfen: er belehrt uns, wenn er nicht etwa gar auf ganz unwesentliche Umstände gerichtet ist, z. B. daß in den Werken jener Zeit viel gelehrte Kenntnisse angebracht werden, nur über den äußerlichen Ursprung jener Literaturrichtung, nicht aber über ihr Wesen — die Frage ist also: was für eine Literatur ist es denn am Ende, die durch gelehrte Einflüsse in Deutschland hervorgerufen wurde?

Man wird vielleicht eine Verlegenheit vorauszusehen glauben, wo denn nur das Wesen dieser Literatur zu suchen sein solle, und demzufolge ein Herumtaumeln in den beliebten Erörterungen über Volkseigenthümlichkeit und Nationalcharakter, wo alles Charakterisiren gemeiniglich darauf hinausläuft, daß man das Weiße als das bezeichnet, was nicht schwarz sei, und das Schwarze, was nicht weiß. Es ist nicht so schlimm, wenn man nur den richtigen Begriff von Literatur überhaupt im Auge behält. Versteht man unter diesem nur die Literatur im engern Sinne, die eigentlich nationale Literatur, das heißt die Summe derjenigen Schriftwerke, in welchen nicht durch absolutes Vorherrschen des Inhaltes das eigenthümliche Gepräge ihres Ursprunges verwischt wird, so wird für den Kern derselben immer die Poesie gelten müssen, denn völlig rein und selbständig wird sich dieses Gepräge nur in ihr abdrücken, während bei allen andern Literaturproducten, wo ein Inhalt, der nicht ästhetische Darstellung, sondern sachliche Erörterung ist, z. B. bei historischen Werken, der nationale Charakter sich nur in der Weise der „anhängenden Schönheit" der Kantischen Kritik der Urtheilskraft geltend machen kann — und die Gegensätze im Reiche der Poesie, welches in einem bestimmten Kreise von Formen besteht, lassen sich ganz genau namhaft machen, ebenso wie manche Elementarstoffe in der Natur, die an und für sich einer begrifflichen Bestimmung nicht fähig sind, dadurch sogar mit mathematischer Bestimmtheit unterschieden werden könnten, daß sie auf verschiedene Weise zu Krystallen anschließen. Es wird also der reine Kunstcharakter der deutschen Literatur vor und nach Lessing sein, den wir hier in seiner Gegensätzlichkeit nachzuweisen haben werden.

Daß ein solcher für die Literatur der früheren Periode durch die Bezeichnung derselben als einer gelehrten nicht angegeben wird, versteht sich nun wohl von selbst, denn die Kunstgeschichte hat ihre eigenen Phasen und ihren eigenen Verlauf, die sich nicht durch Uebertragungen aus andern Gebieten bezeichnen lassen, dagegen ist hier das Verhältniß wirklich dieses, daß der deutschen Literatur vermöge der gelehrten Tendenzen der Zeit ein Kunstcharakter aufgedrungen wird, der ihr ihrer Natur nach fremd ist, wo es denn zuletzt auch nicht ausbleiben kann, daß manche ihrer Producte geradezu schlecht ausfallen.

In Deutschland, wie in ganz Europa, erblickte man das einzige Heil für alle Kunst und Dichtung in der Nachahmung des Alterthums. Es ist bekannt, daß man weit davon entfernt geblieben ist, dasselbe wirklich nachzuahmen oder auch nur seinen Geist rein und unverfälscht aufzufassen: man brachte es in den übrigen europäischen Ländern nur zu der im Einzelnen zwar geistreichen, immer aber hybriden Gestaltung einer Renaissanceliteratur, wie man sie im Hinblick auf die vollkommen analogen Verhältnisse in der Baukunst sehr treffend bezeichnet hat, und in Deutschland begnügte man sich wohl gar damit, diese verfehlte Nachahmung wieder nachzuahmen. Allein nichts destoweniger hat alle Poesie, welche auf diesem Wege entstanden ist, mit der antiken einen bedeutenden,

ja vielleicht den wichtigsten Grundzug gemein, sei es, daß er wirklich nur durch Entlehnung auf sie übergegangen ist, sei es, daß in der Heimath der Renaissancepoesie, bei den romanischen Völkern, die gleichen Bedingungen der Naturumgebung und einer durch sie bestimmten Anschauungsweise ein gleiches Ergebniß hervorgerufen haben, wie denn schon vor dem erneuerten Einwirken der antiken Poesie bei ihnen manches Analoge vorkommt, oder daß endlich, was am wahrscheinlichsten ist, die verwandte Anlage durch die Einwirkung von Außen zur Entwickelung gebracht worden ist.

Um genügend darlegen zu können, was ich hier meine, muß ich etwas weiter ausholen und auf einige allgemeinere Begriffe zurückgehen.

Alle Kunst beruht darauf, daß die sinnlichen Anschauungen als solche zugleich eine psychische Stimmung auszudrücken und mitzutheilen im Stande sind. Wie dieses möglich sei, und was für eine Verbindung es sei, die hier zwischen diesen an und für sich ganz heterogenen Elementen stattfinde, muß im Allgemeinen der Philosophie des Schönen zu ermitteln überlassen bleiben; die einzelnen in diesen Kreis fallenden Erscheinungen zu erklären, fehlt es unserer Wissenschaft noch an den ersten Haltpunkten. Wir haben es hier durchaus mit einem Vorgange zu thun, wie die des organischen Lebens sind, die wir wohl hervorrufen können, aber nicht machen, und deren Reiz und Würde für uns großentheils in dem Geheimniß selbst liegt, in welches ihr Wesen gehüllt ist. Doch steht so viel fest, daß diese Verbindung nicht eng genug gedacht werden kann, da selbst einfache Empfindungen, z. B. die Farben, mit bestimmten psychischen Eindrücken verknüpft sind, und eine geringe Veränderung in der Zeichnung bisweilen den Charakter einer ganzen Darstellung umwandeln kann. Der Künstler faßt die sinnliche Erscheinung von vorn herein nur in so fern auf, als sie das andre Element schon in sich schließt; er macht beständig Studien, das heißt, er betrachtet die Natur unter dem Gesichtspunkte, wie sie sich zu seinen Zwecken werde gebrauchen lassen, und auf der andern Seite steigen die menschlichen Empfindungen, in so fern sie zum Kunstgebrauche bestimmt sind, in ihm sogleich in fleischgewordener Gestalt auf, wogegen man sich nicht etwa auf eine Anmerkung beziehen darf, die Schiller über sich selbst gemacht hat, er gehe von einer gewissen lyrischen Stimmung aus, für welche er die Gestalten erst später finde, denn diese Stimmung des Dichters ist eben nicht eine gewöhnliche menschliche Empfindung, die einfach in sich selber verläuft, sondern geht von Haus aus mit der Gestaltung schwanger. Es entwickeln sich also im Aesthetischen die Anschauung und die Empfindung nicht etwa bloß in parallelem Gange, sondern geradezu als ein und dasselbe Dritte, so wie etwa in dem leiblichen Kinde die Aeltern zwar fortleben und auch ihren Gesichtszügen und ihrem Charakter nach beide gar wohl wiederzuerkennen sein mögen, was aber leibt und lebt und sich entwickelt, einzig und allein das Kind selbst ist.

Allein hier giebt sich nun ein wichtiger Unterschied kund. So wie in der Organisation des Kindes, ohne daß dasselbe darum weniger ein selbständiges Wesen, oder beider Gatten Kind wäre, die Beschaffenheit des einen oder des andern von den letzteren vorwalten wird, so kann auch hier das Erzeugniß der beiden entgegengesetzten Potenzen mit dem Gepräge einer von ihnen ganz besonders bezeichnet sein, so daß hier, zwar nicht die entgegengesetzte für sich allein, denn dieses wäre ja ganz unmöglich, aber doch das aus beiden gebildete Ganze nach irgend einer Seite hin unter dem Gesetze jenes überwiegenden Be-

[illegible] hieraus für den innern [illegible] unter der Rubrik von Unter- [illegible] das Antike und Roman- [illegible] Vieles eingemischt haben [illegible] die Philosophie der Ge- [illegible] bei strenger Fest- [illegible] das Verhältniß zwischen [illegible] lockere Band, welches [illegible] Gesichtspunkt gewinnen [illegible] seine Wichtigkeit für [illegible] wird.

[illegible] sie sich hier [illegible] heißt, hat es doch [illegible] freilich dieses Be- [illegible] Es kann nicht davon [illegible] oder gar lediglich [illegible] und zwar auch da, [illegible] des Gegebenen; [illegible] Neuheit hat, die Er- [illegible] immanent sein. Man [illegible] organischer Wesen, [illegible] in erörternder Er- [illegible] Gegenstände selbst mit- [illegible] Einbildungskraft [illegible] in derselben Richtung, [illegible] in irgend einer Ab- [illegible] bewundert, mit welchem [illegible] desselben vermöge der Anstrengung auseinander thun läßt, [illegible] Muskelverbindung in der Natur freilich nirgend vorhanden ist. Auf diese Weise schließt sich denn selbst das Entlegenste an, z. B. die Formen germanischer Architektur; man wird dieselben auf irgend eine Grundform der räumlichen Anschauung zurückverfolgen können. Es ist also als das Gesetz dieser ganzen Sphäre eine gewisse innere Continuität zu betrachten: ihre Erscheinungen bilden eine Reihe, in der nur scheinbar hier oder da ein Glied fehlen kann.

Mit dem andern Elemente des Kunstlebens, der psychischen Stimmung, verhält es sich gerade umgekehrt. Nicht als ob nicht an und für sich auch hier Alles im genauesten Zusammenhange stände und einen bestimmten Entwickelungsgang einhielte; für ein höheres Wesen würde das Schauspiel ganz dasselbe sein, wie in der Natur, ja auch für uns selbst ist es dies, insofern wir das menschliche Erleben als objective Daseinsform auffassen, z. B. im Drama. Insoweit aber die Stimmung unsere Stimmung ist, die Stimmung, mit der wir selbst irgend etwas auffassen, können wir ein solches Bewußtsein über sie nicht haben, sondern sind in die Unmittelbarkeit des Erlebens versunken und uns nichts Anderes bewußt, als einer Reihe von zusammenhangslosen Augenblicken, in deren jedem unser ganzes Sein concentrirt zu sein scheint.

Nun kommt allerdings nur durch den Zutritt des letzteren Elementes ein geschlossenes Kunstwerk zu Stande, denn dieses beruht auf einem eigenthüm-

lichen Aperçu, oder, wie man es zum Schaden der Wissenschaft und zu Entstehung unendlicher Mißverständnisse genannt hat, einem Gedanken — d. h. auf einer so energischen Durchdringung einer gewissen Anschauung mit einer bestimmten Stimmung, die übrigens vielleicht nur durch die Anschauung selbst hervorgerufen worden, daß hierdurch von nah und fern die verwandten Anschauungen mit großer Gewalt herbeigezogen und der Proceß der freien Fortbildung der Anschauung in dem bestimmten Sinne, daß sie dieser Stimmung dienend sei, angefacht wird — durch welches Alles der continuirliche Zusammenhang der Anschauungen unterbrochen wird, und ein in sich abgeschlossenes, selbständiges Kunstprodukt entsteht. Gleichwohl irren wir Heutigen gar sehr, wenn wir anzunehmen geneigt sind, daß mit dieser allgemeinen Betrachtung Alles abgemacht sei; vielmehr ist der hier beschriebene Vorgang selbst noch zweier ganz verschiedenen Formen fähig.

Nämlich wenn Niemand das Gesagte so nehmen wird, als sollte behauptet werden, die psychische Stimmung thue der Anschauung Gewalt an und brauche sie zum Ausdruck von etwas, das ihr materiell fremd wäre, was ja gar nicht einmal möglich sein würde, indem Alles, was entsteht, dem Gesetz der Anschauung gemäß sein muß, so ist nun freilich zunächst wirklich ein Gebiet vorhanden, wo sichs hierauf beschränkt, und die Stimmung, in vollkommener Autonomie, die Elemente der Anschauung in jedem einzelnen Falle, zu welchem sie immer einen ganz neuen Anlauf nimmt, erst für den künstlerischen Gebrauch gewinnt, so wie etwa im Sittlichen ein kühner Geist mittels eines durchgreifenden Gedankens die Verhältnisse auf eine ganz neue Weise combinirt. Daneben giebt es nun aber noch ein anderes Kunstleben, bei welchem sich das psychische Element, ohne darum weniger jedes einzelne Werk auf ein Grundaperçu zu gründen und völlig in sich selbst abzuschließen, in seinem allgemeinen Gange dem Gesetze der Anschauung gefangen giebt, ganz in der Art, wie, um auch hier auf etwas Sittliches zurückzugehen, einem wohlerzogenen Menschen zwar das Allerverkehrteste in die Gedanken kommen könnte, in der That aber, weil er sich eben ganz in die herrschende Sitte eingelebt hat, nur das Schickliche einfällt. So wie nämlich im Gebiete der reinen Einbildungskraft eine neue Anschauung immer die Erinnerung an eine frühere und bekannte in sich trägt, so bezieht sich hier ein jedes Kunstgebilde immer auf ein vorangängiges, an dessen Weiterführung, die übrigens oft einer neuen Schöpfung gleichkommt, es sich genügen läßt; das ganze Kunstleben stellt sich dem Betrachter, welcher hinterher an dasselbe herantritt, wie eine Metamorphose dar, in der sich gewisse durchgeistigte sinnliche Formen in friedlicher Continuität zu immer neuen Gestaltungen entwickeln.

Man wird es vielleicht nicht unangemessen finden, wenn ich die zuletzt geschilderte Kunst die Kunst des Styles nenne; die erste mag allenfalls die freie Kunst heißen. Es liegt schon in dem Gesagten, daß die erstere sich von der letzteren durch ein bestimmtes System von Typen unterscheidet, in denen sie allein fortlebt, und auf welche sie Alles bezieht, wie auf eine liebe Braut, die Einem von nun an statt des ganzen Geschlechts ist, während die freie Kunst nach rechts und links hin freundliche Blicke wechselt. Wenn das Typische in der Behandlungsweise liegt, erzeugt es die Style; äußert es sich im Inhalt, die Ideale. Die ersteren sind am schärfsten in der Architektur ausgeprägt, die ohne sie gar nicht existiren kann, die Ideale gehören vornehmlich der Sculptur an, die Alles, was in ihren Kreis fällt, in solche umsetzt oder auf sie bezieht,

wie wenn sie z. B. die Verrichtungen des gewöhnlichen Lebens Amoretten beilegt; die freie Kunst macht sich vielleicht am Entschiedensten in der Landschafts- und Genremalerei geltend, ohne daß jedoch die Künste als solche nach diesem Princip erschöpfend eingetheilt werden könnten.

Dieser Gegensatz hat nun, um wieder auf unsere eigentliche Aufgabe zu kommen, auf dem Gebiet der Poesie — vielleicht auch anderer Künste, was aber hier zu erörtern nicht der Ort wäre — eine historische Bedeutung erlangt.

Die ganze Poesie des Alterthums wird von bestimmten Formen beherrscht, die in lebendiger Fortbildung den Kern der Dichtungen selbst enthalten, ja in deren Entwickelungsgange die Geschichte der Kunst selbst abläuft. Gleich die Homerischen Gedichte werden nur dadurch begreiflich — wie konnten die Verfasser der verschiedenen Bestandtheile, aus denen sie zusammengesetzt sind, alle zugleich auf so hoher Stufe stehen und einander dann doch so ähnlich geblieben sein? Die Antwort ist dieselbe wie die auf die Frage nach der Vortrefflichkeit der Werke am Parthenon und zu Phigalia, die doch auch nicht von dem Einen Phidias herrühren: — es hatte sich eben ein Styl gebildet, in welchem die Dichter fortdichteten, und der, wenn etwa ein geringerer unter ihnen war, nach dem Schillerschen Wort allenfalls für ihn dichtete und dachte. Vielleicht gelingt es der Wissenschaft noch dereinst, zwischen den einzelnen echten Bestandtheilen der Ilias und Odyssee eine kunsthistorische Entwickelung nachzuweisen. Im griechischen Drama liegt diese uns in reichster Entfaltung vor Augen. Ich habe schon oben — im dritten Kapitel des zweiten Buches — auf den Grundcharakter desselben im Gegensatz zur modernen Dichtung hingewiesen; das Drama ist überall aus religiösen Festfeiern erwachsen, aber bei den Modernen ist dies nur die äußere Veranlassung gewesen: die Griechen allein haben die Elemente selbst, welche hierin gegeben waren, zu einer eigentlichen Kunstform verarbeitet. Es ist bekannt, aber vielleicht noch nicht in seiner künstlerischen Bedeutung anerkannt, daß diese Form einen streng geschlossenen Organismus bildete, in welchen es hinein zu dichten galt; insofern nun diesen Organismus die Dichter lebendig in sich trugen, erfuhr er auch selbst in ihnen eine Metamorphose, und wenn Sophokles aus der Tragödie, wie sie sich bei Aeschylus vorfand, etwas ganz anderes machte, so beruht das auf eben solchem Aperçu, wie wenn Kleomenes ein Aphroditenideal schuf, welches ein Jeder sogleich für das, was es war, erkennen mußte, das aber durchaus nicht mehr das des Praxiteles war. Aber auch noch in andrer Beziehung ist in der antiken Poesie Alles in einen bestimmten Kreis von Formen hinein-, oder wenn man will, aus demselben herausgelebt worden. Die antike Poesie ist ganz und gar eine mythologische. Die griechischen Tragödien enthalten so tiefe Blicke ins Menschenleben, wie nur irgend ein neueres Werk, aber so wie die Privathäuser der Städte schlecht und vernachlässigt waren, und nur die Tempel der Götter und die öffentlichen Gebäude glanzvoll, denn nur im Allgemeinen fühlte der Einzelne sich selber ganz, so verfielen die Dichter nicht darauf, die großen Züge, welche sie doch dem Privatleben abgelauscht haben mußten, in diesem darzustellen, und es ist eine der größten Abgeschmacktheiten, wenn man hat glauben können, Aristoteles deute irgendwo auf das bürgerliche Trauerspiel hin, sondern sie legten das Wesen der Menschen in eine große Vergangenheit, und übertrugen ihre sittlichen Aperçus auf ein Geschlecht, das nun einmal dazu da war, die Geschicke der Menschen in großen Zügen an sich darzustellen: wo denn also der Dichter darauf

angewiesen war — die Elektra des Sophokles im Gegensatz zu den Choëphoren des Aeschylus giebt dafür ein Beispiel — einen allbekannten und vielleicht schon häufig von den Kunstgenossen bearbeiteten Mythus unter einem neuen Gesichtspunkt umzudichten. Derselbe Grundzug geht durch das ganze Alterthum; wenn Ovid in den Metamorphosen auf den Liebes- und Ehebruchsgeschichten der Götter mit besonderer Ausführlichkeit verweilt, so ists, weil es dem Verfasser der ars amandi freilich Spaß machen mußte, sich in dergleichen Darstellungen zu ergehen, und in modernen Jahrhunderten wäre der Mann schlechthin ein Boccaccio geworden, aber hier ging das so noch nicht: es mußten eben Ehebrüche der Götter sein, ebenso wie man auch nicht auf einem Genrebild einen Schuster oder Tischler in seiner Werkstatt darstellen konnte, sondern schusternde und tischlernde Amoretten oder Genien malte. Und wie diese Auffassungsweise der Form nach selbst in das Lustspiel übergegangen ist, habe ich an der oben angeführten Stelle weiter ausgeführt.

Eben diese Eigenthümlichkeit, durchaus eine Kunst des Styles zu sein, ist nun der hauptsächliche Grundzug, welchen die Renaissancepoesie der antiken abgeborgt hat, wenn auch gerade daran bei Nachahmung der Alten, die meistens nur auf das Einzelne ging, oder von ganz engen Gesichtspunkten beherrscht wurde, am wenigsten gedacht worden sein mag.

Die Renaissancepoesie dürfte in der allgemeinen Schätzung, wenigstens in Deutschland, gerade das umgekehrte Schicksal haben wie die antike. Die letztere hat einmal den Ruhm, wie Goethe sagt; es gilt für eine ausgemachte Sache, daß sie die größte Kunstvollendung habe. Daß aber die Kunst, die sich hier in ihrer Vollendung zeige, in der Herrschaft eines Systemes von bestimmten Formen bestehe, wird nicht einem jeden klar sein, dagegen daß die Renaissancepoesie ganz und gar eine Poesie der Formen sei, giebt ein Jeder leicht zu, wenn er auch selbst noch nicht auf diesen Gesichtspunkt verfallen wäre oder die Sache bis dahin anders ausgedrückt hätte. Aber sind diese Formen hier nun auch kunstgemäß, liegt ihrer Anwendung ein wahres frisches Kunstleben zu Grunde? Man fasse nur diejenige Dichtungsart ins Auge, bei welcher immer am ausdrücklichsten auf das Alterthum zurückverwiesen worden ist, und die also schon insofern für die Renaissancepoesie κατ' ἐξοχήν gelten könnte, das französische klassische Drama, und besonders die hohe Tragödie: sie ist berüchtigt als eine bloße Conventionspoesie. Nun könnte man freilich als Conventionspoesie am Ende auch alle Poesie des Styles bezeichnen, denn sie beruht ja zuletzt auf einer stillschweigenden Uebereinkunft, die Dinge nur aus gewissen Gesichtspunkten und in Beziehung auf eine gewisse Grundlage aufzufassen, aber hier ist mit dem Ausdruck noch etwas Weiteres gemeint, nämlich daß jene Poesie eine bloße Sache der äußerlichen Mode und ihre Formen das Ergebniß einer ganz prosaischen Willkür gewesen. Das ist nun nicht wahr — aus dem einfachen Grunde, weil es nicht möglich ist. Oder sollte es denn wirklich möglich sein, daß ein ganzes Volk anderthalb Jahrhunderte lang in etwas gelebt, an etwas geglaubt hätte, was gar kein Leben in sich hat, und woran man seinem Wesen nach nicht glauben kann? Schon ehe von Renaissancepoesie die Rede ist, oder insofern neben derselben eine ursprüngliche und volksthümliche Poesie fortbesteht, finden sich Züge, welche den Beweis liefern, daß bei den romanischen Nationen der Geist der Kunst des Styles aus dem Alterthum fortlebte. Die Masken der italienischen Volkskomödie sind Typen, von denen man sagen

müßte, das Alterthum selbst habe sie nicht schärfer auszuprägen gewußt, wenn sie nur nicht zum Theil geradezu aus dem Alterthum stammten, und wie nahe sie dem Kerne der antiken Kunst verwandt sind, mag man daraus abnehmen, daß Schiller die typischen Gestalten der griechischen Tragödie selbst Masken nennt. Etwas eben so typen- und maskenhaftes hat das spanische Drama, wenn es hier auch nicht sowohl bestimmte Charaktere als bestimmte Lebensformen und Kunstobservanzen sind, die sich hier in mannichfaltigen Linien durcheinander bewegen, die man den Mäandern der maurischen Architektur vergleichen möchte, deren bunteste Verschlingungen sich doch immer auf einfache Schemata zurückführen lassen. Auch im Einzelnen und Kleinen wird die Poesie der romanischen Völker auf eine merkwürdige Weise von der Form beherrscht; ich will nur an eins erinnern, an die Sonettendichtung. Man dichtet nicht etwa ein Sonett, so wie man ein Lied dichtet, so daß man nämlich irgend einen Einfall hätte, der dann seine Form gleich mitbringt, denn das gehört zu ihm, insofern er eben ein poetischer Einfall ist, sondern man ist von einer gewissen Stimmung beherrscht, zu welcher sich der Vorstellungsinhalt auf die von Schiller, wie oben erwähnt, angedeutete Weise hinzufindet, und diese Stimmung ist keine andere, als die, welche in der Form des Sonettes selbst liegt. Man will zuerst nur überhaupt ein Sonett dichten, dann findet sich erst, was für eins, und weil man nun in der Stimmung erst recht drin ist, wenn das Sonett fertig ist, so knüpft sich daran ein zweites und so fort, und es wird ein Sonettenkranz daraus, wie aus Einem Kuß ein Tausend: Sonettenwuth und Raserei der Liebe! Endlich hat auch die Poesie der romanischen Völker, wie es sonst nur im Alterthum vorkommt, sich zu dem Gesichtspunkte von reinen Kunstganzen, das heißt von Darstellungen, die ohne alle Rücksicht auf Natürlichkeit, sich in einer Sphäre bewegen, die nur in der Kunst eine Existenz hat, erhoben, und zwar nicht bloß in der Oper, sondern auch im spanischen Drama mit seiner reichen rhythmischen Ausgestaltung. Hiermit wird es gerechtfertigt sein, wenn man die Erscheinungen der Renaissancepoesie, welche denjenigen der antiken verwandt sind, auch wirklich dem Wesen nach als gleichartig mit denselben betrachtet. In diesem Sinne möchte ich z. B. der ganzen Nachahmung der Alten selbst, auf welcher die Renaissancepoesie beruht, eine höhere Bedeutung beilegen. Wenn Gervinus in seinen Grundzügen der Historik bemerkt hat, für Italien wenigstens dürfe man nach dem Schluß des Alterthums eine jähe Kluft nicht annehmen, sondern das Alterthum und die Neuzeit sei in Eine italienische Geschichte zusammenzufassen: so hat dies wenigstens für die Kunstgeschichte viel für sich. Die antiken Formen wurden, als man sie äußerlich wieder entdeckte, hier nicht um ihrer bloßen abstrakten Vortrefflichkeit willen aufgenommen, sondern weil man sich ihnen verwandt fühlte, und folglich ist das Hineindichten in sie hier nicht als ein ganz äußerliches Thun, sondern als eine Art von Fortdichten in ihnen zu betrachten. Wenn Tasso z. B. sich gar sehr an die Aeneide anlehnt so dichtet er hier nur eine Aeneide im Sinne seiner Zeit, eine christliche Aeneide in welcher nicht Italien, sondern das gelobte Land erkämpft wird, ganz in derselben Weise, wie Kleomenes das Aphroditenideal nach der Auffassung seiner Zeit umgestaltet hatte. Das Alles findet nun im französischen Drama in ausgebildetster Weise statt. Man stellt mit Unrecht bei Betrachtung der Observanzen desselben den Gesichtspunkt in den Vordergrund, als beruhten dieselben auf bloßen Mißverständnissen des Aristoteles und sonstiger grundloser Albernheit.

Diese Observanzen bildeten die nationale Form des Drama, die hier für diese Zeit allein lebensfähig war, das ist die Hauptsache, und das Ganze bekommt nur dadurch etwas Schiefes, daß man sich die Ausübung, zu welcher man sich in jedem Falle hingedrängt gefühlt haben würde, nicht richtig auszulegen, und namentlich bei diesem Geschäfte über die vom Scholasticismus herübergekommene Autorität des Aristoteles nicht hinauszukommen wußte. Es lag ihnen gewissermaßen im Sinne, daß die Poesie in der Erhebung des Lebensinhaltes über die Sphäre des täglichen Daseins, in der Verlegung desselben in eine gewisse Ferne bestehen müsse, welche nur die großen Umrisse darzustellen erlaubte, wie dazu im Alterthum die Mythologie Gelegenheit bot, und das wurde nun so gefaßt, daß der Gehalt in eine zeitliche oder räumliche Ferne gerückt sein müsse, weshalb denn die Stoffe alle entweder dem Alterthum oder der türkischen Geschichte oder höchstens einer entlegenen Partie des nichtfranzösischen Mittelalters entlehnt sind. Ferner war im Alterthum die Tragödie auf die Heroen angewiesen, als Gestalten, die dazu da seien, daß ihnen, wie Schiller sagt, Großes begegne und Großes durch sie geschehe — und die französischen Theoretiker verfielen hier auf eine politische Sonderung und stellten fest, die Trägödie stelle den Fürstenstand dar. Ebenso sind die drei Einheiten zwar als solche genommen eine Thorheit, aber sie sind nichts destoweniger der Ausfluß eines auf Einheit und strenge Geschlossenheit der Form gerichteten Sinnes, und so ist denn auch die ganze Kunstgattung als eine Repräsentantin eines solchen Sinnes von W. v. Humboldt in den Propyläen, wie von Goethe und Schiller durch die Uebersetzung und Aufführung des Mahomet und Tancred und von Quatremère de Quincy in seinem Buche über die Naturnachahmung in der Kunst betrachtet worden. Das Gleiche gilt auch von der hohen Komödie. Die Uebertragung der einzelnen Züge, welche allerdings dem Leben abgelauscht sein mochten, auf Gattungscharaktere, wie der Geizige, der Menschenfeind, und die Allgemeinheit der Satire, in Betreff deren es sogar in der correspondance de Grimm, Avril 1771, von Molière heißt: il y a jusque dans ses allusions satiriques un vague qui sait moins désigner que faire deviner, ist jedenfalls eine Besonderheit, die von einem Standpunkte aus, der sich von ihr losgemacht hat, begriffen sein will, wenn sie erträglich sein soll; ihre Erklärung liegt ebenfalls in dem Vorherrschen einer Anschauungsweise, die sich mit den allgemeinen Typen der Erscheinungen zu begnügen im Stande ist. Endlich läßt in beiden Gebieten auch die Vorliebe für bereits behandelte Stoffe und das Bestreben, die eigenen Werke aus den bereits vorliegenden Bearbeitungen herauszuconstruiren, aus welchem zum Theil die Vorreden der Tragiker entstanden sind, in welchen sie irrig genug ihre Werke über die gleichnamigen antiken stellen, die Ausläufer der Kunst des Styles erkennen.

Alles dies ist nun der deutschen Auffassung gerade entgegengesetzt, worin es denn zum Theil, und nicht so schlechthin in seiner eigenen absoluten Verwerflichkeit, begründet ist, daß wir auf Vieles davon gemeiniglich so gar böse sind. Der Deutsche kann nichts weniger als mitmachen; er muß seiner Natur zufolge überall den Anspruch aufstellen, den Mittelpunkt seines Thuns und Wirkens ganz und ungetheilt in sich selbst zu tragen, und sein eigenes Inneres in beliebigen Formen darzulegen, die dasselbe nicht nur ganz frei zu wählen habe, sondern die auch womöglich demselben ausschließlich angehören müssen. Daher die Vereinzelung, besonders im Politischen, die von jeher

alles Unheil über Deutschland gebracht hat, daher die Kirchenreformation, die ganz und gar in einer Auflehnung gegen die formelle Cultushandlung und äußerliche Glaubensnorm bestand, und der Innerlichkeit des Gemüths, der Freiheit der Subjectivität zu ihrem Rechte verhelfen wollte; und auf dem Felde der Poesie stand in Deutschland zu der Zeit, als im übrigen Europa die Renaissancepoesie Geltung gewann, fast nur noch das Lied in Blüthe, das heißt, diejenige Art von Gedichten, die nur deshalb nicht ganz und gar eine individuelle Stimme des Herzens, ein vom vollen Schmerze abgepreßter Seufzer der Brust ist, weil der natürliche Mensch in seiner Qual verstummt, und nur dem Dichter gegeben ist, zu sagen, was er leidet.

Nichtsdestoweniger ist in der Zeit der Erschlaffung des nationalen Geistes während des dreißigjährigen Krieges und nach demselben auch in Deutschland die Gründung einer Renaissanceliteratur versucht worden. Denn dieses und nichts anderes ist der eigentliche Sinn der fremdländischen Invasion auf den Boden der deutschen Dichtung, welche über ein Jahrhundert gedauert hat. Welchen Sinn sollte sie auch sonst haben? Man ärgert sich über die einzelnen fremdländischen Formen, welche die schlesischen Dichter, und was zu ihnen gehört, in die deutsche Literatur verpflanzt haben, über den Alexandriner, die Mythologie, den Marinismus u. s. w., aber wie waren sie denn dazu gekommen? Sollte das Alles eitel Nachäffung aus äußeren Gründen gewesen sein — und wenn es das gewesen wäre, worauf könnte sichs gründen, daß bei irgend Jemanden die Annahme jener Formen zur Empfehlung gereichen mochte? Die allgemeine geistige Thatsache, die hier zu Grunde lag, war diese: man hatte sich — und dies denn allerdings zunächst vermöge einer gelehrten Anregung, und weil man fühlte, daß die einheimische Poesie abgeblüht hatte — gänzlich in die fremdländische Literatur, das heißt in die der romanischen Völker und der antiken, insoweit sie damals begriffen wurde, eingelebt und lebte nun eben auch in derselben fort und dichtete in ihrem Geiste und ihren Formen, war also, insofern man nicht eine der letzteren einzeln adoptirte, sondern an ihrer Erinnerung und ihrer Geschichte Theil nahm, in ein wirklich stylmäßiges Kunstleben eingetreten, wobei es als ganz zufällig erschien, daß man nun gerade in deutscher Sprache schrieb, wie denn ja auch in jener Zeit nicht nur viel lateinisch gedichtet worden ist, sondern auch in den modernen Sprachen von namhaften deutschen Dichtern, z. B. Brockes Versuche gemacht worden sind. Und dabei waren denn die Leute nun in ihrem Gotte vergnügt und meinten, sie hättens getroffen, und es fehlte ihnen nichts. Es hätte ihnen auch nichts gefehlt, wenn die Sprache so ein bloß äußerliches Mittel wäre, das gar keine Rückwirkung auf den Inhalt äußerte, wenn man nicht, sobald man in der Sprache eines Volkes arbeitet, gleichsam in dem Material seines Geistes arbeitete, das seine eigenen Gesetze mit gebieterischer Zähigkeit geltend macht. Nun aber sahen sie sich in denselben Widerspruch verwickelt, in welchem jene Maler befangen gewesen sind, die in der Schule der Sculptur erzogen, und mit ihrem Geiste genährt, auch in der Malerei das Höchste geleistet zu haben glaubten, wenn sie sich überall sculpturartiger Gestalten bedienten. Die Maler haben auf diese Weise keine Kunstwerke der Sculptur zu Stande gebracht, sondern nur Dinge, welche Gemälde nicht waren, und so haben die deutschen Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts nichts als eine Mißgeburt zu Stande gebracht, die das, was sie hätte werden sollen, zu

werden nicht vermochte, und als das, was sie war, keine Lebensfähigkeit besaß. Die Formen der Renaissancepoesie ließen sich in diesem Material gar nicht ausdrücken, und wäre es auch möglich gewesen, sie wären doch sogleich etwas ganz anderes gewesen als in ihrer Heimath, denn hier waren sie ja nicht dies oder das schlechthin, sondern eben dies oder das, an welches man glaubte, und hier glaubte man an sie nicht. Daher ist auch gar nicht in Abrede zu stellen, daß weiterhin diese Formen auf ganz mechanische Weise und gelegentlich auch von dem Standpunkte eines bloß gelehrten Interesses aus zur Anwendung gebracht worden sind, nur daß dies das Ursprüngliche nicht ist, und daß namentlich Gottsched dieselben ohne allen Kunstsinn aus einem rein prosaischen Gesichtspunkte empfahl, ist im Obigen mehrfältig angedeutet worden; wogegen die Abhandlung über die Nachahmung von seinem Schüler Elias Schlegel, von der ich an einem andern Orte geredet habe, ein Bewußtsein über die Gesetze der Renaissancepoesie ausspricht, wie es sonst in jener Zeit nirgend vorkommt.

Unter diesen Verhältnissen mußte, sobald nur einigermaßen eine nationale Ermannung eintrat, eine ausdrückliche Emancipation von der Renaissancepoesie erfolgen; diese vollführt, und nicht nur die deutsche Dichtung auf ihre eigenen Füße gestellt, sondern auch in der freien Poesie, als welche diese letztere auftreten mußte, der Renaissancepoesie gegenüber für ganz Europa ein neues historisches Princip geltend gemacht zu haben, ist die Geistesthat der deutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts — und diese hat erst bei Lessing einen ganz reinen und adäquaten Ausdruck gefunden.

Ich halte dafür, daß eine Geschichte der deutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts nur dann den Namen eines wahrhaft wissenschaftlichen Ganzen verdienen wird, wenn sie die Verfolgung dieses Gesichtspunkts und die Durchführung desselben im Einzelnen zu ihrer Hauptaufgabe macht, denn es wird doch wohl zu dem Begriffe einer Geschichte gehören, daß sie die Geschichte von etwas sei, das heißt, daß sie nicht bloß eine Menge von Notizen unter verschiedenen Rubriken vorerzähle, sondern ein bestimmtes Subject, eine in sich einige Substanz in ihrer innern Entwickelung vor Augen stelle. Es wäre mir erwünscht, wenn man diesem Buche das Zeugniß gäbe, daß es demjenigen, welchem dereinst zu einem solchen Unternehmen genügende Kraft und Kenntniß zu Gebote stehen werden, einige Materialien zurecht gelegt habe.

Schon in Gottsched beginnt in diesem Sinne das achtzehnte Jahrhundert, das Jahrhundert der Befreiung des Geistes, aufzudämmern, und so sehr er immer als ein Sündenbock der alten Zeit behandelt worden ist — er muß in der That auch als ein Vorläufer der neuen betrachtet werden. Zwar über die einzelnen Formen der Renaissancepoesie konnte er nicht hinaus, ja diese krystallisiren sich in seinem Geiste erst recht zu einem festgeschlossenen System, aber es ist schon angedeutet worden, daß er dieselben nicht mehr in ihrem eigenen Sinne aufgefaßt, daß er nicht mehr an sie geglaubt habe. Der Sinn aber, in welchem er sie auffaßte — er ist ebenfalls schon mehrmals namhaft gemacht — der Sinn der formellen Verständigkeit (nicht weil die Alten oder die Franzosen es so gemacht haben, sagte er, sollen wir es so machen, sondern weil es so vernünftig ist) gehört der Neuzeit an, denn er geht aus dem Princip der freien Subjectivität hervor: ich finde das so verständig, ich Einzelner, der nur seinem eigenen Denken folgt. Wie

nahe lag es da, daß nun auch einmal etwas Anderes verständig gefunden und damit jenes Regelgebäude selbst, welches hier schon ohne diese Stütze nicht mehr hätte stehen können, gerade mit ihrer Hülfe eingerannt wurde?

Es kann nicht wohl anders sein, als daß bei einem solchen Uebergange vom Alten zum Neuen, wo das Letztere erst erfunden werden soll und daher nicht in scharf umgrenzten Begriffen an die Spitze gestellt werden kann, die wunderlichsten Mischlingsgestalten zum Vorschein kommen. Ein solches literarisches Schnabelthier ist in dieser Periode Klopstock. Niemand ist so entschieden mit dem Anspruch aufgetreten, dafür zu gelten, daß er das Neue brächte, wie er, und Niemand hatte so viel Beruf dazu, denn wer kann ihm abstreiten, daß wirklich eine grandiose Innerlichkeit und Innigkeit in ihm liege? Er war, wie ich schon einmal gesagt habe, der schmerzlich erwartete, und mit Entzücken begrüßte poetische Heiland der Schweizer, welche solches in der Theorie vom Dichter gefordert hatten. Aber dieser Heiland brachte nicht die Poesie der Freiheit, wie der, welchen er besang, die Religion der Freiheit gebracht hat; das alte Gesetz zwar brach er, aber dem Geiste nach stand er selbst unter des Gesetzes Knechtschaft. Klopstock hatte seine bedeutende geistige Kraft zu nichts besserem anzuwenden gewußt, als neue Fesseln nach alter Manier zu schmieden. Man erinnert sich einer Stelle bei ihm — sie ist eine der bekanntesten — in welcher er die Nachahmungstheorie in der Poesie damit bekämpft, daß man doch, was man schildere, selbst erleben müsse. Es zeigt sich darin, daß ihm gerade dies eine solche Evidenz zu haben schien, um einen Beweis darauf gründen zu können, daß das Princip der freien Kunst in der Poesie in ihm mächtig nach seiner Verwirklichung rang, denn diese beruht ganz und gar darauf, daß die Seele in ihrer natürlichen Aeußerung unmittelbar so, wie sie ist, belauscht und gleichsam ertappt werde. Dem entspricht es nun auch, daß den Inhalt von Klopstocks Gedichten die wahren Gefühle der Menschenbrust bilden, Religion, Vaterlandsliebe, Freundschaft und eine ernste Geschlechtsliebe, wie sie dem deutschen Sinne gemäß ist. Allein bei der Wahl der Formen, in denen Klopstock diesen Inhalt ausprägt, vergißt er dieses Princip gänzlich. Es läßt sich mit zwei Worten ausdrücken, wie diese Formen nach dem letzteren hätten beschaffen sein müssen: „Ich singe, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet," sagt Goethes „Sänger," und so hat Goethe, so haben die Späteren auch wirklich gesungen. Bei Klopstock findet gerade das Gegentheil statt; er verwirft zwar die einzelnen Formen der Renaissancepoesie, als den Alexandriner, die französische Tragödienobservanz u. s. w., aber er sieht die Poesie ganz in der Weise der Kunst des Styles, in der Uebertragung des Empfundenen und Erlebten in eine eigene in sich abgeschlossene Sphäre, deren besondere Formen er denn auf die wunderlichste Weise aus heiler Haut erfindet. Ich kann das hier nur an Klopstocks Lyrik durchführen, die aber überhaupt für den Mittelpunkt seiner Poesie gelten kann, wie denn ja auch der Messias im Grunde nur aus einer Reihe von poetischen Monologen und Lobgesängen besteht. Hier kommt nun vor allen Dingen das rhythmische Element in Betracht. Nicht als ob ihm ein Vorwurf daraus gemacht werden sollte, daß er hier Formen anwende, die den antiken nachgeahmt sind, denn manche von diesen, namentlich der Hexameter, sind ja vermöge des grundverschiedenen Princips, auf welches sie bei uns basirt worden sind, in Deutschland vollkommen

nationalisirt worden, sondern das ist der Fehlgriff, daß er diesem Element eine solche Wichtigkeit beilegt, daß es als eins der wesentlichsten Bestandtheile seiner Poesie erscheinen muß. Denn mag es möglich sein, in der deutschen Sprache solche Klangskünste zu entfalten — eigen wenigstens ist es ihr nicht; beruhen doch die rhythmischen Formen der antiken Lyrik selbst in ihrer Heimath auf der Verknüpfung der Dichtkunst mit Orchestik und Musik, ohne welche z. B. die Metren des Pindar auch den Griechen nicht faßlich gewesen wären. Aehnlich verhält es sich mit der Sprache. Klopstock hat eine eigene Abhandlung geschrieben, um zu beweisen, daß, wo irgend bei einem Volke die Poesie zu einer hohen Ausbildung gelangt sei, eine von der Sprache der Prosa unterschiedene poetische Sprache vorhanden gewesen wäre. Das ist eine Aufstellung, welche in Sachen der deutschen Poesie ganz und gar vom Uebel ist. Es kann nicht fehlen, wo einmal eine Poesie vorhanden ist, wird sie sich auch über die Prosa erheben, denn wenn diese einfacher natürlicher Ausdruck ist, so wird die Poesie erhöhter Ausdruck der Natur sein, und insofern spricht auch Goethes Iphigenia wirklich ganz anders als Friedrich Nicolai in der Reise durch Deutschland. Aber jene Sonderung als eine allgemeine Forderung aussprechen, heißt die Poesie in eine bestimmte Sphäre eingrenzen, welche, da hier das Zurückgehen auf den frischen Quell der Natürlichkeit zum mindesten erschwert wird, zuletzt eine rein conventionelle sein wird. So ists auch wirklich bei Klopstock ausgefallen; die Dichtersprache in seinen Oden ist in solchem Grade eine latinisirende, daß der ganze Apparat der alten Rhetorik in ihr verwendet ist, und manche Umschreibungen z. B. die bekannte, „des frommen Mönchs Erfindung schallt," oder „Krieger, die im Gefilde der Schlacht mit dem Donner in dem Arm stehn," geradezu — ein schlimmer lapsus für den hochfahrenden Erneuerer der deutschen Dichtkunst — an neulateinische Gelegenheitsoden erinnern. Und endlich die ganze Gattung der Ode selbst! Wenn man die Poesie des Styles und die freie Poesie einander in dem charakteristischsten Gegensatz gegenüber stellen wollte, so müßte man die Ode und das Lied mit einander vergleichen, und wie das letztere dem deutschen Wesen einzig angemessen sei, habe ich oben schon an mehreren Stellen angedeutet. In die crassesten Widersprüche aber verwickelt sich Klopstock, wenn er durch die Einführung der skandinavischen Mythologie so recht eigentlich grund- und urdeutsch zu sein glaubte. Als ob mit dem Verlassen der griechisch-römischen Mythologie irgend etwas gewonnen gewesen wäre und hätte gewonnen sein können. Eine jede Mythologie, stamme sie, woher sie wolle, und mögen e Götternamen auch noch so sehr zu bloßen Phrasen herabgesunken sein, giebt 1 Dichtkunst, welche sie gebraucht, einen Anstrich von der Kunst des Styles. D 1 auch die bloße Phrase hat immer noch etwas Typisches, wie denn auch ethe, wenn auch zunächst auf eine bestimmte Veranlassung, das Alles 1 lich beseitigt hat. Und Klopstock gebraucht überdies die nordische Mytho- in solchem Grade ganz auf dieselbe Weise wie die antike, daß er in Ode Wingolf an die Stelle der römischen Namen später ohne Weiteres dischen setzt — zugleich ein Beweis von der überaus kindischen Unbe- n iertheit, mit welcher man diese Dinge damals ansah, als ob nämlich die 1 und die nordischen Göttergestalten einander so ohne Weiteres decken das heißt an und für sich nichts anderes wären, als die Personifi- der Liebe, des Krieges u. s. w. Ueberhaupt ist es vielleicht nie-

mals einem Schriftsteller mit einem Lieblingsgedanken so unglücklich gegangen, wie Klopstocken mit seiner Urdeutschheit. Wäre die Grundlage, auf welche er hier zurückging, auch wirklich eine deutsche gewesen, so hätte sie sich doch noch nicht dazu geeignet eine nationale Dichtung auf sie zu gründen, denn sie hatte kein Leben im Volke mehr, ja sie war gänzlich aus der Erinnerung verschwunden und weit mehr Gegenstand eines bloß gelehrten Wissens, als die griechisch-römische Mythologie selbst. Nun war sie aber auch gar nicht einmal deutsch, denn es ist bloße skandinavische Mythologie, die uns Klopstock für deutsche verkaufen will: folglich ist der ganze nationale Charakter seiner Poesie ein gemachter und erdichteter, sie soll nur national sein — also in diesem Hauptpunkte selbst, statt der sich herausdrängenden Natur und Unmittelbarkeit ein ganz und gar gemachtes Wesen!

Auch Lessings Jugendwerke haben der Renaissancepoesie noch angehört. Dies ist das Wort, welches ich oben (im dritten Kapitel des zweiten Buchs) noch verschweigen mußte, von welchem aber, was dort über den allgemeinen literarhistorischen Ort dieser Werke gesagt worden, die Ausführung ist, welche ich daher hier nicht wiederholen will. Ich erinnere nur noch für die Lustspiele an die französischen Muster, an die antiken Personennamen, an die Maske der Lisette; in Bezug auf die Trauerspiele an die Alexandriner und die drei Einheiten, und für die kleinen Gedichte daran, daß Lessing den rechten Uebergang aus der epigrammatischen chanson zum deutschen Liede nicht zu finden weiß. Und damit wird es auf der andern Seite auch klar sein, wohin das eigenthümliche Verdienst, welches diese Werke in ihrer Sphäre haben, zu bestimmen ist: sie rütteln an den Pfeilern der Renaissancepoesie, und die Poesie der freien Kunst will sich in ihnen Bahn brechen; die Werke der ausländischen Literatur, an welchen sie in dieser Beziehung eine Stütze finden, wie die des de la Motte, greifen selbst in diesen Entwickelungsgang ein. Aber auch wo Lessing sich schon von den bestimmten Formen der Renaissancepoesie an einem Hauptpunkte lossagt, und ein Werk hinstellt, mit welchem eine ganz neue Gattung erfunden war, ist er in einer Unklarheit und Halbheit befangen, welche wirklich beinahe jener Klopstockschen in Betreff der deutschen Mythologie an die Seite gestellt werden kann. Daß das Wesen der bürgerlichen Tragödie recht eigentlich darin liegt, daß sie die Renaissancetragödie stürzt, und daß eben dies vom Familiendrama in noch höherem Grade gilt, braucht nach den obigen ausführlichen Erörterungen über sie wohl nur ausgesprochen zu werden, um sogleich auf allgemeine Beistimmung rechnen zu können, aber seltsam! als ob Lessing noch nicht den Muth hätte, das neue Princip in seiner ganzen Reinheit auszudenken, giebt er uns in der Sara ein Werk, welches, während seine Intention darin liegt, unser Eigenes und Eigenstes zur Darstellung zu bringen, wenigstens insofern noch dem Princip der Renaissancepoesie huldigen zu wollen scheint, daß es uns doch nur fremdes Eigene vorführt: ein deutsches Familiendrama mit englischen Namen, englischen Sitten und in einer Sprache, die eine englische Färbung trägt.

Diesem Allen machte nun Lessing durch die Literaturbriefe und die Minna von Barnhelm ein Ende. Freilich nicht theoretisch, so daß er die Renaissancepoesie in ihrer allgemeinen Wesenheit erkannt und die Nothwendigkeit ihrer Beseitigung eingesehen hätte; im Gegentheil hat er selbst gewisse merkwürdige Aeußerungen eines andern Schriftstellers, die ihn auf jene Er-

kenntniß hätten bringen können, unbeachtet gelassen. Im siebenzehnten Literaturbriefe thut er die bekannte Aeußerung über die Vertreibung des Harlekins vom deutschen Theater von Seiten Gottscheds,[1]) sie sei selbst die größte Harle-

[1]) Man wußte bis jetzt noch immer nicht recht, was es mit dieser Vertreibung für eine Bewandtniß habe, und Blümner legt (Theatergeschichte von Leipzig S. 66) das Ganze in eine sehr späte Zeit (1737), auch Devrient ist über die Sache im Unklaren (Gesch. d. deutschen Schauspielkunst II, 35). Eine Stelle in den obenangeführten „Briefen die Einführung des englischen Geschmacks betreffend" giebt hierüber den gründlichsten Aufschluß. Es heißt hier S. 59 zu Lessings Worten im siebenzehnten Literaturbriefe: Als die Neuberin blühte. „Wie nimmts der Herr? Als sie noch jung war? als sie als Actrice auf dem Theater blühte? O! hier verräth der Herr Niemand seinen Mangel an Kenntniß vergangener Zeiten. Damals stund sie unter dem Director Hofmann und hatte nichts zu befehlen. Man konnte sich also auch nicht um sie, durch die Verbesserung der Bühne, verdient machen. Es wird daher heißen sollen: Als die Neuberin endlich über ihren Mann den Meister spielte, und die Bühne unter ihrer Herrschaft blühte? Allein, das kann es wieder nicht heißen, denn damals war die Verbesserung, wovon die Rede ist, längst unternommen und ausgeführt worden: sie hingegen hub eifrig an, durch allerlei wildes Zeug, durch Singen und Tanzen das Gute zu verderben. Es ist also nichts gesagt; es müßte denn ein unglücklicher Witz dahinter stecken sollen. Hofmann, wie gedacht, war Director der hiesigen Bande, und es war um die Jahre 1725, 26 und 27, als ihm schon verschiedene Leipziger Gelehrte, worunter auch Herr Prof. Gottsched war, riethen, etwas zur Verbesserung seiner Bühne zu unternehmen. Man fragte ihn, warum er denn nicht die Stücke des Gryphs, Lohensteins und Hallmanns spielte? Allein er behauptete, es wäre unmöglich, weil sie in Versen wären. Verse, sprach er, lassen sich heut zu Tage nicht mehr aufs Theater bringen; und überhaupt sind diese Stücke zu ernsthaft und ohne lustige Person: der Chöre, die sie haben, nicht zu gedenken. Man mochte ihm nun sagen, was man wollte, so blieb er dabei, es lasse sich nicht thun."

„Anno 1728 zerschlug sich diese Gesellschaft in Hamburg, wo sie damals war, und der größte Theil der Komödianten blieb beim damaligen Harlekin Müller, der sich zum Haupte aufwarf. Neuber aber kam mit 4 Personen nach Leipzig, in Absicht sich hier festzusetzen. Das Schlimmste war, er hatte keinen Harlekin. Man fragte ihn daher nach den damaligen Begriffen, voller Verwunderung, was er doch immer ohne Harlekin machen, oder wo er einen herbekommen wollte? Ich werde einen haben, war seine Antwort, Sie werden ihn sehen, ich werde gewiß einen haben! Unterdessen hatte er auch einige Personen von Weißenfels aufgetrieben. Er eröffnete sein Theater, und siehe da! er selbst, das leibhafte Gegenspiel vom kleinen gewandten Harlekin, erschien in der lustigmachenden Jacke: worinnen er noch um die Hälfte hölzerner und schwerfälliger aussah, als er schon wirklich war. Man kann sich leicht einbilden, wenn man anders Neubern gekannt hat, daß er dieser lustigen Person wenig Ehre wird gemacht haben. Inzwischen so schlecht ihm auch sein Unternehmen gelang, so wollte er sich doch nicht entschließen, diesen wichtigen Posten mit einem würdigern Subjecte zu besetzen. Warum das? weil er an Hofmanns Exempel gelernt hatte, daß der Harlekin allezeit Herr von der Bande und ihrem Haupte sei, und ihm trotzen könnte, wann er wollte. Ohnfehlbar erinnern Sie sich selbst noch, mein Herr, wie der Harlekin Müller wirklich einmal mitten im Stücke ganz aufgebracht auf das Theater kam, und ausschrie: Ich gehe fort, meine Herren, man insultirt mich hier! Und das war genug, alles vom Principal erhalten zu können, was er nur wünschte."

„Aus Furcht also, über seine eigene neue Bande bei irgend einer künftigen Zwistigkeit nicht Herr zu sein, wagte es Neuber, den Harlekin ganz abzuschaffen, und man sieht hieraus, daß Neubers eigener Nutzen alles das gethan, was Ihr Freund Hr. G—den zuschreibt. Er und andere Freunde des guten Geschmacks wünschten diesen kühnen Schritt mehr, als daß sie ihn hofften. Ja mit aller angewandten Mühe, und mit allen ihren Rathschlägen würden sie das nimmermehr ausgerichtet haben, was der Eigennutz hier so leicht bewerkstelligte. Die feierliche Abdankung dieser Hauptperson gehörte also einzig und allein dem Neuberischen Witze zu, ohne daß Hr. Prof. G—d einen andern Anspruch daran zu machen hat, als daß er solche längst gewünscht, dazu gerathen und die Vollziehung mit Vergnügen gesehen. Denn eben so unverhofft und schlau, als er in dieser

kinade gewesen. Insofern Lessing mit dieser Wendung dem Harlekin das Wort reden zu wollen scheint, vertheidigt er hier etwas, was er seinem allgemeinen Standpunkt zufolge vielmehr hätte bekämpfen sollen. Man kennt Justus Mösers Schrift über den Harlekin, welche 1761 zuerst erschienen ist. Hier läßt Möser den Harlekin seine Sache mit Gründen vertheidigen, welche ganz und gar aus dem Wesen der Kunst des Styles geschöpft sind. Im Anfang gründet er sein Recht zu existiren darauf, daß man sich doch die Oper gefallen lasse, die doch ein reines Kunstwesen sei, „es kann der größte Lobspruch, den man einer Oper, oder einem Heldengedicht, welches seine eigene Welt hat, geben kann, eben darin bestehen, daß beide in Vergleichung unsrer Welt völlig unnatürlich sind." Dann faßt er den Harlekin überhaupt als Maske. „In den alten Zeiten erschienen alle Schauspieler verlarvt auf der Bühne. Man vermied dadurch einen entbehrlichen Vertrauten, welchem die Prinzessin oft nur weiter nichts, als ihren Namen zu sagen hat, um sich den Zuschauern bekannt zu machen. Der Charakter eines jeden Schauspielers zeigte sich gleich in seiner Maske." Und in einer Anmerkung: „Eigentlich gewannen sie dadurch eben das, was man in der Fabel durch die Einführung eines Thieres von bestimmtem Charakter gewinnt. Sobald man den Fuchs oder den Hasen nennt, so bedarf es keiner weiteren Charakterisirung; und sobald man die alten Larven sahe, hatte man einen völligen intuitiven Begriff von der handelnden Person. Die Italiener und Franzosen agiren mehrentheils mit stehenden Figuren. Arist, Lisette, Isabella sind stehende Namen, wie Harlekin, Colombine, der Capitano und der Dottore; und sobald sie nur genannt oder gesehen werden, kennt man auch ihren Hauptcharakter. Wir Deutschen hingegen erfinden mehrentheils zu jeder Komödie neue Namen, und verlieren dadurch jenen in der That wichtigen Vortheil. Die Namen der ganzen heidnischen Mythologie geben intuitive Begriffe, und das ist die Ursache, daß wir sie allezeit behalten werden." Dies trifft die Sache genau, aber nur um so mehr hat Prutz Recht, wenn er in seiner Geschichte des deutschen Theaters S. 240 erklärt, die Verbannung des Harlekin sei kein Rückschritt, sondern ein nothwendiger geschichtlicher Fortschritt: die „Komödie," sagt er unter Anderem, arbeitete hin auf eine einige, in sich geschlossene, künstlerische Handlung, auf erfüllte, wirkliche Charaktere. Was hätte nun da noch der Hanswurst gesollt, diese fertige, fixe Maske? Lessing dagegen, welchen der Harlekin in Mösers Schrift (M. Schriften 1843. IX, 82) aufgefordert hatte sein Lobredner zu werden, vielleicht gerade mit Rücksicht auf jene Stelle in den Literaturbriefen, sagt in der Dramaturgie (VII, 81. M. 78. H. 133), er sei das immer gewesen, bringt aber dann zur Vertheidigung des Harlekin und zur Abwehr gegen den Einwurf wider denselben, es sei widersinnig, das nämliche Individuum alle Tage in einem andern Stücke er-

---

ihm schlechterdings nicht angemessenen Maske das Theater betreten, nahm er auch wieder von demselben seinen Abschied, und um zu zeigen, daß diese Maske künftig niemals wieder darauf erscheinen sollte, ließ er sich von seinen eigenen Leuten recht heroisch daraus vertreiben."

Ich habe die ganze Stelle wörtlich angeführt, um die Freunde der Geschichte des deutschen Theaters noch einmal auf die Notizen aufmerksam zu machen, welche sie in diesem Buche finden. — Vgl. W. Cosack, Materialien zur Dramaturgie, S. 126 f. Schröter und Thiele, Commentar zur Dramaturgie, S. 110 f. (M. und B.)

ſcheinen zu ſehen, die Anſicht vor, man müſſe ihn als kein Individuum, ſondern als eine ganze Gattung betrachten, es ſei nicht Harlekin, der heute in dieſem, morgen in jenem Stücke auftrete, ſondern es ſeien „Harlekine," der im Timon iſt nicht der im Falken, jener lebte in Griechenland, dieſer in Frankreich, nur weil ihr Charakter einerlei Hauptzüge habe, ſei ihnen einerlei Name gelaſſen, womit die wahre Natur der Sache gänzlich verkannt und die ganz und gar der Renaiſſancepoeſie angehörige Geſtalt im Sinne der Poeſie der freien Kunſt, der freilich eben dies eigenthümlich iſt, daß ſie nur wahre Individuen und ſonſt nichts gelten laſſen will, umgedeutet wird. Allein hieraus geht nur um ſo mehr hervor, wie ganz er in der Poeſie der freien Kunſt gelebt hat. In der Minna iſt von Renaiſſanceformen nicht mehr die Rede: Juſt iſt nicht mehr der typiſche Bediente der alten Komödie, Franziska nicht mehr die Maske der Liſette in Leſſings eigenen Jugenddramen, ſie ſind wirklich als ſelbſtändige Individuen concipirt; die Soldaten ſind hier nicht mehr bloße Variationen des Thraſo oder Pyrgopolinices, wie K. Leſſing richtig bemerkt, ſondern lebensvolle Geſtalten mit beſtimmtem Charakter, der ſich aus individuellen menſchlichen Schickſalen herausgelebt hat, und das Ganze ſtellt ſich nicht als die Erfüllung einer vorher ſchon fertigen Form, ſondern als freie Darſtellung eines zufälligen Ereigniſſes dar. Ein ſolches Werk mußte, wenn es einmal da war, eine Wirkung haben, wie das göttliche Schöpfungswort, nachdem es nun wirklich geſprochen worden. Die Literaturbriefe gaben die Friſche der Auffaſſung und den kecken Muth dazu, und ſo entſtanden denn bald darauf im Anſchluß an die letzteren Herders Fragmente über die deutſche Literatur, und es folgte die Sturm- und Drangperiode, bis zuletzt Goethe auftrat, der ganz und gar der Poet der freien individuellen Aeußerung iſt, und endlich auch die Nationen, welche ganz auf die Renaiſſancepoeſie angewieſen zu ſein ſchienen, die Ahnung der Möglichkeit einer andern Kunſtweiſe überkam, wie denn ſchon die Frau v. Staël geſagt hat, das Beſte, was die Franzoſen bei der Revolution gewonnen, ſei eine Portion Deutſchheit.

Dem Breslauer Aufenthalt habe ich die dramatiſchen Entwürfe „Alcibiades," „Philoktet," „Arabella," „Kleonnis,"[1]) „Seneca," „Nero," „[Ludwig und Aurora]," „[Eraclio und Argila]" und „Fenix" zugewieſen, erſteren (Alcibiades) auf das Zeugniß von K. Leſſing (I, 243): „Obſchon ſein Geiſt alles Wiſſenswerthe umfaßte, wozu ihm ſeine auserleſene Bibliothek, die er ſich hier geſammelt, Veranlaſſung und Nahrung gab, ſo beſchäftigte er ſich doch in den erſten Jahren hier am liebſten mit kritiſchen, antiquariſchen, dramatiſchen und literariſchen Gegenſtänden. Er machte ſich Entwürfe zu mehreren Stücken, worunter auch Alcibiades war." Vgl. H. XI, 2, 644 ff. Die drei letzten Entwürfe ſind hier zum erſten Mal gedruckt. Hinzuzufügen ſind noch folgende Belegſtellen: Ebert an Raſpe, Braunſchweig, den 10. April 1770 (Weimariſches Jahrbuch VI, 74: „... Und es iſt wenigſtens meine Schuld nicht, daß wir nicht ſchon längſt von Hrn. L. den Dr. Fauſt, die Arabella, den Schlaftrunk, den Philoctet, und wer weiß was alles mehr?... haben." Bei „Arabella" könnte man an die Tochter der Marwood in „Sara Sampſon" oder an jene Abenteurerin bei H. XII, 517 denken. Zu „Nero" vgl. noch H. XX, 2, 986. 997. 1031.[2])

[1]) A. Sauer, J. W. v. Brawe, der Schüler Leſſings. Straßburg 1878, S. 137, ſetzt aus annehmbaren Gründen dieſes Fragment unmittelbar vor den „Philotas." — [2]) (B.)

Beilagen.

Zu S. 189: Aus der Berlinischen privilegirten Zeitung vom Jahre 1749.[1])

Von gelehrten Sachen.

9. Stück. Dienstag, den 21. Januar. Berlin. Allhier wird leider! verkauft: Epître à mon Esprit, ou l'Anonime persiflé. 1 Bogen in Duodez. Sowohl aus dem Titel, als auch aus dem Inhalte dieses lustigen Stückchens, sollte man sogleich urtheilen, daß es ein entlaufener Trivialschüler müsse gemacht haben, welcher sich das Pfeifen noch nicht abgewöhnen kann. Besonders sieht man dieses auch aus den schulknabenhaften Wortspielen, welche er bey dieser Gelegenheit einer unüberlegten Muthmaßung anbringet; welche über allen Deutschen Witz weit erhabene Einfälle vielleicht würden haben wegbleiben müssen, wenn dieser kurzweilige Briefsteller gewußt hätte, daß der Herr R. in G. sein anonymischer Zuchtmeister ist. Man kann der Mühe überhoben seyn, noch mehr von diesem mechanischen Schulexercicio zu gedenken.

15. Stück. Dienstag, den 4. Februar. Leipzig. Der Naturforscher[2]).... Der Verf. meldet in dem Vorberichte, daß ihm, wegen seiner itzigen allzu weiten Entfernung von dem Orte des Drucks, nicht möglich wäre, den Naturforscher künftig wöchentlich fortzusetzen, sondern er wolle ihn in eine Monatschrift verwandeln.... Wir müssen noch anerkennen, daß der Verfasser im Vorberichte seine Leser um Verzeihung bittet, daß er zuweilen ausser der physikalischen Sphäre gelegene Aufsätze die Stelle eines Intermezzo, wiewohl meistens ohne seine Schuld, habe vertreten lassen, und er

---

[1]) Durch eine Notiz in den handschriftlich hinterlassenen Memoiren von Cuno — der von dem literarischen Treiben in seiner Vaterstadt genau unterichtet gewesen sein wird — daß von Lessing „dem Pritschmeister auf dem Parnaß," die Recension im 127. Stück der Rüdigerschen (später Vossischen) Zeitung vom Jahre 1749 herrühren soll, wurden wir veranlaßt zu einer sorgfältigen Durchsicht dieses Jahrganges der genannten Zeitung, und so fanden wir noch die hier mitgetheilten Recensionen, welche wir gleichfalls als von Lessing verfaßt anerkennen, da sie die ganze Eigenthümlichkeit seines Styles haben und mit seinen damaligen literarischen Beschäftigungen in genauer Beziehung und Verbindung stehen; ebenso kann nur Lessing der Verfasser von den köstlichen, ironischen Lobeserhebungen Gottscheds und den Abfertigungen seiner Werke sein, die in derselben Zeitung noch bis zum Jahre 1755 fortgesetzt wurden; denn wer hätte 1749 in Berlin solche Anzeigen schreiben können? Aus dem ersten Artikel über Cuno, so wie aus den beiden folgenden, geht hervor, daß sie einem Verfasser angehören. — Aus No. 212. Sonntags-Beilage No. 31 zur Vossischen Zeitung. 1880. Berlin, den 1. August, ersehe ich soeben, daß der verdiente Lessingforscher, B. A. Wagner, durch eine andere, geistreiche Combination auf ähnliche Resultate gekommen ist, die meiner Combination zu einer neuen, willkommenen Stütze dienen. Vgl. seinen Aufsatz daselbst: „Lessings früheste Recensionen." Ich trage die von ihm als Lessingisch erkannten Recensionen am Schluß nach. (M.) — [2]) S. oben S. 87 f.

hoffet, daß niemand so gar mürrisch seyn und gar kein Liebhaber von Zwischenspielen seyn werde.

28. Stück. Donnerstag, den 6. März. Berlin. Wenn sich eine von den freyen Künsten unter den Menschen liebenswürdig gemacht und eine allgemeine Hochachtung erworben hat, so ist es gewiß die Musik. Von 5000 Jahren her, bis auf die itzige Zeit, von ihrer Wiege bis zu ihrem vollkommensten und reizendsten Alter, vom Jubal bis zum Graun, ist es eine ausgemachte Sache, daß beynahe nur eine menschliche Gestalt dazu gehöret, an der Musik einen Geschmack zu finden, und diejenigen, welche bey der Vorstellung einer Iphigenia gleichgültig seyn können, müssen nothwendig zu dem hochgeöhrten Geschlechte des Midas gehören. Berlin ist mit Recht die hohe Schule der Musik in Deutschland zu nennen, und der mächtige Beschützer dieser hohen Schule erhebet das Ansehen derselben über alle andere ihres gleichen. Wer also sollte bey uns die Musik nicht, auch blos um deswillen nicht hochschätzen? Und wer kann auch läugnen, daß sich die Menge ihrer Verehrer bey uns dränget, und keiner dem andern in wahrer Hochachtung derselben weichen will? Es kann also nichts anderes seyn, die Gottheit der Musik muß Berlin zu ihrem Tempel und unser Opernhaus zu ihrem Throne erwählet haben. In diesem Tempel der Musik kann demnach der höchst rühmlich eifrigen Begierde fast eines jeden, auch das seinige zu dem lieblichen Geräusche der Seyten und Flöten, von welchem alle Mauern wiederschallen, beyzutragen, nichts erwünschter seyn, als ein deutlicher und gründlicher Unterricht in den Hauptgründen der Musik. Es fehlt bey uns an Lehrern nicht; aber nicht allen ist die Gabe zu entzücken, gegeben, und nicht jeder Lehrbegierige hat die Mittel, sich geschickter Mittel zu bedienen, in seiner Gewalt. Dieses hat der vernünftige Herr Verf. eines neuen musikalischen Wochenblattes eingesehen. Er hat am verwichenen Dienstage angefangen, uns dasselbe unter der Aufschrift: Der kritische Musicus an der Spree,[1]) zu liefern, und er verspricht, alle Dienstage mit einem Bogen fortzufahren. Er hat den Ort, zum Unterschiede des kritischen Musicus, welcher vor einiger Zeit in Hamburg heraus kam, und den itzigen Königl. Dänischen Kapellmeister, Herrn Scheiben, zum Verfasser hatte, hinzugesetzt. Er verspricht, die Hauptgründe der Musik, zum Nutzen der Anfänger, leicht und deutlich vorzutragen. Sein guter Geschmack in der Musik, welchen er in diesem ersten Stücke zeiget, läßt uns viel Gutes von ihm hoffen, und wir zweifeln nicht, daß wir unsere Hoffnung in der Folge der Blätter noch mehr gegründet befinden werden. Unter den musicalischen Schriftstellern hätte er aber billig unsern berühmten Herrn Prof. Euler nicht vergessen, und oben ansetzen sollen; als dessen 1739 in Petersburg herausgekommenes Tentamen novae theoriae musicae ihm, als einem würdigen Musikverständigen, nicht unbekannt seyn kann. Doch vielleicht hat er nur diejenigen nennen wollen, welche eigentlich für den musikalischen Haufen geschrieben haben, weil er wohl wird gewußt haben, daß ein Euler, wie in der Mathematik also auch in der Musik, ein Lehrer der Lehrer ist.

30. Stück. Dienstag, den 11. März. Leipzig.[2]) Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste. Des VIII. Bandes I. Stück

[1]) S. oben S. 157. — [2]) Auch von B. A. Wagner als Lessingisch erkannt und ebenda abgedruckt. (M.)

1749. Es ist bekannt, daß der Herr Prof. Gottsched, nebst seiner gelehrten Gehülfin, Verfasser dieser Monatschrift ist. Da man es schon gewohnt ist, in seinen Schriften eine gewisse Abwechslung und Veränderung anzutreffen, von welchen selbst die beste Welt nicht ausgenommen ist: so wird man sich nicht wundern, wenn man selbige auch allhier findet. Ausser einigen ausführlichen Recensionen kömmt in diesem Stück vor eine Nachricht von einem preussischen Alterthume, dessen Anblick und Grundriß auf dem Titel dieses Stücks zu sehen ist. Es ist dieses das uralte Schloß zu Marienburg im Pohlnischen Preussen, wovon besonders der große Saal beschrieben wird, worinnen ehedem die Glieder des Deutschen Ordens ihre Zusammenkunft gehalten haben. Ferner ist in diesem Stück eine Nachricht von einem neuen Deutschen Trauerspiele, Demetrius, welches nach geschehener Verbesserung des geschickten Kayserl. Königlichen Komödianten, Herrn Weißkerns, auf der Wienerischen Deutschen Schaubühne vor kurzem mit allgemeinem Beyfalle aufgeführet worden. Es ist nunmehr bald ein Jahr, da man an diesem Orte die ersten guten Deutschen Schauspiele mit Beyfall vorstellen sehen. Den Beschluß dieses Stücks macht eine Ode auf das Gedächtniß des Westphälischen Friedens. Herr Gottsched sagt, er habe ihr einige Flecken abgewischt. Aber was hilft das Wischen, wenn man einen unreinen Schwamm dazu braucht? Ist in den Vossischen Buchläden für 2 Gr. zu haben.

32. Stück. Sonnabend, den 15. März. Hamburg. Die bisher an diesem Orte mit Beyfall vorgestellten Pantomimen, und nicht Pantominen (wie es viele, die die Etymologie des Worts nicht einsehen, aussprechen und schreiben) haben zu folgender Schrift Gelegenheit gegeben: Abhandlung von den Pantomimen, historisch und critisch ausgeführt. Bey Carl Samuel Geißler 1749. Oct. 6 Bogen.[1]) Die Pracht und Ordnung des Nicolinischen Theaters, so wohl in Ausführung der Malerei als der Maschinen, welche wir noch auf keinem Theater so vollkommen gesehen haben, besonders aber die ungemeine Geschicklichkeit der 6 bis 12 jährigen Pantomimisten, hatte schon vorigen Sommer, als sie in Leipzig die Bewunderung vieler tausend Zuschauer auf sich gezogen, daselbst mehr als einen Freund des Theaters, angereitzet, etwas von den Pantomimen der Alten aufzusetzen und herauszugeben. Es habe nun diesen guten Vorsatz auszuführen, gehindert, was da wolle, so freuen wir uns, daß dieser Verlust, durch itzo angezeigte Abhandlung, von einem geschickten Manne, glücklich ersetzet worden. Der Herr Verf. sagt, daß er, unter andern, den Calliachus[2]) zu seinem Vorhaben gebraucht, sich aber doch nur, weil dieser nicht bey der Hand gewesen, des Auszugs bedienen müssen, welcher im ersten Bande des neuen Büchersaals ꝛc. steht. Es sollte uns aber wundern, wenn in ganz Hamburg des Salengre Thesaurus Antiquitatum, in welchem die Schrift des Calliachus befindlich ist, nicht anzutreffen seyn sollte. Die gegenwärtige Schrift besteht aus zwei Abschnitten. In dem ersten wird von dem Alter der Mimen und Pantomimen gehandelt, und in dem zweyten werden nähere Betrachtungen der Pantomimen angestellet. Der Herr Verf. gedenket von der Vergleichung

[1]) S. oben S. 173 f. — [2]) So schreibt jener Verfasser und Lessing ihm nach. Es muß heißen: Calliachius.

der itzigen Pantomimen mit den alten. Es kann ihm aber nicht unbekannt seyn, daß das Wesentliche und die Absicht der alten Pantomimen von den itzigen sehr verschieden, und beyde Arten beynahe für Heterogenea zu halten sind. Die Schrift ist klein, und die Liebhaber des Theaters und des Alterthums werden sie leicht mit Vergnügen ganz durchlesen. Ist in den Vossischen Buchläden allhier und in Potsdam für 3 Gr. zu haben.

34. Stück. Donnerstag, den 20. März. Halle. Georg Friedrich Meiers, öffentlichen Lehrers der Weltweisheit zu Halle, Beurtheilung des Heldengedichts, der Messias. Verlegts, Carl Herrmann Hemmerde, 1749. Oct. 4 Bogen.[1]) Der Herr Prof. Meier führet bittere Klagen wider die gelehrten Monatschriftler und Zeitungsschreiber, daß sie dieses Heldengedicht, oder vielmehr diesen Anfang eines Heldengedichts, noch nicht herausgestrichen haben; (welches gleichwohl nunmehr von einigen geschehen ist). Er setzet den Herrn Klopstock, welcher der Verfasser dieses Gedichtes ist, entweder zwischen den Homer und Virgil, oder gar über beyde; unter andern deswegen, weil, wie er bald anfangs sagt, die Priester in der Schweiz dieses Gedicht den Leuten auf den Kanzeln angepriesen haben. Was die Absicht dieses in der That von einem poetischen Geiste zeugenden Gedichts sey, erhellet aus dem Anfange desselben:

Sing, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlechte die Liebe der Gottheit,
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuem geschenkt hat.
Also geschah des Ewigen Wille. Vergebens erhub sich
Satan wider den göttlichen Sohn; umsonst stund Judäa
Wider ihn auf; er thats, und vollbrachte die große Versöhnung.

Wer nicht lateinische Hexameters scandiren kann, der wird bey Lesung dieser Verse gar oft mit seiner Zunge über etliche Silben weg stolpern. So wenig diese erwähnte Versart zu misbilligen ist, so klingt sie doch, wie sie hier ist, etwas gar zu Horazianisch, wo nicht gar Lucilisch. Es wäre rathsamer gewesen, das fließende Silbenmaß des Virgils mit desselben epischer poetischer Schreibart zu verbinden. Doch man weis wohl, daß dieses eine Nebensache ist, und die großen Lobeserhebungen des Herrn Meiers in dem Innern dieses Gedichts ihren Grund haben. Doch scheinet es uns noch zu zeitig zu seyn, die Lobsprüche eines Gedichts,[2]) und die unzähligen darinnen vorkommenden scheinbaren Labyrinthe, nebst ihren Zugängen und Verbindungen zu einem ordentlichen Ganzen bekannt sind, und wer da weis, daß ein unerschöpflicher Witz dazu gehöret, ein so großes Werk mit gleichem Feuer auszuführen als anzufangen, der wird die Behutsamkeit brauchen, und den Ausgang eines solchen Unternehmens erwarten, eh er es über alles andere erhebt, und im Ganzen so wohl, als in seinen erst vorhandenen Theilen, für vollkommen erkläret. Er wird, den Dichter aufzumuntern, wenigstens nur die schöne poetische und erhabene Schreibart und die lebhaften Bilder rühmen, welche ihm vor Augen liegen, von dem künftigen aber das beste hoffen. Wenn das Gedicht zu Ende und so ausgeführet seyn wird, wie es dem Herrn Prof. schon itzo zu seyn scheint, so wird man nicht ermangeln, dasselbe bis in den Himmel zu erheben; ja man ist schon entschlossen, auf

[1]) S. oben S. 207 f. — [2]) Hier fehlt etwas.

die Verfertigung dieſes Heldengedichts, als eine ſehr große That, alsdann wieder ein Heldengedicht, unter dem Namen: Klopſtocks Meſſias, zu verfertigen, und in 12 Büchern, auf einmal, herauszugeben. Dieſe Beurtheilung iſt in dem Voſſiſchen Buchladen für 2 Gr. zu haben.

47. Stück. Sonnabend, den 19. April. Paris. Die neueſte Franzöſiſche Tragödie iſt wohl der Catilina [1]) des ältern Herrn Crebillon, von welcher man in den öffentlichen Blättern geleſen, daß ſie mit ſo großem Beyfall aufgenommen worden, daß gleich darauf der König in Frankreich dieſem 75jährigen Dichter eine Penſion von 3000 Livres und eine Wohnung auf dem Louvre angewieſen. Späte, aber würdige Belohnung poetiſcher Verdienſte! Es muß den auswärtigen Verehrern der Schaubühne ohne Zweifel ſehr angenehm ſeyn, daß dieſes Trauerſpiel bereits in Holland und in Dresden herausgekommen. Der Titel der Ausgabe an dem letztern Orte heißt: Catilina, Tragedie. Par Mr. de CREBILLON, de l'Academie Françoise. Representée par les Comediens ordinaires du Roi pour la premiere fois, le 20. Decembre 1748: A Paris 1749, et se vend à Dresde, chez G. C. Walther, Libraire du Roy. Octav, 7 Bogen. Herr Crebillon hat hier [2]) gut befunden, ſelbige der damaligen Marquiſe von Pompadour, nunmehrigen Herzogin von Vaujour, zuzueignen. Das Urtheil des Herrn von Fontenelle, dieſes ehrwürdigen Greiſes, deſſen Verdienſte um die Wiſſenſchaft und den guten Geſchmack die Vorſicht durch ein Neſtoriſches Alter belohnen zu wollen ſcheinet, verdienet, daß wir es hierher ſetzen. Er ſagt:

J'ai lû par ordre de Monseigneur le Chancelier la Tragédie de Catilina, et après le grand succès, qu'elle a eu au Théatre, il n'est pas possible de douter qu'elle ne soit tres digne de l'Impression. Fait à Paris le 13. Janvier 1749. Fontenelle.

Der Herr Verfaſſer malt in dieſem Trauerſpiele den verabſcheuungswürdigen Charakter des Catilina in denjenigen Zügen, welche beſonders Cicero und Salluſtius vorlängſt entworfen haben. Der Dichter verbindet, wie gewöhnlich, Geſchichte und Fabel, und der Inhalt des Trauerſpiels iſt kürzlich folgender. Nachdem Catilina ſich in die Tullia, des Cicero Tochter, verliebt hat, wird Fulvia, ſeine Liebſte, welche er verlaſſen, durch Rache und Eiferſucht angetrieben, ſein Vorhaben, Rom ſich unterwürfig zu machen, zu entdecken. Sie konnte dieſes am beſten thun, weil er ſie ehedem ſelbſt zum Werkzeuge ſeines aufrühriſchen Geiſtes gebraucht hatte. Cicero und der ganze Rath glaubten der Anklage der Fulvia um deſto mehr, (? als ſie) aus des Catilina Betragen großen Argwohn geſchöpfet hatten. Sie ſetzten den Catilina zur Rede: dieſer aber wußte, vermöge ſeiner großen Verſchlagenheit, bald die Anzeige der Fulvia, als einer rach- und eiferſüchtigen Liebhaberin, bey ihnen verdächtig zu machen; er pochte ſehr trotzig auf ſeine vorgegebene Unſchuld, und ſie ſetzten ihn außer allen Verdacht, als ſie vernahmen, daß er den Manlius, einen ſeiner Mitverſchwornen (wiewohl in der That aus einem boshaften Staatsabſehen), umgebracht hatte. Er zeigte dem Römiſchen Rathe, ſeinem Vorgeben nach, alle Anſchläge der Verſchwornen aufs richtigſte an; in der That aber ſtattete er ihm einen ganz falſchen Bericht ab, in der Abſicht, ſein Vorhaben deſto ſicherer ausführen zu können. Als der Lärm

[1]) S. oben S. 160. — [2]) ? vor.

anging, erfuhr der Rath gar bald, daß Catilina das Haupt der Rebellen war. Cicero und Cato commandirten selbst die wohlgesinnten Römer, und schlugen die bürgerlichen Feinde glücklich. Catilina floh in den Tempel der Tellus, wo Cicero seine Tochter gelassen hatte. Diese hielt ihm nochmals seine Schandthat vor: er aber lästerte, ohne Aufhören, auf den Römischen Rath, und ungeachtet ihrer rührenden Vorstellungen erstach er sich. Die übrigen Häupter der Mitverschwornen wurden eben von dem Cicero und Cato im Triumph zum Tode geführt, als er seinen Geist aufgab. Der Dichter läßt den Catilina zu Anfange des Trauerspiels seinen Charakter weitläuftig schildern. Doch folgende zween Verse fassen alles zusammen:

Qu'il (Chef de Parti) soit crû fourbe, ingrat, parjure, impitoyable,
Il sera toujours grand, s'il est impenetrable.

Sein Leben und das Trauerspiel beschließt er mit diesen prophetischen Worten:

O Cesar, si tu vis, je suis assez vengé.

Der dritte Aufzug, worinne Cicero so redet, wie wir es in seinen vortrefflichen Catilinarischen Reden finden, ist besonders schön. Das letzte lange Gespräch des Catilina mit der Tullia wünschten wir etwas kürzer und feuriger. Sonst findet man auch in diesem Trauerspiele keinen tragischen Helden nach der gewöhnlichen Mechanik des Theaters.

53. Stück. Sonnabend, den 3. May. Sangerhausen.[1]) Verwichenen 7. Februar hat die hiesige Schuljugend ein Deutsches Lustspiel aufgeführt. Es ist in Versen, und heißt das verwahrlosete Kind. Es ist in einem poetischen Collegio verfertiget, und auf drei Bogen Octav in Leipzig herausgekommen. Man sieht zwar sogleich, wenn man es gelesen hat, daß es von keinem Deutschen Marivaux, sondern von einem Sangerhäusischen Schüler verfertiget worden; indem die Handlung über 3 Jahre währt, die Personen meistens von ohngefähr zusammen kommen, und überhaupt Witz und Schreibart nach einem poetischen Collegio riechen: dennoch guckt der Comicus hin und wieder hervor. u. s. w.

56. Stück. Sonnabend, den 10. März. Berlin. Man sieht allhier die alte Jungfer, ein Lustspiel in drey Aufzügen, von G. E. L.

Non tu nunc hominum mores vides?
Dum dos sit, nullum vitium vitio vortitur.
Plautus.

Berlin, 1749. In Octav. $4^1/_2$ Bogen. Der Herr Verfasser dieses Lustspiels hat bereits in einigen von ihm herausgekommenen Lustspielen seine besondere Stärke in der komisch theatralischen Dichtkunst gezeiget, und man muß gestehen, daß er für die Schaubühne gebohren zu seyn scheinet. Man darf nicht glauben, daß dieses Lustspiel eine Satire auf die alten Jungfern sey, in so fern sie alte Jungfern sind. Die alten Jungfern gehören auch zur besten Welt, und sie können selten was davor, daß sie alt worden sind, ehe sie Männer bekommen haben. Der Herr Verf. malt nur das Lächerliche, welches man bey vielen alten Jungfern, in Ansehung der Verheyrathung antrift bey[2]) verschiedene andere sehr lustige Charaktere darinen vor, z. B. der Charakter gewisser lächerlicher Poeten in Person des Herrn Kräusels. Kurz, dieses Lustspiel

[1]) Dieses Stück haben wir nicht vollständig gegeben, weil nichts auf Lessings Urheberschaft hindeutet; das folgende Stück haben wir ganz gegeben, obgleich wir es nicht für Lessingisch halten. (M. und B.) — [2]) Hier scheint eine Zeile zu fehlen. (M. und B.)

ist sehr scherzhaft, und doch fein, sehr lebhaft und doch nicht übertrieben, sehr beißend, und doch nicht anzüglich. Der Herr Verf. wird sich die Liebhaber des Theaters sehr verbinden, wenn er ferner seine Stärke in demselben zu ihrem Vergnügen und zur Verbesserung der Sitten anwenden wird. Dieses Lustspiel ist in dem Vossischen Buchladen für 2 Gr. zu haben.

57. Stück. Dienstag, den 13. May. Hamburg. Der poetische Himmel drohet dem guten Geschmacke abermals mit einem schweren Ungewitter, und zwar durch neue Fabeln und Erzehlungen in gebundener Schreibart.

On n'a point de Coeur net, quand on craint la Satire.
Epitr. divers.

Hamburg, verlegts Conrad König, 1749.[1]) In groß Octav, 12 Bogen. Das überaus prächtige äusserliche Ansehen dieses Werks wird, wie gewöhnlich, manchen verführen, es zu kaufen, zu lesen, zu loben und zu bewundern; und dabey muß nothwendig der gute Geschmack Gefahr laufen, verderbt zu werden. Der Herausgeber sagt in der Vorrede, die Stärke in der Dichtkunst wäre das geringste von des Verfassers Verdiensten. Man kann ihm dieses ohne Schwüre glauben, und man muß es thun, wenn man sich nicht von den Verdiensten des Verfassers einen sehr engen Begrif machen will. Er mag seyn wer er will, so kann man ohne Schmeicheley, (und wo wollte diese ihre Statt finden, da man denselben nicht im geringsten kennt?) sagen, daß seine Fabeln mehr, als Stoppisch sind, obgleich der Herausgeber in der Vorrede das Gegentheil behauptet; vielleicht weil er was gemerkt hat. Seltsame Zusammenkünfte, skaramuzische auch zuweilen etwas saftige Ausdrückungen, leere, einfache Erzehlungen, wohinter nichts geschichtsmäßiges, keine Handlung, nichts sich für die Natur der sich unterredenden Dinge schickendes ist, kahle Lehren und eine oft matte und ängstliche Schreibart charakterisiren die meisten dieser Fabeln und Erzehlungen. Es wäre also wohl besser, der Herr Verfasser machte sich der Welt durch seine größeren Verdienste bekannt. Warum wählt er gerade das geringste? Doch er scheinet einen besonderen Beruf zu haben, seine Fabeln gedruckt zu sehen. Schon vor einigen Jahren hat er einige von den gegenwärtigen z. E. die Lichtschneuze, die gerupften Gänse, den Kummer ꝛc. dem Herausgeber einer gewissen Hamburgischen Monatschrift zum Einrücken zugeschickt: sie liegen aber noch ungebraucht im Manuscripte in Verwahrung, weil der Herausgeber es nicht für gut befunden, aus anderer ihren geringsten Verdiensten sich große Verdienste zu machen. Doch wir müssen auch Proben sehen. Auf der 29. Seite spricht eine Glocke, da sie einen Reifrock, den ein Kammermädchen an hat, für eine Glocke ansieht:

— — was ist die Schwester schön!
O möchte sie doch bey mir schweben!
Die Schlaguhr hörts, und sprach: Du Thor!
Was stellst du dir für Grillen vor!
Zum läuten ist sie nicht erwählet,
Dieweil ihr Klang und Klöppel fehlet;
Bewegt ein junger Herr sie schon,
So giebt sie doch nur Kammerthon u. s. w.

[1]) Die von uns angestellten Nachforschungen über den Verfasser sind auch in Hamburg, bei Herrn Dr. F. A. Cropp, ohne Erfolg gewesen. — Das Motto ist von de Bar. Vgl. über ihn H. XII, 453. 574. Goedeke, Grundriß, II, 536. (M. und B.)

Auf der 88. Seite fängt sich die Fabel, das Compliment und die Ehrlichkeit also an:

Es starb ein Weib, sie hieß die Reiche,
Die halbe Stadt gieng mit zur Leiche,
Die Klageweiber heulten arg,
Und schrieen Zeter vor dem Sarg.
Sie wurde nach dem Tact geschwenket,
Durch sechzehn Träger eingesenket;
Die Mäntel fegten durch den D— — —
Drey Ellen lang die Pfützen weg.
Citronen gabs die schwere Menge u. s. w.

Auf der 77. Seite:

Ihr Gnaden, hör ich dort am großen Fischmarkt schallen,
Sind auf dem gnädgen — — — ach leider! hart gefallen.

Zu dem Bärentrecker, das ist, auf Deutsch, Bärenführer, 100. Seite, ist dieses die wichtige Lehre:

Muthwillge Bettler giebts in jedem Stand und Ort.

Wer dieses neue Fabelwerkchen, diese geschmückte Schöne, genauer will kennen lernen, der kann sie im Vossischen Buchladen für 10 Gr. haben.

61. Stück. Donnerstag, den 22. May. Wien. Die Deutsche **Schaubühne** zu Wien, nach Alten und neuen Mustern. Wienn, bey Joh. Paul Krauß, in seinem Gewölbe nächst der Kayserlichen Burg. 1749. In Octav, $1\frac{1}{2}$ Alphabet. Das Wienerische Theater hat unter der Aufsicht des Herrn von Sallier,[1]) und nachdem etliche geschickte Komödianten von der Neuberischen Gesellschaft dasselbe betreten, seit einem Jahre, eine ganz andere Gestalt gewonnen, als es vordem gehabt. Man spielt auf demselben regelmäßige Stücke, regelmäßig; und da beyde Kayserl. Majestäten dasselbe öfters Dero höchsten Gegenwart würdigen, so können auch die sonst auf selbigem üblichen Haupt-, Helden- und Staatsactionen, mit Arlequins Lustbarkeiten untermengt, darauf nicht mehr Statt finden. Herr Weißkern, ein sehr geschicktes Mitglied der Gesellschaft des Herrn von Sallier, hat mit itzt angezeigter Sammlung den Anfang gemacht, Schauspiele, welche von derselben vorgestellet worden, oder vorgestellet werden sollen, im Drucke heraus zu geben. Es ist löblich, daß er den Entschluß gefasset hat, nur solche, die bisher noch nicht gedruckt ans Licht getreten, zu wählen. Die in diesem Bande enthaltene Stücke sind folgende: 1) Der Graf von Essex, ein Trauerspiel des Herrn T. Corneille, übersetzt von Herrn L. Peter Stüven, in Hamburg. 2) Demetrius, ist durch eine geistliche Feder aus der Italienischen Oper des berühmten Kayserl. Königl. Hofpoeten, Herrn Abts Peter Metastasio übersetzt, und in die Form eines Trauerspiels gebracht worden. Ist sehr wohl gerathen. 3) Phädra, ein Trauerspiel des Herrn Racine, von Herrn L. Peter Stüven übersetzt. 4) Die falsche Bediente oder der bestrafte Betrüger, ein Lustspiel des Herrn von Mariwaux, von Herrn H. A. O. [Heinrich August Ossenfelder, aus Dresden,] übersetzt. Die Uebersetzung ist wohl gerathen. 5) Oedipus, ein Trauerspiel des Herrn von Woltäre. Dieses Stück hat der wegen seiner besondern Geschicklichkeit im Agiren sehr berühmte Herr Heinrich Gottlieb Koch, welcher sich von der Wienerischen Schaubühne wieder weg und zur Schönemannischen gewendet, übersetzt. 6) Die Schäferinsel, von Herrn C. My-

[1]) S. S. 171.

lius. Es ist in Versen. Der Verfasser hat es, auf Verlangen, einem geschickten Komödianten der Wienerischen Schaubühne gegeben, und es, in dieser Gestalt, niemals zum Drucke bestimmt. Wäre es mit seinem Vorwissen gedruckt worden, so würde es vielleicht ein ganz anders Ansehen bekommen haben. Da es das erste Deutsche Originallustspiel in Versen ist, so hätte er gewünscht, Gelegenheit zu haben, es vollkommen zu machen.[1]) Uebrigens hätte man billig etwas mehr Fleiß auf die Vermeidung der Druckfehler wenden sollen. Ist in den Vossischen Buchläden für 12 Gr. zu haben.

64. Stück. Donnerstag, den 29. May. Wismar. Johann Andreas Berger hat verlegt: D. Ludewig Hudemanns,[2]) der Deutschen Gesellschaft in Leipzig, wie auch der Königl. Deutschen Gesellschaft in Greifswalde, Mitglieds, vier Bücher von der Betrachtung des Todes aus dem Lateinischen des berühmten Daniel Heinsius übersetzet. 1749. Octav, $8^1/_2$ Bogen. Man dachte, die Hudemannische Muse wäre gar vollends eingeschlafen: aber sie hat sich noch einmal aufgerichtet, sich ausgedehnet und gegähnet. Sie muß aber doch sehr schlaftrunken gewesen seyn, weil sie gleich wieder eingeschlafen ist; wie man aus ihren eignen diesem Werkchen angehängten Todesgedanken schließen kann. Ist in den Vossischen Buchläden für 9 Gr. zu haben.

67. Stück. Donnerstag, den 5. Junius. Leipzig. HERR Johann Christoph Gottscheds P. P. der Königl. Preussischen und Bononischen Akademie der Wissenschaften Mitgliedes, gesammlete Reden in dreyen Abtheilungen, nochmals von ihm selbst übersehen und verbessert. Mit Königl. Pohln. und Churfürstl. Sächsisch. allergnäd. Freyheit. Leipzig, verlegts Bernhard Christoph Breitkopf, 1749. $1^1/_2$ Alphab. in groß Octav. Man muß es dem Hrn. Prof. Gottsched zum Ruhme nachsagen, daß er sich in Sammlung aller seiner Werke, Werkchen, Schriften und Schriftchen, zu seinem Vergnügen, und derer Nutzen, welche so wollen schreiben lernen, als wie er, sehr sorgfältig erzeiget. Seine Gedichte hat er der Welt nicht lange misgönnet, seine Weltweisheit ist schon zum drittenmal aufgelegt worden, da er eben zum drittenmal Rector war: seine Reden fehlten noch; hier sind sie; und welch eine Lücke füllen sie nicht unter seinen Schriften aus. Er hatte diesen Mangel schon längst in seiner Bibliothek bemerket, und Herr Breitkopf ließ sich endlich erbitten, demselben durch seinen Beystand abzuhelfen. Nun stehen sie da, und wer sie auch in seinem Bücherſaale will stehen sehen, der kann sie überall, z. Exempel in den Vossischen Buchläden, für 20 Gr. haben. Noch eins. Diese Redensammlung besteht aus 3 Abtheilungen, aus Lob- und Gedächtnißreden, Leichenreden und Trostschriften, und vermischten Reden. Die meisten sind schon sonst gedruckt gewesen, und den Werth der unbekannten kann man aus dem Werth der bekannten leicht schätzen. Herr Gottsched hat diese Reden Seiner Majestät, dem Könige in Dänemark, in einem Gedicht zugeeignet, welches, wenn die Würzhändler einmal eine neue Auflage von dessen Gedichten verlangen sollten, ohne Zweifel wegen der ganz sanften, glatten, natürlichen Schreibart, unter die poetischen Sendschreiben zu stehen kommen wird.

[1]) Vgl. oben S. 99 und H. XII, 386. — [2]) Eines Gegners von Klopstock. Vgl. Goedeke, Grundriß, II, 599.

72. Stück. Dienstag, den 17. Junius. Berlin. Vor kurzem sind allhier zum Vorschein gekommen: Pensées raisonnables opposées aux Pensées philosophiques, avec un Essai de Critique sur le livre intitulé: Les Moeurs. Relligio vincat, nostrae sit regula vitae. Anti-Lucret. Berlin, chez Chrest. Fréd. Voss. MDCCXLIX. Klein Octav, 17 Bogen. Man hat wieder die Pensées philosophiques bereits Pensées Chretiennes; hier sind auch Pensées raisonnables. Der Herr Verfasser hat zur Absicht gehabt, die philosophischen Gedanken mit der Fackel der Vernunft zu beleuchten, so, wie sie ein anderer Gegner bey dem Lichte der Offenbarung besehen hat. Er geht die Schrift seines Gegners Schritt für Schritt durch, und antwortet auf alle Hauptsätze in ihrer Ordnung. Am Ende findet man einen Versuch einer Kritik über das schöne Buch, die Sitten[1]) genannt. Da dieses Buch viel Aufsehen gemacht hat, so wird man auch begierig seyn, eine Kritik darüber zu lesen. Ist in den Vossischen Buchläden allhier und in Potsdam für 12 Gr. zu haben.

81. Stück. Dienstag, den 8. Julius. Berlin. Die Kraft der Musik. Eine Erzählung. Berlin 1749. In 4., 2 Bogen. Wenn es wahr ist, daß die wilden Thiere herzugekommen und die Bäume und Steine Polonnaisen getanzet haben, da Orpheus etliche rauhe Töne einiger ungestimmten Sayten hören lassen, so ist es kein Wunder, daß sich auch ein junges Frauenzimmer, wie in jetzt angezeigtem ungereimten Gedichte erzählet wird, durch das Spielen auf dem Flügel 29 Meilen weit hat locken lassen.

83. Stück. Sonnabend, den 12. Julius. Jena. Allhier ist in Gäths Verlage bisher eine Monatschrift, unter dem Titel: der Schriftsteller nach der Mode,[2]) herausgekommen, und in verwichner Ostermesse mit dem 8. Stück geschlossen worden. Wir haben, aus gewissen Ursachen, nöthig den Lebenslauf dieser Monatschrift kürzlich zu berühren. Die Besorgung derselben ward anfangs einem gewissen geschickten Magister in Leipzig aufgetragen, welcher dieses angefangene Werk gar wohl würde ausgeführt haben, wenn er etwas weniger Bequemlichkeit und ein wenig mehr Ruhe gehabt hätte. Weil er meistens von Leipzig abwesend war, so trug er öfters die Besorgung der Herausgebung einem Freunde auf, welcher, da er mehr Geschmack an ganz andern Arten von Wissenschaften findet, und auch oft verreiset war, sich der Sache nur in so weit annahm, als es ohne großen Zeitverlust seyn konnte. Daher rückte er oft Sachen ein, welche er nicht um des öffentlichen Drucks willen verfertigt hatte, und welche ihm von andern oft nicht allzu großen Helden waren eingeliefert worden. Endlich machte die gänzliche Aussenbleibung des ersten, und die weite Entfernung des letztern, daß diese Monatschrift einige Zeit ins Stocken gerieth, bis endlich der Verleger gezwungen war, die Fortsetzung und Beschliessung einem gewissen Magisterchen in Jena aufzutragen, welcher sich durch Schreiben längst bekannt, und durch Vielschreiben lächerlich gemacht hat. Dieser mischte in der Geschwindigkeit unter sein eigenes zusammengerafftes Geschneuzle allerley Aufsätze von andern Verfassern, zu welchen er auf eine ganz unrechtmäßige Weise gekommen, und die durch den falschen Abdruck recht verderbet worden. Wie saubare (!) Stückchen mit unter den seinigen sind, sieht man mit aus folgender Stelle:

[1]) Vgl. H. XII, 434. — [2]) S. S. 99.

Schönen! also sucht die Tiefen
Aechter Zärtlichkeit zu prüfen,
Macht die schönen Lenden bloß u. s. w.

In dem zu Ende angehängten Verzeichnisse hat er sich sehr muthwillig aufgeführet. Er dichtet verschiedenen Stücken falsche Namen von Verfassern an, und bey vielen hätte er sie verschweigen sollen, wenn er sie auch gleich recht gewußt hätte. Der Trieb zu dieser groben Schalkheit ist leicht zu errathen, und steht zu vergelten; denn umsonst kann man es doch nicht verlangen. Den völligen Beschluß macht eine sinnreiche Abdankung. Es fehlte also nichts mehr, als die Leichenpredigt; welche wir hier, nebst dem Lebenslaufe, nachzuholen, nicht haben ermangeln wollen. Jedes Stück von dieser Schrift ist in den Vossischen Buchläden für 2 Gr. zu haben.

86. Stück. Sonnabend, den 19. Julius. Leipzig. Von dem neuen Büchersaale der schönen Wissenschaften und freyen Künste sind vor kurzem des VIII. Bandes 3. und 4. Stück herausgekommen. Aus dem dritten wollen wir nur zweyerley anmerken; erstlich daß der Herausgeber dieses Büchersaals und die gesunde Vernunft einerley sind. Denn so fängt sich auf der 237. Seite die Nachricht von den Venetianischen Opern an: „Da das Opernwesen, der gesunden Vernunft zum Trotze, noch weder in Deutschland, noch in benachbarten Ländern, ganz aussterben will ꝛc.“ Etwas weiter unten thut man den Opern die Ehre an, ihnen einen Platz unter den Buchstabenwechseln, Bilderreimen, Chronodistichen und Logogryphen anzuweisen. Zweytens melden wir, daß in diesem Stück eine deutsche Uebersetzung der Memoires de l'Academie des Inscriptions et des Belles Lettres[1]) angekündiget wird, welches Unternehmen allen Beyfall verdienet. Im 4. Stück findet man unter andern eine Abhandlung von den Pantomimen der alten Deutschen, von Sämmlern. Sie scheinet zum Scherz geschrieben zu seyn. Man erkläret darinnen unter andern die Barden für Pantomimen: wenn diese diesen Namen verdienen, so muß er auch denen zukommen, welche an der Barden ihre Stelle gekommen sind. Es stehen auch zwey gar feine poetische Uebersetzungen in diesem Stück. Es sind die 2. und 3. Ekloge des Virgil. Folgende beyde Stellen zeigen die ganzen Uebersetzungen in nuce. In der zweyten sind die bekannten Verse:

O formose puer! nimium ne crede colori;
Alba Ligustra cadunt, Vaccinia nigra leguntur,
Virgilius.

so übersetzt:

— — — O angenehmer Knabe!
Verlaß dich nicht zu sehr auf diese Schönheitsgabe.
Die weiße Reinweid wir von niemand groß geacht,
Die schwarzen Brombeern sucht ein jeder mit Bedacht.
Wernicke.

In der dritten:

— — — ipse aries etiam nunc vellera siccat.
Virgilius.
— — — Der Widder selbst muß heut,
Weil ihm das Fell noch naß, stets an der Sonne stehen.
Manitius[2])

Gegen das Ende dieses Stücks lieset man einen Brief von dem Herrn D. Stief in Breslau an den Herausgeber, worinnen er Nachricht von einigen

[1]) Von Gottscheds Frau. — [2]) S. Büchersaal VIII, 357.

physikalischen Bemerkungen bey der Sonnenfinsterniß den 25. Julius 1748 giebt, die besonders die Abnahme der Wärme betreffen. . . . [1])

92. Stück. Sonnabend, den 2. August. Paris. Der Herr von Alembert, Mitglied der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris und Berlin, ist Verfasser von folgendem ganz neu herausgekommenen Buche: Recherches sur la Precession des Equinoxes et sur la Rotation de l'Axe de la Terre dans le sisteme Neutonien. In Quart. Es ist bey dem Hrn. David dem ältern, Buchhändler in der Jacobstraße, in Paris, für 6 Livres zu haben. Der siebenzigjährige Poet, Hr. von Crebillon, scheint um eben die Zeit, da sich das Schauspiel seines Lebens bald mit seinem Tode endigen wird, an derjenigen Art von Schauspielen, welchen seine Umstände in diesem Stück ähnlich sind, einen besondern Geschmack zu finden. Die gute Aufnahme seines Catilina, welcher gegen das Ende des verwichenen Jahres die Bühne betreten, hat ihn aufgemuntert, seinen Xerxes neu und verbessert heraus zu geben. Er selbst hat ihm eine Kritik über seinen Catilina beygefüget. Diese Kritik hat wenigstens die seltene Eigenschaft, daß der kritisirte Verfasser nicht darinne geschimpfet wird.

96. Stück. Dienstag, den 12. August. Leipzig. JOH. FRID. CHRISTII Fabularum aesopiarum libri duo sind auf 9 Bog. in 8.[2]) bey Breitkopfen, und folglich mit aller äusserlichen Schönheit abgedruckt worden. Der Herr Prof. hat die Fabeln die man in den alten Fabelsammlungen des Romulus u. a. findet, so erzählt, wie sie der Dichter erzählt haben möchte, dessen Arbeit diese Sammler abgekürzt, oder vielmehr verstümmelt haben, denn er stellt sich vor, daß diese Leute ihre Fabeln aus alten Dichtern zusammengezogen, und Perrot, den er für den Verfasser der Fabeln hält die unter Phädri Namen bekannt sind, habe von einigen poetischen Stellen in ihnen Gelegenheit genommen seine Fabeln zu verfertigen. Da Herr Christ in dem sogenannten Phädrus vieles findet, das der Zeit in welche sich dieser Schriftsteller setzt gar nicht gemäß ist, so hat er hier die Fabeln dergestallt erzählt, wie sie ein Dichter aus dem goldenen Alter der lateinischen Sprache könnte erzählt haben. Das erste Buch enthält 30, das zweyte 23 Fabeln. Eine Vorrede, und einige Anmerkungen rechtfertigen theils des Herrn Prof. Art sich auszudrücken, theils zeigen sie die Fehler des seinen Gedanken nach verkappten Phäders, und sind überhaupt voll seltener und wichtiger Untersuchungen; doch wir dürfen weder dieses sagen noch die Schönheit von des Herrn Prof. Christs Fabeln anpreisen, wenn wir nicht unsere Leser beschimpfen wollten, als ob ihnen die Einsicht des Hrn. Prof. Christs in das Schöne und Nützliche des Alterthums und seine Stärke in den lateinischen Versen unbekannt wäre. Man weis, daß der Herr Prof. zu denen gehört, die mit einer ausnehmenden Gelehrsamkeit den feinsten Geschmack verbinden, und nur solche Männer können uns die Alten nach Würden rühmen, und solche große Muster ohne Verwegenheit nachahmen; anders gewisse mittelmässige Gelehrte, die wenn man ihnen glauben muß, ihren Landsleuten die Alten zu erst bekannt gemacht haben, ob sie gleich immer Probe ablegen, daß sie selbst die Alten sehr schlecht kennen.

108. Stück. Dienstag, den 9. September. Berlin. In den

[1]) Vgl. S. 113. — [2]) S. oben S. 72.

hiesigen Buchläden sieht man ein scherzhaftes Gedicht auf 2 Bogen in Quart, dessen Aufschrift: Der Eremite. Eine Erzählung. Vacui lusimus. Hor. Kerapolis 1749.[1]) Wer den Weller und Schrevel noch nicht ganz vergessen hat, der wird aus dem untergesetzten erdichteten Orte gleich schließen, daß dieses Gedicht auf diejenige große Zunft gerichtet ist, deren Moliere in seiner Männer- und Weiberschule in allen Ehren so fleißig erwähnet, und welche wir hier nicht nennen wollen, theils aus Hochachtung gegen ihre unsichtbaren Kronen; theils darum, weil dabey mancher einen Griff an seine Stirne thun würde, welcher bey der Jugend ein Aergerniß geben könnte. Das Gedicht ist scherzhaft genung, daß man ihm viele Leser versprechen kann, und witzig genug, daß man es den Liebhabern der Dichtkunst mit gutem Gewissen anpreisen kann. Sein Verf. scheint aus der uralten Anakreontischen Familie herzustammen, und mehr als 16 poetische Ahnen zu zählen. Fragt man von was für einer Gattung der Eremit ist, von welchem dieses Gedicht handelt, so antwortet der Poet:

Daß er, der Eremit, beynah die ganze Stadt
Zu Schwägern oder Kindern hat.

Wir wollen nur noch einige Zeilen, welche dem Dichter im Vorbeygehen eingefallen sind, her setzen:

Kömmt mir einmal der Einfall ein,
Und ein Verleger will so gnädig für mich seyn,
— — — — — — — — — — —
Die ich im Laden einst gesehn zu pralen,
— — — — — — — — — — —
In einer Note abzuschreiben u. s. w.[2])

Es wird mancher ein Stück aus seinem Lebenslaufe in diesem Gedicht finden, und sich also die 2 Gr. nicht gereuen lassen, die er in dem Vossischen Buchladen dafür ausgeben möchte.

127. Stück. Donnerstag, den 23. October. Amsterdam. Da kaum ein Holländischer Dichter itziger Zeit bekannt ist, so werden sich diejenigen, die es noch nicht wissen, um desto mehr wundern, daß seit vielen Jahren ein würdiger Deutscher aus Berlin gebürtiger Dichter in Amsterdam lebt. Es ist der reiche und angesehene Kaufmann, Herr Johann Christian Cuno,[3]) welcher erst ein Gelehrter, dann ein Soldat gewesen, und endlich Kaufmann und bey dieser Gelegenheit ein Dichter worden ist. Seine Gedichte verdienen eine etwas umständliche Anzeige. Schon im April 1747 gab er heraus: **Joan Christian Cuno's** Versuch einiger moralischen Briefe in gebundener Rede, an seinen Enkel und Pflegesohn Johannes von der Lang. Amsterdam, durch J. C. Schoots van Capelle. Auf Unkosten des Verfassers. In Octav, 15½ Bogen, nebst dem saubern Bildnisse des Dichters. Er hat zwar diese moralischen Briefe für seinen Pflegesohn aufgesetzt, doch aber dieselben, in einigen Versen, seiner Ehegattin, Frauen Elsje Warsing, zugeeignet. In der ziemlich weitläuftigen Vorrede entschuldiget er hauptsächlich sein Unternehmen. Er giebt sich für keinen großen Poeten aus, sondern versichert, daß die Bewegungsgründe zur Herausgabe dieser seiner Gedichte, ausser den freundlichen und

[1]) S. S. 106. — [2]) I, 116. M. 144. (mit obigen Varianten) H. 242. — [3]) S. S. 176.

öfters wiederholten Anmahnungen seiner Freunde, die Ehre Gottes und die Erbauung seines Nächsten gewesen. Er hat seinem gefaßten Vorsatze nicht widerstehen können, weil er, vermöge seines Naturells, nothwendig ausführen muß, was er einmal angefangen hat. Herr Cuno gedenket ferner in seiner Vorrede, daß man ihm vorwerfen werde, seine Rechtschreibung sey etwas Holländisch; welcher Vorwurf auch nicht ganz ungegründet sein würde. Wenn er aber sagt, ein Hochdeutsches Ohr könne das e vor einem Selbstlauter gern vertragen: so antworten wir ihm im Namen aller Hochdeutschen Ohren, daß er unrecht hat. Der von ihm angeführte Vers:

Nur scharfe Augen sehn, was wahre Ehre ist,

klingt in unseren Ohren unerträglich hart und es hat also, wie Herr Cuno glaubt, die Holländische Verskunst hierinne vor der Deutschen nichts voraus. Ein jeder, der nicht ein geschworner Verächter reiner Verse ist, wird lieber das e am Ende vor einem Selbstlauter verschlingen, als seiner Prosodie den grammatischen Zwang anthun, und diesen Buchstaben allezeit sorgfältig beybehalten. Die Meinung unseres Dichters, daß man, nach dem Beyspiel der Holländer, den Abschnitt in den Alexandrinischen Versen mitten in einem Worte machen könne, ist der prosodischen Reinigkeit zu sehr zuwider, als daß sie unter uns sollte Beyfall finden können. Hingegen sind wir, nebst den besten deutschen Sprachlehrern, worunter der neuste, Herr Gottsched gehört, mit ihm der Meynung, daß es ein unzeitiger Haß ist, welcher gewisse Sylbenstecher wider das arme y eingenommen hat, welche diesen unschuldigen Buchstaben deswegen aus dem Deutschen ABC ausmerzen wollen, weil er auch im Griechischen Alphabet ist. Vortrefliche Ursache! Warum verschont man denn das k, welches doch gleiches Verbrechens schuldig ist? Haben wir nicht Ursach, einem Buchstaben mit größter Freude das Bürgerrecht in unsern ABC-Büchern zu gönnen, welcher die Begriffe so vieler Wörter von einander unterscheidet.

Künftig wollen wir von den Gedichten selbst reden.

128. Stück. Sonnabend, den 25. October. Amsterdam. Der moralischen Briefe des Herrn Cuno sind 25. Jeder hat einen Spruch aus der Bibel zur Ueberschrift, und sie sind meistens theologisch ausgeführet. Es ist nicht zu läugnen, daß in seinen Gedichten fast überall ein poetischer Geist hervorblicket, dessen Spuren sich durch verblümte Wörter und Redensarten, erhabne Gedanken und Wirkungen von einer ziemlich lebhaften Einbildungskraft zeigen. Es ist aber auch nicht weniger zu läugnen, daß noch überall viel überflüßiges und mattes anzutreffen ist, ihm auch die poetischen Schwünge zuweilen nicht besser gerathen sind, als dem, von welchem Ovid sagt:

Icarus Icariis nomina fecit aquis,

sein verwegener Flug gelang. Man wird, was hier gelobet und getadelt worden, ziemlich hinlänglich in folgenden Stellen, worinnen zwar mehr Gutes, als Böses ist, wahrnehmen. Derjenige Brief, dessen Ueberschrift ist: Ein jeglicher sey gesinnet, wie Jesus Christus auch war, fängt folgendermassen recht erhaben an:

Voll Ehrfurcht setz ich itzt die Gott geweihte Feder
Zum Schreiben an, mein Blut durcheilet das Geäder,
Und, wie ich fühle, fällt auf mein erweckt Gemüth
Ein Funken aus der Höh, wovon die Seele glüht.

Mein Sohn, ich habe vor den Hochmuth abgemalet:
Sieh itzt die Demuth an, wie sie von Flammen strahlet,
Wie aus holdseligem und freundlichem Gesicht
Ihr ein verhimmelter und sanfter Anblick bricht u. s. w.

Ein anderer Brief über die Verschwiegenheit hat folgenden Anfang:

Die Schweigekunst, die uns von manchem Fall entfernet,
Wird mit viel größrer Müh, als Redekunst erlernet.
Lernt doch ein Papagoy. Was für ein Unterscheid,
Wenn solch ein Vogel schwatzt, und wenn ein Schwätzer schreyt?
Die Redekunst wird nur auf Schulen eingeflößet;
Mich wundert, daß man auch nicht Schweigen lernen läßet u. s. w.

Wie weit werden hier die Ausdrückungen von den Gedanken übertroffen! In dem letzten Briefe, welcher vom Tode handelt, fällt uns sogleich folgende Stelle in die Augen:

Der Kirchhof zeigt die Spur von manchen Ruhestäten:
Wir denken kaum daran, daß Leichen Leichen treten,
Und wenn ein frischer Sarg uns in die Nase stinkt,
Begreift man nicht, daß uns zum Tod der Todte winkt u. s. w.

Hier ist alles schön, bis auf den lieblichen Geruch. Es fehlt dem Herrn Cuno nur an Critik, so könnte er noch ein großer Dichter werden; wenn er nicht etwan über die poetischen Lehrjahre schon zu weit hinaus ist. Er hat seine moralischen Briefe mit vielen philologisch-historisch-theologisch-moralisch-isch-ischen Anmerkungen begleitet. Wir haben nur eine darunter recht angesehen, nämlich die Stelle aus dem Horaz, periculosae opus aleae tractas, welche er ganz falsch auf das Spielen gedeutet; da doch periculosa alea hier nichts anderes bedeutet, als einen gefährlichen ungewissen Erfolg, wie verständigen Lesern des Horaz ohne unser Erinnern bekannt seyn wird. Das übrige folgt künftig.

130. Stück. Donnerstag, den 30. October. Amsterdam. Im Februar 1748 gab Herr Cuno heraus: Creuztriumph, oder besungener Sieg des gecreuzigten Ueberwinders und Erlösers Jesu Christi, mit einiger Freyheit gefolget nach dem Holländischen. J. Vollenhoves Kruistriompf. Durch **Joan Christian Cuno.** Amsterdam, bei J. C. Schoots van Capelle. In Octav, $3^1/_2$ Bogen. Der holländische Text des Vollenhoves ist dieser freyen Uebersetzung beygefüget. Vollenhoves behauptet gewiß unter den Holländischen Dichtern einen unter den obersten Plätzen, und gegenwärtiger Kruistriompf ist ein hinlänglicher Beweis davon. Aus dieser Uebersetzung sieht man, daß es dem Herrn Cuno nur an einem Handleiter auf dem Wege nach dem Gipfel des Parnaß fehlt. Dieses Gedicht ist ihm unstreitig unter allen am besten gerathen; und dieses darum, weil die Urschrift schön ist. Endlich ist von unserm Dichter zum Vorschein gekommen: **Joan Christian Cuno's**, der Königlichen Großbrittanischen Gesellschaft auf der Universität Göttingen Mitglieds, Ode über seinen Garten, genannt **Nachmals Besser.** Haec si in terris sunt: aderunt quae gaudia coelis? Amsterdam. bey J. C. Schoots van Capelle. **Buchhändler auf dem heiligen Weg.** MDCCXLIX. In Octav, $3^1/_2$ Bogen. Diese sogenannte Ode besteht aus 161 achtzeiligen Strophen. Im Ganzen können wir sie nicht anders als ziemlich schlecht nennen. Sie ist voll langweiliger und hypoprosaischer

Beschreibungen von allerlei Gartensachen. Hin und wieder einige gute Zeilen würde man mehr loben können, wenn sie nicht zu selten in das Mittelmäßige und Elende hineingewebet wären. Diese Ode ist dem Königl. Preußischen Rittmeister, Herrn von Gröben, zugeeignet. So weit ist uns fürizo die Cunoische Muse bekannt. Wenn es nicht wider die Natur erwachsener Schönheiten wäre, mit den Jahren vollkommner zu werden, so wollten wir dieser allerdings schon liebenswürdigen Schönheit auf das Künftige zu noch mehr Liebhabern Hoffnung machen.

133. Stück. Donnerstag, den 6. November. Haag. In Peter Gossens Buchhandlung kommt seit etlichen Wochen alle Donnerstage ein Wochenblatt von einem halben Bogen heraus, welches la Bigarure betittelt ist. Der Haupttitel ist: La Bigarure, ou Meslange curieux, instructif et amusant de Nouvelles, de Critique, de Morale, de Poësies, et autres matieres de Litterature, d'Evenements singuliers et extraordinaires, d'Avantures galantes, d'Histoires Secrettes, et de plusieurs autres Nouveautés amusantes, avec des Reflexions Critiques sur chaque sujet.

Quidquid agunt homines, huius farrago Libelli
Et quando uberior vitiorum copia?
IUVENAL. Sat. I.

Es wird erdichtet, daß eine Dame in Paris einer guten Freundin in Brabant wöchentlich schreibt, was besonderes und lustiges in Paris vorgeht. Der wirkliche Verfasser dieses Wochenblatts muß entweder in Paris leben, oder er muß seine Nachrichten aus einer dieser ähnlichen periodischen Schrift nehmen, welche in Berlin herauskömmt. Man findet darinne vornehmlich das neueste, was in dem Reiche des Witzes, und besonders des Theaters in Paris, vorfällt. Im ersten Stück ist das merkwürdigste die Nachricht von dem traurigen Schicksale, welches der Catilina des Crebillon und Voltäres Semiramis gehabt haben. Beyde Tragödien sind nur einige wenige male gespielet und ausgepfiffen worden. Der von dem Herrn von W. deswegen geschriebene Brief ist angenehm zu lesen, und die Kritik darüber desgleichen. Es wird eine bittere Satire auf den itzigen Zustand des Parisischen Theaters angekündiget, deren Titel ist: POT DE CHAMBRE CASSE. Tragédie pour rire et Comedie pour pleurer. Wir sehen aus den Holländischen Zeitungen, daß sie wirklich schon heraus ist. Im zweyten Stück treffen wir besondere Nachrichten von dem itzo in der Bastille sitzenden Herrn Diderot, und ein lustiges Histörchen von einem freygeisterischen Mönche an. Im dritten werden wieder artige Nachrichten von dem Theater gegeben, und das vierte müssen wir dem jungen Frauenzimmer zur Lehre anpreisen. So weit haben wir es itzo gesehen. Es ist überhaupt ein recht angenehmes Blatt, sowohl wegen der artigen Neuigkeiten aus Paris, als auch wegen der aufgeweckten und satirischen Schreibart.

135. Stück. Dienstag, den 11. November. Greifswald. In des hiesigen Buchhändlers, Joh. Jacob Weitbrechts, Verlage sind auf $3^1/_2$ Bogen in groß Octav sehr ansehnlich gedruckt vor kurzem herausgekommen: Lyrische Gedichte.[1]) Der Verleger hat, aus ihm vielleicht selbst unbe-

[1]) Die erste Ausgabe der Gedichte von Johann Peter Uz, herausgegeben von Gleim.

kannten Ursachen, für gut befunden, Berlin auf den Titel zu setzen. Der lyrische Dichter hat, wie er in dem Vorberichte sagt, diese kleinen Gedichte in der Absicht herausgegeben, damit er das Urtheil der Kenner erfahren, und wissen möge, ob er zur höhern Ode geschickt sey, da er in diesen kleinen Gedichten das Zärtliche mit dem Erhabenen so glücklich zu verbinden gewußt hat, da andere, wenn sie scherzen und zärtlich schreiben wollen, oft im Staube kriechen. Ohne fernere Betrachtungen wollen wir folgendes daraus hierher setzen.

Ein Traum.

O Traum, der mich entzücket!
Was hab ich nicht erblicket!

137. Stück. Sonnabend, den 15. November. Leipzig. Allhier ist in Bernhard Christoph Breitkopfs Verlage in verwichener Messe herausgekommen: Neue Sammlung auserlesener Stücke, aus Popens, Eachards, Newtons, und anderer Schriften, übersetzt von Luisen Adelg. Vict. Gottschedinn, geb. Kulmußinn. In Octav. 1 Alph. 4 Bogen. Die Frau Gottschedin, vor deren Namen das Wort berühmt zu gemein klingt, hat sich bei der klugen Welt durch gegenwärtiges Buch neuen Dank und neue Hochachtung erworben. Sie rechtfertiget in der im Carlsbade geschriebenen Vorrede die Wahl der übersetzten Stücks hinlänglich. Es sind derselben viere: 1) Popens Schrift von Homer und seinen Werken; 2) Betrachtungen über den Hobbesischen Stand der Natur; 3) ein Auszug aus der Newtonischen Chronologie und 4) eine Reisebeschreibung nach Frankreich. Die Frau Uebersetzerin hat hin und wieder nützliche und sinnreiche Anmerkungen beigefügt. Newtons Chronik ist, unsers Wissens, noch nicht im Ganzen Deutsch übersetzt, wie die Fr. G. glaubt, sondern Hrn. Hübners Uebersetzung ist auch nur ein Auszug. Angezeigtes Buch ist in den Vossischen Buchläden für 9 Gr. zu haben.

138. Stück. Dienstag, den 18. November. Regensburg. In der Gebrüder Zunkel Verlag sind ohnlängst herausgekommen: **Herrn Prof. Gottscheds** neueste Gedichte auf verschiedene Vorfälle. In Quart, 6 Bogen. Nachdem endlich der Herr Prof. Gottsched in seinem funfzigsten Jahre, nach den unzähligen Kritiken, welche seine Gedichte haben ausstehen müssen, eingesehen, daß seine bisherige Verse nichts taugen, er aber gleichwohl, man weis nicht, durch was für eine Erscheinung, bey sich völlig überzeugt ist, daß er in der großen Kette der wirklichen Dinge ein poetisches Glied zu seyn bestimmt worden: so hat er hin und her gesonnen, was doch die Ursache davon seyn möchte, daß sich seine poetischen Begriffe bisher noch nicht haben entwickeln wollen. Endlich hat er sich besonnen, daß er seine bisherigen Gedichte meistens zu Hause, zwischen vier Wänden, verfertigt, und daß also wohl nichts fehle, als sein Heil auf Reisen zu versuchen, und zu sehen, ob es ihm gelingen möchte, noch mit der Zeit ein anderer Flemming zu werden. Gedacht, beschlossen, gethan. Er reisete verwichnen Sommer mit seiner Frau Liebsten in das fruchtbarmachende Carlsbad, von da nach Regensburg, und dann weiter zu Wasser auf der Donau nach Wien. Dieser poetischen Reise haben wir gegenwärtige neueste Gedichte des Herrn Prof. Gottscheds zu danken; und wir sehen daraus, daß seine poetische Stunde noch nicht kommen ist. Das erste ist kurz vor dieser

Reise gemacht, und ist nur zur Vermehrung der Blätter in diese Sammlung gekommen. Es heißt: Ode an die Durchlauchtigste Armelinda Talea, bei ihrer Aufnahme in die Akademie der Arkadier zu Rom. Wir wollen, aus gewissen Ursachen, von diesem Gedichte mit den drey quer Finger breiten Versen nichts sagen. Das zweyte heißt: Das Carlsbad, in einer Ode besungen. Wir wollen nun diejenige Strophe daraus anführen, aus welcher wir sehen, daß er seinen Englischen Newtonianischen Elbingischen Tubus für 20 Thlr. mit auf die Reise genommen.

Der Himmel ist mir halb versteckt,
Ein dicht umzogner Vorhang decket
Mir fast der Sterne größte Zahl.
Bey Nacht, wenn ich mit Newtons Röhren,
Den Ring Saturns, den Mars will ehren,
Verbergen sie sich auf einmal.

Man merke wohl die astronomisch poetische Redensart: Die Sterne mit Sehröhren ehren anstatt, sie durch Sehröhre betrachten. Das dritte Gedicht heißt: Schreiben an einen vornehmen von Adel in Wien, aus dem Carlsbade abgelassen. Es hat folgenden erhabenen Eingang:

Gepriesner Freund! mein * dem Phöbus und die Neune
Von Herzen günstig sind; vernimm was hier der Deine,
Der noch kein Blatt an Dich in Reimen ausgeheckt,
Am kleinen Töpelfuß für ein Vergnügen schmeckt u. s. w.

Man sagt der vornehme Freund in Wien habe an diesen 4 Zeilen völlig zur Genüge gehabt. Das vierte Gedicht ist: Die Oberpfalz, in einem Gesange entworfen. Wir haben ohnlängst unter einem Artikel von Regensburg[1]) von dem traurigen und würdigen Schicksale dieses Gedichts Nachricht gegeben. Wir scheuen uns, die merkwürdigsten Stellen daraus her zu setzen, und wollen nur den Anfang anführen:

Gehab dich wohl, du rauhes Pfälzerland!
Dein felsenreicher Grund ist mir nunmehr bekannt:
Bekannt, doch auch verhaßt. Von deinen harten Steinen
Komm ich, Gott Lob! dießmal dennoch mit ganzen Beinen,
Du, hohler Wege Schlund; du kalter Berge Straus,
Der du beständig scheinst, dem Sommer Trotz zu biethen,
Der Himmel wird vor euch mich künftig wohl behüten.[2])

Das letzte Gedicht heißt: Die Donau. Wir können bey unserer kritischen Ehre versichern, daß sowohl dieses Gedicht als auch die übrigen, den angeführten Stellen vollkommen ähnlich sind. Sie sind in den Vossischen Buchläden für 4 Gr. zu haben, und wahrhaftig recht lustig zu lesen.

143. Stück. Sonnabend, den 29. November. Chemnitz. Allhier

---

[1]) 132. Stück. Dienstag, den 4. November. Regenspurg vom 16. Oct. Weil der Professor Gottsched in Leipzig, in einem Gedichte, die Oberpfalz genannt, worinnen er seine Reise hierher beschrieben, auf die Oberpfalz und derselben Einwohner sehr gescholten, und sich vieler anstößigen Ausdrückungen bedient hat, so ist auf Requisition des Bayerischen Gesandten dieses Gedicht von unserm Magistrat confisciret, und der Drucker und Verleger desselben arretiret worden. — [2]) Die Gegenschriften, welche dieses Gedicht veranlaßte siehe in „W. von Maltzahns deutscher Büchersch atz. Jena 1875." S. 393 Nr. 151—153.

ist ohnlängst bey Joh. Christoph und Johann David Stössel auf 2 Bogen in 8 t. gedruckt worden: Critik über den Wohlklang des Sylben Maaſes in dem Heldengedichte, der Messias, in einem Sendschreiben an Herrn J. F. M. in Leipzig abgefasset von J. N. R.[1]) Herr J. N. R. das ist, Johann Nathanael Reichel, welcher sich vor ein Paar Jahren in Leipzig beyder Rechte Beflissenen nennte, nunmehr aber, da er absolvirt hat, oder von der Universität weg ist, sich ohne Zweifel beyder Rechte Candidaten nennen wird, ist einer von den unverschämten Anbetern des Herrn Klopstocks, Verfassers des Heldengedichts, der Messias. Bey diesen Leuten heißt Critik, wenn sie auf den Messias zu reden kommen, nichts anders als Lobspruch. Herr Reichel bringt mit seinen sklavisch kritischen Lobsprüchen nicht in das Innere dieses Heldengedichts ein. Er sieht es; er fängt an zu lesen; er sperrt Maul und Nase auf, und sieht das Sylbenmaaß an, wie die Kuh das neue Thor. Er entdeckt unentdeckliche Schönheiten darinne und giebt dadurch einen Beweis von der Feinheit und der scharfen Ausdehnung des Trommelfells seiner Ohren. In dem Verse:

Sieh! itzt streckt schon der Sprößling der grünenden Ceder den Arm aus,[2])

sieht er die Ceder vor sichtlichen Augen wachsen, und die beyden Worte: Arm aus, machen in seinen Ohren den Eindruck von dem Sprößlinge der Ceder gerade so, wie er zum völligen Dienste des Messias da steht. Herr Reichel muß Eingebungen haben. Diese Kritik ist in den Vossischen Buchläden für 1 Gr. zu haben.

145. Stück. Donnerstag, den 4. Dezember. Berlin. In den Vossischen Buchläden allhier und in Potsdam wird für 2 gr. verkauft: Petit Discours sur les grands Bouquets à la mode. MDCCXLIX.[3]) In Quart, 3 Bogen. Wenn man diese artige kleine Schrift gelesen hat, so kann man sie, wenn man nicht sehr unbekannt in dem Reiche des Scherzes und des Witzes ist, nicht aus den Händen legen, ohne einen großen Begriff von der Gabe des Verfassers, witzig zu scherzen, zu haben. Er leitet den Gebrauch, sich überhaupt mit Blumen zu schmücken, von der Eva Zeiten her: aber die ihm so sehr verhaßte Mode des jungen Frauenzimmers, einen großen Blumenstrauß vor die bloße Brust zu stecken, und dadurch so manche den Mannspersonen betrübte Sonnenfinsterniß zu verursachen, scheint ihm einen weit spätern und dabey niedrigen Ursprung zu haben. Er beweiset mit den tüchtigsten Gründen der Wahrscheinlichkeit, daß sie von den Schweizerischen Bauernnymphen herrühret, welche die großen Blumenbüsche deswegen vor ihre Brüste gepflanzet haben, damit sie den aus dieser Gegend zuweilen aufsteigenden unangenehmen Duft vertreiben und in einen wohlriechenden verwandeln möchten. Er glaubt auch, daß man anfangs dasjenige dadurch ein wenig habe vermindern wollen, worinnen sich öfters die Natur etwas gar zu freygebig erwiesen hat. Er bestreitet diese itzo bey den Schönen von höherem Stande überhand genommene Mode tapfer und glücklich. „Wieviel Angenehmes wird nicht manchem zärtlichen Blicke, welcher das Natürliche liebet, durch die großen Blumensträußer entzogen! und wie manche kritische

[1]) Vgl. Hamel, Zur Textgeschichte des Messias, S. 42. — [2]) S. Klopstock, H. I, 55 (Ges. I, V. 65.) — [3]) Der Verfasser war Friedrich Melchior von Grimm. (1723 bis 1807). S. die Anzeige der deutschen Uebersetzung unten im 155. Stück.

Bewegung verstecken sie nicht vor den schmachtenden Augen junger Mannspersonen!" sind des Verfassers Worte. Er wirft am Ende gar die ernstliche Frage auf, ob nicht den Mannspersonen erlaubt sey, diese Feinde ihrer Zärtlichkeit mit gewaltsamer Hand anzugreifen? Er untersteht sich nicht, diese Frage, welche an alle verliebte Facultäten verschicket werden sollte, zu entscheiden; behauptet aber doch, daß das schöne Geschlecht den Rechten der Mannspersonen restitutionem in integrum illimitatam zu erstatten, gehalten sey. Und das von Rechts wegen. Wir sehen diese Anklage der großen Blumensträußer als einen Sturmwind an, welcher sie alle an den Brüsten unserer Schönen auf einmal von Grund aus umstürzet und wegjaget. Wer dieses nicht glauben will, der lese diese Schrift, welche man allen Liebhabern des artigen Scherzes, des gesalzenen Witzes, und der freien Satire in bester Form Rechtens anzupreisen sich verbunden zu seyn achtet.

149. Stück. Sonnabend, den 13. Dezember. Haag. Die allhier bey P. Gosse, dem Jüngern, alle Donnerstage herauskommende Bigarure, welche auch in Berlin, in dem Neaulmischen Buchladen alle Sonnabende zu haben ist, wird mit grossem Beyfall fortgesetzt; welchen sie auch bey den Liebhabern des Witzes und Scherzes billig verdienet. In dem neunten Stück derselben finden wir eine so lustige Begebenheit aus Paris, daß wir sie unsern aufgeweckten Lesern unmöglich vorenthalten können. Es giebt nicht nur in Deutschland kritische Rotten. Wir finden nicht nur unter unsern witzigen Köpfen Gottschedianer und Schweizerianer, sondern es giebt auch in Paris Voltärianer und Crebillonianer. Zwey von diesen Parteyen trafen einander ohnlängst auf dem Komödiencaffeehause an, wo sie warteten, bis die Komödie anging. Man unterhielt sich, nach der Gewohnheit, von theatralischen Neuigkeiten, wobey man ganz natürlicher Weise auf die beiden von den Herrn von Voltäre ganz neu angekündigten Trauerspiele, Catilina und Elektra, zu reden kam. Ein jeder urtheilte davon so, wie er für den Herrn von Voltäre, oder für den Herrn Crebillon gesinnt war, denn es ist zu merken, daß der letztere auch zwey Trauerspiele, über eben diese Materien verfertiget hat, welche der erstere durch die seinigen verbessern und übertreffen will. Mitten unter dem Disputiren fingen ihrer zwey, wovon der eine des Herrn von V., der andere des Herrn C. Anbeter war, an, ihre Sätze durch Stösse mit den Stühlen zu demonstriren, und wollten dadurch erfahren, welcher von diesen beyden Dichtern den andern vom Parnaß herunter stürze. Keiner von beyden Partisanen wollte nachgeben. Auf den Streit folgte Ernst, auf den Ernst Heftigkeit und auf die Heftigkeit Grobheit. Alsbald mischten sich Zorn und Wuth darein. Wenn man sie sah, war es nicht anders, als wenn Apollo sie anreizte und erhitzte, wie er ehemals der Sybille von Cumä that. Der Zorn blitzte aus ihren Augen. Bald darauf erfolgte ein Stillschweigen, welches dem Streite das Ende anzukündigen schien. Aber ehe man sichs versah, warf der eine dem andern eine Bouteille Wein, aus welcher sie kurz vorher als gute Freunde mit einander getrunken hatten, in das Gesicht. Auf dieses Signal fing sich der Krieg ohne Verzug an. Man zerbrach die Gläser in tausend Stücken; man warf die Tische um; die Stühle flogen im Saale herum; die zerbrochnen Fensterscheiben machten ein entsetzliches Geklirre; es ward alles der Erde gleich gemacht; die beyden Kämpfer kamen zusammen, und faßten einander nach einem Hagel von derben Ohrfeigen. Sie bemäch-

tigten sich in aller Geschwindigkeit der Ohren und Haare, und kriegten einander hernach bey dem Leibe zu packen, da sie denn einander niederwarfen, und so lange über einander wegkullerten, daß einer über den andern in der Keller die Treppe hinunter fiel, ohne die Stuffen zu zählen. Die übrige Gesellschaft versah sich nichts gutes von dieser Komödie. Sie ging in der Keller zu den beyden spielenden Personen, wo die Bouteillen voll Muscaten- und Spanischen Wein Gefahr liefen, mit den Gläsern, Stühlen und Fenstern gleiches Schicksal zu erfahren. Nach vieler Mühe brachte man sie endlich auseinander. Sie gingen wieder herauf und erschienen vor dem Commissar, welchen der Caffeeschenke abgeschickt hatte, Frieden zu stiften. Er stellte ihnen den Schaden vor, welchen sie ihm verursachet, da sie ihm seine Sachen zerbrochen, welche gleichwohl mit den beyden neuen Trauerspielen des Herrn von B. in keiner Verbindung stünden. Kurz, er fragte, wer seine Sachen bezahlen wollte? „Parbleu! antwortete der Crebillonist; ich bezahle sie nicht; meine Rippen im Leibe sind mir zerbrochen; ist das nicht genug für meine Rechnung?“ Der andere machte sich dieses Geständniß zu Nutzen, und ruffte, ohne an die gethane Frage wegen der Bezahlung zu denken, mit einem sieghaften T aus: „Sehen Sie, meine Herren, ich ruffe Sie zu Zeugen an, daß er gewonnen Spiel giebt!“ Eine Ausruffung, welche als eine den neuen Stück des Herrn von B. höchstgünstige Vorbedeutung angesehen worden. Es zu wünschen, daß es mit diesen ein besseres Ende nimmt, als mit Kriege dieser tapfern Kunstrichter, welche, bey allem ihrem Eifer und Muth, alsbald in das Chatelet geführet worden, wo sie noch sind, und so lange seyn werden, bis es dem Policeylieutenant gefallen wird, sie daraus zu erlösen.

155. Stück. Sonnabend, den 27. December. Halle. Bei Carl Hermann Hemmerden ist auf 2 Bogen in 8 t. herausgekommen: Eine kleine Betrachtung über die großen Modesträusse, aus dem Französischen des Ritters G*** übersetzt.[1]) Dieses ist eine Uebersetzung des Petit Discours sur les grands bouquets à la mode, welchen wir ohnlängst angezeigt haben. Diese Uebersetzung müßte besser seyn, als sie ist, wenn man sollte sagen können, daß sie der Urschrift gleich käme. Der öfters reinen Deutschen Schreibart nicht zu gedenken, so ist oft den witzigsten und scherzhaftesten Ausdrückungen der Urschrift ihre Schönheit durch übel gewählte Deutsche Wörter und Redensarten benommen worden. Wie Französisch Deutsch klingt das, wenn der Uebersetzer sagt: Durch einen Ueberfluß an Gründen erwiesen; das Frauenzimmer wird wider diese Meynung auffahren; einer Sache mit einem gesammleten Gemüthe nachdenken! Damit der Herr Uebersetzer auch was de suibus hinzu thun möchte, so hat er eine Vorrede von einer halben Octavseite dazu gemacht; worinnen er sich unter andern von dem Verfasser folgendermassen ganz sinnreich ausdrückt: Er habe das Herz gehabt, dem Frauenzimmer recht ans Herz zu greifen. O puer! ut sis vitalis, metuo.

[1]) S. die Anzeige des Originals oben S. 510.

Zu S. 176: Critische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit. Berlin, in der Haude und Spenerschen Buchhandlung, 1751. 4°.

10. Stück den 5. März. [1])

Dieses Werk [Walchs Geschichte der Catharina von Bora. Jena, 1751.] nuß allen denjenigen sehr angenehm sein, welche auch Kleinigkeiten und häusliche Umstände von großen Männern zu wissen begierig sind, weil diese auf ihren Charakter oft ein größeres Licht werfen, als alles das, was sie vor den Augen der Welt verrichtet haben. Luther gehöret in der That unter die großen Männer, man mag ihn auch auf einer Seite betrachten, auf welcher man will, und das Leben seiner Frau beschreiben, heißt, ihn auf derjenigen Seite bekannt machen, auf der ihn wenige kennen, und welche auch bei den größesten Helden gemeiniglich die schwächste ist. Wären alle die Beschuldigungen wahr, welche seine Feinde der Catharina von Bora machen, so müßte die Liebe über Luthern allzuviele und allzuschimpfliche Macht gehabt haben, wenn [2]) er das überlichste und gottloseste Weibsbild so zärtlich geliebet hätte, als er in der That seine Frau geliebet hat. Die Freunde seines Ruhms werden also dem Herrn Professor Walch nicht geringen Dank wissen, daß er das Andenken dieser wackern Ehegattin auf die gründlichste Art gerettet. Viel größern Dank aber sollte ihm Eusebius Engelhard wissen, daß er ihn durch seine gelehrte Widerlegung aus der Finsterniß, worinne er als ein niederträchtiger Verleumder zu bleiben verdiente, einigermaßen hervorgezogen hat.

Statt eines Auszuges, welcher, wenn er auch noch so weitläuftig wäre, dennoch wegen der Menge der Merkwürdigkeiten, die dieses Werk enthält, sehr unvollständig sein würde, wollen wir, mit Erlaubniß des Herrn Professors, über ein Paar Stellen eine kleine Anmerkung machen.

Die erste Stelle (auf der 18. Seite der Vorrede) betrifft das Ansehen des Varillas und Maimburg bei den Gliedern ihrer eigenen Kirche. Es ist wahr, beide sind Leute, welche wenig Glauben verdienen: ob sie aber von den Franzosen dafür gehalten werden, daran zweifeln wir. Wir wissen vielmehr, daß diese, wenn sie sie tadeln, nichts, als ihre kindische und närrische Schreibart, tadeln. Eine Stelle aus den Charaktern des Bruyere zeigt es deutlich; il faut, spricht er in dem Abschnitte von den Werken des Witzes, éviter le Style vain et puerile, de peur de ressembler à Dorilas et à Handbourg. Aus dem Schlüssel weiß man, daß er unter diesen versteckten Namen niemand anders, als den Varillas und Maimburg meine. Es scheinet uns also, daß sich auch des Herrn Muratori Urtheil nicht weiter erstrecke.

„Die andere Stelle betrifft die Herrschsucht der Catharina von Bora.

---

[1]) Nr. 201. Sonntags-Beilage Nr. 29 zur Vossischen Zeitung. 1879. „Lessing als Mitarbeiter an den" „Critischen Nachrichten auf das Jahr 1751." „Von B. A. Wagner." — In dem nachstehenden Abdrucke der ursprünglichen Recension sind die mit dem 8. Briefe von 1753 [L. III, 293 f. M. 299. H. VIII, 189] übereinstimmenden Worte durch den Druck hervorgehoben. (W.) — [2]) Im Briefe: wann. (W.)

Wir wollen nicht sagen, daß der Herr Professor sich hier in seiner Vertheidigung allzu eifrig bewiesen habe, weil man es gegen einen liebloſen Verdreher nicht leicht sein kann: wir wollen bloß das Zeugniß eines Mannes anführen, welches weniger verdächtig sein wird, als das Zeugniß seiner Feinde, wenn es anders so deutlich ist, als es uns scheinet. Dieses Zeugniß ist ein gewisses Epigramma des Henricus Stephanus, von welchem wir allezeit geglaubt haben, daß es auf Luthern und seine Frau gehe. Hier ist es:

De Cornelio.

Uxorem vocitat dominam Cornelius, illa
Increpat ut famulum, verberat ut famulum.
Obsignat sic verba sui Katharina mariti,
Nec vanum titulum quem gerit, esse docet:
Sed contra, ejus habent haec quantum verbera pondus,
Tantum verba sui pondus habere viri.

Hätte Stephanus nicht die Catharina von Bora im Sinne gehabt, so wüßten wir nicht, warum er gleichwohl diesen Namen gebraucht hätte, da er sonst durchgängig in seinen Sinnschriften Lateinische Namen und sonderlich die Namen des Martials braucht. Was uns aber am meisten in unserer Vermuthung bestärkt, ist der Schluß oder der Haupteinfall des Epigramma. So viel Nachdruck, spricht er, als die Schläge der Frau hatten, so viel Nachdruck hatten die Worte des Mannes. Im Lateinischen spielt er mit den Worten verba und verbera. Wer Luthers durchdringende Beredsamkeit kennt, wird leicht sehen, daß sich dieses auf niemanden besser, als auf ihn, deuten lasse. Wir glauben aber dennoch, wenn auch unsere Vermuthung wahr ist, daß Stephanus hier mehr, als an einem andern Orte, ein Poet sei, das ist, daß er die Herrschsucht der Catharine allzusehr übertrieben habe.

44. Stück den 29. Oktober. [1])

Leipzig.

Lustige Lebensgeschichte Gußmanns von Alfarache, andern zum Beispiele von ihm selbst beschrieben, und ihres besondern Inhalts wegen ins Deutsche übersetzt. Mit vielen Kupfern. Bei Carl Ludwig Jacobi 1751. in 8. I. Alphab. 6. Bogen.

Dieser Roman verdient es, daß wir seiner vor vielen andern gedenken. Wir wollen erst von dem Verfasser und alsdann von dem Werke selbst reden. Bei beiden werden einige kleine Anmerkungen zu machen sein, die vielleicht ihre Stelle bezahlen.

Der Verfasser ist Matheo Alemann. Es wird sich der Mühe verlohnen, zu sehen, was uns das Jöchersche Gelehrtenlexicon von ihm sagt: Matthäus Alemann, heißt es in der neuen Ausgabe, ein Spanier oder Italiäner, war geheimer Secretarius bey Philippo III. im Anfange des 17ten Seculi; legte sich auf die Humaniora, erwehlte aus Liebe zu den Studiis ein Privatleben, übersetzte den Horatium in die spanische Sprache, und gab das

[1]) Nr. 236. Sonntags-Beilage Nr. 34. zur Vossischen Zeitung. 1879. Berlin, 24. August. „Ein Aufsatz Lessings zur Gelehrtengeschichte. Von B. A. Wagner."

leben Antonii von Padua, Commentarios linguae castellanae und andere Schriften heraus. Ant. Si. Hier sind wenig- so viel Schnitzer als Zeilen.[1]) Wir wollen sie mit Erlaubniß des rrn. D. Jöchers anzeigen, welcher ein viel zu billiger Gelehrter ist, als daß r darüber ungehalten werden sollte. Die Quellen, woraus er geschöpft haben will, sind des Antonius spanische Bibliothek und des Sibers Schediasma von den berühmten Alemannen. Das letztere haben wir nicht bei der Hand, wir können also nicht entscheiden, ob ein Blinder einen blinden Führer gehabt hat; so viel aber können wir unwidersprechlich beweisen, daß er den Antonius unmöglich kann zu Rathe gezogen haben, sonst würde er vielleicht dessen Druckfehler abgeschrieben, nimmermehr aber solche unverantwortliche Fehler begangen haben. Die Wahrheit zu gestehen, so ist es nicht der einzige Artikel, wo wir das Gelehrtenlexicon überführen können, daß es sich solcher Wehrmänner[2]) ihmt, die es nimmermehr nachgeschlagen hat. Doch zur Sache.

Alemann, ein Italiäner oder Spanier. Diese Ungewißheit ist sehr wunderlich. Es ist wahr, daß man Italiäner dieses Namens hat, allein man hat auch Deutsche, welche so heißen. Warum hat man nicht auch gesetzt: oder ein Deutscher? Wenn man den Antonius nachgehätte, so würde man gefunden haben, daß er ihn Hispalensem nennt, und dieses ist er, wie er es selbst auf dem Titel seiner Werke bezeugt, wo r sich natural vezino de Sevilla nennt.

Geheimer Secretarius bey Philippo dem III. Antonius giebt ihm einen Theil des ministerii regiarum tractandarum rationum, und r selbst nennt sich blos criado del Rey Don Felipe III. Was man also mit Grund sagen kann, ist, daß er mit den Königl. Einnahmen zu thun gehabt, und wohl gar, wie wir muthmaßen, in Merico, wo er sich eine Zeitlang aufgehalten hat.

Ueberſetzte den Horatium in die ſpaniſche Sprache. Auch dieses ist falsch. Erstlich hat er niemals den Horatium, sondern nur einige Stücke desselben übersetzt; zweitens sind auch diese Stücke niemals gedruckt rden. Die spanische Bibliothek sagt: „Algunas Traduciones de Horacio in schedis msctis. vidisse se refert Thomas Tamajus.“

Schrieb commentarios linguae Castellanae: Dieser Umstand wird alsdann wahr werden, wenn man einen kleinen Tractat über die spanische Rechtschreibung einen Commentar über die spanische Sprache wird nennen können.

Und andre Schriften. Diese andere Schriften sind nicht mehr als noch eine einzige, und zwar die wichtigste; die gegenwärtige Lebensbeschreibung nämlich des Bettlers Guzmann de Alfarache. Ehe wir von diesem Werke ein paar Worte sagen, müssen wir bei Gelegenheit erinnern, daß die Unwissenheit der spanischen Sprache den Verfasser des Gelehrtenlexicons in recht lächerliche Fehler hat fallen lassen. Zum Exempel man weiß, daß die Spanier einen besondern Buchstaben ñ haben; und man weiß, wie er ausgesprochen wird. Ueberall aber hat Herr D. Jöcher dieses ñ vor ein ge-

---

[1]) Vgl. eine Stelle in den Literaturbriefen [VI, 8. M. 9. H. IX, 42]: „So viel Zeilen, so viel unverzeihliche Fehler.“ (W.) — [2]) Wehrmann (für Gewährsmann) ist ein Lieblingswort Lessings, das sich in seinen Schriften sehr häufig findet. (W.)

doppelt n angesehen und es ganz säuberlich in einen nn verwandeln lassen. Doch dies wäre vielleicht eine Kleinigkeit. Vor einigen Tagen fielen wir in dem Herumblättern auf eine Stelle, wo es von einem gewissen Schriftsteller heißt, er solle geschrieben haben Natural de la ciudad de Alteran en Alemania la baxa d. i. gebürtig aus der Stadt Alteran in den Niederlanden. Wer sieht nicht, daß hier auf die lächerlichste Art die Bezeichnung der Vaterstadt des Schriftstellers zu einem Werke desselben ist gemacht worden?

Doch auf das Buch zu kommen, welches uns zu dieser kleinen Ausschweifung Gelegenheit gegeben hat, so wird man wissen, daß es eigentlich eine Nachahmung des spanischen Romans Lazarillo de Tormes[1]) sei. Es ist aber vielleicht die einzige Nachahmung, welche ihr Original übertroffen hat. Sie fand in Spanien einen so allgemeinen Beifall, daß der erste Theil in sieben Jahren fünf und zwanzig mal mit Privilegiis gedruckt ward, ohne die Nachdrucke zu rechnen. Doch in Spanien nicht allein; sie ward fast in alle europäischen Sprachen übersetzt, und überall fand sie eben so viel Bewunderer als Leser. Besonders haben die Franzosen sie zu dreienmalen übersetzt. Die erste Uebersetzung ist von einem gewissen Chappuis und die zweite von einem Manne, den viele aus andern Werken, wenige aber als den Uebersetzer des Guzmann d'Alfarache kennen, von dem unglücklichen Dichter Chapelain. Die neueste französische Uebersetzung ist diejenige, nach welcher man die gegenwärtige deutsche verfertigt hat. Sie ist von dem Original nicht wenig unterschieden, weil ihr Verfertiger sie allzusehr nach dem französischen Geschmacke einzurichten gesucht hat. Uebrigens darf man nicht glauben, daß dieses die erste deutsche Uebersetzung ist; wir haben schon eine von Aegidio Albertino, von welcher wir aber nichts sagen können, als daß sie seinen anderen Uebersetzungen aus dem Spanischen, zum Exempel den Werken des Guevara, vollkommen gleich sieht.

Von dem Inhalten tragen wir Bedenken, etwas zu sagen. Wem wird es schwer werden zu errathen, was in der Lebensgeschichte eines Bettlers vorkommen kann? Man wird Alles darinne suchen, was darinne vorkommt, nur vielleicht die vortreffliche Moral nicht, welche die abwechselnden Scenen der niedrigsten Lebensart ebenso nützlich macht, als sie angenehm sind.

Die neue deutsche Uebersetzung begreift bis jetzo nur die ersten drei Bücher; daß der Rest ehestens folgen werde, daran ist kein Zweifel.

Zu S. 199: Des Herrn Voltaire kleinere historische Schriften.

Aus dem Französischen übersetzt. Rostock. 8°.[2])

Vorrede: Der Herr von Voltaire hat sich der Welt als einen allgemeinen Geist zeigen wollen. Nicht zufrieden, die ersten Lorbeern auf dem französischen Parnasse mit erlanget zu haben, ist er die Bahn eines Newtons gelaufen, so stark, versteht sich, als ein Dichter von seinem Fluge sie laufen

[1]) Lazarillo de Tormes war der erste spanische Roman im sogenannten Gusto Picaresco. (W.) — [2]) Nr. 180. Sonntags-Beilage Nr. 26. zur Vossischen Zeitung. 1879. Berlin, 29. Juni. „Lessing als Voltaire-Uebersetzer von B. A. Wagner."

kann; und durch die tiefsinnige Weltweisheit ermüdet, hat er sich durch die Geschichte mehr zu erholen, als zu beschäftigen geschienen.

Man kennt sein Leben Carls XII. Einige haben es für einen schönen Roman angesehen, welcher dem Curtius den Rang streitig mache. Alle Uebertreibung bey Seite, lasset uns gestehen, daß der Grund überall darinne wahr ist, nur daß der Herr von Voltaire überall die theatralische Verschönerung angebracht hat, die er nur zu wohl versteht, um die Zuschauer für einen Helden auf der Bühne einzunehmen.

Seine übrigen historischen Aufsätze sind unter uns weniger bekannt worden, und hätten es vielleicht mehr verdienet. Wir hoffen, daß es nicht unangenehm seyn wird, sie hier in einer Uebersetzung beysammen zu finden.

Er hat überall gesuchet, sich von dem gemeinen Haufen der Geschichtschreiber zu entfernen. Trockene Tagebücher, welche Kleinigkeiten und wichtige Vorfälle aufzeichnen, die das Gedächtniß füllen wollen, ohne den Geist zu erleuchten, und das Herz zu ordnen, die menschliche Handlungen beschreiben, ohne die Menschen können [1]) zu lehren, sind niemals nach seinem Geschmacke gewesen. Man sehe seine Betrachtungen über die Geschichte davon nach, die in dieser Sammlung den ersten Platz einnehmen.

Der Versuch über das Jahrhundert Ludwigs XIV.[2]) ist ein Plan, der Bewunderung verdiente, wenn er auch unausgeführet bliebe. Wenn wir nun dem Leser sagten, daß er es nicht geblieben ist? Noch ist zwar dieses wichtige Werk nicht öffentlich erschienen, es ist aber, wie wir gewiß wissen, fertig, und eine Frucht der ruhmvollen Ruhe, in welche der Verfasser durch einen Friedrich versetzet werden konnte.

Er hat fast immer in der großen Welt gelebet, und daher kommen ihm die unzähligen Anekdoten, die er überall einstreuet. Er scheint viele davon unter gewisse Titel gebracht zu haben, zum Exempel, der gedruckten Lügen, der Thorheiten auf beiden Theilen; daß man also mit Recht diese und dergleichen Aufsätze zu den historischen hat ziehen müssen.

Man hat keine Ordnung unter denselben beobachtet. Es wäre leicht gewesen, sie zu beobachten. Allein man muß nicht alles thun, was leicht ist, saget der Herr von Voltaire. Zum Nutzen des Lesers würde eine chronologische Ordnung nichts beygetragen haben, da er die Epochen solcher wichtigen Gegenstände, wie sie der Herr von Voltaire meistens gewählet, ohnedem wissen wird; zum Vergnügen auch nichts, denn das Vergnügen wächst durch das Regellose.

An verschiedenen Orten hätte der Uebersetzer Anmerkungen machen können; und wer weiß, ob man es ihm nicht übel nimmt, sie nicht gemacht zu haben? Er würde es wenigstens manchem geschworenen Anmerkungsschmierer nicht übel nehmen, wenn er seinem Exempel folgete.

Man wird einige Aufsätze hier antreffen, welche in der neuesten Ausgabe der Werke unsers Verfassers sich nicht befinden. Diese hat man hier und da zusammen gesucht.

---

[1]) Druckfehler für „kennen." (W.) — [2]) Die zweite und ausführlichste der von L. übersetzten historischen Schriften Voltaires (S. 17—116). (W.)

Der Herr von Voltaire besitzt nicht allein die Kunst, schön zu schreiben, sondern auch, wie Pope saget:

The last and greatest Art, the Art to blot.

Er ist unermüdet in Ausbesserung seiner Werke. Wir haben das Glück gehabt, eines der mit der Feder verbesserten Exemplare seiner Werke zu Rathe ziehen zu können, und wir können versichern, daß nichts wichtiges in diesen historischen Aufsätzen dazu gekommen, oder darinnen verändert worden ist, welches wir sollten übergangen haben.

Man empfiehlt sich und diese Arbeit dem Wohlwollen der Leser.

Berlin, 1751. L.

Druck von C. H. Schulze in Gräfenhainichen.

15/2 [illegible] 7/20

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02438 5166